This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

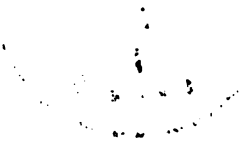
Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Die Dioskuren

17ter Jahrgang

1881

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Dioskuren.

Literarisches Jahrbuch

des

ersten allgemeinen Beamtenvereines der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Zehnter Jahrgang.

Wien, 1881.

In Commission der k. k. Hof- und Staatsdruckerei (Stadt, Singerstraße 26).

Selbstverlag des Vereines

Digitized by Google

DB1
D5
v.10
1851

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
Stacks
OCT 31 1978

Der Reinertrag

ist dem Fonde zur Errichtung einer höheren Töchterschule gewidmet.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Schwingenschlögl, Rudolph, Dr.: Die erste Dekade VII

Nordmann, Johannes: Unterwegs 1
Paoli, Betty: Gedichte 6
Ebner-Eschenbach, Marie von: Es wandelt Niemand ungestraft unter den Palmen. (Dramatisches Sprichwort) 12
Hamerling, Robert: Gedichte 19
Milow, Stephan: Gedichte 22
Anzengruber, Ludwig: Der „Sinnirer" 24
Meynert, Theodor: Gedichte 31
Saar, Ferdinand von: Drei Gedichte 34
Enderes, Aglaia von: „Führe uns nicht in Versuchung" 37
Cerri, Cajetan: Schatten im Freien 51
Traun, Julius von der: Miranda. (Aus den Jugendliedern) 54
Walden, Bruno: Die Kunst der Conversation. (Capriccio) 56
Hochwart, Bruno von: Zum fünfzigsten Geburtstage des Kaisers 62
Levitschnigg, Heinrich, Ritt. von: Gedichte. (Aus dessen Nachlasse mitgetheilt von Ludwig Foglar) 64
Wild, H.: Gold-Helene. (Märchen) 67
Bowitsch, Ludwig: Gedichte 96
Groß, Ferdinand: Miniatur-Bilder 98
Ilg, Albert, Dr.: Die Lehrmeister Fischer's von Erlach 101
Constant, W.: Aus vergilbten Blättern 108
Schmelkes, Gottfried: Gedichte. (Aus dessen Nachlasse mitgetheilt von Ludw. Aug. Frankl) 110
Vincenti, Carl von: Fellachische Genrebilder 113
Wickenburg, Albrecht, Graf: Gedichte 131
Leitner, K. G., Ritt. von: Gedichte 132
Meynert, Hermann: Kotzebue und das Burgtheater 136
Frankl, Lud. Aug.: An Moriz Rappaport 142
Samhaber, Eduard: Iphigenie am Meeresstrande 144
Blumenstok, Heinrich: Die Sommernacht. (Aus dem Polnischen des Sigmund Graf Krasiński) 145
Buschmann, Gotthard, Freiherr von (Eginhard): Krönungszug 177
Hausgirg, Therese von: Einem Geschiedenen 181
Dincklage, Emmy, Freiin von: Das Märchen von den beiden schönen Blumen 183
Ebert, Karl Egon, Ritt. von: Am Bergsee. (Idyllische Erzählung in fünf Gesängen) 194
Elze, Theodor: Bilder aus Venedig 220
Gernerth, F.: Uebertragungen aus dem Ungarischen:
Die zwei Papageien. (Nach Johann Garay) 234
Das arme Suschen. (Nach Mich. Csokonay) 235
Vom Ast, der bricht . . . (Volksthümlich) 236
Auf dem Kirchhof von Varsány. (Nach K. Lisznyai) 236
Zur Liedesfeier. (Nach Joh. Erdélyi) 237
Drombal. (Nach Joh. Erdélyi) 237

Digitized by Google

Seite

Neugebauer, Ladislaus: Auf dem Dorfe. (Aus dem Ungarischen des Paul Gyulai) 238
Christen, Ada: Die Liese 239
Wickenburg-Almásy, Wilhelmine, Gräfin: Der Eichenbaum 246
Fischer, L. B.: Gedichte nach dem Rumänischen:
Frage. (Nach G. Sion) 248
Der Thau. (Nach Matilda Cugler) 249
Die Ernte. (Nach B. Alexandri) 249
Marie'chen. (Nach D. Bolintineanu) 250
Kühne-Harkort, Henriette: Die Kunst der Liebenswürdigkeit 251
Mautner, Eduard: Gedichte 260
Leitenberger, Johanna: Božena. (Frei nach der böhmischen Sage) 262
Rudriaffsky, Eufemia von: Dunkle Gewalten 265
Friedmann, Alfred: Jesus am Brunnen 282
Emmer, Johannes: Zu spät 291
Knorr, Josephine, Baronin von: Gedichte 297
Zipper, Albert: Des Herzogs Wort 298
Winter, R.: Gedichte 300
Ratzenhofer, Wilhelm, Ritt. von: Gedichte 302
Grasberger, Hans: Tag und Nacht. (Parabolische Novelle) 303
Silberstein, August: Gedichte 340
Weiß, Albert: Aus „Przedówit." (Nach Sigmund Graf Krasiński) 342
Cerri, Cajetan: Am Ufer des Zeitstromes 344
Kaderávek, V.: In der Natur. (Aus dem Böhmischen des Vitězslav Halek) . . 351
Rollett, Hermann: Knirps der Große. (Märchen) 355
Schanz, Pauline: Christabend. (Nach dem Norwegischen des Henrik A. Wergeland) 374
Ganser, Anton: Das „Ding an sich." (Philosophische Skizze) 379
Pachler, Faust: Die Franzosen vor Sorrent 385
Mareck, Gabriele: Das Christkind 389
Zelau, Curt von: Die Soldatenbraut 397
Retland, Florus (J. Tandler): Von zehn zu zehn Jahren 399
Rappaport, Moriz: Gedichte 423
Najmájer, Marie von: Königin Herzleid 427
Proschko, Hermine: Erinnerungsblätter 428

Schwingenschlögl, Rudolph, Dr.: Repertorium der erschienenen zehn Jahrgänge (1872—1881) des vom Ersten allgemeinen Beamtenvereine der österr. ung. Monarchie herausgegebenen literarischen Jahrbuches „Die Dioskuren" 435

Digitized by Google

Vorwort.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die erste Dekade.

Mit vorliegendem Bande erhalten die Freunde der „Dioskuren“ den zehnten Jahrgang des vom Ersten allgemeinen Beamten-Vereine der österreichisch-ungarischen Monarchie herausgegebenen Jahrbuches. Die Vollendung des ersten Decenniums eines literarischen Unternehmens bietet aber wohl genügenden Anlaß, einen kurzen Rückblick auf dasselbe, auf seinen Eintritt in die Oeffentlichkeit und die bisherige Durchführung seines Programmes zu werfen.

Das Ziel, welches im Allgemeinen den Dioskuren gesteckt wurde, ist klar und präcis in dem Geleitsworte dargelegt, das an der Spitze des ersten Jahrganges (1872) steht. Es ist dort unter Anderem gesagt worden, daß „Oesterreich (worunter die gesammte Monarchie begriffen wurde) an Ansehen und Geltung zunächst gewinnen wird, wenn man es verstehen lernt, daß sich aber das Verständniß des Mosaiks der Völker-Individualitäten Oesterreich-Ungarns nicht auf der Oberfläche der politischen Erscheinungen erschließe. Es ruht vielmehr dieses Verständniß in dem innersten Wesen der einzelnen und national gesonderten Theile seines Culturlebens, das wieder zunächst in der Stammesliteratur seinen Ausdruck findet.“ Dafür auf heimischem Boden, und im Sinne der Heimat einen Mittelpunkt zu schaffen, war eine der Aufgaben, welche sich die Dioskuren gestellt. Eine zweite, hauptsächliche, ging dahin, ein wirkliches „Familienbuch“ zu gründen, um jene Elemente thunlichst zu fördern, welche eben die Atmosphäre des gebildeten und reinen Familienlebens bedeuten.

Frägt man nun, ob und in welcher Weise unser Jahrbuch seiner angedeuteten, allerdings nicht leicht zu erfüllenden Mission gerecht geworden — und ich stelle mir als Mitglied der Verwaltung des obenwähnten Vereines diese Frage — so muß man billigerweise, um darüber objectiv urtheilen zu können, zunächst all' die Schwierigkeiten gewissenhaft berücksichtigen, welche ein literarisches Unternehmen von der Tendenz der Dioskuren in kaum geahnter Fülle zu bewältigen hat. Können nun die Dioskuren zu ihren Gunsten schon auf die Thatsache des „zehnten Jahrganges“ hinweisen, so dürfte noch mehr eine intensivere Prüfung des Inhaltes der

Digitized by Google

erschienenen zehn Bände selbst rigorose Kritiker zu dem Ausspruche veranlassen, daß die Dioskuren thatsächlich ihre Aufgabe bisher bestens zu erfüllen bemüht waren.

Das Jahrbuch des Beamten-Vereines brachte vor Allem, wie schon in seinem achten Bande (Seite 457) bei Besprechung der Vereinsentwicklung in den Jahren 1873—1877 bemerkt wurde, nicht nur eine gewiß befriedigende Blumenlese noch ungedruckter, poetischer und prosaischer Arbeiten schon gefeierter Dichter und Schriftsteller, sondern es gab auch wiederholt mancher bisher unbekannt gebliebenen literarischen Kraft Gelegenheit, in weitere Kreise der Oeffentlichkeit zu treten. Es kann nicht in dem Rahmen dieses kurzen Rückblickes gelegen sein, bezüglich der einzelnen in den Dioskuren vertretenen Autoren nähere Details vorzuführen. In dieser Hinsicht müssen wir uns begnügen, auf das dem vorliegenden Jahrgange beigegebene, vom Unterzeichneten mit aller Gewissenhaftigkeit verfaßte, die erschienenen zehn Jahrgänge der Dioskuren umfassende Repertorium zu verweisen, welches in alphabetischer Reihenfolge die Namen der einzelnen Autoren, unter Beifügung ihrer Beiträge, verzeichnet. Dieses Repertorium constatirt die stattliche Zahl von 335 Autoren, — fürwahr eine Ziffer, wie sie kaum ein zweites ähnliches Unternehmen zu nennen vermag!

Die Dioskuren durften sich aber, ihrem Programme gemäß, nicht auf das Gebiet der deutschen Sprache allein beschränken, sondern sie machten die Leser auch mit der Literatur der nicht-deutschen Volksstämme Oesterreich-Ungarns durch Uebersetzungen aus den Werken nationaler Schriftsteller bekannt, und so finden sich in den erschienenen Bänden Beiträge aus Werken böhmischer, croatischer, italienischer, polnischer, rumänischer, ruthenischer, slovenischer und ungarischer Autoren. Außer diesen speciell im Völkerkreise unserer Monarchie vertretenen Sprachen weisen die Dioskuren, um selbst etwa weitergehende Anforderungen nicht unbefriedigt zu lassen, auch noch Uebersetzungen aus den Werken englischer, französischer, japanesischer, persischer, schwedischer, serbo-croatischer (herzegovinischer), spanischer und ukrainischer Poeten auf, so daß in den zehn Jahrgängen Beiträge aus der Literatur von sechzehn fremden Sprachen enthalten sind.

Dem Herausgeber der Dioskuren schwebte außerdem bei Gründung derselben nicht allein die Erwägung vor, daß dem Gedanken der Bildung und der Sache des Geistes zu gute komme, was von Bildung und Geist geboten wird, sondern es sollte im Hinblick auf die schönen, humanitären Ziele des Beamten-Vereines durch die Schaffung des Jahrbuches auch ein specieller edler Zweck erreicht werden.

Der Verein hat nämlich schon in den ersten Jahren seines Bestehens die Errichtung einer höheren Töchterschule für die Standesgenossen in sein Programm aufgenommen, und diesem Unternehmen ist auch der Ertrag der Dioskuren gewidmet worden. Das Reinerträgniß der ersten neun Jahrgänge der Dioskuren beziffert sich nun auf 3527 Gulden, und darf ein solches Resultat, insbesondere im Hinblick auf die Schwierigkeiten, unter welchen ein derartiges Werk sich einen großen stabilen Leserkreis erkämpfen muß, immerhin als ein befriedigendes bezeichnet werden. Hoffen wir, daß auch in dieser Beziehung der jährlich wachsende,

Digitized by Google

heute schon ansehnliche Freunde-Kreis der Dioskuren bald noch günstigere Folgen haben wird.

Vorstehende Mittheilungen dürften nun wohl in ihrer erfreulichen Bedeutung kaum wirksamer ergänzt werden können, als durch die Constatirung, daß dem Vereine aus Anlaß der Herausgabe seines Jahrbuches wiederholt auch von Allerhöchster Seite die ehrenvollsten Auszeichnungen zu Theil geworden sind. So wurden bisher die Dioskuren nicht nur von Ihren Majestäten und den Mitgliedern der Allerhöchsten Herrscherfamilie jährlich huldvollst unter gleichzeitiger Widmung namhafter und hochherziger Spenden für den oberwähnten Zweck entgegen genommen, sondern Seine Majestät der Kaiser geruhten auch, das Bestreben des Vereines, mittelst seines Jahrbuches zur Bildung und Veredlung beizutragen, durch die Verleihung der großen goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft speciell Allergnädigst anzuerkennen. Potentaten fremder Staaten erfreuten ferner den Verein anläßlich der Einsendung des Werkes gleichfalls mit äußerst ehrenden Schreiben, und Seine Majestät der Kaiser von Deutschland und König von Preußen zeichnete den Verein für die Ueberreichung des fünften, von Seiner Majestät dem Könige Oscar II. von Schweden mit einem Beitrage geschmückten Jahrganges besonders durch Verleihung der großen goldenen Königsmedaille aus. Der Beamten-Verein darf also in jeder Beziehung mit voller Befriedigung auf seine Dioskuren blicken, deren vorliegende zehn Bände übrigens unbestritten bereits der Culturgeschichte unseres Reiches angehören.

Als Mitglied der Verwaltung dieses Vereines obliegt mir jetzt noch die angenehme Pflicht, hiemit ein Wort des Dankes der Redaction der Dioskuren zu widmen. Sie, deren Mitglieder, ohne das geringste materielle Interesse, lediglich im Hinblicke auf die hohe nnd edle Aufgabe des literarischen Theiles der Gesammt-Action des Beamten-Vereines, seit zehn Jahren unermüdlich ihres schwierigen Amtes walten, darf ganz besonders mit berechtigtem Stolze auf die in Ehren vollendete erste Dekade dieser Publication zurückblicken.

Mit Vorstehendem schließt der flüchtige Rückblick auf das erste Decennium der Existenz des vom Beamten-Vereine herausgegebenen Jahrbuches, das vom zweiten Jahrgange angefangen von der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gedruckt, und namentlich in den letzten Jahren geradezu brillant ausgestattet wurde.

Die Redaction der Dioskuren glaubte aber gegenüber dem für sie immerhin bedeutsamen Erscheinen des zehnten Bandes den freundlichen Lesern eine besonders festliche Beigabe bieten zu sollen und war der Meinung, dieser Intention nicht besser entsprechen zu können, als wenn sie die Freunde des Jahrbuches eines Näheren mit jener Persönlichkeit bekannt mache, die an der Spitze der großen Association steht, welche die Dioskuren in die Arena der Literatur einführte, nämlich des Ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Digitized by Google

Diese Persönlichkeit ist der in den weitesten Kreisen verdienst- und ehrenvoll bekannte Präsident des Verwaltungsrathes dieses Vereines, der emeritirte Generalsecretär der k. k. a. priv. Kaiser Ferdinands-Nordbahn, Herr Carl Friedrich Fellmann Ritter von Norwill, mit dessen Bild der vorliegende zehnte Dioskuren-Band geschmückt wurde.

Der Lebenslauf dieses Ehrenmannes zeigt uns das edle Bild und nachahmungswürdige Beispiel eines durch eigene Kraft und eigenen Fleiß von bescheidenen Anfängen an ein hohes Ziel gelangten self-made-Mannes, und es wird daher die Schilderung dieses Lebens, welche ich hier über Ersuchen der geehrten Redaction des Jahrbuches vorführe, ohne Zweifel für jeden Freund der Arbeit, des fleißigen Schaffens und der gewissenhaften Pflichterfüllung von hohem Interesse sein.

Carl Friedrich Fellmann wurde am 22. Mai 1808 in dem kleinen, im Iglauer Kreise Mährens gelegenen Städtchen Teltsch als der einzige Sohn des in der dortigen k. k. priv. Feintuchfabrik des Großhändlers Ludwig Lang bediensteten Cassiers und Procuristen Ignaz Fellmann geboren, steht mithin heute im 73. Lebensjahre. Er absolvirte die unteren Schulen in Teltsch, legte die nach dem alten Studienplane bestandenen sechs Gymnasialclassen in Iglau zurück und kam im Alter von 16 Jahren nach Wien, um sich an dem polytechnischen Institute der Residenz in allen für den gewählten commerziellen Beruf nothwendigen Fächern auszubilden. Im October 1827, also schon im Alter von 19 Jahren, trat er als Correspondent und Buchhalter in die Wiener Niederlage des erwähnten Großhandlungshauses Ludwig Lang, woselbst er durch 9 Jahre und 5 Monate verblieb. Die während dieses Decenniums von ihm stets bewährte sachkundige Bewältigung der ihm übertragenen Arbeiten, sein immer mehr erweiterter und erprobter Sinn für große geschäftliche Actionen, seine makellose Rechtlichkeit und strenge Pflichterfüllung hatten zur Folge, daß selbst in weiteren Kreisen die Aufmerksamkeit auf ihn, als einen selten kundigen Geschäftsmann, gelenkt wurde. Es war daher nur die verdiente Anerkennung seiner vorzüglichen Qualification, als er im März 1836 in die Dienste der damals durch S. M. v. Rothschild gegründeten ersten österreichischen Locomotivbahn, der Wien-Bochnia'er, jetzigen Kaiser Ferdinands-Nordbahn, berufen wurde.

Er gehörte diesem Bahnunternehmen vom 4. März 1836 bis 1. Februar 1867, somit durch fast volle 31 Jahre im ununterbrochenen activen Dienste an, begann letzteren in der Eigenschaft eines Buchhaltungs-Adjuncten, avancirte im August 1840 zum Buchhalter, im Mai 1845 zum Oberbuchhalter und Vorstand des administrativen Revisionsamtes, sodann im Jänner 1856 zum Generalsecretärs-Stellvertreter, bis er endlich am 30. October 1864 zur damals höchsten Stelle in dem Beamtenkörper der erwähnten Bahn, nämlich zur Stelle des Generalsecretärs, berufen wurde.

Das rasche Emporsteigen auf der vorerwähnten Stufenleiter gibt am beredtesten Zeugniß für den seltenen hohen Werth Fellmann's; er bedurfte keines fürsprechenden, ihn den Vorgesetzten empfehlenden Gönners, er war sein eigener, und zwar bester Protector selbst. Fellmann kannte nichts als den Dienst; ihm widmete

Digitized by Google

er all' seine physische und geistige Kraft, für ihn setzte er, mit Aufopferung seiner Gesundheit, sein ganzes Ich ein.

So zögerte Fellmann keinen Augenblick, als im October 1848 in Folge der in der Residenz wüthenden Gräuel des Bürgerkrieges die Nordbahn den Sitz ihrer Verwaltung nach Olmütz verlegen mußte, sich freiwillig zur Leitung der gesammten Administration in Wien anzutragen und für den Schutz der kolossalen Werthe, welche auf dem Nordbahnhofe im gesellschaftlichen Eigenthume und in fremden, insbesondere ärarischen Gütern repräsentirt waren, bedacht zu sein. Seiner staunenswerthen Umsicht und der rastlosen Thätigkeit, welche er unausgesetzt, bei Tag und Nacht, damals selbst nicht ohne Lebensgefahr den Interessen Jener widmete, in deren Diensten er stand, wurde allein die Rettung von vielen Millionen verdankt. Während dieser ganzen aufreibenden Action dachte er fast kaum an sich selbst; ja die oft ganz sonderbare Ironie des Schicksals fügte es sogar, daß während derselben Zeit, als er all' seine Kraft für die Sicherung fremden Eigenthums einsetzte, ihm die eigene Wohnung, und zwar in der unmittelbaren Nähe des Nordbahnhofes, nämlich am Ende der alten Jägerzeile, erbrochen und ausgeplündert wurde!

Solchen hervorragenden Leistungen konnte der verdiente Lohn nicht fehlen. Die Direction der Nordbahn drückte Fellmann nicht nur wiederholt ihre vollste Anerkennung aus, sondern beehrte ihn, insbesondere aus Anlaß seiner vorgeschilderten Aufopferung, mit einem sehr warmen Dankschreiben und über ihre Anregung fand sich Seine Majestät der Kaiser veranlaßt, dem Oberbuchhalter Fellmann das goldene Verdienstkreuz zu verleihen, welchem Beweise Allerhöchster Huld im Jahre 1865 die Verleihung des hohen Ordens der eisernen Krone an den Generalsecretär Fellmann und im Jahre 1868 dessen Erhebung in den Ritterstand mit dem Prädikate „von Norwill" nachfolgte. Von Auszeichnungen auswärtiger Potentaten wurde ihm der preußische Rothe Adler- und der russische Annen-Orden, sowie von Seiner Heiligkeit dem Papste der Gregor-Orden verliehen.

Drei Decennien fortgesetzt sehr angestrengter und mitunter aufreibender Thätigkeit konnten aber nicht ohne störende Rückwirkung auf die Gesundheit Fellmann's bleiben. Es durfte somit nicht überraschen, daß die außerordentliche Anstrengung im Dienste schließlich mit einem Nervenleiden sich rächte, welches einen derartigen gefährlichen Verlauf nahm, daß sich die Aerzte vorläufig zu dem kategorischen Verbote jeder geschäftlichen Thätigkeit veranlaßt sahen. Mit schwerem Herzen mußte Fellmann, wollte er anders sein Leben erhalten, sich in das Unvermeidliche fügen und um die Enthebung von dem schwierigen, seine Kräfte zu sehr in Anspruch nehmenden Posten ansuchen. Die Bahndirection konnte in Anbetracht eines so zwingenden Motives nichts Anderes thun, als seiner Bitte willfahren; so wurde der Generalsecretär Fellmann am 1. Februar 1867, und zwar in Anerkennung der um das Unternehmen erworbenen vielen Verdienste mit seinen vollen Bezügen, in den ehrenvollen Ruhestand versetzt.

Ein gütiges Geschick verlieh aber nach Ablauf eines in vollster Ruhe verlebten Jahres dem Genesenden wieder neue Kraft, und wir sehen den einstigen

Digitized by Google

Generalsecretär der Nordbahn am 10. Juli 1868 durch die Wahl zum Präsidenten des Verwaltungsrathes des Ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie (welchem Administrationskörper er schon seit 18. Mai 1866 als Mitglied, und seit 26. Mai 1866 als Vicepräsident angehörte) an die Spitze der Verwaltung dieses großen humanitär-wirthschaftlichen Unternehmens berufen. Seit dem Jahre 1868 bekleidet Fellmann dieses wichtige Ehrenamt, das ihm jährlich mit der stereotypen Majorität von allen gegen Eine Stimme übertragen wurde.

Es muß einer hiezu mehr berufenen Feder vorbehalten bleiben, all' die großen Verdienste gebührend zu schildern, welche sich der Präsident Fellmann um den Beamten-Verein erworben. Ich kann nur mit vollster Ueberzeugung hier aussprechen, daß der Verein unter den vielen Tausenden seiner Mitglieder keinen besseren und aufrichtigeren Freund zählt, als seinen allgemein verehrten Präsidenten.

„Wer, gleich ihm, durch mehr als zwei Lustren mit vollster Hingebung all' seine Thätigkeit den wirthschaftlichen und humanitären Interessen seiner Standesgenossen gewidmet; wer, gleich ihm, ohne das geringste persönliche Interesse, mit bedeutenden Opfern an Zeit, Mühe und Gesundheit in dem großen Vereine des schweren Amtes seines obersten Leiters waltete; wer endlich, gleich ihm, nicht nur in ernster Stunde mit fester, sicherer Hand die Zügel zu führen wußte, sondern auch im Kampfe der Meinungen mit gütigem Sinne einzutreten verstand, stets nur das edle, hohe Ziel des gemeinsamen Unternehmens anstrebend, — der seltene Mann mit solch' hohen Verdiensten hat wahrlich, wie Keiner, Anspruch auf den wärmsten Dank aller Mitglieder unseres herrlichen Vereines! Die Blätter, welche in der Geschichte des letzteren einst sein Name schmücken wird, sie werden geschriebenen Lorbeerkränzen gleichen, denn sie werden unseren Epigonen erzählen, daß unter seiner Leitung der Beamten-Verein Oesterreich-Ungarns die im Beginne bescheiden gezogenen Grenzen seiner Thätigkeit immer mehr und mehr erweiterte und zu seiner heutigen, Achtung gebietenden Stellung gelangte, daß der Verein unter seiner Präsidentschaft von einer seitens Vieler kaum beachteten Institution zu einem Unternehmen von anerkannter, socialer Bedeutung sich erhob!"

Diese Worte, welche in der Begrüßungs-Adresse des Verwaltungsrathes an den Präsidenten aus Anlaß der Feier seines siebzigsten Geburtsfestes enthalten waren, charakterisiren am besten in großen Zügen die hohen Verdienste Fellmann's um den Beamten-Verein, und es muß die Stunde, in welcher Fellmann an die Spitze dieser großen Association trat, als eine glückliche für dieselbe bezeichnet werden. Der Verwaltungsrath gab auch den Gefühlen der Verehrung für seinen so verdienstvollen Präsidenten schon im Jahre 1873 dadurch äußeren, sichtbaren Ausdruck, daß er, als die Bureaux des Vereines in dessen eigenes Daheim verlegt wurden, im Sitzungssaale die von Mellnitzky's Meisterhand ausgeführte Marmorbüste Fellmann's zum Denkmal bleibender Erinnerung an Letzteren aufstellte.

Haben wir bisher Fellmann vorzüglich vom Standpunkte seines dienstlichen Wirkens, bezüglich seiner seltenen Aufopferung und strengen Pflichterfüllung kennen gelernt, haben wir in ihm geradezu das leuchtende Vorbild eines gewissen-

Digitized by Google

haften Beamten erblickt, so erübriget noch, ihn rücksichtlich seiner sonstigen socialen Eigenschaften etwas näher zu charakterisiren. In dieser Beziehung dürfte für die Beurtheilung seines ganzen Wesens nichts bezeichnender sein, als der Wahlspruch, welchen sich Fellmann bei seiner Nobilisirung gewählt, und welcher in den drei kurzen, aber bedeutungsvollen Worten: „Wahr und treu" enthalten ist. Wahrheit und Treue durchziehen wie ein rother Faden das Denken und Fühlen dieses Mannes, der, frei von jedem persönlichen Interesse, frei von Selbstüberschätzung, sich, nach so vielen Kriegsjahren pflichttreuer, schwerer Dienstleistung, ein warmes Herz für alles Gute und Schöne, und noch immer für die Ideale seiner Jugend einen frischen Sinn zu bewahren verstand, was er in Ausübung seines Ehrenamtes bei jeder Gelegenheit bekundet. Geradezu rührend und fortreißend ist aber die notorische Begeisterung Fellmann's für den Verein, seine mannhafte Vertretung aller Vereinsinteressen, sowie seine edle Uneigennützigkeit, in welcher Richtung der Verein ihm speciell großen Dank schuldet.

Und so, wie er einst als Generalsecretär der Nordbahn wohlwollend und human gegen seine Untergebenen war, finden heute die Vereinsbeamten in ihm stets einen warmen, aufrichtigen Gönner, und Keiner verläßt den Präsidenten ohne den gewünschten Rath, oder die Zusicherung des erbetenen Fürwortes.

Derjenige aber, welchem dieser Mann einmal seine Freundschaft geschenkt, besitzt in ihm einen aufrichtig theilnehmenden Kameraden, dessen Herz mit jedem Pulsschlage zum Freunde spricht: „Wahr und treu."

Ist es daher zu wundern, daß die Vereinsverwaltung, die Vorstände der Vereinsgruppen, eine große Anzahl von Mitgliedern und die Vereinsbeamten insgesammt ihrem Präsidenten aus Anlaß seines siebzigsten Geburtsfestes im Mai 1878 eine Ovation bereiteten, wie sie herzlicher und inniger, großartiger und solenner wohl selten bei ähnlichen Gelegenheiten stattgefunden hat?

Ich denke aber nun, daß so manche freundliche Leserin der vorliegenden biographischen Skizze längst zur berechtigten Frage sich gedrängt fühlt, wie es denn wohl gekommen sei, daß solch' ein Mann mit so hervorragenden Vorzügen an Geist und Gemüth, und in so glänzender socialer Stellung, seinen Weg einsam durchs Leben dahinwandelt, daß Fellmann sich nicht einen eigenen häuslichen Herd gegründet? Die Antwort hierauf ergibt sich theilweise von selbst durch Erwägung der dargestellten Verhältnisse. So lange Fellmann im vollen Wirken seiner dienstlichen Stellung bei der Nordbahn stand, kannte er, wie wir schon erzählt, nichts als seinen Beruf, sein schweres Amt. Diesem galt all sein Sinnen und Trachten, all seine physische und moralische Kraft, — da dachte er nicht an sich, vergaß sein Alleinsein und lebte nur seiner Pflicht. Und als er vom Schauplatze seines angestrengten Waltens abtrat, da war die goldene Jugendzeit vorbei, da waren die schönsten Mannesjahre entschwunden und er wagte es nicht mehr, für's Leben ein zweites Wesen an sich zu binden, dessen Ideale dann vielleicht unerfüllt bleiben konnten. Und doch hätte es gerade er, wie kein Zweiter, wagen dürfen, denn er erfreut sich im höheren Mannesalter noch einer seltenen Gefühlswärme, Körperfrische und Rüstigkeit. Wer ihn an seinem siebzigsten Geburtsfeste sah, konnte den blühend

Digitized by Google

aussehenden Jubilar, der lebhaften Blickes mit jugendlichem Feuer zur Versammlung sprach, mit voller Berechtigung wohl um Decennien jünger erklären.

Fellmann hatte aber seinerzeit schon überhaupt den festen Entschluß gefaßt, sich nicht zu verehelichen, und kam damit in kindlicher Pietät auch einem Wunsche seiner sterbenden, innig geliebten Mutter nach.

Indem ich noch mittheile, daß Fellmann's Mutter im Jahre 1841 im 56. Lebensjahre, und sein Vater, 78 Jahre alt, im Jahre 1843 starben, ende ich hiemit die Erzählung von dem Leben eines Mannes, der mit gerechtem Stolz auf die von ihm in Ehren zurückgelegten Jahre blicken darf, und dem Jeder, der ihn näher kennen lernte, aus vollem Herzen gewiß den Wunsch zuruft, daß ihm noch lange, ungetrübte Jahre beschieden sein mögen.

Was aber speciell Fellmann als Präsidenten des Beamten-Vereines betrifft, so glaube ich die Geschichte seines diesfälligen Wirkens nicht besser und würdiger schließen zu können, als indem ich hier jene begeisterten Worte wiederhole, welche der Vicepräsident des Verwaltungsrathes, Herr Ministerialrath Franz Schmidt von Babiérow, derzeit k. k. Landespräsident für Kärnten, am Schlusse seiner bei der mehrerwähnten Geburtstagsfeier gehaltenen und an manchen Stellen der vorliegenden Schilderung benützten Festrede sprach:

„Die alten Römer drückten den höchsten Grad ihrer Anerkennung von Bürgertugend in den kurzen Worten aus: „De re publica bene meritus!“ Auch wir, indem wir Fellmann's Wirken, seine Tugenden und Verdienste würdigen und uns vergegenwärtigen, dürfen ihm als den Allbegriff unserer Empfindungen und Gedanken zurufen:

„Er hat sich um den Verein hochverdient gemacht!“

„Indem ich dies ausrufe, sehe ich im Geiste die Genien, die vor siebzig Jahren den Bund um seine Wiege schlossen, die Genien der Selbsthilfe und Humanität, der Wahrheit und Treue mit hehrem Antlitze und zufriedener Miene ihren Liebling umschweben, sie reichen ihm den Kranz himmlischen Lohnes und flüstern ihm zu: „Du hast verdient, Du wirst nimmer vergessen!“ Nein, Fellmann's Wirken wird von uns und von Jenen, die nach uns kommen, im Vereine nicht vergessen! Nicht in den Büchern der Weltgeschichte, aber in der Chronik und im Ehrenbuche des Vereines bleibt sein Name eingetragen **„unvergeßlich für alle Zeiten!“**

Dr. Rudolph Schwingenschlögl.

Digitized by Google

Die Dioskuren.

Digitized by Google

Aus der Kräfte schön vereintem Streben
Hebt sich, wirkend erst, das wahre Leben.

Schiller.

Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird,
ist Bildung.

Goethe.

Digitized by Google

Unterwegs.

Von

Johannes Nordmann.

I.

Der Wanderzug, gefesselt an die Scholle,
Ist mein Verhängniß, das mich treibt und hält,
Wie ich dagegen sträube mich und grolle.

Ein Hänfling, der sich ab im Käfig quält
Am ersten Tage, da er eingefangen,
Verträgt die Haft, die er nicht selbst gewählt.

Das Futter zwingt das Hangen und Verlangen
Nach Freiheit, und sein schmetternd Lied ertönt,
Wie draußen eh', jetzt zwischen Gitterspangen.

Nie hab' ich mich an meine Haft gewöhnt,
Die, meine Schuld und nicht mir aufgezwungen,
Nun jeden Anlauf meiner Kraft verhöhnt.

In jungen Jahren hätt' ich abgerungen
Dem kecken Flügelschlag die freie Bahn;
Was früh versäumt, bleibt allezeit mißlungen.

So ist durch eigne Schuld verspielt, verthan,
Und hat ein Leben seinen Werth verloren,
Das abgelaufen traumhaft wie ein Wahn.

Trotz alledem hab' ich nicht abgeschworen
Der Lust am Dasein und dem Wanderzug,
Der frisch in mir erwacht wie neugeboren.

II.

Wer möchte klagen auch wie Jeremias,
Bereuen, was vorüber und vorbei?
Ich halt' es lieber mit dem weisen Bias.

Digitized by Google

Daß Einer ſtets bereit zum Wandern ſei,
Hat er ſein Um und Auf bei ſich zu tragen;
Noch lehrte er: Der Reiche iſt nicht frei.

Die Jugend bann' ich mir in alten Tagen,
Und Lügen ſtrafen ſoll das weiße Haar
Des Geiſtes Schwungkraft und ſein junges Wagen.

Die weite Welt, wie reich und wunderbar!
So lang' nur aus dem Winkel ſchnell den Stecken,
Erſchwinge Dir die Umſchau wie der Aar.

Den Morgen mußt Du aus den Federn wecken
Und auf der Wand'rung mit der Sonne ſein,
So lang ſich ihre ſchwarzen Schatten ſtrecken.

Was Du ergangen, iſt rechtſchaffen Dein,
Das Wandertheil darf Niemand Dir beſtreiten,
Bleibt unverkürzt durch Markſtein oder Rain.

Iſt Dein, ſo weit nur Deine Blicke gleiten,
Und manche Meile drüber noch hinaus,
Die Du an Einem Tage magſt erſchreiten.

III.

Mein Eigen iſt, was ich erſchaut im Wandern,
Wenn es, erkannt und abgeklärt im Geiſt,
Als Kleinod liegt gehütet vor den Andern.

Ihr habt Venedig, Rom, Florenz bereiſt,
Geſtanden gaffend vor der Kunſt Geſtalten,
Die euch das „rothe Buch" als Wunder preiſt.

Ihr wißt genau, was Mäcenaten zahlten
Für jedes Stück, und plaudert wie verzückt
Von Farbentönen und vom Wurf der Falten.

Es iſt mir überſchwänglich nie geglückt,
Nach eurer Art die echte Kunſt zu ehren;
Wer Roſen liebt, der läßt ſie unzerpflückt.

Die Schönheit welkt, wenn roh ſie das Begehren
Anfaßt als ein Gemeingut für den Kauf;
Sie iſt zu zart, den Angriff abzuwehren.

Nie habe ich wie ihr im Dauerlauf
Muſeen abgeraſt, doch lang geſtanden
Vor Einem Bild und blickte ſinnend auf.

Digitized by Google

Gekettet hab' ich es mit Geiſtesbanden
Als Eigenthum an mich, ob ſie es auch
Noch immer an der alten Stelle fanden.

IV.

Leg' an Dein Ohr die Muſchel, um zu lauſchen;
Wie klein ſie und gering, Du hörſt aus ihr
Des allgewalt'gen Meeres wildes Rauſchen.

Vergleichen möcht' ich mein Gedächtniß ſchier
Der Muſchel, das Erlebtes und Geſchautes
Wie zauberhaft bannt vor die Seele mir.

Ich ſitze ſinnend, ſchweigſam; plötzlich baut es
Geräuſchlos auf die Pracht und Herrlichkeit,
Kein Sterbenswörtlein wag' ich jetzt, kein lautes.

Ich könnte ſtören ſonſt, daß vor der Zeit
Das Märchen meiner Seligkeit verſchwände,
Das abgeſpielt ſich längſt, auf Jahre weit.

Ich falte wie ein frommes Kind die Hände,
Den Traum zu halten, der, zerfloſſen jetzt,
Mit gleichem Zauber ſich nicht wieder fände.

In Zeiten, die verrauſcht, ward ich verſetzt
Durch mein Gedächtniß, das mein beſter Segen
War allezeit und bleiben wird zuletzt.

Wie Ruth, die emſig auf den Ackerwegen
Nachleſe hielt, wird es für mich zurecht
Noch manche ährenſchwere Garbe legen.

V.

So oft ich von der Wand'rung heimgekommen,
War überreich mit Schätzen ich beſchwert,
Die ich von meinen Wegen mitgenommen.

Wenn Einer ſie zu ſchauen nun begehrt,
Er hätte nirgend nur die Spur gefunden;
Handſack und Börſe waren tief geleert.

Ich hielt zurück damit; zu guten Stunden
Erſt kramte ich mit meinen Schätzen aus:
Mit dem, was ich erlebt, geſeh'n, empfunden.

Digitized by Google

Nun füllte sich ein ganzes Waarenhaus
Und staute sich in allen seinen Räumen;
Herbei! und sucht das Schönste euch heraus.

Landschaft mit See, Gehöft und Blüthenbäumen,
Das Meer im Sturm, ein weltvergess'nes Thal,
Wo Gletscher starren, Kataraкte schäumen.

Vielleicht das Alpenglüh'n? Ihr habt die Wahl;
Nicht sparsam bin ich, wechsle mit den Bildern,
Und nicht so schnell erschöpft sich ihre Zahl.

Das Alles weiß getreu ich abzuschildern:
Das sind die Schätze, die ich heimgebracht,
Die nicht geartet sind, euch zu verwildern.

VI.

Zur Ausfahrt einer schönen Frau Begegnung,
Vielleicht auch eines lust'gen Kindes Gruß:
Nie braucht' ich eine bess're Wandersegnung.

Nur nicht Gefährten, die voll Zornverdruß
In ihrer Ecke wie Verdammte saßen,
Verderbend sich und Andern den Genuß.

Sie gleichen recht den Pfützen an den Straßen,
Die häßlich, wenn darauf die Sonne liegt,
Noch bleiben und allein für Kröten passen.

Die Landschaft, die an uns vorüberfliegt,
Sie spiegelt schöner sich in hellen Augen,
So lieblich, wie ein Tropfen Thau sich wiegt.

Nie wollten mir die Lustverderber taugen,
Die, gleich den Maulwurfshaufen hart am Ried,
Das Sonnenlicht in sich vernichtend saugen.

So oft zur Wand'rung ich von Lieben schied,
Vollbracht' ich dies, als ob's zum Freien ginge,
Und kehrte wieder heim mit Gruß und Lied.

Sie aber ziehen aus, am Hals die Schlinge:
Kein Wunder wär' es, wenn ein solcher Schelm
Als Opfer schon am nächsten Baume hinge.

VII.

Noch steckt die Wanderlust mir in den Beinen,
Nicht bring' ich los sie all' die Tage mehr,
Die mir als Rest beschеert, so will ich meinen.

Digitized by Google

Nie fiel Zeitlebens mir das Daſein ſchwer,
Weil leicht ich es gleichwie mit Vogelſchwingen
Hintrug, weil Licht und Luft nur mein Begehr.

Ich träumte auch, wie weit es Einer bringen
Wohl könnte mit der eitlen Pracht und Macht,
Und kam zum Schluß: Das Beſte bleibt das Singen.

Zum Abend neigt mein Daſein und die Nacht
Bricht bald herein; daß niemals mich gereute
Mein Lebensweg, hab' ſingend ich vollbracht.

Was Jahre ich getrieben, treib' ich heute;
Vergeblich wäre jetzt ein Wandel ſchon
Und machte mich nur zum Geſpött der Leute.

So will ich fürder in demſelben Ton,
Aus dem es angeſtimmt, mein Lied vollenden
Zur eig'nen Luſt und nicht für fremden Lohn.

Nicht hab' ich viele Kraft mehr zu verſchwenden,
Doch werde ich, geht es zur letzten Fahrt,
Noch dieſe freudig wie ein Mann beenden.

Wien, im November 1878.

Digitized by Google

Gedichte

von

Betty Paoli.

Fragment

aus einer größeren, noch unvollendeten Dichtung.

In Trümmer war die alte Welt gesunken!
Den Schwerpunkt missend, glitt sie todestrunken
Von Sturz zu Sturz durch schaurig öde Nacht.
Der Glaube, der sie stützend einst getragen,
Er war dahin, und mit ihm lag zerschlagen
Die ihm entspross'ne Fülle ihrer Macht.

Was konnte sie noch zeugen und gebären,
Der Götter, Freiheit, Vaterland Chimären,
Erfunden für der Thoren Wahnbedarf?
Sie, die von dunkeln Mächten Unterjochte,
Die Großes zu belächeln nur vermochte
Und alles Hohe zu den Todten warf?

Stets mehrten sich die finstern Unheilszeichen.
Den Mannesstolz sah blasser Furcht man weichen,
Die Bürgertugend käuflich feilem Sinn!
Klein wie die Seelen wurden ihre Ziele.
Des Pöbels Losungswort hieß: Brod und Spiele!
Der Mächt'gen Wahlspruch: Wollust und Gewinn!

Es lösten sich die heiligsten der Bande,
In Purpur ging, erhob'nen Haupts, die Schande,
Verödet stand des Hauses trauter Herd.
Wo einst im Schmucke der verdienten Ehren
Matronen saßen, thronten jetzt Hetären,
Geschmückt mit eines Fürstenthumes Werth.

Ein wüster Wahnsinn hielt die Welt umfangen;
Der Schminke Roth auf ihren fahlen Wangen,
Erhoffte sie Betäubung vom Genuß.
Umsonst! wohin sie ihren Schritt auch kehrte,
Der Ekel vor sich selbst blieb ihr Gefährte,
Als Schatten folgte ihr der Ueberdruß.

Digitized by Google

Kein Zauber war, der diesen Schatten bannte!
Und tief in ihrem Innersten entbrannte
Ein wildes Sehnen nach dem Untergang. —
Da, plötzlich, in so hoffnungslosem Trauern,
Vernahm sie eine Stimme, die mit Schauern
Des Schreckens und der Wonne sie durchdrang.

Ihr schwindelte! — Mit goldnem Licht umwob sich
Das Dunkel rings, ihr müder Blick erhob sich,
Ihr Fuß hielt inne auf dem Grabesgang!
Und sie begann dem Wunderwort zu lauschen,
Das durch der Stürme und der Wogen Rauschen
Aus fernem Ost bis hin zum Tiber klang.

Es sprach dies Wort den Herren und den Knechten
Vom Kampf und von dem Siege des Gerechten,
Von des Entsagens herber Seligkeit!
Von einer Liebe, die befreit, entzündet,
Und deren Strahl, da wo er trifft und zündet,
Zum Helden- und zum Märtyrthume weiht. —

Die Welt, von diesem Worte übermeistert,
Sie beugte sich, erst staunend, dann begeistert,
Dem sanften Joch, das es ihr auferlegt.
Genommen war der Fluch von ihrem Haupte!
Sie jauchzte, wie die unfruchtbar Geglaubte,
Wenn sich in ihr ein keimend Leben regt!

Dies neue Leben, das in ihr erwachte,
Mit tausend Werdetrieben sie durchfachte,
Es war der Liebe ungeahnte Kraft!
Durch ihre Adern floß der Strom der Weihe, —
Verjüngt, erneuert schritt sie, eine Freie,
Aus der Versumpftheit und der Selbstsucht Haft!

An verwaister Stätte.

Die Theuern, die sich hie
Ein Heim gegründet hatten,
Nicht länger wandeln sie
In dieser Bäume Schatten.

Sie schauen länger nicht
Den Segen dieser Fluren.
Ihr Aug' schloß sich dem Licht,
Verweht sind ihre Spuren!

Doch, ob geschieden auch,
Ich sehe ihre Schemen
Und mein' im Windeshauch
Ihr Wort noch zu vernehmen.

Denn Liebe, stark und frei,
Kennt kein Vergeh'n und Schwinden!
Sie weiß der Welten zwei
Untrennbar zu verbinden.

Digitized by Google

Nach italienischen Volkssprüchen.

(Aus der „Raccolta di proverbi toscani," pubblicata da Gino Capponi.)

Mach nur in deinem Feind erst Eifersucht entbrennen, —
Von selber wird er dann in sein Verderben rennen.

Was kargst und darbst du viel mit sorgenvoller Miene?
Das Geld hat keinen Zweck als den, daß es dir diene.

Kein Frühling ohne Vogelsang,
Kein Sonntag ohne Domine,
Kein Mädchen ohne Liebesdrang,
Ach, und kein Greis, der ohne Weh'.

Daß klug du bist, gern räum' ich Dir es ein,
Doch mich laß klug auf meine Weise sein.

Weß eine schöne Frau, ein edles Pferd,
Der ist mit Sorgen immerdar beschwert.

Die Stärke thut es nicht allein:
Du mußt so Fuchs wie Löwe sein.

Wer Andern wohlzuthun beflissen,
Ist reich, mag er's auch selbst nicht wissen.

Dein Herz hat sich von mir gekehrt?
Wer mich verschmäht, ist mein nicht werth.

Was Blutesbande! Wer mir Gutes thut,
Den acht' ich als von meinem Stamm und Blut.

Harke und Gartenscheer' ändern den Stamm nicht,
Den, der von Wolfesart, machst du zum Lamm nicht.

Mit Lehren der Moral wird nichts erledigt;
Ein reiner Wandel ist die beste Predigt.

Wie Manches, das du heiß begehrt,
Ward Dir zu deinem Fluch gewährt!

Mag Schlag um Schlag auf dich hernieder schauern:
Der Amboß wird den Hammer überdauern.

Willst du auf sicherm Pfade wallen
Hin zu dem Urquell reinen Lichts,
O dann verzeih den Andern allen,
Dir selbst jedoch verzeihe nichts!

Digitized by Google

Sagst du: „Ich thue, was ich eben kann,“
Dann bist du lang noch nicht der rechte Mann.

Von langer Dauer sind gar selten
Wehklagen, die Verstorb'nen gelten.

Dir wird, trotz aller Müh'n und Plagen,
Nichts Gutes, Großes je gelingen,
Kannst du es über's Herz nicht bringen,
Wenn's Noth thut, muthig Nein zu sagen.

Vom Traualtare tritt der Mann
Meist eine lange Bußfahrt an.

Sei auf der Huth! Dir lebt auf Erden
Kein Freund, der nicht Dein Feind kann werden.

Wer Unglück hat, der hoffe nicht
Dem Bann sich zu entreißen!
Das Veilchen, das er pflücket, sticht,
Das Schaf selbst wird ihn beißen.

Wie Bittres sonst der Mensch erfahre,
Die schwerste Last ist die der Jahre.

Verlangt dein Herz, von Zorn entbrannt,
Vergeltung in gerechter Sache,
Dann geh nicht selbst an's Werk der Rache, —
Vollstrecken wird sie Gottes Hand!

Geschlossen sei dein Mund, dein Auge offen, —
So magst Du glücklich durchzukommen hoffen.

Im Krieg und in der Liebe, wie beim Jagen,
Erkauft sich ein Genuß mit tausend Plagen.

Des Menschen Kern, unwandelbar
Bleibt er zu jeder Frist.
Wer nicht schon fromm als Türke war,
Der wird nicht fromm als Christ.

Digitized by Google

Es wandelt Niemand ungestraft unter den Palmen.

Dramatisches Sprichwort

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Personen:

Gräfin Julie.	Colonel Fleury.
Gräfin Leonore.	Ein Diener.

Ein halbrunder Gartensalon, reich geschmückt mit Gruppen von Blumen und exotischen Gewächsen. Rechts und links Etablissements aus Rohrgeflecht. Mittelwand aus Glas. Aussicht auf einen großen, wohlgepflegten Park. Alle Fenster und Thüren geschlossen, helle Mittagsbeleuchtung. Fleury in einem Lehnsessel, Cigarrette im Munde, ein Buch in der Hand. Er ist im Sommeranzug, ein Soldatenmützchen auf dem Kopfe, einen Paletot um die Schultern.

Fleury. Elendes Gewäsch! (Wirft das Buch auf den Tisch, streckt sich aus und bläst langsam eine Rauchwolke in die Luft.) Erzählt mir, wovon Ihr wollt, Ihr Poeten von heute, Ihr seid gescheidter als ich, und ich kann — das heißt: ich könnte Vieles von Euch lernen. Aber von Liebe schweigt, von der versteht Ihr so wenig, wie Eure Leser. Was Ihr dafür haltet und gebt ist Alles — Alles! nur nicht Liebe, nur nicht die Liebe, die wir kannten und die unsere Dichter besangen. Die versicherte sich nicht im Voraus ihres Lohnes, überlegte nicht erst lange, ob es vernünftig sei, die Vernunft zu verlieren. Auf gut Glück, kraft ihrer eigenen Stärke wuchs sie in die Wolken, nachdem sie freilich zuvor ihren Gegenstand unter die Sterne versetzt. Sie hoffte, so lange sie konnte, und konnte sie das endlich nicht mehr, nun denn! so glühte und blühte sie weiter — hoffnungslos. Hoffnungslos, aber nicht trostlos ... Sie trug ihren Lohn in sich, in ihrer eigenen Größe ... Unglücklich ist kein Sterblicher, dem der Glaube blieb an eine unsterbliche Empfindung in seiner Brust. (Er versinkt in Träumereien.)

(Julie kommt durch die Mittelthür, die offen stehen bleibt, hastig und aufgeregt, einen Brief in der Hand.)

Julie (leise). Fleury! (Lauter:) lieber Fleury! (Laut:) Colonel Fleury!

Fleury (springt auf, nimmt die Mütze ab.) Was befehlen Sie?

Julie. O Bester! fassen Sie sich, machen Sie sich gefaßt ...

Fleury. Worauf denn?

Julie. Auf die schönste Ueberraschung.

Digitized by Google

Fleury (lacht). Auf schöne Ueberraschungen, meine gnädigste Gräfin, bin ich immer gefaßt.

Julie. Auf diejenige nicht, die ich bringe! die ist zu schön, zu wunderbar ... Ich weiß wirklich nicht, wie ich sie Ihnen verkündigen soll ...

Fleury. Ist Gefahr dabei?

Julie. Für ein Wesen von Ihrer Gemüthsart — vielleicht.

Fleury. Um so besser! da stehe ich und biete ihr die Brust. (Er öffnet die Arme; der Paletot gleitet von seinen Schultern herab.) Aber erlauben Sie, daß ich vorher die Thür schließe. (Er thut es.) So, und nun heraus mit der Sprache!

Julie. Ohne Vorbereitung?

Fleury. Ohne die geringste.

Julie. Wohlan denn! — Leonore kommt.

Fleury (erbleicht, tritt einen Schritt zurück).

Julie. Und bald, vermuthlich schon ... (blickt ihn an, zögernd) schon morgen ... Aber mein Gott, Sie erschrecken mich — wie sehen Sie aus?

Fleury (hat krampfhaft die Lehne eines Sessels erfaßt, dieser knickt ein, er schiebt ihn zur Seite). Morgen? schon morgen? (Greift nach einem anderen Sessel.)

Julie (nimmt ihm denselben aus der Hand). Beruhigen Sie sich! ... Vielleicht auch erst übermorgen.

Fleury (noch immer ganz verwirrt). Nein ... sagen Sie ... Leonore ... sie weiß, daß ich hier bin und ...

Julie. Und kommt! ... Weiß, daß Sie hier sind, sie noch lieben und kommt!

Fleury. Weiß, daß ich — mein Gott ... und durch wen hat sie erfahren ...

Julie. Ich war so frei, es ihr zu schreiben; verzeihen Sie meine Indiscretion.

Fleury (küßt stürmisch Juliens Hand).

Julie. Ich schrieb: Am Tage Deiner Verheiratung hat er Europa verlassen. Er haßte und floh den Welttheil, in welchem Du als die Frau eines Anderen lebtest; er suchte in Afrika Vergessen oder den Tod.

Fleury. Und fand keines von beiden.

Julie. Dafür aber ein drittes, das ihm half die Sehnsucht nach den beiden überwinden — den Ruhm.

Fleury (ablehnend). O — o —

Julie. Den Ruhm eines Helden in hundert mörderischen Gefechten, eines Vorbilds seiner Officiere, eines Vaters seiner Soldaten.

Fleury. Aus welchen Zeitungen haben Sie diese Phrasen zusammengelesen?

Julie. Aus allen möglichen. Wenn Sie durchaus Nachricht darüber wünschen, wenden Sie sich an Leonore. Sie war's, die alle diese Journale und Revuen aus Frankreich kommen ließ.

Fleury (jubelnd). Und las? — und las? —

Julie. Jedes Wort — nämlich in den Berichten über Afrika.

Fleury. Sie beseligen mich.

Julie. Gelassen, lieber Freund! Hören Sie weiter. Er fand den Ruhm, schrieb ich also, und mit diesem eine Art von Glück, einen Wirkungskreis, und mit diesem eine Art von Heimat. Da plötzlich, zum Erstaunen Aller, die ihn für ewig zerfallen mit dem alten Europa hielten, wandelt den eisernen

Digitized by Google

Soldaten, den kühnen Löwenjäger, eine weichmüthige Regung des Heimweh's an. Eh' man sich dessen versieht, hat er Urlaub gefordert, erhalten und Alles verlassen, woran ihm das Herz gehangen zwanzig Jahre lang, seine Kameraden, seine Rosse, seine Waffen. Das Geheimniß dieses seltsamen Entschlusses kennt nur die Freundin, die ihm die Botschaft sandte: Worauf warten Sie noch? Leonore ist Witwe seit zwei Jahren . . .

Fleury. O Beste! das schrieben Sie ihr, und ihre Antwort darauf —

Julie (hält den Brief in die Höhe). Steht da —

Fleury (streckt die Hand nach dem Blatte aus. Die Thür rechts wird geöffnet. Leonore tritt ein).

Julie (auf sie deutend). Und dort —

Fleury (wendet sich rasch um). Leonore! (Er steht wie angewurzelt. Auch Leonore ist bewegt, faßt sich aber zuerst, geht auf ihn zu und reicht ihm die Hand).

Julie (hat sich indessen dem Ausgange genähert. Für sich). Ein rührender Anblick! — Mein Werk. Mög's gedeihen . . . wenn überhaupt etwas gedeihen kann bei dieser Temperatur. Uff! — man vergeht! (Ab, ohne die Thür zu schließen.)

Leonore. Nach zwanzig Jahren, lieber Freund!

Fleury. Leonore, Sie stehen vor mir so schön, so liebenswerth, wie ich Sie immer sah — immer! im Träumen und Wachen . . . Sie haben sich nicht verändert.

Leonore. Sie aber — wenn Sie sich verändert haben, so ist es nur zu Ihrem Vortheil.

Fleury. Dank für dieses gute Wort! Es beweist mir Ihre Blindheit und worauf dürfte ich überhaupt hoffen, wenn nicht auf Ihre Blindheit?

Leonore (für sich). O wie heiß ist es hier! (Laut.) Orientalische Ausdrucksweise, lieber Freund. Wir sind nicht daran gewöhnt — was soll ich antworten? . . .

Fleury (in ihrem Anblick verloren). Zwanzig Jahre? — Nicht zwanzig Wochen, denk' ich, wenn ich Sie ansehe . . . Ein Leben — wenn ich die Veränderung ermesse zwischen dem Tag, an dem ich Sie zum letzten Male sah und heute. Damals rang ich mit der Verzweiflung, heute bitte ich das Glück — tödte mich nicht. (Unterbricht sich plötzlich.) Entschuldigen Sie einen Augenblick! Unsere Freundin ist die vortrefflichste Frau von der Welt, aber sie hat eine üble Gewohnheit: Sie vergißt regelmäßig die Thüren zu schließen. (Geht nach dem Hintergrunde und schließt sorgfältig die Glasthür.)

Leonore (für sich). Um Gotteswillen, was thut er denn? Hält er mich für eine Orchidée? . . . Diese offene Thür war das Einzige, das mich bisher hinderte, zu ersticken. (Legt den Hut ab und setzt sich an den Tisch links in die Nähe des Fensters.)

Fleury (nimmt Platz auf einem Sessel. Nachdem er sie lange angesehen). Erinnern Sie sich noch unseres stummen Abschieds?

Leonore. Am vierundzwanzigsten Jänner . . .

Fleury. Um sieben Uhr Abends, in Gegenwart von ein paar hundert Zeugen.

Leonore. Es war eine bittere Stunde.

Fleury. Sie standen an der Seite Ihrer Mutter, umringt von Leuten, die Ihnen Glück wünschten. In Ihrer Nähe Ihr Vater mit einem jungen Manne, der mir ganz fremd war . . .

Leonore. Und mir — beinahe. Acht Tage vorher war ich in den Salon gerufen worden, hatte ihn dort gefunden und im Stillen über die Auszeichnung

Digitized by Google

gestaunt, mit der meine Eltern diesen Herrn behandelten, der mir so förmlich, so steif und — so unbedeutend erschien. Ich lachte, als man mir sagte: Sie haben Ihren Verlobten kennen gelernt.

Fleury (hat die Arme gekreuzt, starrt vor sich nieder). Und ich Unseliger, der sich damals in den schönsten Hoffnungen wiegte — sich zagend und schüchtern fragte: Wirst du geliebt? aber nur dieser Gewißheit bedurft hätte, Leonore, um Sie einer Welt abzuringen!

Leonore. Als Sie diese Gewißheit zu erlangen suchten, war's zu spät. Ich durfte sie Ihnen nicht mehr geben. — Es klang mir immer unbegreiflich, wenn ich von jungen Mädchen hörte, die sich dem Willen ihrer Eltern widersetzten. Die sechzehnjährigen Kinder, die das vermögen, haben — darauf schwör' ich — anders geartete Eltern, als die meinen waren, weniger gefürchtete — (sie verbessert sich) weniger verehrte.

Fleury. Das wußte ich, und so sehr ich litt — gegrollt habe ich Ihnen keinen Augenblick.

Leonore. Und ich, lieber Freund, dankte Ihnen im Herzen diesen Edelmuth . . . (Sie hat die Handschuhe ausgezogen, den Fächer ergriffen und fächelt sich).

Fleury. Angebetete . . . (rückt von ihr weg, knöpft den Rock zu)

Leonore. Ich dankte Ihnen auch — unter heißen Thränen — als ich erfuhr, daß Sie dem Drängen Ihrer Verwandten nachgegeben und sich entschlossen hatten . . .

Fleury (fällt ihr ins Wort). Theure! Verehrte! Wollen Sie mir eine Gnade erweisen?

Leonore. Welche denn?

Fleury. Schenken Sie mir Ihren Fächer.

Leonore (sieht ihn befremdet an). Da haben Sie ihn.

Fleury. Dank! den heißesten Dank! (Steckt den Fächer in seine Brusttasche.) — Sich entschlossen hatten, sagten Sie?

Leonore (fährt fort). In der afrikanischen Armee Dienste zu nehmen. Nicht nur sich selbst, auch mir erleichterten Sie durch diese scheinbar so grausame Trennung das Ertragen eines herben Schicksals, die Ergebung in . . . (bricht ab, fährt mit dem Taschentuche über das Gesicht).

Fleury. Was ist Ihnen?

Leonore. Heiß ist mir. Ich bin sehr empfindlich gegen Hitze . . . Das ist eine meiner schwachen Seiten . . . Oeffnen Sie ein paar Fenster.

Fleury (erschrocken). Ein paar? . . . Wie Sie befehlen. (Wirft den Paletot um, setzt die Mütze auf und öffnet einen Fensterflügel rechts.) Ja! das wollte ich. Wollte Ihnen den Gedanken an die Möglichkeit einer Begegnung ersparen, die Ihnen hätte peinlich sein müssen. Sie waren mir nichts schuldig, o gewiß nichts — aber Sie wußten doch, Sie wußten, nicht wahr? wie unsäglich, wie über alle Maßen Sie geliebt wurden.

Leonore. Und Sie, trotz allen Schweigens, trotz aller Mühe, die ich mir gab, zu verhehlen, was in mir vorging —

Fleury. An jenem unvergeßlichen Abend, an dem ich zugleich glückselig und elend war . . . in Einer Secunde erfuhr: Sie liebt dich, und — sie ist für dich verloren . . . Den Blick, den Sie damals auf mir ruhen ließen, während ich meinen Segenswunsch und mein Lebewohl stammelte — den nahm ich mit mir — der erhellte mir die Seele und stählte mir das Herz. Aus der Erinnerung

Digitized by Google

an ihn habe ich Lebensmuth geschöpft oder Todesverachtung — je nachdem, wie's eben nöthig war. Im Sandsturm der Wüste, im Lagerzelt, auf kurzer, der Erschöpfung gegönnter Rast, im Handgemenge, immer, immer sah ich ihn — (ausbrechend) wie jetzt, so klar, so trostreich, so himmlisch . . . (Will knieen.)

Leonore (erhebt sich, fächelt sich mit dem Taschentuch). Geduld, mein lieber, lieber Freund . . . wir sind ein paar alte Leute.

Fleury. Eben deßhalb haben wir zur Geduld keine Zeit mehr . . . Die meine ist zu Ende.

Leonore (öffnet ein Fenster links).

Fleury (eifrig). Und man darf ihr das nicht übel nehmen — nach zwanzig Jahren. Wovon nährte sie sich überhaupt so lange? Von dem Glauben, daß mein Opfer nicht umsonst gebracht worden, daß Ihr Dasein, Leonore, ein zufriedenes sei, und der Mann, den Ihre Eltern für Sie gewählt, des Loses . . . (er verwirrt sich, wirft unruhige Blicke nach den offenen Fenstern. Für sich). Saperlot — das zieht! (Laut:) Des beneidenswerthen Loses würdig, das ihm zu Theil geworden . . .

Leonore. Er war —

Fleury. Ein Ehrenmann, hört' ich.

Leonore. Mehr als das — ein Mann von Ehre und vollkommen wohlerzogen. Das ist viel.

Fleury (nimmt hastig die Mütze ab). Sehr viel, allerdings.

Leonore. In hochwichtigen Fragen wären vielleicht, vielleicht sag' ich, wir hatten nicht Gelegenheit, es zu erproben, unsere Ansichten, unsere Ueberzeugungen nicht ganz dieselben gewesen . . . Aber ich bitte Sie, wie oft kommt es denn überhaupt zur Entscheidung hochwichtiger Fragen?

Fleury (ist an das Fenster rechts getreten und hat es geschlossen). Freilich, wie oft? wenn überhaupt. Sie haben ganz recht. (Für sich.) Es zieht noch immer.

Leonore (für sich). Fürchterlich, fürchterlich, diese Hitze! (Laut.) Das Leben kann große Dinge bringen, aus kleinen jedoch besteht es, und in allen kleinen Dingen stimmte der Geschmack meines Mannes mit dem meinen überein.

Fleury. Und so waren Sie denn an seiner Seite —

Leonore. Nicht unglücklich, wenn auch nicht so glücklich, wie ich wohl hätte werden können, wenn ich nicht zuvor . . . (Sie stockt.)

Fleury (athemlos lauschend). Nicht zuvor? . . . Vollenden Sie!

Leonore. Jetzt darf ich es ja sagen, es ist kein Unrecht mehr. (Lächelnd) Es ist auch keine Gefahr mehr dabei — wenn ich nicht zuvor Sie kennen gelernt hätte, lieber Freund.

Fleury. Leonore! Sollte versäumtes Glück sich nicht einbringen lassen? . . . Mein Herz ist jung geblieben, ich schwöre Ihnen — (Will den Arm erheben, zuckt zusammen, leise:) Die verwünschte Schulter — da haben wir's! (Eilt zum Fenster links und schließt es. Etwas ungeduldig:) Sie werden schon entschuldigen, ich fürchte nichts auf Erden — die Zugluft ausgenommen.

Leonore. Uff! Uff! . . . Haben Sie denn hier welche verspürt?

Fleury. Ich nicht, aber diese meine Schulter.

Leonore (theilnehmend). Dieselbe, die von der Kugel des Si-Lala durchbohrt wurde?

Fleury. Ja wohl! ja wohl!

Leonore (mit Begeisterung). Im Gefechte gegen die Oulad-sidi-Cheik, unter den Palmen von Laghouat?

Digitized by Google

Fleury. Sie wissen davon?

Leonore. Und von Ihrer Großmuth gegen die gefangenen Feinde, und von Allem, was Ihnen zur Ehre gereicht . . . Sie sind ein Held, ein edler Mensch, ich achte, ich bewundere, ich . . . (hält inne).

Fleury. Weiter! weiter! noch Ein Wort — sprechen Sie es aus —

Leonore. Nun denn — ich bin Ihnen von ganzem Herzen gut, aber . . .

Fleury. Erbarmen Sie sich — kein aber —

Leonore. Aber ich fürchte, daß wir . . .

Fleury. Was? um Himmelswillen . . .

Leonore (sieht ihn an. Nach kurzem Besinnen). Beantworten Sie mir zuvor eine Frage. Könnten Sie es lange aushalten in einer Atmosphäre wie diese?

Fleury. Warum nicht? Wenn Fenster und Thüren geschlossen bleiben und die Sonne ordentlich auf die Glaswand scheint.

Leonore. Sie sind einzig! . . . Ich finde diese Atmosphäre gräßlich!

Fleury. Gräßlich?

Leonore. Straußeneier würden hier ausgebrütet.

Fleury (gutmüthig). O nein, dazu fehlt noch viel.

Leonore. Wirklich? (Gereizt:) Sie waren in Afrika an eine ganz andere gewöhnt.

Fleury. Ja wohl. Die dortige wurde sogar mir manchmal etwas unbequem.

Leonore. Das klingt unglaublich, und wenn Sie es nicht sagten . . .

Fleury. Allerdings gehörte etwas dazu, bis es so weit kam.

Leonore (immer gereizter). Und was, zum Beispiele?

Fleury. Was? Nun jedenfalls mehr als ein Marsch von sechs Stunden im Sonnenbrand der Wüste durch den glühenden Sand. Soldaten, in der Sahara alt geworden, fielen schweigend hin, hatten keinen Laut mehr in der vertrockneten Kehle . . .

Leonore. Und Sie?

Fleury. Und ich befand mich wohl! ließ mich durchdringen von der edlen Himmelsgluth, lebte auf in diesem Lichte, diesem grenzenlosen, das kein Schatten unterbricht, den der langsam schreitenden Dromedare und Rosse ausgenommen. Herrlich! . . . Die afrikanische Hitze, man fühlt sie nicht nur, man hört sie, sie hat eine Stimme, ein tönendes, leises Klingen . . .

Leonore. Genug — ich bitte Sie . . . genug. Erzählen Sie mir das im Winter.

Fleury (seufzend.) Ach Gott ja! — hier gibt's einen Winter.

Leonore. Und dieses Jahr einen strengen, behaupten die Wetterpropheten. Sie sind hiermit feierlich geladen, nach meinem Schneefeld.

Fleury. Schneefeld? — so heißt Ihr Besitz?

Leonore. Mit gutem Recht, dafür bürg' ich Ihnen.

Fleury (steckt die Hände in die Taschen. Schauernd). Brr!

Leonore. Dort, lieber Freund, im großen, gegen Norden gelegenen Saal . . .

Fleury. Sie haben in Schneefeld einen großen, gegen Norden gelegenen Saal?

Leonore. In dem ich meine Nachmittage zubringe, und in dem „sogar mir" die heitere Frische der Temperatur manchmal etwas „unbequem" wird.

Digitized by Google

Fleury. Wie viel Grade, wenn ich bitten darf?

Leonore. Zehn Réaumur, vorausgesetzt, daß im Kamine ein halber Stoß Eichenholz in Flammen steht.

Fleury. Und dort bringen Sie Ihre Nachmittage zu? . . . (rasch) Empfangen dort vielleicht Ihre Gäste?

Leonore. So thu' ich. Der Ausblick aus den fünf Fenstern . . .

Fleury. Gegen Norden?

Leonore. Gegen Norden ist ein herrlicher. Ein Kranz von Gletschern rings umher, und das weite Thal ein Meer von Schnee . . . Dort, lieber Freund — dort sprechen wir weiter von Afrika. Jetzt . . . entschuldigen Sie mich (Will fort.)

Fleury (in Verzweiflung). Dort — dort — und dort können Sie leben?

Leonore. Dort ja, während ich hier zu Grunde gehe, unfehlbar und — bald. Adieu!

Fleury. Bleiben Sie! (Vertritt ihr den Weg.) Suchen Sie sich zu gewöhnen — allmälig . . .

Leonore. Ebenso gut könnt' ich mich allmälig daran gewöhnen, vom Schlag gerührt zu werden.

Fleury. Das verhüte Gott!

Leonore. Verhüten vor allem Sie's, und lassen Sie mich fort.

Fleury (öffnet die Thür). Zu Befehl.

Leonore (tritt auf die Schwelle, fächelt sich mit dem Tuche, während Fleury sich immer weiter von ihr entfernt). Wenn schon die Rede davon ist, in alten Tagen eine neue Gewohnheit anzunehmen, so käme ein solches Heldenstück doch eher dem Manne zu, dem Soldaten, Ihnen eher als mir, (scharf) um so mehr als Ihr Geschmack ein besonderer, der meine der aller Welt ist — in Europa nämlich. Gewöhnen Sie sich, gewöhnen Sie sich, lieber Freund, an eine Atmosphäre, die in Europa allgemein üblich ist.

Fleury. Nicht allgemein. Es gibt auch in Europa heiße Länder, und man sagt, daß sie bewohnt sind.

Leonore (sehr aufgeregt). Von Leuten, die ich nur anstaunen kann, mit denen ich aber nie etwas zu thun haben will. Auf Wiedersehen, lieber Fleury. — Suchen Sie mich auf, wenn Ihnen an meiner Gesellschaft gelegen ist. Adieu! . . . Adieu heißt auf Wiedersehen. (Athmet tief auf und eilt hinweg). Ach, Luft! Luft!

Fleury (blickt ihr eine Weile nach und schließt dann die Thür. Er streckt sich wieder in seinem Lehnsessel aus, zieht die Decke vom Tisch, und breitet sie über seine Füße, entzündet eine Cigarrette und bläst langsam große Rauchwolken von sich). — — Charmante Frau! . . . Und wie jung sie geblieben ist, wie schön! Ganz so schön, wie ich sie in meinen Träumen sah. Charmante Frau, liebenswürdiges Geschöpf — ein Engel! . . . Macht sich aus der Zugluft so wenig wie diese ätherischen Wesen. — Steht zwischen Thür und Angel im Wirbelwind und seufzt: Luft! Luft! . . . Ihr wäre am wohlsten, wenn sie die Flügel ausbreiten, sich in kühle Höhen schwingen könnte . . . Sie schwinge sich! sie spiele mit dem Zephir, gaukle mit dem säuselnden West, kämpfe mit dem brausenden Nord — ich hindere sie nicht! ich will sie bewundern — aber aus der Ferne. Beim Turban des Propheten — aus der Ferne!

Julie (kommt). Heil Ihnen, lieber Fleury! abermals eine gute Nachricht.

Fleury. Hochwillkommen, meine verehrteste Gräfin. Verzeihen Sie gnädigst, daß ich nicht aufstehe, ich bin durch und durch erkältet.

Digitized by Google

Julie (sieht ihn mit Erstaunen an). Sonderbar — Sie sind erkältet, und Leonore ... Gleichviel ... Meinen Glückwunsch denn! der alte Zauber hat seine Macht nicht verloren, sie ist Ihnen noch gewogen.

Fleury. Ja ja, sie hat es mir selbst gesagt.

Julie. Und Sie wiederholen es mit solcher — Fassung?

Fleury — Zehn Grade Réaumur, meine gnädigste Gräfin! (Springt auf.) Zehn Grade Réaumur!

Julie. Ich verstehe gar nichts — was heißt das?

Fleury. Es heißt, daß ich sie liebe, sie anbete, so innig, so glühend, so treu wie je, nur — noch uneigennütziger.

Julie. Das ist so edel, daß es beinahe lächerlich ist. Uneigennützig! Sie bilden sich ein, zu lieben, verliebt zu sein, und sprechen von Uneigennützigkeit?

Fleury. Unverbesserlicher Idealist. Ja, ja.

Julie (zuckt die Achseln). Versäumen Sie nicht muthwillig den günstigen Augenblick. Gehen Sie zu ihr und — auf meine Verantwortung — bringen Sie Ihre Werbung an.

Fleury. Sie meinen wirklich? —

Julie. Ich meine wirklich. Gehen Sie zu ihr. Leonore erwartet Sie, ich will Ihnen das verrathen — in der Grotte.

Fleury (mit Entrüstung). Wo?

Julie. In der Grotte.

Fleury. Mich wundert, wenn sie mich nicht unter dem Wasserfall in der Grotte erwartet. Nein, nein! dahin gehe ich nicht!

Julie. Und sie will nicht hierher kommen.

Fleury. O man lasse sie gewähren!

Julie. Was seid Ihr für kindische Leute? ... Was habt Ihr? was hat es zwischen Euch gegeben? — Einen Streit? eine Wette? Sprechen Sie, Fleury, erklären Sie mir ...

Fleury (eifrig). Erklären Sie sich selbst, warum ein Vogel nicht im Wasser, ein Fisch nicht in der Luft, ein afrikanischer Soldat nicht in Schneefeld leben kann!

Julie (lacht). Temperaturs-Frage!

Fleury. Lebensfrage! Alpha und Omega einer behaglichen Existenz. Ich liebe einen Engel, ich werde von einem Engel geliebt — was nützt mir das? — ich kann es in seiner Nähe nicht aushalten!

Julie. Und er nicht in der Ihren? (Sie lacht). Zum Glück scheint es doch nicht so schlimm zu sein, denn sehen Sie nur, da kommt der Engel, kommt, obwohl er es hier nicht aushalten kann. O wir Frauen, wir sind doch die besseren!

Leonore (eintretend, reisefertig). Schon wieder da, lieber Fleury; habe mich erfrischt, habe mich besonnen.

Fleury (etwas betroffen). So — so — besonnen?

Julie. Bravo! Bravo!

Leonore. Sollte ich vorhin eine Aeußerung gethan haben, die Sie verletzte, hier bin ich, um Abbitte zu thun.

Fleury. Abbitte? Sie mir? Wie kämen Sie dazu? Sie haben nie aufgehört, anbetungswürdig zu sein, aber ich ...

Leonore. Kein Wort der Selbstanklage — ich protestire! (Läßt ihn nicht zu Worte kommen.) Nein, nein, ich nehm' es persönlich, Sie beleidigen mich! ...

Digitized by Google

(geht auf ihn zu und reicht ihm beide Hände, die er abwechselnd küßt). Es war mir ein Glück, lieber Freund, Sie wiederzufinden, so unverändert, so ganz und gar dem edlen Bilde gleichend, das ich im Herzen getragen habe und ewig tragen werde!

Fleury. Sie sagen, was ich fühle. — Ewig! Ewig!

Julie. O meine Theuren! ich gebe Euch meinen Segen!

Fleury. Segen — wozu?

Leonore. Wir scheiden zwar nicht, aber leider — wir müssen uns meiden.

Fleury. So ist es.

Ein Diener (meldend). Der Wagen der Frau Gräfin. (Ab.)

Julie. Dein Wagen? Was soll das heißen?

Leonore. Daß ich fortfahren werde . . .

Fleury. Ich! ich werde fortfahren, Sie anzubeten wie bisher . . .

Julie. Aus der Ferne? . . . Ihr trennt Euch?

Leonore. Nur scheinbar. (Für sich): Mein Gott, ich fange schon wieder an zu ersticken.

Fleury. Nur für die kurze Dauer dieses Erdenlebens.

Leonore. Eine Spanne Zeit. Drüben, lieber Freund —

Fleury. In einer anderen Welt —

Leonore (für sich). Einer kühleren hoff' ich — (laut) dort sehen wir uns wieder.

Julie. Hier aber, hier? Ihr vergeßt die Erde.

Leonore (nimmt den Arm, den Fleury ihr bietet). Wir haben den Himmel.

Fleury. Den Himmel unserer Träume, unserer Erinnerungen.

Julie. Ihr vergeßt die Gegenwart.

Fleury. Ewige Liebe, Freundin, ist ewige Gegenwart.

Leonore (wendet sich auf der Schwelle). Und ihr Dort ist immer hier! (Ab mit Fleury.)

Julie (allein). Leonore — Fleury — es ist unmöglich . . . (eilt zur Thür und blickt ihnen nach). Er hebt sie in den Wagen — ein Händedruck — ein letzter Gruß — ein allerletzter! . . . Sie fährt davon . . . Ich kann nicht glauben, was ich glauben muß. (Zu dem eintretenden Fleury:) Sie ist fort, Fleury!

Fleury. Läßt sich Ihnen noch vielmals empfehlen.

Julie (starrt ihn an). Und Sie — so ruhig — so heiter . . . Sie folgen ihr wohl?

Fleury (schließt die Thür). Mit allen meinen Gedanken.

Julie. Gedanken?! Großer Gott, dieser Mann ist in Afrika erfroren!

Fleury. Mir scheint, Sie haben Recht. (Reibt sich die Hände.) Was wollen Sie, liebe Freundin? Es wandelt Niemand ungestraft unter den Palmen.

Digitized by Google

Gedichte

von

Robert Hamerling.

Die Brüder.

An eines Kranken Bette saß der Schlaf
Und schaut' ihn höhnisch an im Dämmerschein
Der öden Nacht und sprach: „Voraus Dir sag' ich's,
Du lockst mich diese Nacht nicht auf Dein Lager,
So wenig als die vorige; wie jetzt
Du mich da sitzen siehst am Bettesrand,
Spröd', unerbittlich, wirst Du mich noch seh'n
Sobald der Morgen graut und durch die Fenster
Der erste Strahl des neuen Tages zittert.
Versuch' es wie Du magst: ob Du auch seufzend,
Von einer Dich zur andern Seite wendend,
Die müden Augen immer wieder schließest
In wacher Qual, mich heimlich flehend rufst
An Deine Brust — hier sitz' ich, trotze Dir!
Horch! zehn Uhr schlägt es erst vom Thurm; Du wirst
Die eilfte schlagen hören und die zwölfte
Und jede Stunde so der langen Nacht,
Und wirst aufhorchend alle Schläge zählen,
Und still verzweifelnd fluchen jedem Schlag.
Millionen bin ich hold, ein trauter Freund,
Doch grausam kann ich sein sobald ich will,
Just wie ein schönes Weib." —
So spricht der Schlaf,
Und wächst empor zum Dämon, spöttisch grinsend,
Am Bettesrand. Da schlug es Mitternacht
Und es begann zu sausen vor dem Fenster,
Zu klappern wie von einem Knochenreigen —
War's doch die Geisterstund'. Die Todten stiegen
Aus ihren Gräbern tanzend. Plötzlich schaute
Ein Engel durch das Fenster stumm herein.
Bleich war, sehr bleich, doch sanft, unendlich sanft

Digitized by Google

Sein Antlitz. Diesen schauend, fuhr der Schlaf
Vom Stuhle grollend auf und schlich sich weg;
An seiner statt nahm Platz der Milde, Bleiche.
„Wer bist Du?“ sprach der Kranke zu dem Gast.
Und dieser drauf: „Des Schlafes Bruder bin ich,
Des spröden, unerbittlichen, der sich
Nicht zwingen läßt. Mich findet Jeder willig,
Wenn er mich sucht mit ernstlichem Entschluß,
Und tausend Mittel gibt's, mich zu beschwören.
Viel sich'rer als des Schlummers Säfte wirken
Die dunklen Todessäfte der Natur.
Zum Schlummer führt oft erst ein langer Weg,
Der Weg jedoch zur Unterwelt ist leicht
Und es genügt ein kurzer, fester Schritt.
Einschlummern für ein Stündchen ist oft schwer,
Unmöglich, unerzwinglich — sterben aber
Ein Kinderspiel. — Willst Du an's Herz mir sinken?

Festgruß

zur Grazer Landes-Ausstellung 1880.

Schönheit ist viel und sie kredenzt den Becher
Der Lust in holdem Reiz, in süßer Frische,
Und Balsam ist's für jedes kranke Herz,
Zu seh'n die zarte Maid mit blüh'nden Wangen
Am Bachesrande schweifen, sie zu seh'n
Auf buntgestickter Wiese Blumen pflücken
Und Kränze winden und nach Faltern haschen!
Da hascht man sie auch selbst wie einen Falter
Und faßt sie schmeichelnd, neckend wohl am Kinn,
Und kos'te gern mit ihr.
Doch sieht man dann
Dasselbe reizend-schöne Kind, beschäftigt
Mit ernstem Thun, in schlichtem, züchtigem
Gewand, am Herde steh'n, sieht man sie spinnen
Und weben und mit Feenhänden schaffen
Viel Schönstes zu Bedarf und holder Zier —
Da staunt man froh, da liebt man sie nicht bloß,
Da ehrt man sie mit frommer Scheu, und preis't
Das Haus, in dem sie waltet.
So nun zeigt
Der Schönsten eine in dem Schwesternreigen
Alt-Austria's, die blüh'nde Styria,
Die reizberühmte, heitre, sangesfrohe,
Leichtblütige, von Grazien und Musen
Gesegnete, die der Erfrischung Becher

Digitized by Google

Viel Tausenden kredenzt so Jahr für Jahr
Im frischen Odem ihrer Höh'n, im Grün
Dem aug-erfrischenden, der Au'n, im Würzeduft
Der Wälder, die als lächelnde Najade
Am Born heilkräft'ger Wunderwasser sitzend,
Den Edelweiß- und Alpenrosenkranz
Um ihre Stirne schlingt — in diesen Tagen
Zeigt sie, die Holde, sich in ernster'm Schmuck,
Zeigt sie im Schmuck der Werke ihrer Hände
Und ihres Fleißes sich und ihrer Kunst,
Und spricht: Ihr irrt, wenn Ihr vermeint, ich sei
Nur eine schöne Müssiggängerin,
Leichtlebig träumend unter Blütenbäumen!
Thatkräftig bin ich, strebsam, schaffensfreudig!
Ihr müßt mich nicht bloß lieben, nein, auch ehren!
Nicht bloß an Blüten, reich an Frucht auch bin ich,
Wie meine Gärten, bin zum Werke rasch
Wie meine Ströme, und in meinem Blut
Rollt wohl auch manch' ein stählendes Atom
Vom Eisen meiner Berge. Aufgebaut
Hab' ich vor Nachbar- und vor Schwesterlanden
Ein Tempelhaus der werkesfrohen Göttin,
Und ernsten Dranges, regsam, nimmer müd,
Hab' ich des Schönen, Tüchtigen, Gedieg'nen,
Unzählbar Vieles rings um mich versammelt.
Eröffnet sind die Hallen — kommt und schaut!

Digitized by Google

Gedichte

von

Stephan Milow.

Frühlingssymphonie.

Verstehst Du schon den Lenz,
Wenn Du, umwebt von der Sonne,
Gelullt vom säuselnden West,
Ins Knospen und Grünen schaust
Und leuchtenden Auges
Die erste Blüthe entdeckst,
Ein holdes, entzückendes Wunder?
Oder freudig betroffen
Erlauschest den ersten Gesang
Des liebentzündeten Vogels,
Der süß und schmelzend
Sein Glück verkündet?

O lausche nur recht hinein
Ins Herz der erwachten Natur!
Da wallt und wogt es anders,
Ob auch nur selten vernehmlich
Empordringt eine Welle
An Dein zerstreutes Ohr,
Oder ein flüchtiger Sturm,
Hinbrausend über die Erde,
Dich rüttelt aus Deinen Träumen.
Und Abends, in später Stunde,
Wenn mit dem Entschwinden des Lichts
Das Blüthenmärchen zu Ende
Und Farben und Formen verlöschen,
Da thue Dein Innerstes auf.
Was Dir am Tage geschwiegen,
Das wird jetzt immer lauter
Und pocht Dir mit Allgewalt
An Deine bebende Brust.

Digitized by Google

Die Kräfte der Schöpfung,
Sie ſcheinen in Hader geſpalten,
Wie ſie ſich rühren und regen,
Ein neues Leben zu bilden.
Du hörſt ein Schallen und Rufen
So ſchaurig räthſelhaft,
Bald jäh und ſchrill,
Bald ſchluchzend gezogen,
Aus dem Waldesdickicht,
Aus dem Rohr im Weiher,
Aus Höhen und Tiefen,
Aus allen Fernen,
Du hörſt es und weißt es nicht:
Iſt das Wehklage?
Iſt's Auferſtehungsjubel?
Und immer mächtiger faßt Dich
Der Schwall der entfeſſelten Stimmen
Und bannt Dir die tiefſte Seele,
Daß Du mit allen Sinnen
Nachſpürſt ſeinem Geheimniß,
Bis Dich die Ahnung durchzuckt:
Das iſt die heiße Werdeluſt,
In die der Schauder ſich miſcht
Vor alles Gewordenen Loos.

An die Todten.

Was hab' ich nicht verloren,
Verloren durch das Leben,
Das heut' mir abgeſchworen,
Was geſtern es gegeben!

Wenn jetzt ich um mich ſchaue,
Wer immer hold mir winke,
O Keiner, dem ich traue
Und in die Arme ſinke.

Treu ſeid allein, ihr Todten,
Gebettet ſtill im Grabe:
Was ihr mir einſt geboten,
Bleibt meine ſich're Habe.

Digitized by Google

„Der Sinnirer."

Skizze

von

Ludwig Anzengruber.

Dem Herkommen gemäß hieß der, von dem hier erzählt werden soll, Rudolf Hangl, allerdings nicht nach seinem Vater, als welchen sich Niemand bekennen mochte, sondern als uneheliches Kind nach seiner Mutter, die Leute gaben ihm aber den Rufnamen „der Sinnirer," weil er gar so ein nachdenklicher, nachsinnender Mensch war; nicht, daß er sich etwa hätte beikommen lassen über göttliche und menschliche Institutionen zu grübeln, was einmal Bestand hatte, das war ja da, daß es bestünde und nur ein Narr konnte es anzweifeln, nicht das Warum der Dinge war es, das den Rudl interessirte, sondern das Wie und über das warf er alle möglichen und unmöglichen Fragen auf, die er sich laut vorlegte, damit auch die Umstehenden davon profitiren konnten, welche ihn dafür, je nach Gemüthsart, „sakrisch findig" oder „'mentisch dumm" fanden, aber den Triumph hatte er, daß ihm ein Anderer ebensowenig Bescheid zu sagen wußte, wie er sich selbst. Wie geschieht es, daß das Wasser den Berg hinunterläuft und nicht, umgekehrt, hinauf? Und wie kommt es, daß das Eisen Sommers in der Sonne so heiß, im Winter trotz derselben so kalt sein mag? Und wie ist's doch, daß der Halm grün und das Korn gelb herschaut? ..... Ja, da lachen die Leut', meinen, das käm' so von selbst und es geschäh' nichts dazu. Ei, weil Ihr dahinlebt und denkt Kein's dabei!

Er hatte noch eine Gabe, er konnte sich an außergewöhnlichen Dingen ebenso wie an unscheinbaren erbauen und fand Gleichnisse aus, auf die nicht leicht ein Anderer verfallen wär'. Als ein Bärenführertrupp den Ort in Aufruhr brachte, da stand er lange und sah dem mühseligen Tanze des Meister Petz zu, dann sagte er: „Ja, ja, so muß sich halt unser Eins durch's

Digitized by Google

Leben bringen.“ Ein andermal fand er auf weitem, grünem Anger einen Schafschädel, er schlug mit seinem Stocke paarmal an den blanken Knochen und seufzte: „Ei mein', so werd'n wir einmal Alle!“

Eigentlich war der Sinnirer als ein recht armer Teufel zu erachten, als Knecht wollte ihn Niemand dingen, die Leute hätten wohl tausend Spaß mit ihm gehabt, aber das galt ihnen als keiner, mitten in der Mahd die Sense feiern lassen und darüber nachsinnen: „Wie nur der Heuschreck nit allein hupfen, sondern auch fliegen mag, und welch's thut er wohl am liebern?“

Ja, der Hangl-Rudl mußte sich wohl oder übel entschließen, tagwerken zu gehen und da ließ man ihn nur für halb gelten und so nebenher laufen, wenn man gleich eine ganze Schaar aufnahm und darauf rechnete, daß das Versäumniß seiner Hände durch andere wieder eingebracht werde. Darum kam auch das Spottwort des „weißen Hahnenwirthes“ unter die Leute, „daß der Rudl nur im Rud'l zählt.“

Paarmal im Jahr hatte der Sinnirer auch gute Tage, wenn ihn die Bursche im Wirthshause an ihren Tisch luden und freihielten. Wenn sie ihn genug gehänselt und trunken gemacht, dann mußte er erzählen und dann präludirte er: „Lump, — Lump, — Lump, — Du und Du und Du — Alle miteinander! Wie mir ist, das weiß nur Gott und der Wirth, dem bewußt ist, was er in den Wein gethan! O, wie könnt' ich gegen Euch dastehen, wär' nit das herrgottssackermentische Denken! Zweimal hat's mich um Haus und Hof gebracht, bin neugierig, um was 's mich noch bringen wird! Ja, Ihr habt leicht lachen, das ist Einem einmal gegeben, daß man sich über Allem bedenkt und dagegen kann Keiner nichts machen. Da sitzt Ihr Winters in der Stube am eichernen Tisch und Sommers drauß' im Garten an dem von Brettern zusamm'gezimmerten und fällt Euch nit auf, wie der Eine so hart und glatt sich angreift und der andere so rauh und splittrig und sind allzwei Beide doch von Holz. —“

Er hatte nur die zwei Geschichten — wie er beid'mal durch das Denken um Haus und Hof kam — zu erzählen, oder eigentlich nicht zu erzählen, denn er soll nie eine davon fertig gebracht haben, da sie aber ohnedies Jeder im Ort auswendig wußte, so geschah Keinem dadurch ein Leid, sondern das war eben das Gaudium, daß er vor lauter Gedankenspinnen und Fragenaufwerfen vom Hundertsten auf's Tausendste verfiel und kein Ende zu finden vermochte; darin aber, daß er die Sache jedesmal anders angriff und sich dabei jedesmal in gar nicht voraus abzusehender Weise verrannte, lag das Geheimniß seines Erfolges, er wurde nie langweilig, hätte er die Gabe besessen schlankweg zu erzählen, wie bald hätte Niemand mehr auf ihn gehört.

Digitized by Google

Die eine Geschichte trug sich vor Jahren, vor vielen Jahren zu, der Hangl-Rudl war ein junger Bursch, mancher Bauer versuchte es noch mit ihm und nahm ihn auf den Hof als Knecht, das hatte aber nie lange Bestand, denn der Sinnirer war eben schon damals — der Sinnirer. Gerade zur Zeit saß auf einem Anwesen, das zwar nicht groß, aber so gut gehalten war, wie nur irgend eines in der Gegend, eine Bäuerin, Matzeneder hieß sie, die hatte erst vor Kurzem ihren Mann verloren. Der Matzeneder war achtundsechzig Jahre alt, als ihm nit einmal beifiel, das Sprichwort: Jung gefreit, hat noch Niemand gereut, in seiner Weise auszulegen und Eine zu freien, so jung sie zu haben war. Er heiratete die zweiundzwanzigjährige Liesbeth und die Leute dachten, diese habe sich in der Stille zusammengereimt: Nimm den reichen Alten, du wirst ihn nicht lang behalten. Wenn das aber der Fall gewesen wäre, dann hätte sie sich arg verrechnet gehabt, denn der Matzeneder wurde neunzig Jahre alt und ließ sie mit Vierundvierzig zurück. Diese Bäuerin nun, die zweiundzwanzig Jahre an der Seite eines alten, oft vom Siechthum geplagten Mannes verlebte, dingte den Sinnirer als Knecht. Wie man ihr auch davon abrathen mochte, da der Bursche doch eigentlich gar keine Arbeit versehe, sie blieb dabei und nahm es auf sich — wie sie sagte — etwas Rechtes aus ihm zu machen. Die Leute im Orte rieben sich vergnügt die Hände, denn nun sollten sie's mitansehen, wie die Matzenederin den Sinnirer bekehrt.

Dem Burschen aber hatte es noch in keinem Dienste so behagt wie in diesem. Da konnte er sich doch einmal so recht nach Herzenslust „ausdenken." — — Weiß der Hahn, was er mit seinem rothen Kamm und bunten Schweif für ein stattlich' Vieh ist? Gehen die Enten so breit, weil sie so schwer an sich tragen, oder aus Gewohnheit? — — Dabei legte er, wie oft, das Arbeitszeug aus der Hand, aber mochte er zwanzigmal des Tages darüber betroffen werden, wer von den Dienstleuten ihn deßwegen hänseln wollte, der hatte es mit der Bäuerin zu thun und wie nachsichtig war die gegen ihn, höchstens, daß sie ihn vermahnte, er möcht' doch nicht so müssige Fragen thun, bei denen nichts herauskäme, sondern vielmehr ihr zu Lieb' herzhaft an die Arbeit gehen. Ja, durch Wasser und Feuer wär' er wohl für die Bäuerin gegangen, hätt' sie der Wind forttragen oder die Erd' verschütten wollen, er hätt' sich gegen den einen gestemmt und die andere aufgehalten, vor allen Elementarereignissen war die gesichert, falls er nicht etwa im ersten Schreck davongelaufen wäre.

Ein halbes Jahr mochte er auf diesem Hofe zugebracht haben, als ihn an einem Sonntagsnachmittage die Bäuerin zu sich auf die Stube lud. Den zwei Mägden und dem einem Knechte war der Tag freigegeben worden, ein anderer der im Hause herumlungern wollte, wurde zum Krämer in's zweit-

Digitized by Google

nächste Ort geschickt; der Melissengeist war ausgegangen und der durfte nicht fehlen, denn so was Geistiges muß im Hause sein, das ist für innerlich und für äußerlich und von einer dritten Seite kann wohl die Krankheit keinem Menschen zu.

So saß denn der Sinnirer in ganz behaglicher Abgeschlossenheit von aller Welt auf dem sonntäglich stillen Gehöfte allein mit der Bäuerin in der saubern Stube, vor ihm auf dem Tische, der mit einem frisch aus der Lade genommenen Tuche bedeckt war, stand eine Art Suppenschale, in welche die Bäuerin aus einem großen Topfe Kaffee goß; nachdem sie sich auf gleiche Weise bedacht, setzte sie sich nieder, strich ihre Schürze glatt, betrachtete erst mit zufriedener Miene das Gemach, das stäubchenblank war, dann sah sie zu dem Burschen hinüber und sagte lächelnd: „Jetzt sitz'st Du da wie der Bauer."

In dem Kopfe des Sinnirers wollte eben ein Gleichniß reif werden, als er aber zu der Bäuerin aufblickte, er hatte blöde Augen und war ihr nie so nah gewesen wie jetzt, da wurde er sprachlos und starrte sie unverwandt an. Mit halbem Ohr vernahm er die Betheuerung, daß sie es von allem Anfange an mit ihm gut gemeint hätte und noch meine, — die Behauptung, daß zwischen zwei Leuten, die unter sich einig wären, ein paar Jahr' Unterschied im Alter nichts ausmachen, wie sie ja selbst aus ihrer ersten Ehe her wisse, — die Berufung auf seine Dankbarkeit, er mög' ihr nur ja kein Gutes vergessen, denn es könnt' sein, daß sie sich zu einer zweiten Eh' entschließen möcht' und da geschäh' ihr doch hart, wenn sie, schon einmal gewitzigt, auch das zweit'mal sollt' hinter's Licht geführt werden. — — —

Plötzlich langte sie über den Tisch nach seiner breiten Hand. „Na, Rudl, was schaust mich denn gar so an?"

„Ei Du, ich denk' g'rad, wie vorig's Jahr die Zigeuner da waren, — —"

„Hast Dir wahrsagen lassen?" Fragte die Bäuerin mit fiebernder Neugier.

„Bewahr', aber an die alte Hex' gemahnt's mich, die sich damit abgebn' hat. Hab' vorher kein so Weibsleut' g'sehn' noch seither Eine getroffen, wie die ein bartet's Ding war."

„Ja, das war ein wüst's Thier," kicherte die Bäuerin verlegen.

„Nun seh' ich aber, Du hast auch nit viel weniger Haar um's Maul."

Da stand die Bäuerin auf, griff nach seiner Schale, goß deren Inhalt in den Topf zurück und sagte ihm, er solle sofort die Stube verlassen und in vierzehn Tagen den Hof.

Digitized by Google

Das war das erste Mal, daß ihn — wie er es nannte — das Denken um Haus und Hof brachte, etwa zwanzig Jahre darnach spielte es ihm den gleichen Streich. Eine alte Frau, die in der nahen Kreisstadt ein Haus besaß, bekannte sich plötzlich dem Rudolf Hangl gegenüber als Tante, obgleich sie nur eine Stiefschwester von dessen Mutter war und sich um selbe bei deren Lebzeiten nicht im Entferntesten bekümmert hatte. Diese Hausbesitzerin lag damals krank darnieder und glaubte ihr Ende nahe. Man hatte sich's von verschiedenen Seiten angelegen sein lassen, einen Neffen, den Sohn ihres verstorbenen Bruders, den einzigen Verwandten, von dem man wußte, aus ihrer Gunst zu schwätzen und das war denn auch vollständig gelungen, denn es ließ sich nicht läugnen, daß der junge Mensch, statt in der Hauptstadt seinen Studien zu obliegen, ein ziemlich lockeres Leben führte. Die alte Dame aber gedachte ihrem Stadt-Neffen und den Schwätzern gleich übel mitzuspielen und ihren Land-Neffen, den Rudolf Hangl, von dessen Verwandtschaft bisher Niemand gewußt, zum Erben einzusetzen; da sie denselben auch vor ihrem Heimgange zu sehen verlangte, so machte sich der Sinnirer voll erbaulicher Gedanken auf den Weg nach der Kreisstadt. Wie sonderlich, daß er da mit einmal von einer Fremden erben soll? Er wußte spottwenig von der alten Tante und das Wenige war nichts Gutes, noch aus der Zeit her, da sie jung gewesen; seine Mutter hatte manchmal davon gesprochen.

Ganz gleichzeitig mit ihm traf in dem Hause der Tante auch der Stadt-Neffe ein, der herbeigeeilt war, die alte Frau wieder zu seinen Gunsten umzustimmen. Er wurde von der Kranken hart angelassen und durfte froh sein, einen Stuhl am Fußende des Bettes angewiesen zu bekommen, auf den er zerknirscht hinsank. Dagegen wurde der Land-Neffe auf das Freundlichste aufgenommen und mußte sich zu Häupten des Bettes setzen. Da saß er nun der nahezu vierzigjährige, kleine, hagere Bauernbursch und freute sich über die gute Aufnahm' und freute sich gleichermaßen über den Aerger, welcher dadurch dem jungen Stadtherrlein bereitet wurde und blinzelte von Zeit zu Zeit nach den Möbeln und Bildern, was die wohl werth sein mögen und ob besser sei, derlei zu behalten oder zu verkaufen? Die Tante forderte ihn auf, ihr von seiner lieben, seligen Mutter zu erzählen. Sie konnte eben nicht wissen, daß Erzählen die schwache Seite des Land-Neffen war und bald bekam sie über sein verwirrtes Gerede Kopfweh, daß ihr der Angstschweiß ausbrach, sie ließ aber beileibe nichts vor dem Studenten merken, der sich übrigens seit geraumer Weile augenscheinlich in einem beklagenswertheren Zustande befand, da ihn kleine Krampfanfälle erschütterten und er nichts zur Hand hatte als seinen Plaid, den er von Zeit zu Zeit als trockenen Umschlag vor das Gesicht brächte, was ihm einige Erleichterung zu gewähren schien.

Digitized by Google

Die alte Frau begann nun ihre Kinderlosigkeit zu bejammern, wie das das Sterben doppelt traurig und trostlos mache, so allein, verlassen, unter Fremden! Wie ja nach zwanzigjähriger Ehe auch ihrem Manne auf dem Todbette hart geschehen sei, daß er keine Kinder hinterlasse — —.

Der Sinnirer saß in Gedanken und nickte und nickte dazu, dann schüttelte er paarmal den Kopf. „Daß aber vom Herrn Onkel keine Kinder da sind, — das nimmt mich Wunder, ja, daß keine Kinder da sind, ich besinn' mich doch — —"

„Auf was," fragte die alte Frau, große Augen machend.

„Daß die Frau Tant' im ledigen Stand' — —"

Weiter kam er nicht, der Student sprang auf, faßte ihn beim Kragen und setzte ihn vor die Thür; vor derselben, ehe er ihn die Treppe hinunterwarf, umarmte er ihn und nannte ihn seinen besten Freund, der mehr für ihn gethan, als ein leiblicher Bruder wohl für den andern thäte. Dann kehrte er in das Krankenzimmer zurück und durfte sich an das Kopfende des Bettes setzen, er hatte durch diese rücksichtslose Behandlung eines Blutsverwandten die volle Gunst der Tante wieder gewonnen.

Ja, damals, — als er zu dem Hause hinausgeworfen wurde, in das er fast schon das ganze Dorf geladen hatte, „kommt nur hin und schaut Euch's an," und nun zurückkehren mußte, so arm, wie er gegangen war, worüber wohl Alle der Schadenfroh und der Spottteufel nicht wenig kitzelte, — da verfluchte der Sinnirer die verhängnißvolle Gabe, gegen die Keiner nichts machen kann, das herrgottssackermentische Denken und verschwor es für all' seine künftigen Tage. Er will die Dinge ihrer Wege gehen lassen und gar nimmer nach ihnen aufschauen. Bisher war ihm seltsam, wie auf den Feldern der Flachs blau, der Raps gelb und der Buchweizen weiß geblüht hat, daß die nie kein Jahr die Farb' haben wechseln können, jetzt, wenn sie's gleich im nächsten zuweg' brächten, er thät' gar nit darauf achten. Er will nach nichts mehr fragen und er will auch nichts mehr bereden, mögen die Weiber, als alt, Bärte kriegen, so viel sie wollen und als jung, Kinder, so viel sie nit wollen!

Das Schicksal hatte aber diesmal gröber angefaßt und der Sinnirer war mittlerweile älter und schwächer geworden, es konnte nicht mehr so glattweg wie früher und ohne Merks für ihn ablaufen. Der starre Schreck, den er empfand, als ihm plötzlich einleuchtete, er habe durch seinen Denkproceß die Erbschaft verloren und der bewegliche Schreck, der ihn befiel, als er über fremde Veranlassung, aber auf eigene Gefahr die Treppe hinuntereilte, diese beiden Schrecken lagen ihm noch bei seiner Heimkehr in allen Gliedern und machten ihn bettlägerig. Da er etwas fieberte, bekam er einen Trank verordnet, der schmeckte aber so ganz abscheulich, daß er ihn nicht

Digitized by Google

nehmen wollte und der Arzt versuchte es, ihm das Gebräu durch einen Sirup mundgerechter zu machen; durch diesen Zusatz erhielt die Medicin eine andere Farbe. Bisher — allerdings nur zwei Tage lang, wovon er den einen im Halbschlummer zubrachte — hatte sich der Sinnirer wacker gehalten, nach nichts gefragt und nichts beredet, aber da setzte er sich im Bette auf, die Arzneiflasche in der Hand und fragte: „Wie es sein kann, daß ihm gestern ein Wasserhelles und heut' ein Kirschrothes helfen sollt'?"

„Hangl," sagte der Doctor, „Deinem Fieber ist abzuhelfen, aber vom Spintisiren heilt Dich Niemand."

„Wird schon so sein," meinte der Sinnirer, „gegen das Denken kann eben Keiner nichts machen und ich bin ordentlich froh, daß es bei mir wieder anhebt, denn hat es mich auch in's Unglück gebracht, so hilft es mir doch wieder darüber hinweg; indem's mich auf Tausenderlei verfallen laßt, vergeß' ich und bleib' nit allweil auf Ein'm besteh'n, worüber sich Leut' hintersinnen und närrisch werd'n können, wie ich g'hört hab'. Nein, bin, wie g'sagt, recht froh, daß das Denken bei mir wieder anhebt."

Er hat ihm auch fürderhin nichts mehr in den Weg gelegt und ist der Sinnirer geblieben. Erst neulich, als beim „weißen Hahnenwirth" eine Kuh gekalbt hatte, that er vor den Umstehenden den sinnigen Ausspruch: „Das ist, wie im menschlichen Leben, als Kalbl kommt Jed's auf die Welt, ob aber ein Stier, ein Ochs oder eine Kuh aus ihm wird, das muß man abwarten."

„'s kann aber Einer auch ein Kalb bleiben," sagte der Wirth.

„Freilich, freilich," sagte der Sinnirer, „dazu lacht Ihr wieder, weil Euch das Denken fehlt!"

Digitized by Google

Gedichte

von

Theodor Meynert.

An die Katze.

(1854.)

Dich hat mit Preis erhoben kaum eines Dichters Wort,
Zwar dien'st Du halb dem Menschen, doch dienest Du mit Mord.
Dem Menschen halb Genosse, bewahrst Du ganz das Thier,
Und thierisch wilder Adel ist Deines Wesens Zier.
Dehnt sich im bleichen Mondlicht der Wüste gold'ner Plan,
Dann sucht sich ihr Beherrscher blutdürstend seine Bahn;
Sein Opfer rast von dannen, gepeitscht von Todesgrau'n,
Er schlägt ihm in die Lenden, Gebiß und Riesenklau'n,
In solchen Nächten treibts Dich hinaus mit leisem Schritt,
Auf schwindelnd öde Giebel, da irrt kein Andrer mit.
Es ward die Löwenstimme in Dir zum Klagelaut,
Das klingt, wie thierisch Heimweh, das jedem Ohre graut.
Ein Zwerg bist Du geboren, doch Riesen anverwandt,
Und ihre Blutgier birgst Du im schmeichelnden Gewand.
Dein gleißend Blinzeln hehlet den magisch wilden Blick,
Doch einer nur geht vorwärts, zwei schickst Du scheu zurück.
Grausam, doch furchtsam schmeichelnd, nur dunkel kraftbewußt,
Trinkst Du die Milch der Schwäche, doch Blut ist Deine Lust.

Abendlied.

(1856.)

Nachfalter flattern durch den Hag;
Schließ ab mit dem vergang'nen Tag,
Wie nur die Sonne sinket.
Dein Schlummer sei kein ew'ger Tod,
Du schau nur in das Morgenroth,
Das nach dem Schlummer winket.

Digitized by Google

Der Schmetterling, der schwebt im Licht,
Schaut auf die staub'ge Puppe nicht
Zurück, die ihn verborgen.
Du Raupe sah'st erst Sonnenschein,
Und spinnst Dich jetzt in Sorgen ein.
Gehöre jetzt den Sorgen.

Vergang'nen Glückes Wiederkehr
Genügt der Seele nimmermehr,
Nie eint sie sich dem Alten,
Und Sehnsucht ist nur Nebelspiel,
Umarmt sie nicht der Ferne Ziel
In wechselnden Gestalten.

Es lähmt uns die Erinnerung,
Nie glückt nach rückwärts Dir ein Sprung,
Kein Anlauf ist gegeben.
Wer Blumen liebt, der findt genug.
Er klappe zu sein Kräuterbuch,
Und tret' hinaus in's Leben.

Johanna's Büste.

Wie jenes Kerkers grause Wände
Sich näher rückten allgemach,
Bis dann durch ihren Druck am Ende
Ach, des Gefangnen Leib zerbrach,
So engte sich des Athems Wohnung
In deinem Busen täglich ein,
Ja Tag um Tag, ach ohne Schonung,
Bis sie für einen Hauch zu klein.
Du starbst, ein Genius der Frauen.
Verwundet und der Heilkraft baar,
Will ich, was ist und kommt, nicht schauen,
Ich will nur schauen Dich, die war.
Dir war dereinst ein weiblich hoher
Vertrauter Genius so lieb,
Dem klar Dein Bild aus Freundschaft, froher
Vergang'ner Zeit im Herzen blieb.
Der Genius schafft mit Bildnergabe,
Aus Erde treu und wunderbar,
Was Erde wird in Deinem Grabe,
Und läßt mich schauen Dich, die war.
Dein Kinderauge, hold und weise,
Den Mund zu reinem Spruch bewegt,
Darum die Jahresringe leise
Erst schleierhaften Bast gelegt.

Digitized by Google

Das Meisterwerk, das ohne Fehle,
Es rührt mit zweifacher Gewalt,
Die Bildnerin gab ihm die Seele,
Du, edle Todte, die Gestalt.
Die grüne Welt scheint mir nun Wüste,
Dein Bild nur als Oase blüht,
Die Menschheit wird zur kalten Büste,
Nur Deine Büste haucht Gemüth.

An mein Kind Theodora.

Du Knospe Derer, die Dich keimend trug,
Dir Seele lieh, vom Urschlaf zum Erwachen,
Ihr gleichest Du, mein Kind, in jedem Zug,
In holdem Blick, Bewegung, Leid und Lachen.
Ich sah nur ihr gereiftes Bild allein,
Nicht ihrer Kindheit Bild. Sollst Du mir zeigen,
In Dir belebt, mein Kind, ihr früh'res Sein,
Gestaltung, in vergang'ner Zeit ihr eigen?
Von der Naturkraft Zauberschein umwebt,
Seh' ich Vergang'nes sich mit Künft'gem einen,
Durch Spaltung tief verborg'nen Keims belebt,
Ein Wesen zweimal in der Zeit erscheinen.
Doch Zeiten nah'n, die sie mir selbst gezeigt,
Du blühst dann in den tausendsten der Wochen.
Dann sei, gleich mir, ein Wesen Dir geneigt,
Ein Schicksal wecke zweier Herzen Pochen.
Eh' dieses Bildes Schein nur zweimal tagt,
Eh' muß die Doppelgängerin mir winken,
Die mich mit Sehnsucht treibt, befreiend jagt,
Zum staubgeword'nen Urbild zu versinken.

Digitized by Google

Drei Gedichte

von

Ferdinand von Saar.

Berichtigung.

Du meinst, weil ich ein Dichter bin, so wäre
  Mein Dasein reich an hohen Weiheſtunden
  Und in mir ſelbſt hätt' ich den Lohn gefunden,
Ob ich die ird'ſchen Güter auch entbehre.

Vielleicht, mein Freund! Doch hör' die bitt're Lehre:
  Das echte Schaffen wird als Qual empfunden,
  Denn glaubt man ſich zum Fluge ſchon entbunden,
Fühlt man den Kampf nur mit der eig'nen Schwere.

Und wie — iſt mir auch Manches ſchon gelungen —
  Kann ich mich freu'n am faſt verwaiſten Streben,
Von lärmenden Erfolgen rings umklungen?

Unſterblichkeit, wer kann ſie je erleben —
  Glaub' mir, den Lorbeer hätt' ich, nothbezwungen,
Gern für ein Linſenmus oft hingegeben.

Die ſingenden Mädchen.

Frühling war es. Abendſchatten
  Lagen ſchon im ſtillen Thal —
Da vor mir, auf grünen Matten,
  Tönt es ſanft mit einem Mal.

Näher kam ich; zwei Geſtalten
  Saßen ruhig Hand in Hand:
Mädchen, wie bei Tag ſie walten,
  Auf durchfurchtem Ackerland.

Braun im Antlitz trugen beide
  Spuren von der Sonne Kuß,
Unter dem zerſchliſſ'nen Kleide
  Sah hervor der nackte Fuß.

Aber ſchön das Haupt erhoben,
  Mit der Wieſe Zier geſchmückt,
Zu den erſten Sternen droben
  Sangen leis ſie, wie verzückt.

Digitized by Google

Achtlos, nur sich selbst zum Preise,
Holden Einklang in der Brust,
Sangen sie die alte Weise
Von der Liebe Leid und Lust.

Seid getrost, ihr Dichterseelen,
Dacht' ich im Vorübergang,
Hört ihr noch aus solchen Kehlen
Solchen tief empfund'nen Klang!

An die Starken.

Die ihr kampfbereit
Und kampfgerüstet steht,
Mit unerschrockenem Sinn nach den Gütern der Erde greift
Und euch emporschwingt zu des Daseins Gipfeln:
Nicht überhebt eu'rer Kraft euch
Und verächtlich nicht,
Indeß ihr schäumende Freudenbecher leert,
Blickt auf die schwächeren Brüder hinab,
Die unten in drangvollen Tiefen
Glücklose Tage leben.

Denn seht: auch ihnen füllt Sehnsucht den Busen
Nach jenen freien und lichten Höh'n;
Doch im Aufschwung ermatten sie
Und hinsinken mit blutender Stirn
Die fruchtlos Ringenden,
Um bei den langsamen
Schlangenbissen der Selbsterkenntniß
Beschämender Ohnmacht Qual zu empfinden.

D'rum niemals komm' über die Lippen euch
Das furchtbar gedankenlose Pharisäerwort:
Durch eigene Schuld.
Liebreich vielmehr
Reicht helfende Hände hinab
Und zieht Jene empor,
Die sie noch zu fassen vermögen,
Auf daß sie unter euch wandeln
Selig dankbar.

Und dauernd nicht ist Menschenschicksal.
Manchen von Denen,
Die im Dunkel gefesselt schmachten,
Genügt ein sonniger Hauch,
Ein erquickender Tropfen,
Ein gelöster Ring aus der Kette der Leiden —:
Und befreit,
Wie von plötzlichen Flügeln getragen,

Digitized by Google

Schweben zu euch sie hinan
Und über euch weg,
Um fürder
Im Aether zu kreisen —
Während eure Sohle stets des Bodens bedarf,
Um d'ran zu haften.
Weh' euch, wenn dieser wankt!
Denn ihr wankt
Und stürzt mit ihm —
Und der eigenen Schwere Wucht
Begräbt euch im Fall . . .

Verächtlich nicht,
Indeß ihr schäumende Freudenbecher leert,
Blickt auf die schwächeren Brüder hinab,
Die in drangvollen Tiefen
Glücklose Tage leben —
Damit, wenn euer Sturz erfolgt,
Ihr zitternder Klagelaut
Nicht werde Triumphgesang!

Schloß Blansko in Mähren; im September 1880.

Digitized by Google

„Führe uns nicht in Versuchung."

Von

Aglaia v. Enderes.

Mierzel! Mierzel!" rief er von der Thüre des Hauses, mit etwas gedämpfter Stimme, halb fragend, halb vorwurfsvoll herüber.

Mierzel stand über den Brunnentrog geneigt, und scheuerte emsig an den großen, hölzernen Milchschüsseln herum. Die Sonne lag leuchtend auf den goldblonden Flechten, auf den rosig blühenden Wangen und auf den vollen, purpurnen Lippen, welche leicht geschlossen, die Antwort auf den fragenden Ruf schuldig blieben.

„Mierzel, warum thust Du denn so fremd, und gibst mir keine Antwort?" fragte er nach einer Pause weiter.

Die Hände hielten einen Augenblick in ihrer plätschernden Arbeit inne, Mierzel richtete sich auf, und mit einem flüchtigen Blick den jungen Herrn streifend, der in eleganter Touristentoilette auf den rohgefügten Steinstufen vor dem Hause saß, sagte sie langsam und doch in fast ungeduldigem Tone: „Ich heiß' Maria Kernhoferin, und bin dem Peter Kernhofer sein Weib."

„Ah, so! Ich verstehe," rief der junge Mann, der sich aus der nachlässig vorgeneigten Haltung ein wenig aufrichtete, statt des linken den rechten Fuß ausstreckte, und mit einem eigenthümlichen Lächeln zu der Frau hinüberblickte, die sich wieder an ihre Arbeit gemacht hatte. Der junge Mann klopfte seine kurze, hölzerne Pfeife, die ganz fremdartig und kokett zu den sorgfältig gepflegten Händen stand, an dem Sohlenrande seines nägelbeschlagenen, linken Bergschuhes aus, steckte sie dann in die äußere Brusttasche seines Rockes, schob den kleinen, braunen Hut von der Stirne zurück, und lehnte Rücken und Kopf an den alten, knorrigen Pfosten der Thüre, auf deren

Digitized by Google

Stufen er saß. „Also Frau Maria Kernhoferin soll ich wohl sagen?“ fuhr er fort; „nicht Mierzel — nicht Du? — Habe ich recht verstanden?“

„Wird schon so sein,“ sagte die junge Frau, ohne umzusehen.

„Deswegen brauchten Sie aber nicht so unfreundlich zu thun,“ sprach er weiter. „Es ist ja nicht meine Schuld, daß Sie nicht mehr die Mierzel, sondern die Frau Maria Kernhoferin sind.“

„Das wird schon meine und den Peter seine Schuld sein,“ sagte die junge Frau mit einem trotzigen Lachen, während sie von dem Brunnen weg trat und die Hände an der Schürze trocknete.

„Da hast Du recht, Mierzel; Deine Schuld ist es gewiß eher als meine,“ rief der junge Mann, der nun den vollen Einblick in das schöne, sonnenhelle Gesicht Mierzels hatte. „Habe ich mir es doch nicht träumen lassen, als Du mir das letzte Mal auf der Alm droben die Hand zum Abschiede reichtest, daß ich Dich verheiratet wieder finden würde.“

„Ja, das bin ich,“ sagte Mierzel, und bückte sich nach einem Hagebuttenzweiglein, das abgerissen zu ihren Füßen lag.

„Nun, das hätte ich eben wissen sollen, ehe ich die hundert Meilen in das Gebirge herein gereist bin, um die Mierzel wieder einmal zu sehen,“ sagte er langsam, während sein Auge prüfend auf dem Antlitze der Frau lag, die mit gesenktem Blicke vor ihm stand. Einen Moment schwieg Mierzel, dann brach sie in ein kurzes Lachen aus.

„Nur keine Flausen!“ rief sie. „Hundert Meilen werden es just nicht sein; und wegen der Mierzel seid Ihr auch nicht gekommen, sondern wegen dem Ortler und dem Cevedale, und wegen der Bergsteigerei; nur keine Flausen — das kenn' ich schon!“

„So! auch recht! glaubt es nicht, Frau Maria, wenn Ihr so wollt. Die Mierzel auf der Alm oben, das liebe, lustige Mädel, das hat mir gerne geglaubt, wenn ich ihm gesagt habe, daß ich die weiten Wege wieder gekommen bin um ihm in die herrlichen, großen, blauen Augen zu schauen, um es Zither spielen und singen zu hören, und um ihm von der weiten, fremden Welt zu erzählen, aus der ich und meine Kameraden auf die Alm hinauf kamen.“

„Wie lang das schon her ist,“ sagte Mierzel, und strich mit dem grünen Zweiglein an der Schürze hinab.

„Lange? Ein Jahr!“ rief er. „Heute ist es ein Jahr, daß ich mit Euch, Frau Maria, dort oben auf der Alm vor der Thüre saß, und Euch von der großen Stadt erzählte, von Kirchen, Straßen, Menschen, von den Rosen, mit denen die Mädchen mitten im Winter zum Tanze kommen. Ein Jahr ist es, daß ich Euch fragte, ob auch Ihr einmal solche Rosen und blitzende Steine und seidene Kleider tragen wolltet — und Ihr mir davon

Digitized by Google

lieft, der Ziege nach, die nirgends zu sehen war und nirgends zu finden, wie Ihr mir und meinen Kameraden sagtet, als Ihr nach einer Stunde wieder zurück in die Hütte kamt."

„Das habt Ihr Euch Alles gut gemerkt," sagte Mierzel, während ein verlegenes Lächeln um ihre Lippen zuckte.

„Oh, noch viel mehr habe ich mir gemerkt!" rief er. „Ich weiß noch ganz genau, wie die Anderen vorausgegangen waren und ich noch einmal in die Almhütte zurückkehrte, und Du so nachdenklich beim Feuer standest und so heftig erschrakst, als ich plötzlich die Thür aufriß und zu Dir hereinsprang. Ich weiß noch genau, wie Du damals weintest und lachtest, und wie ich Dich bat —"

„Dummes Zeug," unterbrach ihn die junge Frau, während sie mit der Hand durch die Luft fuhr, als wollte sie die Worte und die Erinnerungen abwehren, die da plötzlich herzugeflogen kamen. „Das ist ja schon Alles lang' nicht mehr wahr, lang' nicht mehr wahr!"

„Das glaube ich schon, Frau Maria, daß Ihr es nicht mehr wißt," sagte der junge Mann lächelnd, während sein Auge in die tiefe purpurne Gluth tauchte, die über die Wangen des jungen Weibes bis zu dessen Halskrause niederfloß. „Ihr wißt es vielleicht nicht; aber die Mierzel, die wird sich gewiß erinnern, wie ich sie damals bat, sie möge mir gut sein, und wie ich ihr sagte, daß ich einzig und allein zurückgekommen sei, um von ihr das armselige Wörtlein Du zu hören. „Du Moriz," sollte sie mir sagen; nur ein einzigesmal! Sie wird sich erinnern, wie ich sie gebeten habe, wie ich darauf bestand und wie sie trotzte — und wie sie mir endlich versprach, sie wollte es gerne thun, wenn wir uns das nächste Mal wiedersehen — das nächste Mal."

„Das war verwegen," sagte die junge Frau halbleise, und wandte das erglühende Antlitz zur Seite.

„Nein, verwegen war das damals nicht," rief er, indem er aufsprang und die zwei Steinstufen herabkam, die ihn von Mierzel trennten. „Aber schön ist es nicht, daß die junge, fröhliche, lachende Mierzel den alten Peter Kernhofer zum Manne genommen hat, und daß sie dergleichen thut, als brauchte sie darum ihr gegebenes Wort nicht einzulösen. Schön ist es nicht, daß sie mir nicht ein freundliches Wort sagt, daß sie thut, als hätte sie vergessen, daß ich ihr damals ein Ringlein versprochen habe, das Ringlein da, das ich ihr die hundert Meilen hergebracht habe, zum Danke dafür, daß sie mich ein einziges Mal Du nennen wollte."

Er zog sachte einen Ring von dem kleinen Finger seiner Hand, während er sich zu Mierzel herabneigte, die ihm scheu und geängstet in die forschenden Augen blickte.

Digitized by Google

„Nein, nein," rief sie abwehrend; „behaltet den Ring, den mag ich nicht — den will ich nicht — nein — nein —"

Sie trat einen Schritt zurück und verbarg ihre Hände unter der Schürze.

„Euch gehört er auch nicht," sagte der Fremde mit leisem Nachdrucke in der Stimme. „Euch nicht; aber der Mierzel gehört er, ihr, die mir ihr Wort damals gegeben, deren liebe Hand in der meinen gelegen hat, der Mierzel, zu der ich weit, weit hergereist bin, um sie noch einmal zu sehen, und von der ich weiß, daß sie mich lieb gehabt hat und noch lieb hat, wenn Ihr auch nichts davon wissen wollt, Frau Maria —"

„Mierzel!" rief eine tiefe, sonore Männerstimme draußen, von der Wiese herüber jenseits der grünen Gartenumfriedung. Eine Gruppe Männer, Touristen und Führer in voller Rüstung, kamen von dem kleinen, einsamen Gasthofe drüben, nach dem noch einsameren Hause geschritten; ihnen voran Peter, der hochgewachsene, breitschultrige, stattliche Mann.

„Wir sein schon völlig bereit," sagte er, indem er die Gartenthüre aufstieß und hereintrat. „Wir können's schon angeh'n."

Einen Augenblick nachher waren die Männer auf dem kleinen Vorplatze vor dem Hause versammelt, Alle in der unruhigen Ruhe, die dem Anbeginne einer großen gewagten Bergtour vorhergeht. Die Eispickeln der Führer wurden besehen und geprüft, die Bergstöcke wurden versucht und getauscht, von den wegkundigen Männern wurden Distanzen erfragt und Erkundigungen über die Fährlichkeiten, über „Wände," „Schornsteine," „Schneiden" und dergleichen eingezogen. Dazwischen fiel mancher neugierige Blick nach Maria hinüber, die abseits stand und mit den tiefgerötheten Wangen und ernsten Augen, wie geängstet und erschreckt in den Tumult hinein blickte. — Peter hatte noch Einiges in dem Hause zusammengeholt und nun war auch er bereit, und nun konnten Alle „es angeh'n." Die Anderen hoch überragend, mit breiten Schultern, mit starken, sehnigen Armen, das Tuch lose um den dunklen, wettergehärteten Hals geschlungen, eine gute Zahl kurzer, blondbrauner Locken und Ringeln um die Stirne und um das ernste, offene, vieldurchfurchte Gesicht, so trat Peter Kernhofer, der Führer, an die Spitze der kleinen, abenteuerlustigen Männerschar.

„Behüt' Gott, Mierzel;" „Behüt Gott," so ging es herüber und hinüber. Die Männer schüttelten der jungen Frau die Hand, und sie nickte mit dem Kopfe, und trat sachte Schritt um Schritt zurück, als wollte sie dem Abschiednehmen entfliehen. Aber das ging nicht, denn da hielt plötzlich eine Hand die ihre fest, und ein paar wohlbekannte Augen neigten sich zu den ihren herab.

„Die Anderen gehen über Sulden hinab, ich gehe allein über Trafoi zurück," flüsterte der Fremde, der Maria's zuckende Hand in der seinen hielt.

Digitized by Google

„Morgen Abends bin ich allein hier, und dann muß Mierzel ihr Wort halten, das sie mir vor einem Jahre gegeben hat."

Maria rang ihre Hand los und sah angstvoll in die zwei leuchtenden, frohlockenden und doch demüthig bittenden Augen, die den ihren begegneten. Nein, Nein! wollte sie aufschreien, aber sie konnte es nicht vor dem stürmenden Klopfen in ihrer athemleeren Brust. — Und so eilte der Bedränger fort und nahm die stumme Gewährung mit auf den gefahrvollen Weg. — —

Die Nacht war vorüber und der Tag, und die Sonne neigte sich dem Abend zu. Wie hatte nur Mierzel die Zeit seit gestern verbracht, seit dem Augenblicke, wo die Männer über der Geröllhalde drüben, im dämmerigen Dunkel der Föhren verschwanden? Wie? — sie wußte es nicht. — Was war da Alles seither bebend und zagend, jauchzend und schluchzend durch ihre Brust gezogen! — Als sie noch ein kleines Mägdlein war, hatte ihr ihre Mutter ein Märchen von einem Prinzen erzählt, der in wundersamer Pracht um ein armes, schönes Dirndel freite; um die Aermste im ganzen Thal. Die Mutter kannte nur das eine Märchen und erzählte es immer wieder und wieder, so daß Mierzel ganz genau wußte, wie schön und fein und liebreizend der Prinz aussehen mußte, der um das arme Dirndel freite. Und damals, auf der Alm, als die Thüre der Hütte aufging und der Fremde an der Spitze seiner Gefährten hereintrat mit den leuchtenden Augen, der weißen Stirne, den vornehmen Kleidern, und zu ihr trat an den niedern, rauchgeschwärzten Herd, von dem die Flamme hoch aufloderte wie vor Ueberraschung und Freude und Lust, ja, damals hatte sie an das Märchen von dem fremden Prinzen denken müssen und an die Seligkeit in des armen Dirndels Herzen. Und später — im nächsten Jahre — als er wieder kam — und wieder Abschied nahm — — ja, sie wußte, warum sie damals so erschrack, und so weinte und lachte, als er plötzlich die Thüre aufriß und zu ihr hereinsprang. — Aber dann — dann — als er längst fort war — dann kam die ruhige Ueberlegung, die fromme Einkehr; die Erkenntniß, daß der Prinz das arme Dirndel heimholte auf sein Schloß, und nicht bloß auf die Alm kam, um ihm das Herz schwer und den Kopf wirr zu machen. — Und zu eben der Zeit kam der Peter, der brave, treue, ernste Mann, und da schlug sich Mierzel das Märchen aus dem Kopfe, und wollte dem Peter eine brave, treue, ernste Hausfrau werden, wie sie sich das nicht anders denken konnte. — Und er war nicht alt der Peter; der Fremde hatte Unrecht, wenn er das sagte; die Narben und Furchen hatten dem Peter Sonne und Wind, Leben und Schicksal, Arbeit und Ungewitter geschlagen; freilich so blühend, so jung, so vornehm sah er nicht aus, auch so werben, so lieben, so sprechen konnte er nicht — so süße, so köstliche Worte sprechen — — Mierzels Augen füllten sich mit Thränen, denn die

Digitized by Google

Erinnerung an das Märchen der Mutter und an die Kindheitstage, und an die Stunden dort oben auf der Alm zogen durch ihren Sinn.

„Gott stehe mir bei!“ rief sie und lief an die Arbeit, um von den Gedanken loszukommen, die doch nicht von ihr ließen.

Was war es nur, das ihr bald erdrückend schwer, bald erquickend leicht in den Gliedern lag, daß sie den Wassereimer wie eine Feder aus dem Brunnen hob, und daß gleich wieder der Grashalm in ihrer Hand, wie eine Last und Bürde, von da hinab zur Erde fiel? Warum fuhr sie bei dem ersten Frühroth der Sonne aus der kurzen Ruhe auf, und warum machte ihr der rückende Zeiger der Schwarzwälderuhr Grauen und Bangen? Oh, sie wußte warum das Alles so war! War sie doch Peter Kernhofers ehelich Weib — hatte sie ihm doch Treue, und Liebe, und Gehorsam am Altare geschworen, und waren doch ihre wirren, angstvollen, sonderbaren Gedanken eine Sünde gegen den ernsten, stillen, braven Mann. Eine Sünde — — und doch — was konnte sie dafür, daß der Fremde wieder gekommen, daß er sie aufgesucht und gefunden — daß er sie so lieb hatte — so lieb wie nur er vielleicht auf der ganzen, weiten Welt ein Weib lieb haben konnte.

Nein, es war sündhaft, rein sündhaft, daß sie alle die Gedanken nicht loswerden konnte, und jetzt, wo es Abend wurde und der dämmerige Schein durch das Thal hereinflog, jetzt wurde ihr so bange, so furchtbar bange. Warum hatte sie nicht Nein gerufen, als der Fremde ihr beim Abschiede die verwegenen Worte zuflüsterte — warum hatte sie einen Augenblick gezögert und auf das klopfende Herz gehorcht, bis es zu spät war, Nein zu rufen? Wenn er nun kam? Wenn er an ihre Thüre, an ihr Fenster pochte? Wenn sie die Stimme hörte — die Worte — die guten, lieben Worte?

Mierzel verhüllte ihr Gesicht mit beiden Händen. — Die Schwarzwälderuhr hob mit schnarrendem Tone zum Schlage aus. Acht Uhr! — Draußen zog ein purpurnes Roth über die Häupter der eisgekrönten Berge und durch das Thal herein, spann das dämmerige Abendlicht seine geheimnißvollen Schleier. Eine kleine Schar rothschnäbliger Alpendohlen schritt in dem grünen Moosboden der Wiese draußen auf und nieder, und flog dann über die schäumende und brausende Ache weg, dem steinigen, zerwühlten Abhange des Ortler zu. Auf dem Zaunpfahle, gegenüber der Thüre, an der Mierzel mit gesenkten, fest ineinandergefalteten Händen stand, saß ein Rothschwänzchen nieder und machte seine Bücklinge, und schwenkte und drehte sich, und zeterte, als sähe es irgendwo Befremdendes nahen, und als hätte es davor zu behüten und zu warnen. Mierzel scheuchte den Vogel fort, sein aufgeregtes Geberdenspiel und sein Rufen thaten ihr weh. Sie spähte hinaus in das Thal, die Wiesen, die Geröllhalden, den Waldsaum entlang. Es wurde dunkler, die Umrisse wurden unbestimmter; die kleine

Digitized by Google

Tanne dort sah aus, als wäre sie eine schlanke, dunkle Gestalt, die sich in der Ferne nähernd bewegte; und weiter draußen — hinter dem Busch — was war das? Mierzels Herz erzitterte; sie mußte beide Hände an die klopfende Brust drücken; und doch — es war nur Täuschung, nur ein Zweig, den ein Vogel bewegte, als neigte und höbe sich ein Arm zum Gruße. — Nein, nein; er durfte nicht kommen — nicht allein — nicht zu solcher Stunde; — er durfte nicht — und doch; wenn er es thäte! wenn er käme!

Mierzel trat mit plötzlicher Hast in das Haus zurück, schlug die Thüre zu, schob den hölzernen Riegel vor, und stand dann in der dunklen Küche hochaufgerichtet und horchte in die sinkende Nacht hinaus. Draußen war alles stille — kein Schritt — kein Ruf; alles ruhig und stille, nur Mierzels Herz pochte, daß sie das Klopfen in der eigenen Brust hörte. Die kleinen, winzigen Fensterlein standen offen; ein eisernes Gitterkreuzlein hielt in jedem Wache; da konnte Niemand herein. — Mierzel holte sich einen Schemel und rückte ihn unter eines der Fenster. Die Hände in den Schoß gefaltet, den Kopf an die Wand gelehnt, die Augen geschlossen, saß sie dort in der kleinen, dunklen Küche nieder. Die kühle Nachtluft der Berge strömte durch das Fenster herein; von Zeit zu Zeit läutete eine Glocke von einer der nächsten Almwiesen herab; dann war es wieder stille, nur die rauschende, brausende Ache sang ihr wildes donnerndes Wanderlied.

Hinter den geschlossenen Lidern zogen an Mierzels Augen Erinnerungen und Bilder vorüber: die Alm mit ihrer nächtlichen Einsamkeit, durch die nichts drang, als das Läuten der Glocken der Herde und das behagliche Fauchen und Schnauben des Stieres, der vor der Thüre der Hütte lag; die Abende im Spätsommer, wenn die Kameradinnen von den nächsten Almen herüberkamen und lachend und plaudernd an dem niederen Herde beisammen saßen, und wenn die Zither klang und die lustigen, schwankvollen Lieder übermüthig über die Lippen flogen. Mierzel sah die Gestalten, die Gesichter vor sich, sie sah die Augen, die auf ihr ruhten, wenn sie sang — sie sah zwei Augen — zwei große, fremde, forschende Augen, die ihr den ganzen Abend folgten und von denen es ihr war, als sähen sie ihr tief, tief in das lachende und trauernde Herz hinein.

Mierzel riß die eigenen Augen auf, um die Erinnerungen und die Bilder los zu werden. Der Mond war indessen heraufgekommen und drängte durch alle Fugen, Lucken und Fenster in das Haus herein. Unter der Thüre, auf der Schwelle, am Herdrande, an dem Fenstergitter, auf Mierzels gefalteten Händen, überall lag das friedlich leuchtende, silberne Licht. Es war nicht mehr so angstvoll finster ringsher wie früher; auch Mierzels Herz schlug nicht mehr so qualvoll bange. Sie schloß wieder die Augen und lehnte den Kopf an die Wand. Draußen brauste und schäumte die Ache, erst laut

Digitized by Google

und donnernd, dann leiser und sanfter; es war als ob Zitherklänge und Menschenstimmen, fröhliche Lieder und sanfte, geflüsterte Worte darein fielen, immer sanfter — immer weicher — immer weicher — bis Alles versiegte — verklang und verschwand — und der Schlaf der Ermüdung auf Mierzels geschlossenen Augen und auf der, von den Mondesstrahlen überströmten Stirne lag. — —

Was war das? — Mierzel fuhr empor und horchte mit weitgeöffneten Augen in die Nacht hinaus. War das nicht ein Pochen an der Thüre? — oder — hatte sie geträumt? — da — da —

„Mierzel, Mierzel! Hörst nicht? mach auf! Mierzel!"

Mierzel stand hoch aufgerichtet, beide Hände fest an die Schläfe und in die Haare gedrückt, die Augen weit geöffnet, entsetzt und athemlos nach der Thüre starrend, an der laut und ungeduldig gepocht und gerüttelt wurde.

„Mierzel! steh auf — hörst denn nicht? I bin's — der Ried Hansel, mach' auf! — I hab' dir a böse Zeitung z'bringen; mach' auf!"

Der Riegel der Thüre flog zurück, und bleich wie eine Leiche stand Mierzel an der Schwelle, vom sinkenden Mondlicht übergossen.

„Es is a groß' Unglück g'scheh'n, Mierzel — a groß' Unglück" — rief der Mann, der wie ein dunkler Schatten zwischen dem Mondlicht und Mierzels Augen stand; „der Völker Thomas is' um Seil' und um Männer nach Sulden hinab'kommen, — zwei sein abg'stürzt von die gestrigen Leut' — zwei —

„Wer — wer is abg'stürzt," schrie Mierzel und ihre weit vorgestreckten Hände faßten den Arm des Mannes, der vor ihr stand.

„Nu, nu, sei nur nit glei' aus Rand und Band, Mierzel — sei g'schaidt; — wissen und erfahr'n mußt du's doch. Sei nur g'schaidt — sie sind's ja hol'n 'gangen; — deswegen wird ja doch nit schon all's aus sein."

„Wer ist abg'stürzt?" rief Mierzel. „Ich bitt' Dich Hansel, red' red'."

„No, der Eine von die Fremden, der hat halt woll'n nach Trafoi 'nunter, weiß Gott warum, und die Ander'n nach Suld'n; und wie's auseinandergeh'n, fallt der Fremde; und der Peter, na, den kennt ja so die ganze Welt, wie er is, der nimmt sich an — no — und, jetzt — g'scheh'n is halt g'scheh'n — 'nunter sein's über'n Gletscher — und über a Wand."

„Gott steh' mir bei," stöhnte Mierzel, und sank mit verhülltem Antlitz an der Schwelle der Thür auf ihre Knie nieder.

Ried Hansel hatte die Unglücksbotschaft noch weiter zu tragen, in den Gasthof hinüber, in die Hütte am jenseitigen Berghang.

„Ried Hansel!" rief Mierzel plötzlich auffahrend als sie seine Schritte sich entfernen hörte. „Ried Hansel! red' noch Ein's; wo ist der Peter g'stürzt — wo kann ich zu ihm? red', Hansel, ich bitt' Dich, red'!"

Digitized by Google

„Wann's ihn find'n bringen's ihn schon," sagte Hansel. „Da heißt's geduld'n. Helf'n kannst nit; da heißt's still' halten, und die Männer nit irr' machen mit'n Flenn'n und Lamentir'n. Sei g'schaidt, Mierzel." — Vernichtet, zermalmt, wie zu Boden geschmettert kniete Mierzel an der Schwelle ihrer Thüre.

„Gott im Himmel und Du, Peter, mein armer, mein braver, mein guter Mann, Peter verzeih' mir's — das hab' ich gethan — ich — Deine Mierzel — Dein Weib," stöhnte sie, und starrte auf die gerungenen Hände herab. Ja, jetzt wußte sie es, jetzt stand es wie mit feurigen Lettern vor ihrem Auge geschrieben, das heilige, unverbrüchliche Gesetz der Treue, das sie vor Gott und der Welt beschworen hatte. Warum hatte sie dem verwegenen Versucher gestern nicht Nein gesagt! Nein, nein, hätte sie ihm zurufen sollen, nein, um meines Lebensglückes, um meiner ewigen Seligkeit, willen, um meines braven Mannes willen, nein, nein, in alle Ewigkeit, nein!

Und jetzt war es zu spät. Zu spät!

Mierzel fuhr entsetzt vor den Bildern empor, die an ihrer Seele vorüberflogen: Zerschellt, zerschlagen, der Eine im Leichtsinne und im sündhaften Wollen gestorben, der Andere vom Leichtsinne und vom sündhaften Wollen gemordet, so sah sie die beiden Männer zwischen Eis und Felsen liegen. Sie sah Peters ernste, gute Züge, in die kein Argwohn, kein Falsch je kam, in denen das Vertrauen auf Gott und auf die Menschen lag. Wenn er nun wirklich todt war — wenn es drüben, in der anderen Welt, ein Stück Allwissenheit auch für die Dahingeschiedenen gab — und wenn Peter nun wußte, welche Gedanken durch seines Weibes Sinn gegangen waren — wenn er erkannte, warum er so elend sterben und verderben mußte — oh, Peter, Peter!

Mierzel rannte, wie von Folterqualen gejagt, aus dem Hause und auf die Wiese hinaus. — Draußen brauste und toste die Ache, und die Sonne, das blendende Gestirn kam stolz und hehr und schimmernd, als ob es auf der ganzen Erde nur Glück und Schönheit zu erhellen gäbe, hinter den Bergen herauf. Mierzel lief auf den nächsten Hügel empor, von dem man das Thal überschauen konnte, und dort kniete sie nieder und faltete die Hände, und wendete das todtbleiche Antlitz dem Himmel zu. Beten konnte sie nicht, denn alle ihre Gedanken waren nur Reue und Angst. Aber es war ihr, als müßten ihre Augen durch den blauen Aether, und forschend bis zu dem Throne des ewigen Gottes dringen, den ihr gläubiger Sinn dort oben suchte, und von dem allein sie Vergebung und Rettung hoffen konnte. —

Die Sonne kam langsam höher und höher herauf; die Morgennebel verschwanden; die Dohlen flogen in das Thal hinaus, und kehrten wieder nach den felsigen Zinnen ihrer Burgen zurück; die Sonne stieg höher und

Digitized by Google

höher; ihre Strahlen wurden heißer und heißer, Stunde um Stunde verging; und noch immer kniete Mierzl draußen auf dem Hügel. Ihr Antlitz war nicht mehr gegen den Himmel gerichtet, sondern starrte lautlos und regungslos das Thal entlang. — Stunde um Stunde verging; die Sonne begann sachte zu sinken; ihre Strahlen wurden kühler, und an dem Ufer der Ache begannen weiße Nebelschleier zu spinnen. — Plötzlich fuhr Etwas wie Licht und Schatten zugleich über Mierzels Gesicht; ihre Augen zuckten, ihre Lippen öffneten sich wie zum Aufschrei, ihre Arme streckten sich weit vor, wie zur Abwehr oder zum Gruße, und dann flog sie den Hügel hinunter einem kleinen Zuge dunkler Männergestalten entgegen, der langsamen Schrittes an dem Waldvorsprunge vorüber, in das Thal herein kam. Ihr gutes, scharfes Auge ließ sie alles deutlich erkennen: Vorne, an der Spitze, der Völker Thomas, dann der Großkarbauer, der Waldsepp, der Andreas — und die Führer die vorgestern mit hinauf gingen — und — in der Mitte der Männer etwas Dunkles, — eine Bahre — oder so etwas dergleichen — und auf der dunklen Bahre —

„Oh, mein Gott," rief Mierzel, und hielt in ihrem Laufe inne, „oh mein guter, lieber Gott, laß mich sterben, wenn Peter todt ist — oh, laß mich auch sterben!"

Die Männer hatten Mierzel erkannt; sie winkten ihr; Mierzel kam zitternd näher und näher. Jetzt konnte sie Peters Gestalt erkennen, die lang hingestreckt auf der Bahre lag. Der Waldsepp trug Peters Eispickel und Hut. Peters Gesicht war unbedeckt; der Abendwind bewegte leise die braunen Riegeln die von der blassen Stirne zurückfielen. Die eine Hand hing von der Bahre herab, die andere lag auf der Brust; die Augen waren geschlossen.

„Peter!" schrie Mierzel aus tiefster Seele auf, und stürzte auf die Bahre zu. Peter schlug die Augen auf, und Mierzel lag schluchzend an seinem Halse.

„Stellt's nieder, Männer, stellt's nieder," sagte der Großkarbauer; „rasten thut ohnedem Noth."

Peters rechte Hand lag auf Mierzels blonden Flechten, während ein mattes Lächeln um seinen Mund spielte.

„Ist das eine Schand', wenn ein Führer sich trag'n laßt; nit wahr Mierzel," sagte er, und suchte sichtbarlich der Rührung Herr zu werden, die ihn übermannte. „Jetzt hat's einmal Dein' Peter erwischt, Mierzel; und tüchtig auch noch. Da wird's was zum Curiren geben für Euch Weibsleut."

Mierzel konnte nicht sprechen; sie hielt mit der einen Hand die Schürze vor den zuckenden, schluchzenden Mund gedrückt, mit der anderen

Digitized by Google

Peters Hand, die er von ihren Flechten gehoben hatte; überströmende Thränen jagten ihre Wangen hinab.

„Flenn' nicht, Mierzel, flenn' nicht," sagte Peter. „Es ist ja alles ganz gut ausgangen, und auf die Füß' komm' ich auch wieder; ich versprech Dir's, Mierzel.

„Oh, daß Du nur wieder da bist, Peter; daß Du nur wieder da bist!" sagte Mierzel leise und ihre Hand umklammerte fest die seine.

Die Männer nahmen die Bahre wieder auf, und langsam, Schritt für Schritt, ging der Zug dem einsamen, kleinen Hause zu.

„Hast viel Schmerzen, Peter?" fragte Mierzel, die dicht an der Bahre hinging und zuweilen sachte bald Peters Schulter, bald seine Hand, seine Stirne, seine Haare berührte.

„No, könnten schon weniger sein," meinte Peter. „Den linken Fuß und den linken Arm hat's mir halt rechtschaffen herg'nommen."

„Gebrochen?" fragte Mierzel zögernd.

„Wird schon so sein," erwiederte Peter. „Im Ort d'rin hat mir's der Bader schon herg'richt. Jetzt braucht's nur mehr ein Bissel Geduld."

Die Thüre des Hauses stand offen, wie sie Mierzel bei keimendem Tageslichte verlassen hatte. Der Schemel stand noch dort an dem Fenster, aber Mierzel sah und beachtete ihn nicht. Alle Gedanken der Nacht, alle Angst, alle Qual der Vergangenheit war vergessen; es war ihr zu Muthe, als stünde sie nach langer schwerer Krankheit, wieder an der Schwelle des Lebens.

Die Männer schafften Peter in die Stube herein. Mierzel machte das Bett zurecht, und schob an den Kissen, und preßte die Hände ineinander, während die Männer ihr die Weisungen sagten, die ihnen der Bader vorläufig mitgegeben. Die Leute verabschiedeten sich; Peter dankte für alle Treu' und Müh'; Mierzel gab ihnen bis an die Thüre das Geleite.

„Da hätt' ich bald was vergessen," sagte der Großkarbauer und zog ein Päckchen Banknoten aus der Tasche. „Das g'hört dem Peter, von dem jungen Herrn, dem er's Leben g'rettet hat. Heb's derweil auf Mierzel; mir scheint, es is hübsch viel. Aber der Peter hat's auch verdient. Da gibt's kein Zweiten, wie der Peter einer is. Behüt' Gott, Mierzel; behüt' Gott."

„Von dem jungen Herrn, dem der Peter das Leben gerettet hat," wiederholte Mierzel leise, wie ein Kind ein vorgesprochenes Gebet wiederholt.

Auf den Fußspitzen kehrte sie in die Stube zurück, schloß die Thüre und öffnete die Fenster, daß die kühlende Abendluft hereinströmen konnte. Draußen rauschte und brauste die Ache und auf den Zaunpfahl saß das Rothschwänzchen und zwitscherte leise sein kurzes Lied.

Digitized by Google

„Mierzel," sagte Peter, der eine Weile mit geschlossenen Augen gelegen hatte. „Komm setz' Dich ein Bissel her zu mir; ich möcht Dir sagen wie alles her'gangen is, und dann möcht' ich nicht wieder davon reden, und nimmer d'ran denken, damit's ganz und gar überstanden is."

Mierzel setzte sich neben dem Bette nieder.

„Der junge, schlanke Herr, weißt Mierzel, der Dich von der Alm her kennt, der hätt's Bergsteigen sein lassen sollen. Auf so ein Berg muß man wie in die Kirch'n geh'n; fromm, ernst, mit sein' Willen und mit sein' Gedanken im Reinen. Die einsamen, großen Berg' hab'n nix mit der übrigen Welt und mit dem lustig'n, leichtsinnig'n Leben gemein. So ein Berg steht Tag und Nacht, Winter und Sommer, seit tausend und tausend Jahr' allein, und will allein sein, und wenn er sich wehren kann so wehrt er sich, und wirft die leichtsinnige Creatur von sich ab, die ohne Achtung und ohne Erkenntniß für das Wagniß, mir nichts dir nichts in die heilige Einsamkeit rennt. Der junge Herr hat nichts als Spaß' g'macht, und lustige Red'n g'führt, als wär' er im Wirthshaus und nicht bei dem grimmigen Riesen zu Gast g'wesen, der kein Spaß versteht, und der auf Ordnung halt' bei jedem Schritt und jeder Bewegung. So sind wir hinauf, und unter viel' Mahnreden wieder herunter 'kommen. Da heißt's, der junge Herr will nit mit den Andern geh'n, nit über Sulden. Die Andern lachen und necken, — er lacht auch, — und schwankt hin und her, und schaut zurück — und tritt fehl — und ich seh's und spring zu — und faß' ihn am Arm, und schrei': „He, nix g'lacht, sondern auf'paßt!" Er aber fahrt erschreckt von mir weg — und — weiß Gott, wie das war — im nächsten Augenblick rollen wir all' Zwei den Abhang hinab, daß der Kopf wirbelt.

„Das mal hat's dich, Peter," hab ich gedacht, und dann gehts weiter und weiter hinab; ich hab' die Aug'n g'schlossen, nur den Andern halt ich fest umklammert, als könnt' ihm das helfen. Da gibt's ein Stoß, ein Ruck, daß ich glaub' die Rippen müss'n entzwei sein, und dann sitz' ich fest. Ich schlag' die Augen auf, und hätt's am liebsten gleich wieder zug'macht, so schauderhaft war das, was da zu seh'n war. Ein Felsen hatt' mich aufg'fangen, ein schmaler, kantiger Stein; mit dem Rücken häng' ich über'm Abgrund: mit der rechten Hand halt' ich ein' spitzen Stein erfaßt; wie, das weiß Gott! — Der linke Fuß war ausg'streckt, auf ein' andern, schmalen Fels hinüber gebreit', und auf dem Fuß ist der Fremde mehr g'hangen als g'legen, mit zug'machten Augen, stumm, bewußtlos, hilflos wie ein Kind. Unter mir war Fels und Fels, ober mir Fels und Eis; tiefer unten alles verwirrt und finster wie im Grab — weiter oben der schwarzblaue Himmel. Nur ein Gedanken war in mein' Kopf: leben, möcht ich! nicht zu Grund geh'n! — nicht noch weiter hinab stürzen! und dabei hab' ich mit dem rechten

Digitized by Google

Arm mich furchtbar festklammern müssen, denn das war mein einziger Halt. Derweil hat der linke Fuß, der so ausg'streckt auf zwei Steinen g'legen is, ganz schrecklich zu brennen und zu schmerzen ang'fangen. Aber ich hab' ihn nicht rühren dürfen und nicht bewegen, sonst wär der Mann in den Abgrund hinab g'stürzt. Der Schmerz war unmenschlich in dem Fuß; heiß und kalt war's in mein' Kopf; zuletzt dacht' ich nimmer an's Leben, sondern nur an den einen Wunsch, daß ich noch einmal, bevor's zum Sterben geht, den linken Fuß rühren dürft! Aber dann hab' ich gedacht, ein Menschenleben is das andre werth — und jeder Mensch kann brav und tapfer sterben, dazu braucht's kein Schlachtfeld, und keine Kanonen. So hab' ich halt den Kameraden g'halten, und dabei hab' ich gedacht: vielleicht hat er auch ein Weib daheim, wie ich ein's hab, oder eine Mutter oder sonstwen, der ihn gern hat, und der mir's danken möcht', wenn er's wüßt', was ich bis zur letzten Stund für ihn thu'. — Aber es war ganz fürchterlich, daß er die Augen so zu g'habt hat — und daß ich so allein war — so allein im Grab. — Ich weiß nicht war's der Schmerz im Fuß — oder die Bangigkeit — oder was sonst — nach und nach sind mir die heißen Tropfen aus den Augen g'flossen, und ich hab die Vorstellung g'habt, als müßt' ich lauter Blut weinen, lauter heißes, rothes Blut. Da is mir auf einmal so g'wesen als wenn Du von oben, von hoch oben, herab schau'n möchst; ich hab' Deine blonden Haar g'sehn, Deine blauen Augen, und Du hast auch g'weint und dann hast g'wunken und g'rufen: Peter, Peter! Da hab ich die Augen weit aufg'rissen, und g'horcht — und richtig hör' ich mein' Namen, und ober mein' Kopf kommt langsam ein dickes, schweres Seil herab.

„Gott im Himmel! leben! leben! war meine erster Gedanken. Aber da schau ich auf mein' linken Fuß herab, und auf den Mann der da liegt, und den ich nicht verlassen darf. So faß' ich halt mit der linken Hand das Seil, und zieh's dem Halbtodten unter der Schulter durch, und arbeit' und zerr! und, weiß Gott wie ich's zu Stand bring! ich mach' ihn fest, und die oben zieh'n an, und der Mann geht hinauf, zum Leben. Ich schau ihm nach — und schau und schau — und dabei wird mir schwarz vor den Augen — der rechte Arm hat lang g'nug ausg'halten, aber jetzt wird's ihm zu viel. Ich spür' wie er nachlaßt — ich hör die Glocken von der Stilfser Kirch'n läuten — „Mierzel, aus ist's!" denk ich, und stürz' hinab."

Peter hielt einen Augenblick inne. In der Stube war es dämmrig geworden. Mierzel legte ihre Stirne an Peters Brust.

„Es ist alles gut aus'gangen; Gott hat g'holfen," sagte Peter langsam, als wären die Worte ein Dankgebet. „Sie haben mich unten g'funden, und aus dem Schutt und der Wildniß hinausgetragen."

Digitized by Google

„Laut jubeln hab' ich nicht können vor Schmerzen; aber im Innern, in der Seel', hab ich g'jauchzt und frohlockt, bei dem Gedanken, daß ich wieder leben darf, und zu Dir heimkommen, Mierzel. — Und reichen Lohn für's Aushalten da unten, in der Pein, mit dem hilflosen Kameraden, reichen Lohn hab' ich g'funden, wie die arme junge Frau von Gomagoi uns entgegen 'kommen und ihrem Mann, schluchzend und weinend vor Freud' um den Hals g'fallen is, und mir gedankt hat, für seine Rettung."

„Der Fremde — der hat eine Frau? — sein ehelich Weib?" fragte Mierzel langsam und leise.

„Eine schöne, junge Frau," erwiederte Peter. „Sie hat ihn weinend gebeten, nie mehr auf ein' hohen Berg zu geh'n; und er hat ihr vor mir versprochen, auf alle Abenteuer, auf den Bergen, und im Thal zu verzichten, wie er sich aus'drückt hat. — — So, Mierzel: jetzt hab' ich Dir Alles erzählt — und jetzt möcht' ich nicht wieder d'ran denken, damit's ganz und gar überstanden is!"

„Ganz und gar überstanden," wiederholte Mierzel, und legte ihre Arme weinend um Peters Hals. — „Aber wenn Du g'sund bist, Peter, und wieder stark bist und froh, wie früher -- dann möcht' auch ich Dir was erzählen" — sagte sie leise.

Peter nickte mit dem Kopfe und strich mit der Hand liebkosend über ihre Wange. — —

Am selben Abend, als die Sterne in allem Glanze über dem Thale hingen und die tiefe Ruhe der Einsamkeit über der Erde lag, trat Mierzel sachte vor die Thüre hinaus. Das Riesenhaupt des Ortler sah in stolzer Herrlichkeit in die Glorie des Himmels hinein, der sich wie ein ungeheuerer Dom, voll unendlicher Schönheit und Größe, über dem Thale wölbte. Mierzel blickte, tief aufathmend, zu den flimmernden Sternen empor und faltete stille die Hände, und betete leise: „Herr, führe uns nicht in Versuchung!"

Digitized by Google

Schatten im Freien.

Gedichte

von

Cajetan Cerri.

Zu sehen sind diese Dinge freilich schön; aber sie zu seyn ist ganz etwas Anderes.
Arthur Schopenhauer.

I.

Ach! wie hoch die Pulse schlagen
In den freien Lichtesräumen,
Welch' ein mildes Weltentsagen
Unter Blumen, Garben, Bäumen —
Allen Bösen sei vergeben,
Allen Guten einen Kuß!
Doch . . . nun seh' ich, daß mein Fuß
Tausend Leben macht erbeben,
Daß mich Vogel, Falter, Reh
Aengstlich fliehen, daß mit Bangen
Gras und Veilchen mich empfangen —
Und mich rührt ein tiefes Weh!
Warum muß euch, Thier und Blüthe,
Schrecken was ich schaff' und such'?
Horch! da ruft es: Adamite,
Denke an den Kainsfluch!

II.

Ein Sonnenaufgang! — mit bethauten Rosen
Und einem Strahlendiadem geschmückt,
Wacht auf des Himmels Herrin, und beglückt
Sieht eine Welt sie mit ihr liebend kosen.

Ich aber weiß, daß diese selbe Sonne
Die traumhaft nun zu heller Lust erwacht,
Umwölkt wird sinken in die dunkle Nacht —
Das ist das Loos geträumter Lebenswonne!

Digitized by Google

III.

Morgens, wenn auf den Wiesen
Thauperlen glüh'n und sprüh'n,
Wandelst Du, kranke Schöne,
Schweigend durch Waldesgrün.

Geheimnißvoll die Waldung,
Geheimnißvoll auch Du:
Es weht und webt um Beide
Wie geisterhafte Ruh!

So ziehst Du fort; im Auge
Unheimlich tiefe Gluth,
Und auf den Wangen — Rosen,
So roth, so roth wie Blut.

Weh Dir! daß über Dich, Arme,
Ich brechen muß den Stab:
Heut' Rosen auf den Wangen,
Bald Rosen auf dem Grab!

IV.

O Schmetterling, o Schmetterling,
Du schmuckes, buntes, kleines Ding
Aus Goldstaub, Duft und Seide:
Wenn Du, gleich einem schönen Traum,
Durchschwebst den reinen Aetherraum
In Deinem Flügelkleide;
Wenn Du entzückt und wonnevoll
Dich wiegst und wägst, wie jugendtoll,
Bald hüben, und bald d'rüben —
Wie sehr muß ich Dich lieben!
O Schmetterling, o Schmetterling,
Du leichtes, falsches, arges Ding
Aus eitler Flitterzierde:
Wenn Du zu allen Blüthen fliegst,
Und heuchelnd alle sie belügst,
In Deiner Selbstsucht Gierde;
Wenn Du, geschult in List und Scherz,
Ausbeutest jedes Blumenherz,
Um es dann zu verlassen —
Wie sehr muß ich Dich hassen!

V.

Schöner, heller Irisbogen,
Lächelnd gleich dem Friedensblick,
Wie fühlt sich zu Dir gezogen,
Wer nach Drangsal hofft auf Glück!

Ach! die Sehnsucht ahnt ja nimmer,
Daß auch Du an Schmerzen reich,
Daß selbst Deines Lächelns Schimmer
Grüßt aus Tropfen, thränengleich.

VI.

Frische Wangen, blonde Haare,
Und der ersten fünfzehn Jahre
Morgengruß im Blick dazu,
Und dazu des Geistes Schwingen,
Die wohl nach dem Höchsten ringen —
Knabe, wie beglückt bist Du!

Dennoch sollte man's kaum wähnen,
Denn wie ungestilltes Sehnen,
Holder Knabe, spricht's aus Dir;
Sag', was Deiner jungen Seele
Idealem Streben fehle? —
„Glück beim Kartenspiel fehlt mir!"

Digitized by Google

VII.

Ein Blumenblatt fällt ſtumm zu meinen Füßen,
Stumm und beredet dennoch. —
Losgeriſſen
Vom Mutterbuſen durch des Sturms Getriebe,
Wollt' es zuerſt empor zur Himmelshöh' . . .
Erſetzt doch Himmelsglück nur Mutterliebe.
Umſonſt! es mußte zu des Staubes Weh,
Und zittert nun zu Füßen mir, als Mahnung:
Ein Schickſal, das von Glück zu Glück ſtets führt,
Und unberührt läßt von des Schmerzes Ahnung,
Solch' Schickſal keinem ird'ſchen Ding gebührt!
Sein Antheil an des Leides Eigenthume
Fällt Allen zu — und wär's auch eine Blume.

VIII.

Donner rollen, Blitze glühen;
Durch den Wald zwei Menſchen ziehen
Gleichen Schrittes, wandernsmatt —
Jenen ſtreckt ein Blitzſtrahl nieder,
Dieſem fällt auf's Haupt, wie Flieder
Koſend leicht, vom Baum ein Blatt!
Warum ſolche Wendung eben,
Wo doch gleich ſind That und Streben?
Warum Räthſel, Herr . . . Warum?

„Weil Du blos in Räthſeln, Fragen,
Dich heran zum Saïs-Bild wagen
Darfſt, o Knabe, der verzagen
Würde vor der Löſung Tagen,
Die nur tödtend winkt . . . Darum!"

Sommer 1880.

Miranda.

Aus den Jugendliedern

von

Julius von der Traun.

1.

Dich nur einmal noch zu sehen
Träumt mein Herz! — In Leid und Wonne
Sah ich Deinen Schleier wehen
In dem Abendglanz der Sonne.

Hinter Deinem raschen Schiffe
Blütenvolle Ufer schwanden,
Während Dir vom fernen Riffe
Rosen winkten: Komm' zu landen!

Kaum daß diesem Du entzogen,
Harrte Deiner voll Entzücken,
Schon der and're Rand der Wogen,
Den Du landend sollst beglücken.

Tiefer sank der Abend nieder
Und im Nebel trüb und trüber
Schwand Dein Fahrzeug. Ohne wieder
Umzuseh'n fuhrst Du hinüber.

Ach! Erinn'rungen bewegen
Dieses Herz seit jener Stunde,
Wie von Deinen Ruderschlägen
Bebte des Gewässers Runde.

2.

Aus tausend Blumenkelchen sprühte
Der Duft durch Deinen Gartenhag,
Da war es, daß Dein Herz erblühte
Und liebevoll an meinem lag.

Digitized by Google

Die Schwäne tauchten auf und nieder
Im Wogenschaum des Wasserfalls,
Es wob sich in der Vögel Lieder
Der Waldgesang des Wiederhalls.

Das war ein Rauschen, war ein Wogen
Von klangerfüllter Rosenpracht!
Doch Blatt um Blatt ist fortgezogen
An trübem Tag, bei kalter Nacht.

Der Herbst ist da! Die Schwäne heben
Sich aus dem Schilf, sie denken klug:
„Was soll dies kaltgewordne Leben?!“
Und rasch nach Süden strebt ihr Flug.

So denk' auch ich, seit im Getriebe
Der Welt Du mich vergessen hast,
Seit ich im Garten meiner Liebe
Hab' welken sehen Ast um Ast.

So wie mit klingendem Gefieder
Die Schwäne aus dem Garten zieh'n,
So streben meine neuen Lieder
Nach einem neuen Frühling hin.

Digitized by Google

Die Kunst der Conversation.

Capriccio

von

Bruno Walden.

Die Kunst der Conversation ist, wie jene des Briefschreibens, ausgestorben, und ich sage es Ihnen, der Egoismus ist's, der hier wie dort die Schuld daran trägt.

— Gestehe ich Ihnen auch zu, daß der Egoismus die briefliche Mittheilsamkeit, die unsere Großeltern ausgezeichnet hat, und der wir so manches köstliche Zeit- und Charakterbild danken, heutzutage nicht aufkommen läßt, so ist er doch sicher nicht Schuld am Verkommen der Conversationskunst, wie Sie es nennen. Läßt er auch wunderselten nur mehr jene innige Zusammengehörigkeit aufkommen, der es Bedürfniß ist, der Entfernung zu trotzen und ein Anderes zum Mitlebenden seiner äußeren und inneren Erlebnisse zu machen, so ist doch eben die Selbstsucht dabei interessirt, ein Gespräch anregend und anmuthend zu gestalten, denn wie verschiedenartig auch die Menschen sind, in dem Einen Punkte stimmen sie alle überein, daß sie sich gern unterhalten.

— Ganz wohl, allein wer stets von seinem Ich befangen ist — —

— Ach ja, Sie meinen jene Leute, die stets nur von ihrer eigenen Person zu sprechen wissen — —

— Nicht doch, ich meine nicht schlechterzogene Leute, die stehen ganz selbstverständlich der Kunst der Conversation so fern, wie Allem, das Anmuth und Eleganz erfordert. Die „Ich-Befangenheit" kommt in den verschiedensten Formen zu Tage. Von jener großen Gruppe der sogenannt Schüchternen sind neun Zehntel nur darum so linkisch, weil sie derart mit sich selbst beschäftigt sind, daß sie für Niemand und für nichts Antheil aufbringen. Da kann von was immer die Rede sein, es verlockt sie nicht einmal zu einem Ausrufe der Selbstvergessenheit, allein sie maskiren ihre Stumpfheit unter dem Vorgeben der Schüchternheit, die wieder nur eine bescheidene Umschreibung für holde

Digitized by Google

Bescheidenheit sein soll. Ihre Antheillosigkeit wirkt geradezu lähmend auf die Anderen. Jeder Versuch, sie aus ihrer ungelenken Selbstversunkenheit emporzurütteln, ist vergeblich, sie schneiden mit ihren trockenen, jeden Gegenstand abfertigenden Antworten das Fortspinnen des Gespräches ab und bringen Demjenigen, der freundlich bemüht gewesen, eine Unterhaltung anzubahnen, die beschämende Empfindung bei, daß er ihnen lästig falle.

— Wollen Sie nicht mindestens Verlegenheit als mildernden Umstand für diese, ich gebe es zu, conversationstödtende Species annehmen?

— Ganz wohl, aber ist nicht eben diese Gattung Verlegenheit nur ein Ausfluß des Egoismus? Ein Mensch von Geist oder Herz denkt nicht immer an sich selbst, er sucht Anderen entgegenzukommen, ganz unwillkürlich packt ihn Interesse an Menschen, Ideen, Dingen, Bestrebungen! Nur der in seinem Egoismus Versumpfte ist conversationell nicht anregbar. Wahrlich, da ziehe ich noch jene Egoisten vor, die übervoll von dem, was sie interessirt, den Anderen — unbekümmert darum, ob auch er dem Gegenstande Interesse, ja auch nur Verständniß entgegenbringe — damit überfluthen, seinen Antheil an ihrem Ideengange prätendiren und erzwingen, während sie den seinen gänzlich unbeachtet lassen. Diese Gattung Conversation rechtfertigt beinahe jene berühmte Theaterkritik, die von „dem Monolog Nathans mit dem Tempelherrn" sprach.

— Eben klagten Sie über Interesselosigkeit als todtbringend für die Conversation, nun klagen Sie über Interesseüberfüllung — —

— Die Ueberfülle Eines egoistisch gehegten Interesses, die das Interesse für alles Andere erstickt. Ist es nicht darum schon ein altersgeheiligter Satz, daß Fachgelehrte im Allgemeinen eben so conversationsunbrauchbar als verehrungswürdig sind? Elasticität, geistige Spannkraft ist ein Haupterforderniß für die Conversation, deren Aufgabe es ist, Vieles anzuregen, nicht aber etwas zu erschöpfen, und nun gar einseitig erschöpfen zu wollen.

— Das klingt wie eine Ermahnung zur Oberflächlichkeit, — — —

— Gegen die deutsche Gründlichkeit alsogleich protestiren zu müssen glaubt. Mein bester Freund, man zündet eine Cigarre nicht mit einem brennenden Scheit Holz, sondern mit einem Zündhölzchen an und bringt sie damit rascher zum Brennen und spart sich viel Rauchqualm. Die Oberflächlichkeit schließt leider die Breite der Behandlungsweise durchaus nicht aus, das haben Sie, so gut wie ich, gewiß in der Lectüre, wie in der Conversation schon vielfach erfahren. Ein ganz Anderes ist das leichte Berühren irgend eines Thema's, indem man eine essentielle oder originelle Seite daran hervorhebt und ideell weiterbauend, sei es durch Analogie oder Antithese, eine Verbindung zu einem anderen Thema herstellt. Vielleicht läßt sich durch einen commerciell gefärbten Satz eine der wichtigsten Aufgaben der

Digitized by Google

Conversation am besten präcisiren. Sie soll einen möglichst großen Umsatz an Gedanken und Verbrauch von Anregungen bezwecken. Allerdings bedarf es dazu klarer Anschauungs- und conciser Ausdrucksweise der Sprechenden. Jeder Satz muß da etwas besagen, das mindestens formell einen gewissen Reiz besitzt.

— Ein sprühender, in allen Farben schimmernder Funkenregen.

— Ganz und gar nicht; ein Geistesfeuerwerk zählt zu den unersprießlichsten Dingen, denn da brillirt in allererster Linie die Eitelkeit, die es losbrennt.

— Nun, diese Eitelkeit ist doch mindestens mit dem Wunsche verbunden, den Conversationspartnern gefällig zu sein.

— Nur mit dem Wunsche ihre Bewunderung zu erwecken. Das ist es eben, was diesem Conversationston allen Reiz raubt; so unanmuthend ein mit dem Anspruch auf schönen Styl geschriebener Brief ist, so wenig läßt ein stets auf Pointen berechnetes Gespräch geistiges Behagen aufkommen. Diese Manier, um jeden Preis glänzen zu wollen, tritt in den mannigfachsten Formen auf, die aber alle die Eine trübselige Familienähnlichkeit besitzen, dem guten Geschmacke gröblich in's Gesicht zu schlagen. Da ist der Witzjäger, der sich verpflichtet hält, jeden Satz, jeden Gedanken, jeden Begriff, so gut oder auch so schlecht es geht, zu einem Witz zu verrenken. Als ob irgend Jemand durch eine einzig aus Caviar bestehende Mahlzeit befriedigt werden könnte! Noch gewissenloser und abgeschmackter ist der Paradoxenreiter. Er kennt keine Ueberzeugung und Gesinnung im Gespräche und scheut sich nicht, seinen Geist die tollsten Affensprünge ausführen zu lassen, denn sein Streben ist einzig auf Verblüffung gerichtet. Da dies am effectvollsten durch extreme Opposition zu erzielen ist, geberdet er sich allen Parteien und allen Individuen gegenüber als incarnirter Widerspruchsgeist.

— Ach ja, das kenne ich, und diese stete Widerborstigkeit regt einem die Nerven auf.

Allerdings, noch mehr aber regt sie jene servile Popularitätshascherei auf, die, um den Ruf der Liebenswürdigkeit zu erringen, die Rolle des Echo übernimmt. Gibt es etwas Abspannenderes, als wenn Jemand augenblicklich seine eigenen Anschauungen im Stiche läßt, um nachzubeten, was man eben gesagt hat? Allein wir haben noch eine Gattung der Verblüffungsfreudigen, und zwar die allerplumpste aufzuzählen, jene Leute die — seien es nun wirkliche oder nur scheinbar Wissende — über irgend einen fernliegenden Gegenstand mit Fachausdrücken herumwerfen und höchlich vergnügt sind, wenn ihre Hörer sie in blankem Unverständniß schweigend anstarren. Die Antipoden dieser angenehmen Leute sind jene, die stets glauben, alleinige Bildungspächter zu sein und nur Ignoranten vor sich zu haben, denen sie jeden Satz durch

Digitized by Google

ein erläuterndes Anhängsel oder eine breitgetretene Wiederholung populari-siren müssen. Den Einen wie den Andern dient ein Gespräche nur zum Zwecke der Selbstverherrlichung und ihre Partner erhalten nur die Statistenrolle zugewiesen. Ein Haupterforderniß der Conversation aber ist: nicht nur sich, sondern auch die besten Seiten der Anderen zur Geltung zu bringen, das Gespräch auf Gebiete zu spielen, auf dem auch die Andern sich leicht und gut bewegen, eine Gemeinsamkeit des Interesses an dem Gesprächsgegenstande herzustellen; dann tritt ganz unwillkürlich jenes Behagen, jene Angeregtheit ein, die Allen die richtige Atmosphäre für eine im intellectuellen Sinne ver-gnügliche, genußreiche Conversation abgibt.

— Wo wollen Sie aber bei höchst verschiedenartigen, häufig mehr durch allerhand Zufälle, als durch sinnige Wahl zusammengewürfelten Menschen diese Gemeinsamkeit des Interesses herstellen?

— Besäße man nur noch einigen Sinn für die Kunst der Conversation, so würde man die Leute nicht in so unpassender Weise zusammenwürfeln, als es häufig geschieht. Allein selbst unter den ungünstigsten Umständen lassen sich in einem Kreise Gebildeter — ich nehme das Wort hier nur im landläufigen, sehr leichtwiegenden Sinne — Themen anschlagen, die jedem gestatten, an dem Gespräche theilzunehmen.

— Allerdings, und es ist ein großes Verdienst der Zeitungen über Vieles zu orientiren.

— Ein Verdienst, das leider nicht in verdienstlicher Weise ausgebeutet wird. Es gibt Leute, die eben nur als lebendiges Exemplar ihrer jeweiligen Zeitung fungiren. Sie beziehen ihre politischen, socialen, künstlerischen, literarischen, wissenschaftlichen Anschauungen aus „ihrem" Blatt und finden es daher Luxus, irgend etwas selbst direct kennen zu lernen, oder gar selbst zu denken. Wie oft fühle ich mich versucht Jemandem, der eben ein wohl motivirtes Urtheil abgegeben, zu sagen: „ganz recht, das habe ich kürzlich so ziemlich wörtlich in jenem Leitartikel oder Feuilleton gelesen." Eben der Mangel an individueller Färbung der Anschauungen, von echter Originalität ganz zu geschweigen, ist es, was der Conversation den Tod bringt. Heutzutage erkennt man, wie in der Familie, so auch im Leben, die Autorität nur da an, wo es Einem bequem ist, im Bequemlichkeitsfalle aber beutet man sie hier wie dort auf das Gründlichste aus. Nur die um jeden Preis Tadelsüchtigen besitzen noch die Regsamkeit einer eigenen Meinung.

— Eine Regsamkeit, die sie am liebsten in herbem Urtheile über den lieben Nächsten bethätigen. Ihr conversationeller Beruf scheint einzig im „Zerreißen" zu bestehen.

— Ganz richtig, sie sind viel zu plump, um seciren zu können. Seien wir nicht moralprüde und gestehen wir es zu, daß der Mensch denn doch

Digitized by Google

immer eines der interessantesten Gesprächsthemen für die Menschen abgibt und zwar nicht im abstracten, sondern im concreten Sinne. Eben an diesem Thema aber erprobt sich die Kunst der Conversation am besten. Das Charakteristische am beregten Individuum leicht skizziren, gestehen wir es ehrlich zu, bildet einen Hauptreiz am Gespräche, und jene gutmüthigen Seelen, die ihre Naivetät und ihren Adolescenten-Enthusiasmus auf Lebenszeit patentirt haben, und die verschiedenartigsten, oft sehr unlieblichen Leute gleichmäßig als „lieb, lieb" und alle Erscheinungen auf künstlerischem Gebiete von „Hannchen mit den Küchlein" bis zum „Faust" als „gottvoll" bezeichnen, sind es eben nicht, die einer Unterhaltung besondere Würze verleihen. Die Fehlerblindheit ist, selbst da wo sie nicht affectirt ist, so wenig ein Vorzug, wie die Farbenblindheit. Eben das richtige Erkennen der Farben bis in ihre feinste Nuancirung und das richtige Verständniß für die Vertheilung von Licht und Schatten ermöglicht allein das lebenswahre Bild. Wie ehrenwerth gegen gar manches perfide Lob ist ein ernster, ja scharfer Tadel! Und auch die humoristische und witzige Besprechung der Fehler und Schwächen ist kein so arges Uebel, als all' Jene behaupten, denen Humor und Witz unverbrüchliches Geheimniß sind. Außer etlichen vierzehnjährigen Pensionärinen glaubt keine Seele an menschliche Vollkommenheit, es ist daher wahrlich kein Hochverrath, die gesprochenen Porträts nicht in chinesischem Styl, als Lichtbilder nur zu halten. Die Caricaturisten im Gespräche aber versündigen sich nicht minder als an der Nächstenliebe auch am guten Geschmacke und somit zugleich an der Kunst der Conversation. Und vollends erst die Klatschbrüder und Klatschschwestern! All' Jene, die auf das Erniedrigen der ganzen Person ausgehen, gehören in der guten Gesellschaft nur — vor die Thür. Zudem sind die Tadelsüchtigen überhaupt zumeist noch Heuchler, sie suchen sich des Vorwurfes der Bosheit zu entlasten, indem sie, nach „Zerreißung," wie Sie sagen, der Abwesenden den Anwesenden ein Uebermaß an Schmeicheleien an den Kopf werfen. Zumeist empört mich daran, daß sie Einen für albern genug halten, ihnen nach dem Vorhergehenden zu glauben.

— Können Sie sich den Segen der Civilisation ohne conventionelle Falschheit denken?

— Ich schwärme nicht für Jene, die unter der Firma der Aufrichtigkeit ihrer Rücksichtslosigkeit die Zügel schießen lassen, die ihre Gedanken nicht wählen und nicht modelliren, sondern mit Allem, was ihnen durch den Kopf fährt, herausplatzen und Einen mit Unarten bombardiren. Sicherlich zählt diese Gattung nicht zu den Conversationskünstlern. Auch die Verbitterten — ihre Zahl ist nicht gering — die ihren wirklichen oder vermeintlichen Mißerfolg rächen, indem sie darauf ausgehen, Einem direct und indirect

Digitized by Google

Unangenehmes zu sagen, stehen dieser lebensschmückendsten aller Künste selbstverständlich fern. Durch den Eifer, mit dem sie über unsere Freunde herfallen, Alles, das uns begeistert, herabziehen und an Allem, das uns gefällt, mäkeln, könnten sie Einen zum Eremitenthume bekehren, dennoch aber möchte ich der vor diesen Unbilden bewahrenden conventionellen Falschheit nur ein bescheidenes Maß zugestehen. Die Höflichkeit sei ihre Grenze; sobald sie über dieselbe hinausgeht und die Miene der Freundlichkeit, der Herzlichkeit annimmt, avancirt sie zur Heuchelei.

— Aber bester Freund, welche Eigenschaften muß der Conversationskünstler besitzen, um all' ihren Anforderungen zu entsprechen?

— Selbstverständlich muß er nicht nur Geist und Herz, sondern auch Geistes- und Herzensbildung besitzen. Er muß receptiv sein und das Gebotene mit Wohlwollen und feinem Verständnisse aufnehmen, darauf eingehen und ihm doch eine neue Seite abgewinnen, es weiter, aber nicht zu weit ausspinnen, Anderes daranknüpfen. So erforderlich als das Eingehen auf Andere, ist das Festhalten der eigenen Individualität, das heißt Charakter wie Liebenswürdigkeit. Ein gewisser Ernst soll dem Gespräche, dem alle Pedanterie fern liegen muß, zum Hintergrunde dienen, aber unerquicklich ist es, wo es nicht durch leichte Behandlungsweise fließend, durch Humor erhellt wird. Gesunder Verstand muß seine Basis bilden, allein individuelle Ausprägung, einige Witzranken und phantastische Schnörkel — ja keine Ueberladung im Barokstyle — müssen ihm Reiz verleihen. Dabei muß Einfachheit und Natürlichkeit seinen Grundton bilden, denn das sind die Grundlagen der Anmuth. Das Talent prägnanter Ausdrucksweise ist ein Haupterforderniß der Conversationskunst, und es muß sich mit jener Sprachbildung vereinen, welche die Eigenthümlichkeit mit Correctheit und Eleganz verbindet. Tact ist natürlich das Alpha und das Omega in der Sache. Er bestimmt das Wie, Wann, Wo und in welcher Form etwas zu sagen ist. Nur echte Güte und geistige Feinheit versteht durch geschicktes Anregen die Anderen in freie Bewegung und volles Behagen zu setzen. Ueberdies muß der Conversationskünstler — —

— Um des Himmels willen, halten Sie ein, sonst stellen sich Ihre Anforderungen an den Conversationskünstler als auf jene menschliche Vollkommenheit abzielend dar, an die nur etliche vierzehnjährige Pensionärinen glauben. Kann es Sie da ernstlich wundern, daß diese „lebenschmückendste" Kunst nicht florirt?

Digitized by Google

Zum fünfzigsten Geburtstage des Kaisers.

Von

Bruno von Hochwart.

Hinaus blick' ich von hoher Bergeswand:
Die Sonne steigt empor mit hellen Gluten,
Die Gipfel rings ersprüh'n im Feuerbrand,
Tief unten ruh'n der Seen grüne Fluten;
Das ist, das ist mein schönes Vaterland!
Wen sollt' es da nicht innig froh gemuten,
Wenn rings die Zauberpracht sich ihm enthüllt
Und gold'ner Schimmer Berg und Thal erfüllt?

Dort unten wohnt ein Volk voll Manneskraft,
Das in des Daseins Not und schwerem Ringen,
Was es bedarf, im Kampfe sich errafft
Und weiß, die Elemente zu bezwingen,
Das ruh'los wirkt und stolzen Mutes schafft,
Und freudig strebt zu fröhlichem Gelingen,
Und wie auf Fels die Alpenrosen blühen,
Glüht hier der Frohsinn unter Lebensmühen.

Und dräuen Feinde, finstre Kriegesnot,
Den kampfgewohnten Männern wird nicht bange,
Sie alle zieh'n heran, gilt's Sieg, gilt's Tod
Und legen ihren Stutzen an die Wange.
Gar Mancher färbt den Plan mit seinem Blut,
Doch vorwärts geht's bei hellem Trommelklange,
Und mag noch viele das Geschick erreichen,
Sie gleichen ihren Bergen, die nicht weichen.

Und unter sie in schlichter Jägertracht
Tritt oft ein Mann mit königlichem Blick,
Der liebend glänzt und der mit Treue wacht
Für seiner Völker Wohl und ihr Geschick,
Ein edler Herr, der schon so manche Nacht
Schlaflos gedacht an unser Aller Glück.
Ein jeder gute Schütze gilt ihm gleich —
Der Kaiser ist's im schönen Oesterreich.

Digitized by Google

Sein Ohr ist Allen offen, jedem Mann
Wird, was ihm soll, sein ungetheiltes Recht.
Ein Jeder gilt das, was er tüchtig kann,
Sei es ein reicher Herr, sei es der Knecht —
Und uns umschließt derselben Güte Bann,
Die aus dem Herzen quillt, so wahr und echt,
Uns hält' zusamm' der Treu' und Liebe Band:
Den Herrscher und das große Vaterland.

Versammelt sind wir heut' in froher Runde,
Da durch die Lande Freudenchöre dröhnen
Und feiern Alle tiefbewegt die Stunde,
Die uns den Kaiser gab, in Wort und Tönen;
Und nun erschallen soll von Mund zu Munde
Der hehre Klang, die Feier zu verschönen,
Und durch die Räume singt und klingt das alte,
Das ewig junge Lied, das „Gott erhalte."

St. Wolfgang im Salzkammergute, 18. August 1880.

Digitized by Google

Gedichte

von

Heinrich R. v. Levitschnigg.

Aus dessen Nachlasse mitgetheilt von Ludwig Foglar.

Anadyomene.

Sprich, kennst Du die griechische Sage,
Wie die Liebe dem Meeresschaum
Entstieg bei grauendem Tage,
Schön wie ein verkörperter Traum?

Viel tausend Rosen sanken
Mit dem Morgenroth in das Meer,
Und Mond und Sterne ertranken
Wie Pharao und sein Heer.

Und dunkler wurden die Wogen —
Ein Purpur, der schillernd verräth,
Stolzfreundlich komme gezogen
Eine heilige Majestät.

O glaube, Kind, dem Geliebten,
Dies uralte Märchen ist wahr,
Und hat zwar fern von Egypten
Sich erneut im laufenden Jahr.

Wie die Liebesgöttin besiegst Du
Durch ein Lächeln jahrlangen Schmerz;
Aus purpurnen Wogen stiegst Du,
Und dies rothe Meer war mein — Herz!

Reisepaß.

Reiste neulich im Gedanken
Nach der Liebe Wunderland;
An der Grenze, an den Schranken
Mauthner Argwohn stand.

„Deine Heimat?" — Ihr zu Füßen!
„Dein Vermögen?" — Poesie!
„Dein Gewerbe?" — Stürmisch küssen!
„Und Dein Gott?" — Ist sie!

Digitized by Google

Nachtgebet.

Zur Zeit, wenn Alles schlummern geht,
Nur Gott nicht und mein Lieben,
Da sprech' ich froh das Nachtgebet,
Das ich mir selbst geschrieben.

Es lautet: Benedeite mein,
Um Dich, um nichts sonst werb' ich;
Mag noch so schön der Himmel sein,
Dir leb' ich und Dir sterb' ich!

Der Inbegriff von Seligkeit
Ist mir Dein süßer Namen;
D'rum bleib' ich Dein durch alle Zeit
Todt und lebendig! Amen!

Unverwelklich.

Alle Blumen verwelken bleich,
Wenn der Sommer vorüber,
Wenn die Schwalbe dem Pfeile gleich,
Zieht die Alpen hinüber.

Eine Blume nur spottet des Schnee's,
Blüht noch freundlich dahinter,
Wenn schon lange die Tage des Weh's
Brachte für Blumen der Winter.

Diese Blume würdest, Du Kind,
Wenn ich sie auch nicht beschriebe,
Mir doch nennen schwalbengeschwind —
Unsere brennende Liebe!

Madonne.

Meist pflegt das Bildniß der Madonne
Mit Blumen reich geschmückt zu sein,
Indeß ihr Haupt gleich einer Sonne
Umstrahlt ein goldner Heil'genschein.

So grub ich jüngst am grünen Strauche,
Der hundert junge Rosen trug,
Geliebte, nach dem schönen Brauche
Der Liebe, Deinen Namenszug.

Und da an Gold zu meinem Leide
Es fehlte, weint' ich still und bang,
Bis sich ein schillerndes Geschmeide
Von Perlen durch die Rosen schlang.

Albumspruch.

Wenn streng des Schicksals Machtspruch
Verliebte Herzen schied,
So löst den finstern Achtspruch
Der Dichter durch sein Lied.

Er weiß von keinen Schranken,
Verschwemmt ein Meer den Weg,
So schlägt er aus Gedanken
Zur Liebe sich den Steg!

Digitized by Google

Othello.

Hört mein Liebster in der Nacht
Leise summen eine Fliege,
Hält er blaß wie Kreide Wacht,
Ob an meinen Mund sich schmiege
Etwa buhlerisch die Kecke;
Eifert er doch mit der Decke,
D'rauf ich weich gebettet liege.

Schau' ich dann empor mit Spott,
Prüft er ängstlich meine Blicke,
Fürchtend, daß der liebe Gott
Ueberrascht vom Himmel nicke,
Sich in mich verliebe sterblich,
Und mir Grüße, sehr verderblich,
Morgens durch die Schwalben schicke?

In ein Stammbuch.

Die Erde ist ein Schauspielhaus,
Ein Trauerspiel das Leben;
Rasch löscht der Tod die Lichter aus,
Hat man das Stück gegeben.

Die Stücke, die man jährlich gibt,
Sind gleichfalls sehr verschieden;
Bald ist der Held zum Tod verliebt,
Bald nur mit Ruhm zufrieden.

Director ist der ew'ge Gott,
Souffleur ist das Gewissen,
Doch pflegt zu unserm Hohn und Spott
Er oft sein Haus zu schließen.

Hier sieht man einen Bösewicht,
Dort Ritter voll der Ehren;
Hier läßt ein Herz sich rühren nicht,
Dort schmachten Bajaderen.

Die Rollen sind dickleibig sehr
Vom Bettler bis zum König,
Und eine jede spielt sich schwer,
Und hat des Glückes wenig.

Und nur zu selten führt man auf
Das Stück: „Bewährte Treue."
Ich aber, nimm mein Wort darauf,
Scenir' es schön auf's Neue.

Mich dünkt die Rolle d'rin nicht schwer,
Die ich zu spielen habe,
Und geb' ich sie dereinst nicht mehr,
Dann such' mich, Kind, — im Grabe!

Digitized by Google

Gold-Helene.

Märchen

von

H. Wild.

Es war einmal ein kleines Mädchen, das hieß Gold-Helene. Es hieß nicht so, weil es besonders reich war, denn es war das Kind einfacher Bauersleute; arm war es indessen auch nicht, denn seine Eltern besaßen einen netten Hof mit Feld und Garten, Weide und Vieh und allem, was zu einem ordentlichen Bauerngute gehört. Es hatte seinen Namen, weil es die schönsten Haare besaß, die ein Menschenauge je gesehen, weich und fein wie Seide und glänzend und gleißend wie Gold — ja, sie waren von Gold — und wenn es sie auflöste, fielen sie in den schönsten Wellenlinien reich und prächtig bis zu seinen Füßen herab und es war eine Freude das anzusehen.

Gold-Helene war aber auch sonst ein gar gutes und feines Kind, und wer nur sein hübsches, liebes, freundliches Gesichten sah, der mußte ihm gut sein, er mochte wollen oder nicht, und wenn es unter den anderen Dorfkindern einherging, von Schule oder Kirche kommend oder dahin gehend, dann leuchtete es unter ihnen hervor wie ein Stern, der in ein Gestrüpp gefallen wäre.

Da nun schon fremde Leute Gold-Helenchen so gern hatten, so könnt Ihr Euch wohl denken, daß seine eigenen Eltern es noch weit lieber haben mußten; ja, sie waren rein närrisch vor Liebe zu dem kleinen Ding und besonders die Mutter kaufte ihm Alles, was sie nur ersinnen konnte, ihm eine Freude zu machen, schöne Kleidchen und sogar Geschmeide, wie kein anderes Kind im Dorfe dergleichen trug, und war stolz darauf, wenn man ihr Töchterchen seines feinen Aussehens wegen pries.

Auch erzählte sie gern, wie ein wirklicher, leibhaftiger Engel ihr die Geburt ihres Kindes vorausgesagt, und das wäre selbst für eine Prinzessin eine große Ehre, wie viel mehr also für ein unbedeutendes Dorfkind!

Digitized by Google

Es war aber damit folgendermaßen zugegangen.

Jeder Mensch hat in seinem Leben eine Stunde, in der er sich wünschen kann, was sein Herz begehrt, es geht in Erfüllung, nur leider weiß keiner, wann diese Stunde ist. Wer nun das Glück hat, der wünscht sich das Rechte und es geht ihm gut, wer aber das Glück nicht hat, oder gar bösen Herzens ist, der wünscht sich das Verkehrte oder Anderen Unheil, woraus dann auch für ihn nur Trauriges entspringen kann und er ist ein unglücklicher Mensch. Bei vielen auch geht die Stunde ungenützt vorüber.

Nun traf es sich, daß gerade zu dieser Stunde die Bäuerin allein zu Hause war. Sie saß vor dem Spinnrade und dachte traurig, wie einsam es um sie sei und daß sie nun schon viele Jahre verheiratet sei, und noch kein Kindchen habe! „Ach," dachte sie, „wie glücklich sind doch andere Frauen! die sind nie allein, die haben fünf, sechs Kinder und noch mehr — ich wäre schon froh, wenn ich nur ein einziges hätte, ein einziges, liebes Kindchen, wo möglich ein Mädchen — ach! wie wollte ich mich freuen!"

Da war es ihr, als ob es plötzlich heller um sie würde, ein sanftes Licht verbreitete sich durch das ganze Zimmer und als sie verwundert aufblickte, stand in der milden, unbeschreiblich angenehmen Klarheit ein wunderschöner Engel, mit einem Lilienstengel in der Hand, schwebend vor ihr und sah freundlich auf sie herab.

„Gott hat Deinen Wunsch erhört," sagte er mit einer so süßen Stimme, wie sie nur von einem Himmelsbewohner kommen kann, „freue Dich also, denn in Kurzem soll Dir ein liebes, gutes Töchterchen gegeben werden."

Dies war es, was die Frau Jedem so gern erzählte, auch Denen, die es schon oft gehört haben, wenn sie nur so geduldig waren, es wieder anzuhören — ihr selbst erschien es immer neu.

Sie erzählte aber auch nur das, das Weitere verschwieg sie. Wie ihre Seele nämlich in dem Anschauen und Anhören des Engels ganz versunken und gleichsam aufgelöst gewesen und sie da nur gedacht: „Ach, könnte mein Töchterchen doch auch so schön werden, wie dieser Engel mit seiner süßen Stimme, seinen strahlenden Locken und seinen Augen, die wie Sonnenlicht erwärmen!" und wie sich da das lichte Antlitz des Engels verfinstert und er traurig gesagt: „O, Du eitles Weib, wie kannst Du in einem solchen Augenblicke so thörichte Wünsche hegen! Das wird Dir und Deinem Kinde zu großem Leide werden!"

Da erschrak die Frau und fuhr auf, doch es war finster um sie her und sie sah, daß sie geschlummert hatte.

Aber obgleich die Erscheinung nur ein Traum gewesen, so blieb ihr doch ein großer Trost davon zurück und ihr Vertrauen täuschte sie auch nicht, denn bald darnach bekam sie wirklich ein allerliebstes kleines Mädchen, das,

Digitized by Google

zum Erstaunen aller Muhmen und Basen, die sich sogleich zur Feier seiner Ankunft versammelten, das ganze Köpfchen voll der schönsten, fingerlangen goldenen Locken hatte. Ja, die Verwunderung darüber ging so weit, daß der Pfarrer, der ein gar frommer, aber auch ein gar strenger Herr war und gegen alles Ungewöhnliche besonders mißtrauisch, sich anfangs weigerte, das Kind zu taufen, da zwar jedermann frei sei, seine Haare in der Farbe zu tragen, welche die Natur ihnen gegeben, goldene Haare jedoch unmöglich einem richtigen Menschenkinde gehören könnten, für welche doch allein das Sacrament der Taufe eingesetzt sei.

Es blieb der Bäuerin nichts übrig, als ihm in der heiligen Beichte den zweiten Theil ihres Traumes anzuvertrauen, worauf der würdige Herr zwar noch den Kopf schüttelte, jedoch das Mädchen ohne weitere Einwendung taufte, da er es nicht als Sünde auslegen konnte, einem Engel ähnlich zu sehen.

Dieses Ende ihres Traumes war es aber, welches die Bäuerin niemanden erzählte, damit es nicht unter die Leute käme, daß ein Engel sie eitel und thöricht gescholten, und zwar that sie das vielmehr um der Leute, als um des Engels willen, an dessen Urtheil ihr weit weniger gelegen war.

So war denn die Kleine nach ihrer Mutter Helene genannt worden und das „Gold" setzten später die Leute von selbst hinzu.

Und es war wirklich, als stehe das Mädchen unter einem besonderen höheren Schutze, so fröhlich wuchs es und gedieh, wie sonst kein anderes Kind. Kein Zähnchen machte ihm Schmerz, kein Fingerchen that ihm jemals weh', und wenn es ja einmal weinte, so war es gewiß weit eher, weil Kätzchen, Hündchen oder Puttchen von einem Mißgeschick befallen worden, als über ein eigenes Leid, denn so klein es noch war, es war doch schon voll Mitleid bei jedem fremden Schmerz. Eigenen kannte es nicht, nicht einmal einen versagten Wunsch.

Aber so sehr die Eltern, und besonders die Mutter, sich bemühten, Gold-Helenchen zu verwöhnen und zu verziehen, es war und blieb wie die Lilie, die der fallende Thau zwar mit seinen Perlen schmückt, doch ohne je einen Fleck darauf zurückzulassen. Und so schmückte auch Gold-Helene sich ganz gern mit den hübschen Kleidchen und zierlichen Schmucksachen, die sie zum Geschenke erhielt, aber nur weil es ihrer Mutter Freude machte, und weiter dachte sie nicht. Und bei den Näschereien, mit denen sie überschüttet wurde, warteten jedesmal ungeduldig schon ein Dutzend anderer hungriger Mäulchen, bis Gold-Helene mit der nie ausbleibenden Vertheilung begann.

Und darum und auch weil sie nie dachte, daß sie in irgend etwas besser oder bevorzugter als die Uebrigen sei, hatten alle Kinder sie lieb und es gab keinen noch so großen Schmerz unter ihnen, der nicht augenblicklich

Digitized by Google

geheilt und vergessen war, sobald Gold-Helene erschien und mit ihrer süßen Stimme Trostesworte sprach.

Und wie den Großen und den Kindern, so erging es auch allem Gethier des Dorfes. Das wildeste Pferd und die bissigste Dogge, nicht minder als die sanfteste Taube, Alles sonnte sich gern an der Freundlichkeit, die wie ein beständiger Frühling aus Gold-Helenen's Augen und Wesen strahlte, war glücklich in ihrer Nähe und schmiegte sich liebeheischend an sie an.

Da geschah es, als Gold-Helene ihr zwölftes Jahr erreicht hatte, daß ihr Vater krank wurde und starb und von da an folgte ein Unglück dem andern. Mißwachs und Dürre zerstörten ein paar Jahre hindurch den Ertrag der Felder, und als dies überstanden war, schlug der Blitz in das Dach des Hauses, das nur von Schindeln war, und es verbrannte mit Vieh und Vorräthen und Allem, was es enthielt. Gold-Helene weinte noch lange, wenn sie an das schmerzliche Blöcken und Brüllen dachte, das sie hatte anhören müssen, ohne helfen zu können.

Sie bewohnte nun mit ihrer Mutter eine kleine Häuslerhütte und anstatt, wie früher, ihrer Tochter schöne Kleider und allerhand Putz schenken zu können, mußte jetzt die Bäuerin froh sein, wenn sie nur so viel hatten, daß sie Beide ihren Hunger stillen konnten. Darüber kränkte die eitle Frau sich so sehr, daß sie schwer krank wurde und ohne Gold-Helenen's Hilfe sicher gestorben wäre.

Allein diese ließ den Muth nicht sinken. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht saß sie am Spinnrade und ließ das Rädchen nur ruhen, wenn sie aufstehen mußte, um der Kranken irgend eine Erleichterung zu verschaffen. Dabei sang sie unverdrossen die schönsten Lieder, denn sie wußte, daß, so lange ihre Mutter ihre helle süße Stimme vernahm, sie jeden Kummer vergaß. Auch war der Faden, den sie spann, so gleich und fein, daß Jedes gerne von ihr kaufte und sogar noch etwas mehr dafür zahlte, als sie begehrte, da man wußte, welch' eine gute Tochter sie war.

In dieser Zeit erinnerte sich ihre Mutter oft der thörichten Wünsche, die sie bei der Erscheinung des Engels gehabt, und sie sagte: „Ach, meine Helene, mein süßes Goldkind! als ich dir damals die Schönheit eines Engels wünschte, da habe ich wenig an alles Uebrige gedacht. Dein gutes Herz, das hast Du von Gott allein, und wenn Du das nicht hättest, was hülfe mir in meiner Noth alle Schönheit der Welt?"

Gold-Helene aber tröstete sie: „Betrübt Euch nicht so, liebe Mutter," schmeichelte sie. „Es werden wieder glücklichere Tage kommen und was thue ich denn für Euch, das nicht meine Schuldigkeit wäre und das Ihr nicht hundertfältig an mir gethan, als ich noch klein war und Ihr mich Tag und Nacht auf den Armen truget und nicht müde wurdet, mir Liebes und Gutes zu erweisen, das ich Euch doch nie vergelten kann?"

Digitized by Google

Es wurde jedoch mit der Krankheit der Mutter immer ärger und kein Mensch konnte ihr helfen, weder der Barbier des Dorfes, den man auch in schweren Fällen bei Pferdegebrechen zu Rathe zog, noch die weise Frau, die mit allerhand Tränklein umging und auf Begehr ebenfalls ohne Unterschied an Zwei- und Vierfüßlern davon spendete — ob sie davon starben oder genasen, das kümmerte sie weiter nicht.

Es sagten aber diese zuerst, daß die Bäuerin sterben müsse, ja, sie schrieen es förmlich über die Dächer hinaus, denn sie setzten eine Ehre darein, daß sie es so sicher voraussagen konnten, und bald redete das ganze Dorf es nach.

Gold-Helene weinte, wenn ihre Mutter sie nicht sah, sich schier die Augen aus; sie wäre so gern zu dem gelehrten Doctor in die Stadt gegangen, ob der nicht vielleicht Rath schaffen könne, allein, wo sollte sie das Geld dazu hernehmen? Mit allem Fleiße verdiente sie kaum so viel, daß sie der Kranken das Unentbehrlichste schaffen konnte. Und doch konnte sie den Gedanken nicht ertragen, nun bald ganz allein zu sein auf der Welt, keinen Menschen zu haben, für den sie sorgen müsse oder der sich um sie sorge. Lieber wäre sie gleich mit ihrer Mutter gestorben und mit ihr eingesargt worden, dann wäre sie doch nicht allein gewesen, wenn auch nur im Grabe.

In so traurigen Gedanken war sie einst in den Wald hinausgegangen, dort gewisse Kräuter zu pflücken, nach dem Gebote der weisen Frau, und trotz ihrer Betrübniß pflückte sie mit Emsigkeit, wobei jedoch ihre Thränen fort und fort auf die Kräutlein fielen, daß sie davon ganz wie bethaut waren. Da hörte sie plötzlich hinter sich ein seltsames Keuchen und Prusten, wie von einem Menschen, der etwas mit Anstrengung schiebt oder zieht, und als sie sich umwandte, sah sie ein steinaltes Mütterlein daher kommen, das hatte zwar nichts zu schieben und zu ziehen, als sich selbst, allein das mochte ihm Mühe genug sein. Es stützte sich auf einen Stock, hatte ein Körbchen am Arm und sein braungelbes Gesicht, das es sehr gebückt gegen die Erde trug, war vor großem Alter ganz mit Runzeln und Rünzelchen bedeckt. Trotz alledem schritt es so hurtig einher, daß der Raum wie blitzschnell vor ihm verschwand und es sehr bald neben Gold-Helene stand.

Hier blieb sie stehen und lehnte sich auf ihren Stab, um auszuschnaufen, während sie dabei auf das eifrig pflückende Mädchen niedersah.

„Warum weinst Du denn?“ frug sie nach einer Weile mit einer unangenehm schnarrenden Stimme, „und was pflückst Du da für unnützes Kraut?“

Gold-Helene sah auf. — „Es ist für meine kranke Mutter, die dem Tode nahe ist,“ sagte sie und dann weinte sie wieder.

„Dann wird aus diesen Kräutlein deiner Mutter keine Hilfe kommen, der Schmerz ist eine gar bittere Lauge, und ein Kraut, an dem die Thränen des Menschen haften, kann nur Unheil bringen, aber niemals Heil.“

Digitized by Google

Da warf Gold-Helene entsetzt ihre Kräuter weg, als könnten sie ihre Mutter vergiften.

„Dann soll mir lieber das Herz von verhaltenen Thränen zerspringen," rief sie, „als daß nur eine davon meiner lieben Mutter schade!" — Und sie wollte ihre Arbeit von Neuem beginnen.

„Liebst du denn deine Mutter wirklich so sehr?" frug die Alte lauernd.

Da fing Gold-Helene von Neuem zu weinen an: „Wie sollte ich sie nicht lieben?" klagte sie, „habe ich doch sonst Niemand auf der Welt, und wenn sie stirbt, dann bin ich ganz allein —"

„Warum aber holst Du dann nicht aus der großen Stadt einen gelehrten Arzt herbei, daß er ihre Krankheit nach der Wissenschaft behandle?"

Da weinte Gold-Helene noch heftiger. „Ach, wir sind arme Leute," sagte sie, „und wir könnten den gelehrten theuren Herrn nimmer bezahlen —"

Jetzt strich das Weiblein mit der dürren Hand über Gold-Helenen's Scheitel, als finde sie Gefallen an der reichen schimmernden Pracht. Plötzlich aber fuhr Gold-Helene erschrocken auf, denn das Weiblein hatte mit einem raschen Ruck den Kamm aus ihren Haaren gerissen und die ganze herrliche Fluth fiel aufgelöst auf ihre Schultern und dann, wie ein glänzender, kostbarer Schleier, rund um sie her, bis zur Erde herab. Auch duldete die Alte es nicht, daß das Mädchen seine Haare zusammenraffe und von Neuem befestige, sondern sie tauchte ihre Hände recht mit Herzenslust in den goldenen Reichthum und ließ die langen Strähne wieder und wieder durch ihre spinnenartigen Finger laufen.

„Ei, wie schön! wie schön!" schnarrte sie mit ihrer häßlichen Stimme. „Das ist ja ein Schmuck, wie kein anderes Mädchen auf Erden ihn besitzt! Du sagst, daß Du kein Geld hast, um den Arzt für Deine kranke Mutter zu bezahlen und hast doch lebendiges Gold auf dem Kopfe. — Warum verkaufst Du denn nicht Dein Haar?"

„Mein Haar verkaufen!" schrie Gold-Helene, indem sie mit beiden Händen darnach griff und es aus den Fingern der Alten riß, „Das würde die Mutter niemals erlauben —"

„Ist Deine Eitelkeit so groß?" spöttelte das Weib, „oder ist die Liebe zu Deiner Mutter so klein?"

„Nein!" rief Gold-Helene, „nein! Gott weiß, daß ich mehr als mein Haar opfern würde, um meiner Mutter die Gesundheit zu erkaufen! aber sie hat ihre Freude daran, es würde sie kränken, wenn ich es nicht mehr hätte, und wenn ich es auch verkaufen wollte, die Gesundheit meiner Mutter bekomme ich doch nicht dafür."

„Ja," sagte die Frau, und wieder streichelte sie über die wallenden Locken, „das ist Gold wie ich es brauche, lebendiges Gold, das nicht aus der

Digitized by Google

dagegen: „Ich habe Dir ja nichts gethan!
so anklagst? Ich kann Dir kein Leid gethan
acht!"
nicht nach und Gold-Helene weinte. Die ganze
n Fuße ihres Bettes eine lichte Gestalt und hielt
chtet. Die Gestalt war nicht deutlich zu erkennen,
el um sie her, doch Gold-Helene wußte, daß es
hrer Mutter erschienen. Sie rief ihm, allein er
nen traurigen Blick fühlte sie unverwandt auf sich
ie die Hand aus, ihn zu berühren, doch sie griff in
n Bewegung erwachte sie.
tam, fand er sie blaß und krank aussehend und er

s Hexen bekommt Dir nicht gut, Gold-Helenchen,"
ch eine anstrengende Arbeit sein. Auch um Deinen
ist es schade — doch das kümmert mich nicht. Du
und gemacht, nun mache auch mich gesund. Thust Du
h Dich als Hexe beim Herrn Pfarrer, der keinen Spaß
t gut weißt — thust Du es aber gutwillig, so habe ich
kethaler, aus der Zeit, wo ich als Soldat in Feindes-
q und auf ein Stück oder zwei davon soll es mir nicht

einen alten, schmutzigen Strumpf hervor und wollte schon
h Gold-Helene hielt ihn zurück.
uer Geld, guter Mann," sagte sie sanft, „ich mache Euch auch
Warum sagt Ihr aber, daß ich eine Hexe bin? Ich bin keine,
on der ich das Mittel erhalten, so etwas mag gewesen sein."
e den Trank und gab ihm ein Tröpflein davon und augen-
ein so heil, daß er darauf tanzen und springen konnte,
dzeit.
aufgerichtetem Haupte, die Füße weit von sich werfend,
en, machte auch sogleich, dem gelehrten Stadtdoctor
n Abstecher in's Wirthhaus, trank einen tüchtigen
Jedem, der da war, wie gut es ihm ergangen, und
richtige Wetterhexe sei, die ihr Gewerbe sicher bei

ine Base, die führte ihm die Wirthschaft,
ar böses, zänkisches, scharf gezüngeltes
hnäckigen Asthma geplagt, das

Digitized by Google

Theil erkaufen von dem, was dieses Fläschchen enthält. Aber es soll ihm nicht werden, denn es soll ein Ende nehmen mit dem, was für uns doch nur eine Verhöhnung ist!"

So nickte und murmelte sie weiter und immer grader richtete sie sich dabei auf, immer höher schien sie zu wachsen. Endlich wendete sie sich wieder Gold-Helenen zu.

„Dein soll es sein!" herrschte sie, aber dein Haar gehört mir dafür, das lebendige Gold, das ich brauche, das einzige auf Erden, das durch kein anderes zu ersetzen ist."

Gold-Helene schauderte und zitterte, aber die Sehnsucht, ihre Mutter wieder gesund zu sehen, war stärker als alle Angst.

„Nehmt mein Haar!" rief sie, „nehmt Alles, was ich zu geben vermag, nur laßt mir den Trank, der meiner Mutter helfen kann!"

Da glitt das Fläschchen in ihre Hand; ein heißer Strom der Zuversicht schoß mit der Berührung durch ihre Finger bis nach ihrem Herzen und mit Inbrunst drückte sie den Schatz an ihre Brust.

Doch selbst jetzt war das Mitleid für fremdes Leiden nicht in ihr erstorben.

„Und jener Arme," flehte sie, „jener Unglückliche, der so viel geben würde für ein einziges Tröpflein dieses Trankes — —"

„Frage nicht!" kreischte zornig das Weib. „Der Pakt ist geschlossen, die Stunde ist aus! Hörst Du nicht das Zügenglöcklein, das bereits für Deine Mutter ertönt?"

Und es war kein Weib mehr, es war eine unförmliche, durch keine Worte zu beschreibende Gestalt, die riesenhoch die Bäume des Waldes überragte; hundert Flügel schienen in flatternder Bewegung von allen Seiten an ihr heraus zu wachsen, zugleich erschütterte ein mächtiger Donnerschlag die Luft, Nacht verbreitete sich umher und Gold-Helene zuckte zusammen, als jetzt ein kalter Griff, wie die Berührung einer Schlange oder Kröte, blitzschnell über ihren Scheitel glitt. Dann war es vorbei, der Tag schien wieder hell und Alles war friedlich und still, wie vorher. Nur hoch, hoch am Himmel schiffte eine schwarze Wolke dahin, fast wie ein ungestaltes, ungeheures Felsenhaupt anzusehen, das einen langen Mantel nachzuschleppen schien.

Und jetzt tönten auch deutlich vom Dorfe herüber die zitternden Klänge des Sterbeglöckleins durch die Luft und weckten Gold-Helene aus der Betäubung, in welche der Schrecken sie versenkt. In demselben Augenblick kam auch schon eine Nachbarin athemlos hergerannt. „Gold-Helene, eile! eile!" schrie sie schon von weitem, „Deine Mutter stirbt und kann nicht scheiden, ohne Dich noch gesehen zu haben."

Digitized by Google

Da war alles Andere vergessen. Bebend vor Angst und doch in fliegender Eile, stürmte sie der Botin voraus nach dem Dorfe zurück. Schon von weitem sah sie die Weiber des Dorfes sich in ihre Hütte drängen und einige, die sich verspätet hatten, hasteten raschen Schrittes nach, denn jede wollte bei der letzten Stunde einer so frommen Frau zugegen sein, so daß die Tochter nur mit Mühe durch das Gewühl theilnehmender Freundinnen bis an das Bett ihrer Mutter dringen konnte, doch diese lag bereits wie todt, und mit einem lauten Jammerschrei sank Gold-Helene neben dem Lager auf die Kniee.

Da plötzlich erinnerte sie sich des Fläschchens, das sie von der Alten im Walde erhalten und das sie im Uebermaß des Schreckens vollständig vergessen. Rasch zog sie es hervor und sogleich war die verdüsterte Stube, wie von mildem Sonnenschein erhellt. Bis in das Herz der Sterbenden schien der lichte Schein zu dringen, denn das Bewußtsein kehrte ihr zurück, sie schlug die Augen auf und lächelte ihre Tochter selig an, und als sich nun diese von den Knieen erhob und mit zitternder Eile einen Tropfen von der kostbaren Flüssigkeit auf die Lippen der Kranken fallen ließ, richtete sie sich wie neuverjüngt im Bette auf, breitete voll Freude die Arme aus und rief: „O mein süßes Kind! Gott segne Dich! Du hast mich gerettet!"

Danach stand sie auf, grüßte die anwesenden Frauen, dankte für die bewiesene Freundschaft und schaffte und hantierte umher, wie in ihren besten Tagen. Von Krankheit war keine Spur mehr an ihr zu sehen.

Die Weiber aber, welche Zeuge von dem Allem gewesen, verliefen sich ganz still und als sie draußen waren, sahen sie einander verwundert an und auf dem Heimwege flüsterte Eine der Andern zu: „Habt Ihr's gesehen? Gold-Helene hat ihre Mutter durch Zauberei gesund gemacht? Ich habe es deutlich erkannt, daß Feuer aus dem Dinge spritzte, das sie in der Hand hielt."

Und eine Andere seufzte: „Wer hätte so etwas von Gold-Helene gedacht! Ja, die Frommen! Das sind die Aergsten, wenn es dazu kommt. Und haben wir nicht Alle gesehen, wie bleich und verändert sie ist? Und was hat sie denn mit ihren Haaren gemacht?"

So flüsterten die Weiber und schüttelten die Köpfe, dann gingen sie nach Hause, wo sie es ihren Männern erzählten. Die kamen Abends im Wirthshaus zusammen, da besprachen sie die Sache und Jeder gab sein Wort dazu und Jeder schüttelte den Kopf, wie es seine Frau gethan und meinte, daß es eine böse Sache sei. Und der Schäfer rief: „Ja, das sei allerdings eine böse Sache! nicht einmal seine leibliche Mutter könne man gesund machen, ohne in ein schiefes Gerede zu kommen."

Es war aber dieser Schäfer ein alter ausgedienter Soldat und hatte schon seit Jahren ein krankes Bein, von dem ihm weder Bader noch weise

Digitized by Google

Frau helfen konnten. Sogar zum gelehrten Doctor nach der Stadt war er gepilgert und der hatte ihm gesagt, ein Mittel für sein Uebel wisse er nicht, der Schäfer möge indessen das viele Trinken lassen, dann werde sich mit der Zeit sein Bein wahrscheinlich bessern, vielleicht aber auch nicht. Etwas Gewisses lasse sich da nicht sagen.

Darauf war der Schäfer in sein Dorf zurückgekehrt. Das Trinken hatte er zwar nicht gelassen, nur weidlich auf den gelehrten Herrn geschimpft, wovon sich jedoch sein Bein nicht besserte. Bader und weise Frau versuchten wieder abwechselnd ihre Kunst an ihm, der Eine immer so lange, bis ihn der zornige Patient zur Thür hinauswarf. Dann kam der Andere an die Reihe.

Nun, dachte der Schäfer, habe Gold-Helene ihre Mutter geheilt, so werde sie ihn auch wohl heilen können. War Hexerei dabei im Spiele, desto besser! Dann brauchte er wenigstens das Trinken nicht zu lassen und was die Sünde betrifft, für die hatte Gold-Helene einzustehen.

„Gleich morgen Früh gehe ich zu ihr," sagte er sich, „und hilft sie mir nicht, so drehe ich der Blitzkröte den Hals um!"

Indessen war Gold-Helene allein bei ihrer Mutter, und nachdem der erste Rausch der Freude sich gelegt, betrachtete die Bäuerin traurig die kurzen spärlichen Löckchen, die das Einzige waren, was ihrer Tochter von der frühern prachtvollen Goldfülle geblieben war. Sie mochte noch so dankbar die eigene Rettung anerkennen, über den Verlust, den ihr Kind erlitten, konnte sie sich dennoch nicht trösten. Doch auch Gold-Helene war traurig. Sie sagte sich, daß es wäre, weil sie ihre Mutter einer Todten gleich gesehen, und der gar zu lebhafte Eindruck dieses schrecklichen Unglücks, sie auch jetzt, nachdem es glücklich abgewendet, in ihrem Herzen nicht recht zur Freude kommen lasse — ihre Traurigkeit entsprang jedoch aus einem ganz andern Grunde.

In dem Augenblicke nämlich, wo sie den heilenden Tropfen auf die Lippen ihrer Mutter hatte fallen lassen, hatte sie vermeint, einen seltsam klagenden Ton zu vernehmen, der aus unermeßlicher Ferne, gleichsam aus der Tiefe der Erde, zu ihr drang. Das konnte sie gar nicht vergessen. Es war förmlich, als sei etwas davon in der Luft zurückgeblieben, als könne plötzlich aus irgend einem Winkel eine klagende Gestalt vor sie treten.

Vergebens suchte sie das Gehörte sich als thörichte Einbildung einzureden; anstatt sich dadurch zu erleichtern, wurde sie nur noch trauriger; in der Nacht aber, im Traum, da gewann diese drückende Empfindung eine redende Form und eine Stimme klagte fort und fort: „O, was hast Du mir gethan. Rette mich! rette mich! Was habe ich Dir gethan, daß Du mich in die Gewalt der Bösen gegeben hast?"

Digitized by Google

Und Gold-Helene klagte dagegen: „Ich habe Dir ja nichts gethan! Wer bist Du, daß Du mich so anklagst? Ich kann Dir kein Leid gethan haben, denn ich kenne Dich nicht!“

Doch die Stimme ließ nicht nach und Gold-Helene weinte. Die ganze Nacht hindurch aber stand am Fuße ihres Bettes eine lichte Gestalt und hielt die Augen traurig auf sie gerichtet. Die Gestalt war nicht deutlich zu erkennen, denn es wallte wie ein Nebel um sie her, doch Gold-Helene wußte, daß es der Engel sei, der einst ihrer Mutter erschienen. Sie rief ihm, allein er antwortete nicht, nur seinen traurigen Blick fühlte sie unverwandt auf sich geheftet; endlich streckte sie die Hand aus, ihn zu berühren, doch sie griff in die leere Luft und von der Bewegung erwachte sie.

Als der Schäfer kam, fand er sie blaß und krank aussehend und er war sehr verwundert.

„Es scheint, das Hexen bekommt Dir nicht gut, Gold-Helenchen,“ sagte er; „es mag auch eine anstrengende Arbeit sein. Auch um Deinen prächtigen Haarschmuck ist es schade — doch das kümmert mich nicht. Du hast Deine Mutter gesund gemacht, nun mache auch mich gesund. Thust Du es nicht, so verklage ich Dich als Hexe beim Herrn Pfarrer, der keinen Spaß versteht, wie Du recht gut weißt — thust Du es aber gutwillig, so habe ich da noch manchen Heckethaler, aus der Zeit, wo ich als Soldat in Feindesland fouragiren ging und auf ein Stück oder zwei davon soll es mir nicht ankommen.“

Und er zog einen alten, schmutzigen Strumpf hervor und wollte schon hineingreifen, doch Gold-Helene hielt ihn zurück.

„Behaltet Euer Geld, guter Mann,“ sagte sie sanft, „ich mache Euch auch ohne das gesund. Warum sagt Ihr aber, daß ich eine Hexe bin? Ich bin keine, wenn auch Jene, von der ich das Mittel erhalten, so etwas mag gewesen sein.“

Und sie holte den Trank und gab ihm ein Tröpflein davon und augenblicklich war sein Bein so heil, daß er darauf tanzen und springen konnte, wie in seiner Jugendzeit.

Froh, mit stolz aufgerichtetem Haupte, die Füße weit von sich werfend, spazierte er von dannen, machte auch sogleich, dem gelehrten Stadtdoctor recht zum Trotz, einen Abstecher in's Wirthhaus, trank einen tüchtigen Schoppen und erzählte Jedem, der da war, wie gut es ihm ergangen, und daß die Gold-Helene eine richtige Wetterhexe sei, die ihr Gewerbe sicher bei dem richtigen Meister gelernt.

Es hatte aber der Schäfer eine Base, die führte ihm die Wirthschaft, denn er war unvermält, und war ein gar böses, zänkisches, scharf gezüngeltes Weib. Dazu wurde sie von einem bösen hartnäckigen Asthma geplagt, das machte sie noch bösartiger.

Digitized by Google

Als die nun den Vetter daher kommen sah, mit ganz freien, graden, großen Schritten, und hörte, wie es ihm ergangen, da warf sie den Kehrbesen weg, mit dem sie grade hantierte, und stracks, ohne sich nur Zeit zu lassen eine reine Schürze vorzubinden, ganz wie sie eben war, lief sie zu Gold-Helene hin, um sich ebenfalls von ihr heilen zu lassen. Und Gold-Helene holte wieder ihr Fläschchen herbei und heilte auch das schlimme Weib. Die aber war kaum aus der kleinen Hütte heraus, so lief sie zu allen Gevatterinnen im Dorfe herum und vertraute jeder, was für eine gefährliche Hexe die sonst so gepriesene Gold-Helene sei. Von dem Asthma habe dieselbe sie nun zwar befreit, doch es sei Hundert gegen Eins zu wetten, daß keine Andere als sie es gewesen, die es ihr früher angehext.

Da schlugen alle Weiber die Hände über den Kopf zusammen und das Kopfschütteln und Wispern ging ärger an als zuvor.

Trotzdem schlich fast Jede, die über ein körperliches Leiden zu klagen hatte, im Dunkel des Abends zu Gold-Helenen's Hütte. Freilich thaten sie es heimlich und wollte keine es von sich wahr haben, daß sie einen solchen Weg gewandelt; begegneten sich daher ein Paar auf demselben, wie es oft genug geschah, so schützte jede sicher ein anderes Anliegen vor. Doch wußten sie es recht gut von einander, und kamen sie dann wieder heim, so zischelte es jede ihrer Freundschaft zu: „Seht, auch die hat Hilfe bei der neuen Hexe gesucht."

Sogar wo ein Schatz in der Erde vergraben sei, oder gar, wie man einem Feinde den Tod anwünschen könne, wollten Manche von ihr wissen und da natürlich Gold-Helene darin keinen Rath ertheilen konnte und über das letztere Ansinnen sich sogar höchlich entsetzte, so ergrimmten grade diese am ärgsten gegen sie und war nichts Böses auf der Welt, das sie ihr nicht nachredeten.

Und so kam es, daß sehr bald Niemand sie mehr grüßte oder mit ihr sprach, und die am Abend Hilfe bei ihr gesucht hatten, die wichen ihr am Tage aus. Und Gold-Helene konnte nicht begreifen, wodurch sie eine solche Feindschaft verdient hat.

In der Nacht aber hatte sie immer denselben Traum. Es war immer dieselbe Klage, die tief aus dem Mittelpunkt der Erde zu kommen schien, nur daß sie schmerzlicher klang mit jeder neuen Nacht, und Gold-Helene weinte immer mehr. Und die Stimme sagte: „Ja, weine! weine! Deine Thränen fallen wie Balsam in meine Schmerzen und löschen ein wenig die unerträgliche Glut." — Und am Fuße des Bettes stand immer wieder dieselbe leuchtende, verschleierte Gestalt und sah die Weinende unverwandt mit denselben traurigen Augen an.

Und so kam es, daß Gold-Helene immer mehr verfiel und dadurch die Scheu der Menschen gegen sie immer mehr zunahm.

Digitized by Google

Und einmal sagte die Stimme in der Nacht: „Gieb mir Deine Augen! es strahlt aus ihnen ein so süßes Licht, daß es tröstend selbst die tiefe Finsterniß durchdringt, die mich hier durch Deine Schuld umgibt!“

Und Gold-Helene antwortete: „Ist über Dich, den ich nicht kenne und von dem ich nie gehört, durch mich ein solches Leid gekommen, und können meine Augen Dich im geringsten darüber trösten, so nimm sie hin!“

In demselben Augenblick fühlte sie einen stechenden Schmerz in ihren Augäpfeln und als sie am Morgen erwachte, da waren ihre Augen, wenn auch nicht ganz erblindet, doch blöde und nicht mehr zu erkennen und dabei, von dem vielen Weinen, auch roth und geschwollen und fast wie rohes Fleisch anzusehen.

Und wieder einmal sagte die Stimme: „Gib mir Deine Stimme! Es ist in ihr ein Laut des Himmels, und wenn sie um mich tönt, dann scheinen Engel zu mir zu sprechen und ich fange wieder an zu hoffen, daß ich nicht ganz verloren bin!“

Und Gold-Helene antwortete: „Nimm meine Stimme! Ach, ich wollte, ich könnte mehr für Dich thun, Du Armer, der durch mich so elend geworden ist!“

Und am nächsten Morgen war Gold-Helenen's sonst so süße Stimme zu einem häßlichen Krächzen geworden und die Leute entsetzten sich förmlich und sagten: „Seht nur, wie sie mit jedem Tage häßlicher wird! Ja, das Hexen mag wohl eine schlimme Sache sein, daß es einen Menschen so ganz und gar verändert und das ist wohl das sicherste Zeichen, daß der Böse darin ist!“ —

Und jetzt war Niemand mehr, der es gewagt hätte, noch Hilfe von ihr zu fordern.

Es war jedoch der Pfarrer in jenem Dorfe noch immer derselbe, der einst Gold-Helene getauft und zwar, wie wir gesehen, ein gar frommer, aber auch ein gar strenger Herr und besonders ein Feind von allem Absonderlichen. Nun konnte er zwar nicht glauben, daß Gold-Helenen's Mutter ihn damals in der heiligen Beichte belogen habe, allein des Mädchens Haare waren ihm stets ein Dorn im Auge geblieben, und als ihm nun das Gerede der Leute zu Ohren kam und ihm auch die mit jedem Tage zunehmende unheimliche Veränderung Gold-Helenen's natürlich kein Geheimniß blieb, so fühlte er sich erst recht in seiner Meinung bestärkt, daß alles Ungewöhnliche vom Uebel ist, und daß so wunderbare Dinge, wie goldene Haare, Himmelsaugen und Engelsähnlichkeiten, zwar der schwachen Menschheit sehr gut zu Schlingen werden können, wohl aber nie zu einem guten Ende führen. Und da es eine sehr unangenehme Sache ist, eine Hexe, zumal eine so geschickte, in der Gemeinde zu haben, so glaubte er es nicht länger verschieben zu

Digitized by Google

dürfen, sich an den Stadtrichter zu wenden, damit er dem Scandal so schnell als möglich ein Ende mache.

Er machte sich also auf den Weg und wollte eben eintreten, als der gelehrte Stadtdoctor mit demselben Vorhaben an ihm vorüber in das Haus schoß, und zwar in einem so gewaltigen Zorne, daß sein sonst gelbes Gesicht puterroth davon erglänzte.

Der Schäfer hatte es nämlich nicht lassen können, dem studirten Herrn sein gesund gewordenes Bein vorzuhalten, und zwar so nahe unter die Nase, als es sich irgend thun ließ, und er hatte diese Demonstration mit einigen Redensarten begleitet, die keiner gern auf sich anwenden hört. Das hatte den würdigen Herrn arg touchirt und alle seine Gelehrsamkeit ihn nicht vor einer gründlichen Erbosung bewahrt, in der er nichts Eiligeres zu thun hatte, als ebenfalls zum Stadtrichter zu laufen, dem er Feuer und Flammen in die Ohren spie, indem er ihm vorstellte, was aus der Welt und der kranken Menschheit und vor allem aus den gelehrten Doctoren werden sollte, wenn es jeder Bauerndirne erlaubt sei, die Leute zu heilen, welche die gelehrte Facultät nach allen Regeln der Wissenschaft für unheilbar erklärt habe. An das Hexen glaube er zwar nicht, allein darauf komme es nicht an; eine solche Frechheit müsse gleich mit Feuer und Schwert ausgerottet werden, denn wer sich unterstehe, der Wissenschaft mit solchem Uebermuth in's Gesicht zu schlagen, der wage sich bei Gelegenheit auch an einen hochlöblichen Magistrat.

Darüber gerieth nun auch der Richter in Feuer, und nachdem er noch den Pfarrer angehört, verschwur er sich hoch und theuer, er werde solchem Unfug schleunigst ein Ende machen. Noch selbigen Tages sollten seine Häscher hinausgehen; das seien fromme, gottesfürchtige Leute, denen keine Hexe etwas anhaben könne. Die würden sich der gefährlichen Person versichern und sei sie erst in Sicherheit gebracht, so werde er schon herausbringen, wo das Böse in ihr sitze: in der Milz oder in der Leber, im Gehirn oder in den Augen — der hochwürdige Pfarrer und der Herr Doctor möchten sich daher beruhigen.

Es war aber dieser Richter mit den zwei anderen Herren so ziemlich auf Einem Stielchen gewachsen, das heißt, auch er liebte das Recht über alles und wo es nicht anders ging, pflegte er es mit solcher Gewalt durchzusetzen, daß nicht selten dabei das grade Gegentheil, nämlich ein tüchtiges Unrecht, herauskam, weßwegen er denn auch gewaltig gefürchtet wurde, und zwar von den Gerechten nicht minder, als von den Ungerechten.

Und so wurde denn richtig noch denselben Tag Gold-Helene von den Häschern festgenommen und nach der Stadt in's Gefängniß geschleppt. Die Leute im Dorfe liefen neugierig zusammen und sahen von weitem zu, wie die rohen Männer die elende gebrechliche Gestalt vor sich herstießen und

Digitized by Google

beschimpften und Mancher, trotz seines Grauens, fühlte Mitleid mit ihr, denn er gedachte der Zeit, wo Gold-Helene schön und lieb gewesen und Jeder weit und breit sie gern gehabt. Aber Keiner sprach ein Wort zu ihrer Vertheidigung. Ja, der Schäfer erklärte Abends im Wirthshause: „Es sei zwar recht bequem gewesen, auf so leichte Art geheilt zu werden und Keinem zu verdenken, wenn er die Gelegenheit benutzt. Darum sei aber das Hexen nicht weniger eine Sünde und Niemand habe die Gold-Helene dazu beredet. Wer sich aber in Gefahr begebe, komme darin um, und werde sie verbrannt, so sei es ihre eigene Schuld."

Und so sprachen Alle. Nur ihre Mutter war jammernd und weinend hinterher gelaufen, als man ihre Tochter fortführte, und obgleich die Häscher ihr drohten und sie stießen, wollte sie doch nicht zurückbleiben, und so kamen sie mit einander in die Stadt und vor den Richter an.

Nun hatte wohl Niemand einen Verdacht gegen Gold-Helenen's Mutter, weil sie aber von selbst kam, so wurde sie mit festgenommen und mußte antworten, ob ihre Tochter eine Hexe sei oder nicht. Da senkte sie traurig den Kopf und sagte: „Sie wisse es nicht. Gold-Helene sei immer fromm und gut gewesen wie ein Engel, dem sie früher auch ähnlich gesehen. Sie, die Mutter, glaubte weit eher, daß Gold-Helene behext worden, als daß diese selbst eine Hexe sei und habe sie sich wirklich so etwas zu Schulden kommen lassen, so sei es gewiß nur aus Liebe zu ihrer Mutter und Niemanden zum Schaden geschehen und darum werde sie, die Mutter, sie nun auch nicht verlassen und mit ihrer Tochter leben oder sterben, wie es Gottes Wille sei."

Da wurde der Richter noch zorniger, denn die Antwort paßte ihm nicht, und er rief: „Jagt mir das blödsinnige Weib hinaus und laßt sie nicht mehr herein!"

Hierauf wandte er sich an Gold-Helene und war nicht wenig erstaunt, sie so häßlich zu sehen. „Bist Du wirklich die Gold-Helene, von der man so viel gesprochen hat?" rief er ganz verwundert. „Nun, das Hexen ist Dir schlecht genug bekommen." Und obgleich Gold-Helene aufrichtig erzählte, wie alles zugegangen und daß sie keine Hexe sei, so wollte ihr doch Keiner glauben, denn sie sagte das Alles mit ihrer krächzenden Stimme und die Thränen, die ihren blöden, rothen Augen entfielen, anstatt zu rühren, vermehrten nur den widerwärtigen Eindruck, den ihre Erscheinung jetzt auf Jeden machte. Denn leider urtheilen die Menschen fast immer nur nach dem Schein. Darum lachte der Richter auch nur bei Gold-Helenen's Versicherungen und sagte rauh: „Sobald sie den Scheiterhaufen sieht, will Keine eine Hexe sein. Das kennen wir schon. Bist Du unschuldig, so nimm Deine frühere Gestalt wieder an, die der Teufel, Dein Kumpan, Dir genommen hat. Dann will ich Dir

Digitized by Google

glauben. Kannst Du das aber nicht, so wirst Du verbrannt und kein Gott hilft Dir davor." —

„Ach," versetzte Gold-Helene, „um mich so verändern zu können, müßte ich ja eben eine Hexe sein."

„Warum?" spottete der Richter. „Wer so gut im Himmel bekannt ist, wie Du, für den ist so etwas nur eine Kleinigkeit. Bitte Deinen Engel Dir zu helfen und wenn er dabei auch uns einmal mit seiner Erscheinung beehren und Zeugniß für Dich ablegen will, nun, so wäre das auch kein Schaden für Dich."

Hierauf winkte er mit der Hand und Gold-Helene wurde hinweggeführt und gleich in den Kerker gebracht. Der lag tief unter der Erde, daß kein Sonnenstrahl hineindringen konnte und in der feuchten, modrigen Finsterniß lebten Ratten und Mäuse und allerhand nachtliebendes Ungeziefer in schönster Gemeinsamkeit. Hier blieb Gold-Helene einige Tage, und da sie, anstatt sich zu verschönern, durch das viele Elend noch häßlicher geworden war, so wurde sie verurtheilt, verbrannt zu werden.

Es war aber damals grade Weihnachten. Das ist die kälteste Zeit des Winters und für die Armen und Unglücklichen eine gar traurige Zeit. Da steigen die bösen Geister aus den Höhlen und Klüften, die sie tief unten im Mittelpunkt der Erde bewohnen, an die Oberfläche empor und vierzehn Tage und Nächte hindurch ist ihnen Freiheit gegeben, zu sehen, was in der Schöpfung vorgeht, ob vielleicht dadurch in ihren finsteren Herzen sich eine Besserung rege.

Käme ein Mensch um diese Zeit an den Spalt, durch welchen jene hervorgedrungen, so könnte er hinabsteigen in die undenkbare Tiefe und die entsetzlichen Behausungen schauen, wo gotteslästerlicher Haß, nie zu sättigende Bosheit und ewige wahnsinnige Trostlosigkeit wohnen.

Er könnte es sehen, nichts würde ihn daran hindern, denn jene Behausungen sind dann öde und gänzlich verlassen, versäumt er jedoch nur um eine Minute die Zeit der Rückkehr, so schließt sich die Erde krachend wieder zu und er würde unrettbar zwischen den steinernen Kanten zerdrückt.

Bis jetzt indessen hat es noch Keiner versucht und Keiner weiß auch, wo jener furchtbare Durchgang sich öffnet.

Nur noch einmal im Jahre ist den Unterirdischen eine solche Auffahrt vergönnt: das ist zur Zeit der Sommersonnenwende, wenn die Natur in voller Pracht und Schönheit steht. Allein am Blühen und Gedeihen haben sie keine Freude — eine solche Freude wäre ja der Anfang der Besserung und so ziehen sie verdrossen über die prangende Erde hin, fahren hie und da als Blitz in einen Thurm, daß er stürzt, zerschmettern einen königlichen Baum, den Stolz des Gartens oder Waldes, oder vernichten die Saat eines

Digitized by Google

Feldes durch Hagelschlag. Am liebsten bethörten sie irgend ein armes Menschenkind durch gleißende Geschenke, die das Verderben in sich tragen.

Viel Zeit ist ihnen indessen nicht verliehen; zur bestimmten Stunde müssen sie zurück in ihre finsteren Wohnungen und das thun sie gern, denn dort ist Alles entsetzlich und lichtlos wie sie.

Aber im Winter, da ist ihre Lust. Da meinen sie, ihr Reich sei endlich gekommen und in brausender Freude fahren sie über die erstarrten, verödeten Felder, wo alles Leben unter Schnee und Eis, wie für die Ewigkeit erstorben liegt. Auch um die Dächer seiner Häuser hört der Mensch sie im Wintersturme heulen; sie rütteln an den Schornsteinen, und wo Noth und Elend hausen, da klopfen sie höhnend an Fenster und Thüren, und der Frierende friert stärker, der Kranke wälzt sich und stöhnt in heftigeren Schmerzen und der, den Hunger nagt, schreckt auf aus seinem unruhigen Schlummer und brütet nun schlaflos darüber, wie er sich von seiner Qual befreien könne, und wäre es selbst durch ein Verbrechen.

Da freuen sich die bösen Geister.

Aber auch an die Fenster der Reichen und Glücklichen, hinter denen Alles Glanz und Freude ist, klopfen sie an, sie zu mahnen, daß draußen Noth und Elend grollend wachen und auch über sie, die Bevorzugten, hereinbrechen können, über Tag, über Nacht, in jeder Stunde. — Wer kann es wissen, in welcher?

Doch die Reichen und Glücklichen haben zu viel mit sich selbst und dem Genusse ihrer engherzigen Freuden und ihren tausend wechselnden, winzigen Eitelkeiten zu thun, um auf die Mahnung zu hören, und sie fahren gleichgiltig fort sich zu freuen und eifrig die Nichtigkeiten zu betreiben, die ihnen das Leben dünken.

Und auch darüber freuen sich die bösen Geister.

So war die letzte Nacht ihrer Freiheit gekommen und für Gold-Helene war es zugleich die letzte Nacht ihres Lebens, denn am nächsten Morgen sollte sie verbrannt werden.

Sie saß in ihrem Kerker auf dem alten modrigen Strohsack, der ihr als Lager diente und hatte den Kopf an die Mauer gelehnt, von der die schwarze Feuchtigkeit in schmutzigen Tropfen beständig niederrieselte. Rund um sie rannten die Ratten geschäftig hin und her; manchmal streiften sie mit ihren langen, kahlen Schwänzen die Füße der Gefangenen oder liefen wohl gar ohne Umstände über sie weg.

Doch Gold-Helene wußte es nicht, sie hatte die Augen geschlossen und schlief.

Aber obgleich sie nichts in ihrer nächsten Nähe bemerkte, so erkannte sie doch deutlich, was in weiterer Ferne vorging. Es war, als seien die

Digitized by Google

Mauern ihres Kerkers von Glas geworden, so unbehindert sah sie hindurch. Da war zuerst ihre Mutter. Sie hatte die Stadt nicht verlassen wollen, wo doch Niemand ihr Aufnahme geben wollte, denn sie war ja die Mutter einer Hexe — und so hatte sie sich unter dem tiefen Thorwege des Gefängnisses zusammengekauert, wo sie, vom vielen Weinen und von Müdigkeit und Kälte erschöpft, eingeschlafen war. Doch selbst im Schlaf fand der Schmerz, der ihre Seele marterte, keine Ruhe und in leisen, gebrochenen Klagetönen rang er sich fort und fort aus ihrer Brust empor. Das Alles sah und hörte Gold-Helene, als stünde sie dicht neben ihr und das Herz wollte ihr vor mitfühlendem Jammer zerschmelzen.

Aber noch viel weiter sah sie, weit über das Gefängniß und über die Stadt hinaus. Sie sah die schwarzen Geister der Nacht hinbrausen über Feld und Wald und über die Behausungen der Menschen hin; sie sah Sorge und Noth sich winden und den grimmen Zorn, der die Rache ersehnt, und sie sah Uebersättigung und Langeweile und kalte todtenhafte Gleichgiltigkeit, und das Riesengespenst der Selbstsucht, die Alles verschlingt und doch nie zu ersättigen ist — und Gold-Helenen's Herz zuckte bei jedem dieser häßlichen Gebilde.

Und dazwischen erklang immer wieder die klagende Stimme: „Rette mich! Rette mich! Diese Nacht kannst du es noch — dann aber ist es für immer zu spät!"

Und Gold-Helene antwortete: „Sage, was soll ich thun?"

Und die Stimme sprach: „Wenn deine Hände mich berühren, wenn der Zaubertrank, den Du besitzest, meine Lippen netzt, dann werden meine Fesseln fallen und ich bin erlöst. — Aber eile, eile! Schon naht die letzte Stunde!"

Und die Gestalt des Engels hob den Arm und deutete in die Ferne und Gold-Helene sagte: „Ja, ich komme."

Die Thür des Kerkers öffnete sich und sie schritt hinaus, sie ging durch das ganze Gebäude, mitten durch die Wächter hindurch, ohne daß diese sie bemerkten, und überall schoben sich die Riegel zurück und öffneten sich die Thüre und so schritt sie ungehindert ins Freie hinaus.

Unter dem Hauptthore neben ihrer Mutter verweilte sie einen Augenblick und wandte sich dann voll Mitleid an die verschleierte Engelsgestalt: „Wenn ich morgen verbrannt werde," flehte sie, „o, so gib meiner armen Mutter Kraft in ihrem Leid und tröste sie." Und obgleich sie keine Antwort erhielt, fühlte sie nach dieser Bitte doch eine große Beruhigung.

Dann ging sie weiter. Sie wußte nicht wohin, doch der aufgehobene Arm deutete unverwandt in die Ferne und leuchtende goldene Fäden schienen sich vor ihr her durch die Finsterniß zu ziehen. Denen folgte sie durch Dörfer

Digitized by Google

und Ortschaften, wo Alles im Schlummer lag, über eisstarrende Wiesen und Felder, durch Wälder, wo jeder Baum einer Schneepyramide glich. Immer weiter von den Wohnstätten der Menschen ab, immer einsamer, immer rauher, immer schauerlicher wurde der Weg. Und der erhobene Arm deutete immmer weiter — wohin? Gold-Helene frug nicht, sie folgte nur — über steile Berge, unwegsame Klippen hinauf, haarscharf an schroffen Abgründen vorbei, die nur ein schwacher fahler Schein erkennen ließ, immer immer den vor ihr hinziehenden goldenen Fäden nach.

Manchmal versagte ihre Kraft, manchmal brach sie schier zusammen, doch dann ertönte der klagende Ruf und sie raffte sich zusammen und eilte weiter, immer weiter, immer schneller, erschöpft, athemlos und doch in wachsender Eile. Ein scharfer, eiskalter Wind packte sie und trieb sie noch rascher vor sich her; das Blut ihrer Füße blieb an den scharfen Eiskanten kleben, es zeichnete die Spur ihrer Schritte, und noch immer schwebte die leuchtende Gestalt hinter ihr, den erhobenen Arm wandellos in die Ferne gerichtet und die goldenen Fäden schienen sich endlos durch die Nacht zu ziehen.

Da, mit einem plötzlichen Rucke stand sie still. Der blasse, fahle Schein, der ihr früher geleuchtet, lief jetzt über schwarze, eisglitzernde, riesig aufgethürmte Felsmassen hin und Gold-Helene erkannte, daß sie dicht am Rande eines schauerlichen, mit unergründlicher Nacht gefüllten Abgrundes stand. Und deutlicher und näher, als stiege sie aus der Tiefe zu ihren Füßen, und zugleich flehender als je erklang die Stimme: „O komm'! O eile! Bald naht der letzte Augenblick!"

Da mußte sie also hinab, aber wie? Sie faßte eine Rippe des Felsens, die einsam und schmal zulaufend wie ein Mast neben ihr aus dem Abgrund ragte, und versuchte sich daran niederzulassen, doch ihre Hände und Füße glitten ab vom eisgepanzerten Stein und sie stürzte — noch ein rascher Aufruf zu Gott, ein Gedanke an ihre Mutter und sie meinte zerschmettert zu sein — aber sie stürzte noch immer. Es war, als dehne sich die Tiefe bodenlos unter ihr und ein sanfter, starker Arm trüge sie tiefer, immer hinab — und plötzlich stand sie wieder auf ihren Füßen fest. Hastig griff sie nach dem Zauberfläschchen, daß sie verborgen bei sich trug, es war unversehrt — und kaum hatte sie es hervorgezogen, so verbreitete sich rosige Helle rund um sie her. Schwarze Risse, Klüfte und Höhlen, die noch weiter hinab in die Eingeweide der Erde zu führen schienen, öffneten sich vor ihr und das Brüllen und Toben rasender, stürzender Gewässer schlug betäubend von allen Seiten an ihr Ohr. Aber durch Alles hindurch, scharf wie eine Messerklinge, tönte die leise wimmernde Stimme, und Gold-Helene folgte ihr.

Unter ungeheure, in schattenhaftes Dunkel verschwindende Gewölbe führt jetzt ihr Weg; längs des schwarzen Gesteins der Wände lief es in

Digitized by Google

flimmernder Eile wie Silberbänder dahin. Das waren die Quellen, die sich hier sammelten, um dann hinzustreben an die Oberfläche der Erde, ihrem Ziele zu — wer weiß wohin? Und schwere Wasserwassen wälzten sich aus unabsehbarer Höhe und verschwanden donnernd in die Tiefe, dort von anderen tosenden, unterirdischen Wässern begrüßt. Der Boden zitterte und schwankte unter Gold-Helenen's Füßen von dem nie endenden Kampfe, als sei er selbst nur eine wogende Fluth, während dicke, übelriechende Nebel schwerfällig darüber hinkrochen, flüchtig von dem milden Strahle beleuchtet, der vorübergehend aus dem sonnigen Trank in Gold-Helenen's Händen auf sie fiel.

Und jetzt, hoch aus den Lüften herab, doch in weiter Ferne, erhob sich ein wildes, verworrenes Geheul, erst schwach, entfernt, zuweilen ganz verstummend, dann immer stärker, immer näher: es waren die Geister, welche zurückkehrten von ihrem nächtigen Ausfluge, und auch sie hatten Eile.

Und immer flehender, immer ängstlicher ertönte die klagende Stimme, in dem Grade, als dieses Geheul sich näherte und drohender wurde — und Gold-Helene eilte.

Da blieb sie plötzlich stehen. Quer vor ihr auf dem wassertriefenden, kalten Felsenboden lag ein Etwas ausgestreckt — was, konnte sie nicht erkennen, die giftigen Nebel legten sich zu schwer darüber hin, aber wie goldene Bande und Fäden schienen sich zahllos darüber hinzuziehen, und Gold-Helene erkannte, daß sie am Ziele sei. Nun erklang auch leise dieselbe schmerzliche, unaussprechlich rührende Klage wieder, die sie so lange und so oft gehört. Da fielen ihre Thränen heiß auf das gefesselte, gemarterte Wesen nieder, rasch öffnete sie das Fläschchen und goß den ganzen noch übrigen Inhalt über den Niedergestreckten aus.

In demselben Augenblicke ertönte ein lauter Donnerschlag, die Gewölbe schütterten und schwankten, als wollten sie zusammenbrechen, das Fläschchen zersplitterte in Gold-Helenen's Hand. Noch einen Blick hatte sie versucht auf den Gefangenen zu werfen, allein sie sah nichts, nicht einmal die goldenen Fesseln, die ihn gehalten und zugleich fühlte sie sich wie von der Windsbraut erfaßt und Alles war in die dichteste Finsterniß getaucht. Ganz nahe hörte sie jetzt das zornige, drohende Geheul. Das wilde Heer der Schrecklichen war zurückgekehrt, dröhnend und tobend wie ein Orkan stürzte es sich zur Tiefe und die Erde schloß sich krachend hinter ihnen zu.

Als Gold-Helene die Augen aufschlug, blickte sie verwundert um sich. Sie lag in ihrem Kerker auf dem Strohlager und Alles schien nur ein wüster Traum gewesen zu sein. Der Kerker aber war mit Menschen angefüllt. Der Henker mit seinen Bütteln, welche gekommen waren, die Hexe abzuholen, der Schließer und seine Knechte, welche Fackeln in den Händen hielten, der Richter, der Pfarrer, der gelehrte Stadtdoctor und Gold-Helenen's Ankläger,

Digitized by Google

Alle, und außerdem noch viele Menschen, denn sie standen bis auf den Gang hinaus. Und Alle sahen mit tiefem Staunen nach Gold-Helene hin und Alle hatten Thränen in den Augen; der Richter aber schlug eben die Hände zusammen und rief:

„Ja, sie ist unschuldig! Gott selbst hat für sie gezeugt. Möge er mir vergeben, daß ich durch mein frevelhaftes Begehren seiner spottete —"

Und als Gold-Helene sich verwundert aufrichtete, nicht begreifend, was das Alles bedeute, da sie doch verbrannt werden solle, trat der Pfarrer zu ihr und sagte:

„Verzeihe mir! Deine goldenen Haare schienen mir gegen die Natur zu streiten und darum eine Gabe des Bösen. In meiner eigenen Beschränktheit wollte ich auch der Allmacht Gottes eine Schranke setzen. Nun aber habe ich den Engel gesehen, der neben Dir stand, der Engel, dem Du gleichest, wie es Deine Mutter immer gesagt, und jetzt weiß ich, daß es nichts Unnatürliches und Uebernatürliches gibt, denn Alles kommt in gleicher Weise von ihm."

Der Stadtdoctor aber schrie zornig: „Larifari! Es war gar kein Engel! Der Rauch der Fackeln hat Eure abergläubischen Augen geblendet. Daß sie keine Hexe ist, noch sein kann, das weiß ich auch ohne Engel. Und darum bin ich auch hergekommen dich loszubitten, Gold-Helene, denn mein Gewissen ließ mir keine Ruhe —"

Doch alle Leute schrieen durcheinander: „Es war ein Engel! Es war wohl ein Engel! Wir haben ihn zu deutlich gesehen!" — Und es half nichts, daß der alte Doctor grimmig dazu seinen Kopf schüttelte.

Gold-Helene aber hörte auf das Alles nicht. Sie hatte sich ganz aufgerichtet und rief nur: „Meine Mutter! Wo ist meine Mutter?"

Und da kam diese auch schon durch die Menge gedrängt. „Mein Kind! mein Kind! Ich will sie sehen —" hörte man sie schon von weitem rufen und Alles machte ihr Platz.

Und als sie nun ihre Tochter erblickte, da schlug sie die Hände glückselig in einander: „Du bist keine Hexe mehr!" jubelte sie, „Du hast wieder Dein liebes, schönes Gesicht von ehedem. O mein Kind, mein gutes Kind!" — Und sie fielen einander in die Arme und weinten laut vor übergroßer Seligkeit.

Dann, als sie sich ein wenig gefaßt hatten, bemerkte Gold-Helene erst, daß sie ihre Haare wieder hatte, die wie ein reicher goldener Mantel um sie fielen, und sie staunte und wußte sich gar nicht zu erklären, wie es damit zugegangen war.

Der Richter aber sagte: „Du bist frei, Gold-Helene, und kannst gehen, wohin Du willst. Verzeihe uns das Böse, das wir Dir aus Irrthum gethan."

Digitized by Google

Und so verließ Gold-Helene an der Hand ihrer Mutter den Kerker, und Alle, vom Ersten bis zum Letzten, folgten hinterher und war ein Jubel unter ihnen, als habe man Jedem ein Stück Leben geschenkt. Draußen aber stand ein Wagen, der war ganz mit Blumen bekränzt. In diesen mußte Gold-Helene steigen und der Richter und der Stadtdocter halfen ihr dabei; ihre Mutter und der Pfarrer folgten ihr und so fuhr sie im Triumphe in ihr Dorf zurück und kehrte wieder in ihre kleine Hütte ein, die ihr und ihrer Mutter, nach all' dem überstandenem Leid, eine paradiesische Heimstätte dünkte.

Auch hatten sie keine Noth mehr zu leiden, denn Alles wurde Gold-Helenen leicht, und Alles, was sie unternahm, gedieh und glückte, wie in früherer Zeit. Reich wurden sie freilich nicht wieder. Allein Gold-Helenen's Mutter wünschte sich jetzt weder Hof, noch Feld, noch Vieh, noch irgend etwas von Allem, was ihr einst so viel Freude gemacht und wovon der Abgang sie dann so bitter gekränkt, sie wünschte weiter nichts als ein ruhiges Leben, immer mit ihrer Tochter zusammen, immer in ihrer Nähe, ohne durch andere Geschäfte auf längere Zeit von ihr ferngehalten zu werden.

Und dieser Wunsch wurde ihr erfüllt.

An demselben Tag und zu derselben Stunde aber, wo Gold-Helene und ihre Mutter sich so sehr über ihre Wiedervereinigung freuten, war in einem fernen, fernen Lande — so fern, daß Ihr dessen Namen sicher nie gehört — eine eben so große Freude, nur daß dieselbe sich über weit größere Kreise verbreitete.

Dort herrschte nämlich ein König, dem der Himmel von jeher ein ungetrübtes Glück gewährt hatte. In allen seinen Unternehmungen begleitete ihn dieser Segen, so daß er mächtig und reich war, über alle Fürsten seiner Nachbarschaft hinaus. Dann war er edel, gütig und gerecht, liebte seine Unterthanen mit väterlicher Liebe und wurde auch von ihnen so sehr geliebt und verehrt, daß jeder mit Freuden sein eigenes Leben hingegeben hätte, um das seines Königs zu erhalten.

Die Krone seines Glückes aber, die beste Gabe, die ihm der Himmel beschеert, das war sein einziges Kind, ein schöner, kleiner Prinz, in dem einst alle seltenen Eigenschaften des Vaters sich in erhöhtem Maße zu wiederholen versprachen.

Nun war, um dieses so vollkommenen Glückes und der damit verbundenen Tugenden willen, dieser König den bösen Geistern ein ganz besonderer Dorn im Auge, denn sie hassen Alles, was gut und schön und glücklich ist und dadurch gleichsam schon auf Erden einen Abglanz der Gottheit in sich

Digitized by Google

trägt und sie beschlossen, daß auch er Sorge und Angst und Schmerz empfinden sollte bis zu der Tiefe der Verzweiflung, die keinen Freudenschimmer mehr aufkommen läßt.

Da traf es sich einst, daß ein berühmter Astrologe die Hauptstadt jenes Reiches besuchte, und als der König von seiner Anwesenheit hörte, ließ er ihn kommen und befahl ihm, das Horoskop seines Sohnes zu stellen.

Lange las der weise Mann in den Sternen, zog krause Linien auf ein Pergament, schien sich zu verwundern, fing seine Berechnung von vorne an, dachte nach und schüttelte den Kopf, als könne er das Erschaute noch immer nicht verstehen. Endlich jedoch sah er auf und erklärte dem Könige: dem Prinzen stehe eine schöne Zukunft bevor; das Glück, das seinem Vater zu allen Zeiten treu gewesen, werde auch ihn nicht verlassen, nur vor Einem möge er sich hüten: vor lebendigem Golde, das nicht aus der Erde gezogen, nie einer Sünde dienstbar war und mit dem man die Seele binde. Wo aber dieses Gold sich befinde und wie der Prinz sich vor demselben zu hüten habe, das sagten die Sterne nicht. Hierauf reiste der gelehrte Mann ab und im Lande ward er nicht mehr gesehen.

Der König erschrak über die seltsame Prophezeiung. Er ließ seine vertrauten Räthe kommen und überlegte mit ihnen, wie ein so großes Uebel von dem Prinzen abzuwenden sei. Nun meinte er zwar und die Klügsten unter jenen klugen Herren meinten es mit ihm: daß jedes Gold die Seelen binde, solches Gold aber, das nicht aus der Erde genommen und nie einer Sünde dienstbar gewesen, gebe es nicht Ja, sie spotteten sogar über das Horoskop und Denjenigen, der es gestellt, und Alle, die davon erfuhren, spotteten gleich ihnen.

Nur der König schwieg, und wenn er sich auch mit der Zeit mehr beruhigte, da dem Prinzen nichts Böses geschah, so blieb doch ein Stachel der Sorge in seinem Herzen zurück und sein Glück, das in allen andern Dingen so wolkenlos strahlte, war in diesem Einen Punkte, der ihn am innigsten traf, heimlich getrübt.

Jahre vergingen indessen, der Prinz wuchs auf und entwickelte sich immer mehr zur stolzen Freude und den Unterthanen zu eben so freudiger Hoffnung. Niemand gedachte mehr des Horoskopes, selbst der König hatte es beinahe vergessen.

Da wurde er eines Morgens durch die Schreckensbotschaft geweckt, daß der Prinz in einer tiefen, todesähnlichen Ohnmacht liege und durch nichts zu erwecken sei, und als er nun, von unaussprechlicher Angst erfüllt, herbeieilte, fand er seinen Sohn bleich und starr und kalt, und in Allem einer Leiche ähnlich im Bette liegen. Daß noch Leben in ihm war, verrieth nur der schmerzlich-unruhige Ausdruck seiner Züge und ein leises Stöhnen, das von Zeit zu Zeit über seine Lippen glitt.

Digitized by Google

Schrecken und Schmerz erfüllte den Palast und verbreitete sich über das ganze Reich. Der König wich nicht von dem Lager seines Sohnes, aber vergebens wurden alle Mittel angewendet, vergebens wurden von weit und breit die geschicktesten Aerzte berufen, ihre Kunst und Wissenschaft scheiterten an der vollkommenen Empfindungslosigkeit des seltsamen Patienten. Ja, sein Zustand, anstatt sich zu bessern, verschlimmerte sich noch und sogar jenes schmerzliche Stöhnen kam in immer längeren Zwischenräumen, so daß er zuletzt auf Tage und Wochen vollständig einer Leiche glich. In allen Kirchen lag das Volk auf den Knieen, um vom Himmel die Genesung des Prinzen zu erflehen, doch Alles war vergebens und man hatte bereits mehrmals von seiner Beerdigung gesprochen. Allein der König konnte den Gedanken nicht ertragen, sich von dem Letzten zu trennen, was ihm noch von seinem Sohne blieb und so war die Bestattung immer wieder aufgeschoben worden, bis endlich auch er zu der traurigen Ueberzeugung gelangen mußte, daß sein Sohn wirklich gestorben sei.

Da erwachte der Diener, der bei dem Prinzen die Wache hielt, eines Morgens von der Stimme seines jungen Herrn, und als er sich, noch schläfrig, aufrichtete, sah er den Prinzen aufrecht im Bette sitzen, wie aus einem gesunden Schlaf erwacht und verwundert um sich schauen. Dann frug er ein wenig ungeduldig, wie viel Uhr es sei und warum das Feuer im Kamin brenne, da man ja mitten im Sommer sei.

Allein der arme Diener war nicht im Stande eine Antwort zu geben, zitternd vom Kopf bis zu den Füßen war er aufgesprungen, machte waukend ein paar Schritte vorwärts, und als der Prinz jetzt Miene machte, sich vollends zu erheben, sank der Mann todtenbleich auf die Kniee, als sehe er ein Gespenst.

Aber sogleich sprang er wieder auf und stürzte wie außer sich, aus dem Zimmer, mit lautem Geschrei die Freudenmähr, daß der Prinz erwacht und genesen sei, durch den ganzen Palast verkündend. Jetzt eilte aus allen Ecken und Enden herbei, was auf den Füßen war.

Es war, als ströme der Palast fort und fort seinen ganzen menschlichen Inhalt in die Galerien, welche nach den Gemächern des Prinzen führten. Alle Rücksicht auf Etikette war vergessen, Jeder drängte hinein, Jeder wollte den Prinzen sehen und war da kein Unterschied zwischen dem vornehmsten Grafen und dem geringsten Küchenjungen.

Von all dem Laufen und Rennen erwachte natürlich auch der König aus dem Schlafe, aber vergebens rief und läutete er, um sich den ungewohnten Rumor erklären zu lassen, auch die Leute aus seinem Vorzimmer waren auf und davon. Da verkündete ihm endlich ein lauter Jubelausbruch, um was es sich handle und der alte Herr sprang vom Lager, als sei er erst zwanzig

Digitized by Google

Jahre alt. Aber vergebens suchte er so schnell als möglich in die Kleider zu kommen, seine Glieder zitterten vor freudigem Schrecken so sehr, daß er fast nicht vom Flecke konnte, jetzt, wo er sich doch Flügel gewünscht hätte und mußte sich auch gerade heute allein behelfen, wie ein ganz gewöhnlicher Sterblicher, denn Niemand dachte an ihn, Niemand dachte an etwas Anderes als an den Prinzen, die Freude über dessen Herstellung hatte alle Menschen wie berauscht und verdreht gemacht.

Endlich wurde er aber doch fertig und folgte den Anderen, und als er nun auf der Schwelle seines Sohnes stand und ihn mitten im Zimmer da stehen sah, frisch und gesund und lebendig wie nur je, da konnte er nur die zitternden Hände ausstrecken und rufen: „Mein Sohn! Mein Sohn! Dem Himmel sei Dank, daß Du mir wieder gegeben bist!“ — Und die Freude erschütterte ihn dermaßen, daß er beinahe ohnmächtig wurde.

Der Prinz jedoch war von dem Allen über die Maßen erstaunt und er blickte verwundert auf seinen Vater, der sich nur mühsam erholte, und auf die Leute, die ihn so anstandswidrig umdrängten. „Ich begreife es nicht,“ sagte er, „ich erwache diesen Morgen und stehe auf wie gewöhnlich und darüber scheint die ganze Welt verrückt zu werden und meinen guten Vater rührt beinahe der Schlag. Das Merkwürdigste aber ist, daß ich mich gestern beim schönsten Sommerwetter niederlegte und heute ist draußen Alles mit Schnee und Eis bedeckt.“

Da sagte der König: „O mein Sohn! Sechs, sechs lange Monate bist Du in einem furchtbaren, todesähnlichen Starrkrampf gelegen, ja Du wärest längst begraben, hätte ich es über mich vermocht, mich von Deinem Anblick, selbst als Leiche, zu trennen und nun stehst Du lebendig vor uns — begreife es, daß die Freude eine übermäßige ist und danke mit uns dem Himmel, der an Dir ein Wunder gethan hat.“

Und die Umstehenden riefen: „Ja, es ist ein Wunder geschehen, danken wir dem Himmel, daß wir unseren Prinzen wieder haben!“

Da wurde der Prinz sehr ernst und gedankenvoll und er sagte: „Also scheint doch etwas Wahres gewesen zu sein an dem, was ich nur für einen entsetzlichen Traum gehalten.“ Und als der König jetzt frug: „Was hast Du geträumt, mein Sohn?“ da erzählte der Prinz:

„Mir war, als läge ich in einer unermeßlichen grauenvollen Höhle, hart gefesselt an der Erde. Die Gewölbe verschwanden in der Nacht über mir und das Dröhnen wilder, stürzender Gewässer tönte rund um mich, hoch von der Höhe herab und aus den tiefsten Schluchten herauf, und der Boden bebte und schütterte von dem unausgesetzten Fall. Um mich aber herrschte graue, bleierne, fast undurchdringliche Finsterniß und schattenhafte Gestalten von unbeschreiblicher, nie gesehener Häßlichkeit, manche fast wie ungeheuere

Digitized by Google

Fledermäuse oder wie geflügelte Molche und Kröten, huschten in der grauen Finsterniß an mir vorbei oder schwebten langsam über mich hin, lange, nasse Schleier von Spinneweben nach sich ziehend, die mit eiskalter, ekler Berührung mir Gesicht und Hände streiften und allerhand Gewürm, undeutlich zu erkennen in der dichten Dämmerung, aber riesengroß und noch größer erscheinend in dieser Undeutlichkeit, wimmelte um mich her oder kroch an mir empor, mich da und dort betastend oder ihre widerliche Wange an meine Wange legend. Und Alles, was da huschte und schwebte, was da wimmelte und kroch, sah mich im Vorüberschwinden mit grünen, zornigen haßerfüllten Augen an.

Ich aber vermochte kein Glied, keinen Finger zu rühren. Doch waren die Fesseln, die mich hielten, glatt und fein wie Seide und lind wie das weichste Frauenhaar und doch spannten sie mich unzerreißbarer als Eisen an mein kaltes, nasses Felsenlager fest. Ja, in tausend feinen Fäden schienen sie sich netzartig um meinen ganzen Körper zu ziehen und zwangen jede Muskel erbarmungslos zu starrer, marternder Unthätigkeit.

Neben mir aber, so unscheinbar und doch in seiner Unscheinbarkeit jede andere Marter an Grausamkeit überbietend, fiel in immer gleichen Zwischenräumen ein Tropfen aus der Höhe herab und schlug dicht neben mir auf dem Felsen auf. Wie unzählige Mal habe ich gewünscht, dieses eintönige Geräusch möge verstummen, wenigstens dieser Tropfen von der Summe meiner Leiden genommen werden! Aber da war er — tropf — tropf — ohne Anhalten, ohne Beschleunigung, durch die langen Tage von denen man hier keine Ahnung hatte, durch die graue entsetzliche Nacht, die hier nie ein Ende nahm — immer derselbe gleichmäßig wiederkehrende aufschlagende Schall unter dem ich zusammenzuckte wenn er kam und dessen Wiederkehr ich doch wie gezwungen mit der Anspannung aller meiner Nerven jedesmal wieder erwartete — dessen jedes eintönige Aufschlagen mir erbarmungslos zuzurufen schien: „Ewig! ewig!“ — Ach ewig so verdammt zu sein!

Der Prinz schauerte zusammen und schwieg einen Augenblick, dann fuhr er fort: „Oft war ich der Verzweiflung nahe, oft dachte ich, es gäbe keinen Gott oder wenigstens keine göttliche Güte, die selbst für den verstocktesten Sünder noch eine versöhnende Hoffnung übrig haben soll. - Da bemerkte ich einst plötzlich hoch über mir, wo die Finsterniß sich am dichtesten ballte, zwei sanfte Sterne, die wie ein paar mitleidige Engelsaugen auf mein Elend herabzusehen schienen. Hatte ich sie früher vor den häßlichen Qualen nicht gesehen oder waren sie nur ein Spiel meiner Phantasie? Ich weiß es nicht — aber wenn ihr milder Strahl meinem Auge begegnete, dann senkte sich Tröstung in mein Herz und ein süßer Laut begann um mich zu wehen; wenn der erklang, dann verstummte für mein Ohr jedes andere, sogar jenes

Digitized by Google

letzte marternde Geräusch und ich vergaß, daß ich ein elender Gefangener war. Es war Beides nicht immer da, aber doch zuweilen und immer öfter, und ein Glück war mir in meinem namenlosen Unglück daraus erwachsen: ich hoffte auf ihre Wiederkehr.

Da sah ich plötzlich ein schönes liebes Mädchen neben mir stehen, ein rosiges Licht ging von ihr aus, es umfloß sie ganz und warf seinen milden Schein auf den schweren erstickenden Brodem rund umher, und als sie mit den süßen Augen jetzt weinend auf mich niedersah, da erkannte ich in ihnen jene Sterne, die mich in meiner trostlosen Nacht getröstet, und wie ein goldener Schleier wallte das schimmernde Haar bis zu ihren Füßen herab. Als ich aber das Bild näher erfassen wollte, da war es verschwunden. Ich lag in meinem Bette hier und war erwacht —"

So erzählte der Prinz, doch der König sagte: „Es war ein Traum, mein Sohn, ein schrecklicher Fiebertraum. — Der gütige Himmel hat Dich daraus erweckt."

Allein der Prinz schüttelte den Kopf, als sei er davon nicht recht überzeugt. Der König beachtete es jedoch nicht, sondern nahm ihn bei der Hand und führte ihn auf den Balcon des Palastes hinaus, denn die Kunde von seiner Genesung hatte sich bereits durch die ganze Stadt verbreitet und aus allen Gassen und Gäßchen strömte das Volk herbei und verlangte stürmisch den so lange Todtgeglaubten zu sehen und sich an seinem Anblicke zu erfreuen.

Und als es ihn nun sah, an der Seite seines Vaters, kräftig und blühend und ohne jede Spur von Krankheit, da erhob sich ein Jubel, wie man ihn selbst in jenem glücklichen Lande noch nicht erlebt. Und über das ganze Reich, bis zu seinen fernsten Grenzen verbreitete sich dieser Jubel; in jeder Stadt wurde illuminirt und jedes Dörfchen hatte seine Festlichkeit oder zündete wenigstens sein Freudenfeuer an. In der Hauptstadt aber ging die Bevölkerung gleichsam auf dem Kopfe und es dauerte viele Tage, ehe dieser Freudentaumel mit seinen Festlichkeiten, Banketen, Feuerwerken und anderen Feierlichkeiten ein Ende nahm.

In diesem allgemeinen Rausch und Rummel blieb nur der Prinz, dem doch Alles galt, still und tiefsinnig und blieb es auch, nachdem das Leben wieder in den alltäglichen Gang zurückgekehrt war. Im Anfang schrieb man diese schwermüthige Stimmung der überstandenen Krankheit zu, als jedoch Wochen und Monate vergingen, ohne daß es sich damit änderte, wurde der König bekümmert und er dachte an ein Heilmittel. „Mein Sohn," sprach er daher eines Tages zu ihm, „ich bin alt und das Regieren fängt an, mir beschwerlich zu werden; nimm Du deßhalb die Krone an und regiere an meiner Statt. Vorher wähle Dir aber eine Gemalin nach Deinem Herzen, denn wo ein König ist, da geziemt es sich, daß auch eine Königin sei."

Digitized by Google

Allein der Prinz antwortete: „Mein Vater, nach dem Regimente trage ich kein Verlangen; herrschet in Frieden noch lange Jahre; ich werde mit Freude Euer Unterthan bleiben. Wünscht Ihr aber meine Vermälung, so kann ich zur Gemalin nur jenes Mädchen wählen, das mir in der Höhle erschienen, das Mädchen mit den süßen Augen, die mich in meinem Elend trösteten, und den goldenen Locken, die es wie ein Heiligenschein umwallten."

Als der alte König das hörte, wurde er betrübt, denn er meinte, der Prinz sei doch nicht vollständig geheilt; daher sagte er: „O, mein Sohn, welcher Wahn! ein solches Mädchen gibt es nicht. Keinem Weibe auf Erden hat die Natur den Schmuck wirklich goldener Haare verliehen, darum wähle dir eine andere Gattin und vergiß jenes Gebilde Deiner kranken Phantasie."

Und Alle, die um den Prinzen waren und sein Vertrauen besaßen, sagten und riethen dasselbe. Darum schwieg endlich der Prinz von seinem Wunsche, denn er sah, daß er Keinen überzeugen konnte. Heimlich aber ließ er im ganzen Lande und auch über das Land hinaus nach jenem Mädchen forschen, doch wußte Niemand von Gold-Helene. Das Land, wo sie wohnte, war zu weit entfernt und so blieben alle Nachforschungen fruchtlos.

Und wie die Jahre vergingen, trat auch jenes Bild in den Gedanken des Prinzen zurück und endlich heiratete er auf den Wunsch seines Vaters eine liebenswürdige, junge Prinzessin, welche dieser für ihn erwählt hatte, und er war glücklich, denn seine Gemalin war sanft und klug und ihrem Gemal von ganzem Herzen zugethan. Nach dem Tode des alten Königs bestieg er den Thron und herrschte, wie sein Vater, mit Güte, Kraft und Weisheit, und das Glück war ihm nicht minder treu, als es jenem gewesen. So kam es, daß er jener Erscheinung immer seltener gedachte; nur in einsamen Stunden, wenn der Drang der Geschäfte oder der Zerstreuungen auf eine Weile nachließ, dann kehrte manchmal die Erinnerung in voller Lebendigkeit zurück und eine leise Sehnsucht nach ihr konnte er in seinem Herzen nie ganz ersticken. Auch erzählt man, in seiner Todesstunde habe er sie endlich wieder gesehen, wenigstens habe er sich plötzlich aufgerichtet und mit ausgebreiteten Armen und strahlendem Antlitz gerufen: „Da! da! sie winkt mir — ich sehe sie! —" Doch weiß eigentlich Niemand, wen er dabei gemeint, denn in derselben Secunde sank er zurück und sein Mund war auf ewig verstummt.

Gold-Helene aber blieb unvermält. Es fand sich auch kein Mann, der sie zum Weibe begehrt hätte, denn so schön und lieb sie auch war und so gern und aufrichtig Jeder ihre Güte und Freundlichkeit anerkannte, so waren doch ihre goldenen Haare etwas so Absonderliches, daß Keiner es gewagt

Digitized by Google

hätte, eine solche Frau in sein Haus zu führen oder, so herrlich der Schmuck auch war, sich ein Kind mit ähnlichen Haaren zu wünschen. Und so erlebte man das Merkwürdige, daß im Dorfe selbst die dümmste Gänsemagd Hochzeit hielt und nur Gold-Helene sitzen blieb.

Allein sie machte sich nichts daraus, ja, sie wollte es gar nicht anders, denn, meinte sie öfters, wer das gelitten und erfahren was sie, dem sei Alles, was die Erde gibt, nur Tand, und stilles Zuwarten noch das einzige Glück. Und so blieb sie denn nach wie vor bei ihrer Mutter und pflegte sie, war dabei mild und freundlich und hilfreich gegen Jedermann und wurde auch von Allen herzlich geliebt, ja, man konnte es gar nicht mehr begreifen, daß man sie jemals habe für eine Hexe halten können.

Als endlich ihre Mutter in hohem Alter starb und sie nun ganz allein war, da hätte Jeder sie gerne bei sich gehabt und die reichsten Bauern boten ihr Wohnung und Unterhalt bei sich an, selbst der Pfarrer kam und meinte, sie sei nun nicht mehr so jung und eine Wirthschafterin brauche er, da würde sie ihm wegen ihrer Geduld und Frömmigkeit die liebste sein. Doch Gold-Helene dankte und blieb in ihrer Hütte, war aber mild und freundlich wie vordem. Ja, die Leute behaupteten, wie die Jahre schwänden, würde sie nur immer milder und freundlicher und in demselben Grade nahm auch die allgemeine Liebe und Verehrung für sie zu. Darum wurde sie denn auch, als sie selbst schon hochbetagt und der goldene Glanz längst von ihren Haaren gewichen, also nichts Absonderliches mehr an ihr war, von Jedem, der sie sah und kannte, noch immer Gold-Helene genannt, denn die Güte und Freundlichkeit waren in ihrem Gemüthe geblieben und das ist das echte himmlische Gold, dem weder Elend, noch Armuth, noch Alter, noch irgend ein Gebrechen etwas anzuhaben vermag und in dessen Besitz Jeder gelangen kann, der es nur ernstlich will.

Digitized by Google

Gedichte

von

Ludwig Kowitsch.

Die Freunde.

Es lebten vor grauen Zeiten zwei Könige gut,
Die führten scharfe Schwerter und trugen hohen Mut;
Sie hatten vereint geschlagen schon manche heiße Schlacht
Und Gold und Edelgesteine als Kampfpreis heimgebracht.

Einst saßen sie als Sieger wieder beim Gelag,
Da rief der Herr der Dänen: „Was Odin auch fügen mag,
„Ich zitt're vor keinem Riesen und keinem Zauberweib,
„Doch gehst Du von dannen, so scheide auch ich von Leben und Leib!"

„„Du sprichst es aus,"" entgegnet der Held der Swea-Mark,
„„Empfang' auch mein Gelübde, Kampfbruder stolz und stark:
„„Sobald Du Deine Wallfahrt auf Erden hast vollbracht,
„„Soll meinen Blick auch schließen des Todes finst're Nacht!""

Ein Jahr war kaum verronnen — der Dänen Hort und Herr,
Der saß auf seinem Schlosse am weiten blauen Meer,
Da kam ein Bote geritten empor den Felsengrund
Und kündete böse Mähre mit lügenhaftem Mund:

„Den Du als Freund gepriesen in Glück und Not,
„König Alf von Swea, der Held, ist todt!
„Im Sterben noch wollt' er reichen Dir seine kalte Hand —
„Es geht ein großes Klagen durch's ganze weite Land!"

„„Und ist mein Freund gestorben, so weiß ich, was ich muß —
„„Entboten sei dem Volke des Königs letzter Gruß!""
Ausruft es Gorm, der Stolze, und stößt im wilden Schmerz
Das ostgebrauchte Schlachtschwert sich mitten durch das Herz.

Als Sweas Fürst vernommen die Kunde schaudervoll,
Zerbrach er seine Krone vor Jammer und Groll:
„Fluch Dir, verruchter Bote, der mir den Freund geraubt —
„Doch hab' ich nicht vergebens an seine Treue geglaubt!

Digitized by Google

„Auf, schlichtet mir den Holzstoß und gebt der Flamme den Lauf!
„Es schwingt die freie Seele sich gen Walhalla auf!
„Nicht länger soll mein Walten fürder auf Erden sein,
Und ehrlich wie Gorm, der Alte, lös' meinen Schwur ich ein!"

So endeten die beiden Helden und Könige gut! —
Es galt ihnen eben die Treue höher als Leben und Blut.
Manch' Runenstein gibt heute noch das Geschehne kund,
Und unvertrübt bewahrt sich die Mähr' in des Volkes Mund.

Eig'ne Kraft kann — —

Eig'ne Kraft kann Großes schaffen,
Aber viel vermag das Glück —
Nur wo dieses seinen Segen
Trägt dem Schaffenden entgegen,
Dort gedeiht das Meisterstück!

Einmal stand im Leben Jeder
An des Paradieses Thor,
Und an ihm nur war's gelegen,
Wenn, verfangen im Erwägen,
Wieder er die Spur verlor.

Früher Winter.

Gestern blühte eine Rose
Noch in voller Pracht:
Heute tragen Wald und Wiese
Schon die Wintertracht.

Auf den schneeverwehten Pfaden
Ruht ein Nebel schwer,
Und die schwarzen Dohlen flattern
Krächzend hin und her.

Daß der Frost so rasch gekommen,
Stimmt uns trüb und bang —
Ach, wir sind gewohnt an einen
Sachten Uebergang!

Wohl! — Doch fern blieb dem Verscheiden
Auch manch herber Krampf,
Und der Sommer ist gestorben
Ohne Todeskampf.

Digitized by Google

Miniatur-Bilder.*

Von

Ferdinand Groß.

— — —

I.

Im Schloß und in der Hütte wird der Christbaum
Geschmückt, geziert, mit Flitterkram behängt.
Die Kinderherzen pochen voll Erwartung,
Zu Kindern werden wiederum die Großen,
Nur Wonne herrscht auf Erden, helle Lust,
Verbannt ist alles Leiden aus der Welt,
Aus jedem Auge spricht die Weihnachtsfreude.
So kommt, ich zeig' ein Bild euch aus der Festzeit . . .
Auf schneebedeckter, menschenleerer Straße,
Die von der Stadt zum nächsten Dorfe zieht,
Hat sich ein Kind auf einen Stein gekauert,
Des langen Weges müd', vom Frost gepeinigt.
Der Kleine mußte betteln in der Stadt,
Der Mutter wegen, die im Krankenbett.
Und nun, die Last der Gaben leicht ertragend,
Hat er zum Dorfe wiederkehren wollen.
Doch eisig weht der Wind, das Kind hält still,
Und seine Augenlider senken sich,
Es denkt daran, daß heute Christnacht ist,
Und daß die andern Kinder reich beschenkt
Mit Allem werden, was sie je gewünscht.
„Ein Christbaum, o das wäre herrlich schön,
Ein Tannenbaum mit vielen Flämmchen dran,
Ich will den lieben Gott um einen bitten."
Das Kind steht auf und schleppt sich zu dem Walde,
Der von der Tannen Harzduft reich durchwürzt.
Und wieder hält es in der Wand'rung inne.
Es kann nicht weiter und es sinkt zu Boden.
Doch über seinem Haupte breitet sich
Ein reicher Christbaum aus, in Schnee gehüllt,

* Siehe den IX. Band der „Dioskuren", Seite 293.

Digitized by Google

Die Sterne, Myriaden Christbaumkerzchen,
Sie glitzern, als ob auf die Tannenäste
Der Kinder guter Geist sie hingehängt.
„Wie schön, wie schön, nun hab' ich meinen Baum!"
So flüstert freudig zu sich selbst das Kind.
Erhört ist sein Gebet. Und ein Geschenk
Ist ihm gekommen mit dem Baum: Der Tod ...

II.

Zwei Paare schreiten durch den grünen Wald,
Indeß die Sonne glüht, die Quelle rieselt.
Ein Mädchen und ein Jüngling sind die Einen,
Ein junges Weib, ein alter Mann die Andern.
Sie gehen hin, versunken in Gedanken,
Das Blattwerk raschelt unter ihren Füßen,
Der Vogel singt und trillert im Gezweige,
Der Kukuk ruft, das Echo gibt ihm Antwort.
Die beiden Paare öffnen nicht die Lippen,
Es schweigt der Mund, wenn übervoll das Herz.
Der Jüngling und das Mädchen schauen selig,
Wie trunken, Beid' einander in die Augen.
Sie reden nicht von Liebe, nicht von Treue,
Nur sucht der Blick den Blick und trifft ihn auch,
Als hätte zündend Stahl den Stein getroffen
Und feurig sprüh'nde Funken ihm entlockt.
Kein Schwur, kein Händedruck und kein Gelöbniß,
Die jungen Augen nur, sie halten Hochzeit.
Mit Einem Mal das Mädchen bricht die Stille:
„Die ganze Zeit hab' ich Dich wohl verstanden,
Ich habe Dich verstanden ganz und gar."
„So wie ich Dich," erwidert scheu der Jüngling.
Der alte Mann indessen blickt wie forschend
Die schöne Frau, die ihm zu eigen, an.
Er stört sie nicht mit Worten, und er spricht
Ihr nicht von seiner tiefen, tiefen Liebe.
Nein, nur sein Blick, umflort von banger Ahnung,
Sagt bittend ihr: „Verzeih' mir meine Jahre."
Die schöne Frau gewahrt die Bitte nicht,
Sie hört nicht, was der Gatte schweigend sagt.

III.

Des Erdgeschosses Fenster sind geöffnet,
In vollem Lichte strahlt das weite Zimmer;
In nächt'gem Düster aber liegt die Straße,
Die Häuser schweigen rings, als ob sie schlummern.

Digitized by Google

Vereinzelt taucht von Zeit zu Zeit ein Wandrer,
Der nach dem Heim die Schritte lenket, auf,
Wirft einen raſchen Blick nach dem Gemache,
Wo ſich ein froher Kreis verſammelt hat,
Und zieht dahin, in's Dunkel ſich verlierend.
Geſang, vermengt mit holdem Saitenklang,
Ertönt, und mit des Lichtmeers Wellen fluthet
Der Töne reicher Strom hinaus in's Weite.
Nun kommt ein Spätling ſeines Weg's gegangen,
Gebeugten Haupts, gehüllt in einen Mantel,
Er ſcheint des Grames ſchwere Laſt zu tragen.
Sein Gang iſt müd', wie eines Mannes Gang,
Der Niemandem zulieb zu eilen braucht.
Er hält nun ſtill. Doch lange nicht. Er will
Schon weiter, da erklingt ein neues Lied,
Das zauberiſch ihn an die Stelle bannt.
Er lehnt ſich gegenüber an ein Haus,
Er weiß, daß drüben Die ihn nicht bemerken,
Denn wer im Lichte glücklich lebt und wandelt,
Gewahrt den Bruder nicht, den Nacht umfängt . . .
Ein heit'res Lied, in dem die Fröhlichkeit
Mit Lerchenflügeln ſich zum Aether ſchwingt.
Er lauſcht, er horcht, er hält den Athem an
Und ſpricht, als hab' er Einen, der ihn hört:
„Das ſangſt auch Du, Marie, Du ſangſt es ſchöner.
Aus einem Grabe tönt dies Lied mir nun;
Die ganze Welt iſt mir zur Gruft geworden,
Seitdem man Dich in einen Sarg gelegt.
Und ich beneide nichts als einzig nur
Die Erde, die in ihren Schooß Dich nahm.
Das ſangſt auch Du, Marie, Du ſangſt es ſchöner."
Verklungen iſt das Lied. Der Beifall rauſcht,
Die Sängerin zu lohnen, durch den Raum.
Der Lauſcher wendet ſich von ſeinem Platze,
Im Aug' zerdrückt er ſchweigend ſeine Thränen
Und leiſen Schritts geht langſam er vorüber.

Digitized by Google

Die Lehrmeister Fischer's von Erlach.

Von

Dr. Albert Ilg.

Es wird heute kaum ein Wiener Stadtkind geben, welchem der Name Fischer von Erlach unbekannt wäre. Sein heller Glanz war zu stark, um selbst von der bornirten Mißachtung und schier fanatischen Antagonie wider den Barokstil verdunkelt werden zu können, womit der Reihe nach die langweilige Richtung der akademischen Kunst, dann die romantisch-dilettantische Gefühlsduselei der Gothiker und endlich die allerneueste Renaissancepolizei unserer Schulkunst den vogelfreien Stil verfolgte. „Fischer von Erlach" war ein populärer Klang geworden, der den Wiener mit Stolz erfüllt, ein vaterländischer Name, mit dem auch der Laie sich den Begriff von etwas Großartigem ersten Ranges verbunden dachte; sein classisches Werk, die Karlskirche, ist für Wien ein architektonisches Wahrzeichen geworden, der Hauch seines Geistes lebt in der Architektur jeder alten Straße wie der Genius loci, — kurz, Fischer von Erlach ist dem Wiener ein Landsmann, eine geschichtliche Figur, ein Typus, fast wie sein Mozart oder Beethoven, sein Raimund oder Lanner u. A.

Sein Gedenken wurzelt im Volkesbewußtsein, woraus es nicht zu vertreiben war, selbst nachdem dieses Volk seitens der Theorie über die arge Verdammlichkeit seines Zeitstiles in allen Tonarten aufgeklärt wurde. Die akademische Periode war nicht im Stande, ihre Canova's, Füger's ꝛc. populär zu machen, auch die dem Volke zugeschneiderte Popularität eines Krafft, die von der Reaction getragene Frömmelei der Nazarener, die scheinbar nach Heimischem strebende Tendenz unserer localen Alterthumsgesellschaften und schließlich die mit dictatorisch-verblüffendem Decemvirentone auftretende Schule des neuesten Stildurcheinanderprincips vermochten irgend einen alten oder neuen Künstlernamen dem Wiener Volke wärmer an's Herz zu

Digitized by Google

legen, als ihm Fischer zu Sinne steht und unauslöschlich wie ein fester, heller Stern aus der Vergangenheit entgegenleuchtet. Nicht einmal der Name Desjenigen, der mit dem Bau des populärsten Wiener Architekturwerkes, des Stephansdomes zusammenhängt, ein Künstlername, den das Lesebuch der Normalschule schon enthält, haftet so tief und allseitig im Bewußtsein des Wiener Volkes, als das des Erbauers seiner Karlskirche: Fischer von Erlach.

Die Richtigkeit des Gesagten bedarf keines Beweises, denn es ist Keinem etwas Neues, der Wien kennt und die Wiener. Mehr jedoch als die Thatsache solcher Popularität des großen Namens soll und will nicht behauptet werden. Es ist unleugbar, daß Fischer von Erlach wie ein Heros aus alter Zeit im Gedächtnisse seines Volkes lebt, aber diese Erinnerung, dieses Gedenken gleicht auch beinahe demjenigen an einen Helden des Mythus. Das Volk hat seine fast sagenhaften Geschichten von dem Unstern, welcher über seinem (angeblich) letzten Bau des Hofstallgebäudes schwebte, von dem Kummer, womit sich der Meister die Sache zu Herzen nahm, von den Intriguen, die ihm dabei übel mitspielten ꝛc., — ein richtiges Verständniß, eine correcte Kenntniß seines Seins und Schaffens dürfen wir natürlich in der großen Menge nicht suchen.

In der großen Menge! Ja, — als ob es denn überhaupt bestände? Als ob die Kunstwissenschaft denn dem erhabenen Genius auch nur im Allergeringsten, Allerbescheidensten gerecht geworden wäre! Als ob denn überhaupt jemals ein Versuch gemacht worden wäre, auf Fischer's Gedächtniß nur so viel Fleiß des Studiums und der Forschung zu verwenden, als heutzutage das Conversationslexikon jeder funkelnagelneuen Berühmtheit auf jedem Gebiete widmet? Es gibt Lexika der Berühmtheit und Unsterblichkeit, in welche man mit selbstverfaßten, ellenlangen Biographien, — die aber dort nicht als Autobiographien erscheinen, — spornstreichs nach Walhalla geliefert werden kann, und doch schwimmt in diesen colossalen geistigen Conservenbüchsen mancher große Mann der Vorzeit, — und so auch unser Fischer — nur wie einige aromatische Gewürznelken auf der Brühe. Zu Fischer's großem Schaden gab es zu seiner Zeit noch keine derartigen billigen Fahrgelegenheiten, welche man gewissermaßen Gesellschaftswagen nach dem Olymp nennen könnte, und nach ihm kamen Zeiten, während welcher es für verrückt gegolten hätte, die Meister der unausstehlichen Zopfzeit nur eines Federstriches werth zu halten.

Die Kunstgeschichtsforschung bekam etwas ganz anderes zu thun. Mit Heißhunger stöberte sie einem irischen Mönch, der stilisirte Fratzenbilder in ein Antiphonarium gepinselt hatte, nach; die Entdeckung eines Gesellen, der bei St. Stephan einen Quaderstein behauen hatte, bejubelte sie; den Grundplan eines unscheinbaren mittelalterlichen Dorfkirchleins, deren Dutzende

Digitized by Google

handwerksmäßig in allen Winkeln des Landes aufgemauert wurden, studirte sie mit einem Detailkram und einem Eifer, welcher, — wenn es immer so ginge, — auch unseren Bahnwächterhäuschen die Perspective aufthäte, dereinst Gegenstände kunstwissenschaftlichen Enthusiasmus zu werden, — nur für die Künstler der Barokzeit, ganz besonders aber der heimischen, hatte man nicht Papier und Tinte.

Fragen wir uns doch, was in der Literatur über die beiden Fischer zu finden sei, — abgesehen von den spärlichen Mittheilungen ihrer Zeitgenossen: Nichts als schlechte Lexikabiographien von einer halben bis ganzen Spalte Umfang, immer die eine nachgeschrieben der anderen. Kein Mensch hat noch Urkunden und sonstige archivarische Quellen zu Rathe gezogen, keine Seele sich noch gekümmert, dem Entwicklungsgange der Meister nachzuforschen, in Folge dessen sind wir nicht klar über die Daten ihres Lebens, wissen den Antheil des Vaters von demjenigen des Sohnes nicht zu trennen, ebendarum schwebt noch ein dichtes Dunkel über Fischer's Beziehungen zu dem Belvederebau Hildebrandt's und zu diesem selbst, über der ganzen Hofstallungen-Geschichte, über der Schule der Fischer und so vielem Anderen, namentlich über dem Katalog ihrer Werke. Und während heutzutage ein Kunstgelehrter gar eine schlechte Figur machen würde, der in dem wüsten Labyrinth des unendlichen Streites über den Meister W. nicht wegkundig wäre, oder der den ganzen Weichselzopf von den Junkherrn von Prag nicht aufgewickelt hätte, freut sich Jeglicher seines Daseins, ohne Gewissensbisse darüber zu empfinden, daß er dem größten schöpferischen Genius der österreichischen Kunst fast so fremd und kenntnißlos gegenübersteht, als den Architekten der Tempelterrassen von Peru und Mexiko. — Aber was schadet's denn auch! Unsere gesammte Kunstgeschichtsforschung ist nach fremdem Schnitt eingerichtet, und da auf der ausländischen Musterkarte Fischer und seinesgleichen keinen Platz einnehmen, so wäre es wohl überflüssige Mühe, sich damit ruhmlose Arbeit zu schaffen.

Wir Kurzsichtigeren wollen aber trotzdem das Begonnene weiterfördern; wir fühlen die Kraft des Gedeihens in der Arbeit für die Heimat, deren Luft wir athmen, deren Segnungen uns beglücken. Wir können ein ersprießlich Wirken uns nur in dem ewigen Kreislauf denken, daß die Söhne der Mutter spenden, was sie von ihr empfangen, denn hier ist das Mark unseres Vermögens, hier baut sich das Werk der Zukunft durch der Gegenwart Sorge um's Vergangene. Es kommt wohl noch der Tag, da solche Auffassung logisch und natürlich befunden wird, die heute Beschränktheit und Einseitigkeit heißen mag.

Und so sei denn hier ein kurzes Wort über das Thema gestattet, welche wohl die Meister gewesen, denen der ältere Fischer seine Schule

Digitized by Google

verdankt. Unsere Lexika sind bald damit fertig, indem sie schlechtweg von dem Bernini'schen Einfluß reden, so in seinen Schöpfungen zu bemerken ist, — eine Aeußerung, die so in Bausch und Bogen aufgetischt noch manche Erörterung erheischen würde. Um aber dem Gegenstande näher zu kommen, müssen wir von anderen Dingen anheben.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts lebte und wirkte in der kunstreichen Stadt Augsburg ein Maler Namens Johannes Schor, der aus einem alten Geschlechte stammte. Kaiser Max II. hatte der Familie im Jahre 1570 ihr altes Wappen zu Speyer gegeben, Johannes aber hatte sich in der freien Reichsstadt angesiedelt, fand dort gute Nahrung und porträtirte viel Bürger und vornehme Herren. Sein Stamm blühte fruchtbar weiter, denn nicht weniger als achtzehn Söhne trugen seinen Namen, doch scheinen nur vier ein Gedächtniß hinterlassen zu haben, von denen wieder drei den Künsten, einer jedoch dem Dienste des Herrn sich widmeten.

Schon der Vater war lange Zeit in Rom gewesen und nahm später zu Innsbruck seinen Aufenthalt, wo er eine Stelle im Rathe bekleidete und dem Erzherzog Max III., der ihn sehr hochhielt, als Hofmaler diente. Auch der eine der Söhne, Johann Paul, suchte in der ewigen Stadt sein Heil, nachdem er Anfangs von dem Vater in der Malerei unterrichtet worden war. In Rom trat er sofort mit großem Erfolge sowohl als Maler, wie als Decorateur im architektonischen Sinne auf. Große Herren, wie die Colonna und Borghese, bedienten sich seines Talentes, der Papst beschäftigte ihn vielfach bei der Verzierung seines Wohnpalastes. Hier tritt der junge Künstler, sowie sein indessen nach Rom nachgekommener Bruder Egydius, als Nachfolger der großen Classiker des 16. Jahrhunderts und zugleich als Vorläufer Carlo Maratta's auf. Egydius Schor verdiente gleichfalls etwas mehr Achtung seitens unserer Literatur, die ihn schier nicht kennt. Mit ihm und seinem Bruder Johann Paul stehen wir in ähnlicher Weise wie bei Gran — dessen Größe sie übrigens keineswegs erreichen, — vor einer großen Etappe des österreichischen Kunstwesens. Die Schule der Schor war Rom, ihre Vorbilder die großen Classiker des Cinquecento, ja beide Brüder malten an den unvollendeten Theilen der Loggien, in der vaticanischen Bibliothek und im Quirinal. Maratta setzte seine Ergänzungsarbeiten in den Loggien an der Stelle fort, wo die schlichten Tiroler sie beendet hatten, und ebenso wie bei jenem Meister, ebenso wie bei Gran, ging in ihre Schöpfungen, entgegen der Schrankenlosigkeit echt baroker Gebilde, eine Ahnung stilvoller Ordnung und strengerer Composition über. Egyd's „Aussendung der Apostel" in der Universitätskirche zu Innsbruck ist in der schönen Eintheilung der gruppenweise geordneten, ruhig bewegten Gestalten ein Beweis dafür. Wir müssen diesen thatsächlichen Umstand im Hinblicke auf

Digitized by Google

den Anschluß Johann Bernard Fischer's an diese Künstlerfamilie wohl im Auge behalten. Fischer's, wie Gran's Größe beruht in dem erhabenen Streben nach einfacher Massenwirkung, im Gegensatz zur überladenen Detailkrämerei, wie sie diejenige Richtung der Zeitgenossen liebte, die man Vertreter der deutschen Baroke, das heißt einer Weiterentwicklung der schon genug kleinlichen deutschen Renaissance, nennen könnte. Wie ein Gran durch große, gewaltige Composition, einfache Dramatik des Motives, Vermeidung des unnöthigen Beiwerks, so sucht Fischer in der Architektur zuerst durch einen erklärten Krieg gegen die krause Stuccaturwirthschaft, einfach mittelst seiner imposanten Formen — oft selbst ohne Ornamentanwendung, — zu wirken. Dazu aber war eine Schule erforderlich, welche ähnlichen Principien huldigte, und dieser Schule selber war die Gelegenheit, an den Bau Bramante's, an die Malereien Raphael's und Giovanni's da Udine anzuknüpfen, ihre Schule. Egydius Schor, hauptsächlich als Maler thätig, während sein Bruder auch als eigentlicher Baukünstler Tüchtiges leistete, entfaltete eine große Rührigkeit auf allen Gebieten der Decorationskunst und schuf in kaiserlichen, sowie kurfürstlich baierischen Diensten zahlreiche Werke in Innsbruck, Linz, München, dann auch zu Augsburg, Nürnberg und Passau. Er war ein Tausendkünstler im Geiste der alten Renaissance, repräsentirte die Technik und Kunst bis zum Geigenspielen und zur Pyrotechnik und lieferte auch den Handwerkern, besonders den Goldschmieden, treffliche Vorlagen für ihre Arbeiten.

Giovanni Paolo Tedesco, wie die Römer den anderen Bruder nannten, hatte zwei Söhne, Architekten, welche Beide in Rom, dann aber vorzugsweise in Neapel thätig waren. Der Jüngere, Philipp, baute die Kirche St. Antonius von Padua, er erhielt einen Ruf nach Neapel und nahm dabei seinen Schüler, besser gesagt, Genossen, mit. Und dieser Genosse war Johann Bernard Fischer.

Es ist dies die erste historische Nachricht, die ich auf verwickelten Umwegen von unserem Meister finde. Da die Kirche St. Antonio später durch Martino Lunghi um 1695 umgebaut wurde und 1696 Fischer schon an dem Entwurf für Schönbrunn thätig ist, so dürfte sich jene Reise nach Neapel wohl um 1670 zugetragen haben. Sein Geburtsjahr fällt um 1650, sein Sohn ist um 1680 geboren.

Es scheint jedoch außer den Schor noch eine andere, höchst interessante Künstlerfamilie Oesterreichs zu Fischer in gewissen Beziehungen gestanden zu sein. Dies sind die auch in Baiern bekannten, als Architekten, Maler und Decorateure auf ganz ähnliche Weise thätigen Gump; der Sohn Egyd Schor's, Johann Ferdinand, ein trefflicher Ingenieur, Fortificationsmeister, Maler und Architekt, war zu Anfang des 18. Jahrhunderts mit Martin

Digitized by Google

Gump in Innsbruck gemeinsam beschäftigt, schon sein Vater aber hatte eine Barbara Gump zur Frau. Georg Anton dieses Namens ist der geniale Erbauer des Innsbrucker Landhauses mit seiner Loggienfaçade, welche nach meinem Wissen an Geschmack und Eleganz von keinem österreichischen Barokbau außer Fischer's Reitschulpavillon übertroffen wird. Ich vermuthe, daß unsere Forschungen noch bestimmte Bezüge zwischen diesen beiden großen Meistern zu Tage fördern werden. Als die Jakobskirche zu Innsbruck erbaut werden sollte, lieferte Georg Anton einen Entwurf. Doch kam sein Project nicht zur Ausführung, indem ein einfacheres, aus Wien besorgtes Modell die Annahme erhielt. Dieses Project, wie wir heute an dem fertigen Bau sehen, hat aber Merkmale Fischer'schen Stiles. Die Schule des Künstlers muß eine gewaltig große gewesen sein, muß bald den Charakter eines Baubureau's angenommen haben, von wo aus die zahlreichen Arbeiten in allen Provinzen geleitet wurden. Fischer selbst ist an allen Orten, bis Salzburg hinauf, beschäftigt, doch ließ er meist Martinelli und Andere seine Entwürfe ausführen. Sehr gegen die geniale Natur und Tendenz ihres geistreichen Urhebers, der die übermäßige Ornamentik bloß aus den oben entwickelten Ursachen beschränkt hatte, scheint sich jedoch nach seinem Tode, schon unter dem Sohne und besonders dann in der Josephinischen Zeit gerade aus Fischer's Schule die eigentliche Bureauarchitektur Oesterreichs entwickelt zu haben, welche aus des Meisters großer Einfachheit Armuth und Geistesdürftigkeit machte; jene trostlose Bauamt-Architektur, welche seine erhabene Schlichtheit in Kahlheit und Leere umwandelte und später durch Nobile's classische Zuthaten nicht erquicklicher werden sollte. Daß wir diesen erbärmlichen Katzenjammer aber nicht dem großen Meister in die Schuhe schieben dürfen, braucht wohl nicht erst bedeutet zu werden, ist ja sein Verdienst nicht das Erste, was Bureauwirthschaft in dem schönen Oesterreich zu Grunde gerichtet hat.

Ich finde endlich noch einen verwandten Zug zwischen dem Streben der Schor und jenem Fischer's. Diese ganze Künstlergruppe bestand aus denkenden und gebildeten Männern, welche ihrem Werke nicht nach der üblichen Schablone der Zopfmanier, wie sie in Deutschland herrschte, oblagen. Ein historischer Geist beseelte und adelte ihr Streben. Und gerade so, wie Fischer bekanntlich in seinem berühmten Kupferwerke zum ersten Male eine Art vergleichende Uebersicht der Kunststile zusammenzustellen suchte — ein hohes Verdienst, welches wohl geeignet wäre, ihm als Vorläufer Winckelmann's und Lessing's eine Stelle in der Literatur einzuräumen, wenn der ungeschickte Mann nicht in Oesterreich zur Welt gekommen wäre — so stoßen wir unter den Stichen nach Schor'schen Decorationen merkwürdigerweise selbst auf Entwürfe in — gothischem Stil, um 1670—1690! Wir dürfen dabei über

Digitized by Google

das Naiv-Unverstandene dieser Gothik nicht lächeln, ernst ist und bleibt doch das Streben denkender Männer, welche weit über die Schablone ihrer Zeit hinaus in Rom sich an Raphael, anderseits an das Mittelalter anschließen und somit einen weiten Blick bekunden mitten im Modegeschmack ihrer Zeit. Sie scheinen toleranter und weitsichtiger gewesen zu sein, diese „Zopfmenschen," als unsere heutigen „historisch-objectiven" Kritiker, welche Alles gleichmäßig vertragen können, nur den fürchterlichen Zopf nicht.

Das hier Mitgetheilte ist nur ein kleines, skizzirtes Bildchen, dem erst strenge, urkundliche Forschung Werth verleihen könnte. Doch zeigt es vielleicht aber von Neuem, wie viel Neues und Interessantes auch die österreichische Kunstgeschichte des 17. bis 18. Säculums umfaßte, und dient möglicherweise dazu, die Thorheit zu illustriren, welche in dem kindischen Vornehmthun mit classischen Kunstperioden ausschließlicher Berechtigung liegt. Suchen wir doch zunächst Bescheid zu finden in unserem Hause und lassen wir den Anderen — das Andere!

Digitized by Google

Aus vergilbten Blättern.

Von

W. Constant.

1.

Aus halbversteckter Felsenritze
Quillt sacht und still die Silberquelle,
Und höhlt sich zwischen Blumenrändern
Alsbald ein brausendes Gefälle.

Nun schäumt sie über Block und Wurzel,
Braust an Gestein und Fels vorüber;
Dann Erd' und Wurzeln unterwühlend
Fließt sie allmälig trüb und trüber.

Tief unten an der festen Wehre
Staut sich die Flut zu mächt'gem Schwalle,
Und überstürzt verderbendrohend
Gebändigt doch in jähem Falle;

Greift in des Mühlrads breite Schaufeln
In wucht'ger Kraft zu höh'ren Zwecken,
Fließt traurig, wie erschöpft dann weiter,
Sich in Untiefen zu verstecken.

Wie manches Menschendasein wahrlich
Mag diesem Wasserlaufe gleichen!
Nach sachtem Anlauf, stolzem Fortgang
Ein trübes schmutz'ges Ziel erreichen.

2.

Wohl herrlich ist's im Lenz des Lebens,
Wo Alles strahlt in heller Glut,
Wo Frohsinn noch flicht duft'ge Kränze
Und über Klippen springt der Muth.

Digitized by Google

Doch auch der Herbst des Menschenlebens
Hat seine Reize gleich dem Wald,
Der dann in herbstlich reicher Färbung
In satt'ren voll'ren Lichtern stralt.

3.

Sollst Du zu Köpfen sprechen,
Schlag' an verschied'ne Töne,
Willst Du, daß ein Erfolg auch
Deine Entwürfe kröne.

Sollst Du zu Herzen sprechen,
Dann sprich aus Einem Ton,
Aus Einem voller Wärme,
Aus dem der — Religion.

4.

Leidet das Gemüth, nichts zur Seele dringt,
Ob die Rose blüht, ob die Amsel singt,
Ob um Dich den Raum Blumenduft durchweht,
Ob vor Dir der Baum blattlos fröstelnd steht.

Doppelt qualvoll lebst Du so fort im Leid,
Schmerzgedanken webst Du voll Traurigkeit,
Stralt auch ringsherum all' in Glanz und Pracht,
In Dir, um Dich stumm lagert tiefe Nacht.

O kein weiser Mann, keines Zaubers Kraft
Löst den schweren Bann, der Dich hält in Haft;
Eine Zauberin heilt vielleicht Dein Leid:
Die Erlöserin allen Weh's — die Zeit.

5.

Undankbarkeit hat mich nie verletzt,
Oft aber in heitere Laune versetzt:
Wenn ich dachte, sie werden wieder kommen,
Die undankbar sich gen mich benommen,
Und werden seh'n, daß für meine Gabe
Ich keinen Dank erwartet habe.

Digitized by Google

Gedichte

von

Gottfried Schmelkes.*

Aus dessen Nachlasse mitgetheilt von Ludw. Aug. Frankl.

Nummer 225.

Es liegt mein Reisealbum aufgeschlagen,
Und steht „Zwei Hundert fünf und zwanzig" drin
Mit schwarzem Rande flüchtig eingetragen.
In's Buch die Nummer — doch der Ziffern Sinn
Hab' tief ich in die Seele eingeschrieben,
Und weil ich heute just bei Laune bin,
So will ich's Euch erzählen, meine Lieben!
Als mich die Reiselust vom schönen Rhein
Auf meiner Wanderung nach Prag getrieben,
Da holte ich die Trauerkunde ein:
„Dein Freund und Landsmann liegt im Hospitale!"
„„Wie,"" rief ich, „„krank? der Heimat fern, allein!""
Gut ist's, wenn ich Euch meinen Schmerz nicht male —
Ich floh zu ihm und noch zur selben Stunde
Hing ich an seiner Brust im Krankensaale
Und bracht' ihm einen Kuß von Liebchens Munde,
Und Vatergruß und einen Muttersegen —
Was braucht ein Kranker mehr, daß er gesunde?
Doch, um die Fiebergluth nicht anzuregen,
Rieth mir der Arzt, den kranken Freund zu meiden,
Ich schied — im Schmerz thut doppelt weh das Scheiden.

Und tief versunken, nur des Freunds gedenkend,
Verirrte ich mich in des Spittels Gängen,
Und, kreuz und quer die bangen Schritte lenkend,
Erblickt' ich plötzlich eine Tafel hängen,
D'rauf „Präparaten-Kabinet," die Thür
Halb offen — und ein heimlich inn'res Drängen

* Vide: Biographische Skizze „Dioskuren" für das Jahr 1880, Seite 118 bis 121 und das epische Gedicht: „Mila" in den „Dioskuren" für 1879.

Digitized by Google

Zog mich mit hundert Armen hin zu ihr.
Ich trat hinein — o hätt' ich's nie erfahren!
Ich sah der armen Menschen Elend hier
In Alkohol der Nachwelt aufbewahren!
Da morsch Gebein, verkümmertes Skelett,
Die Träger einst von sünd'gem Fleische waren,
Und hundert Herzen dort, im Schmerzensbett,
Vielleicht vom Gram zerklüftet und gebrochen!
Daneben stand auf einem schwarzen Brett
Ein weiter Kreis gebleichter Schädelknochen.
Und all' die Schädel schienen mir mit Grauen
Und stummem Hohn auf Einen hinzuschauen.

Wer bist Du wohl, Du bleicher Schädel drüben?
Wem folgt die Schmach noch übers Grab hinaus?
Die Antwort steht auf seiner Stirn geschrieben:
„225. — Jude. — Irrenhaus." —
Du armer Jude! Längst ist Dein Gehirne
Vermodert schon und längst des Wurmes Schmaus,
Doch, daß man höhnend Dir im Grab noch zürne,
Schrieb hier mit großen Lettern noch der Haß
Den Glauben Dir als Brandmal an die Stirne!
Gefirnißt sorgsam ist Dein Schädel, daß
Ja nicht die Zeit an Deiner Schande nage,
Daß ja der Stirne Inschrift nicht erblaß'
Und Deine Schuld der Nachwelt übertrage!
Wie war Dein Name? Der ist unbekannt —
Die Nummer nur — als hätt' am Sterbetage
Ein Czar Dich nach Sibirien verbannt.
Du starbst im Irrenhaus? Hat Dir im Leben
Vielleicht der Schmerz zerrüttet den Verstand?
Hat Dir vielleicht, weil all Dein mühsam Streben
In Nichts zerrann, Dein Ringen sonder Rast
Nur der Verfolgung Hohn ward preisgegeben,
Des Wahnsinns Kralle Dein Gehirn erfaßt?
Er schwieg — fürwahr! Ihm ist im Tod noch eigen,
Wie lebend einst: zu dulden und zu schweigen!

Nicht mocht ich mehr in jenen Räumen weilen,
Gewaltig trieb mich's fort, das wunde Herz
Am Balsamhauch der Abendluft zu heilen;
Und feuchten Auges zog ich heimatwärts.
Hier lag am Tisch mein Album aufgeschlagen,
„Zwei Hundert fünf und zwanzig" hab' ich drein
Mit einem schwarzen Rande eingetragen;
Dies soll des armen Juden Grabschrift sein!

Digitized by Google

Sprüche.

Unterschied.

Die Thränen der Freuden, die Thränen der Leiden,
Wie sich wohl diese unterscheiden?
Die ersten trocknen allein,
Die andern wollen getrocknet sein.

Das Herz.

Glaub' nicht, Dein Herz bleib' ewig jung,
Es altert auch mit Deinen Jahren;
Dir fehlt nur die Erinnerung,
Wie anders die Gefühle waren.

Maaßstab.

Ob sie Dich preisen, ob verachten,
Nicht gräme Dich, nicht freu' Dich dessen,
Du mußt zuerst das Maaß betrachten,
Womit sie Deinen Werth gemessen.

Reichthum und Armuth.

Mit Deiner Liebe geize nicht im Leben,
Drum schenkst Du sie, schenk' sie in voller Gabe,
Reich bist Du nur, hast Du Dich arm gegeben,
Und gabst Du nichts, so gehst Du arm zu Grabe.

Digitized by Google

Fellachische Genrebilder.

Von

Carl von Vincenti.

Erntetag.

Ein Nest von Pyramidendörfern liegt zwischen Abu-Ruach und Meidan nilaufwärts im Schatten gethürmter Steinpracht. Ueber die Siedlungen aus Schlamm und Binsen hat der Herr, dessen Hand der Nil entströmt, ein Netz aus lockerem Palmfieder geworfen und schöne, ernste Sycomoren schauen drein. So recht von der Frohne zerschunden lebt dort im Staube des heiligen Memphis der Fellach, beschaulicheren Gemüthes als in den Deltamarschen. Unter den Aermsten nennt man den Daschuriten. Die mittlere Nilbahn durchschneidet seine Hirsefelder, wo Tag und Nacht der Schaduf stöhnt. „Unseres Herrn" schwere Baumwoll- und Zuckerschiffe kommen von Esneh herab und vom rosenleuchtenden Fajum, das sanftäugige Frauen hat. Auf dem Damm braust, in Pyramidensicht, der Postzug nach dem memphitischen Ruinenfelde und der Draht, der in die Tiefe Afrika's hineinspricht, gibt einen Streif am krystallhellen Himmel. Dämonenwerk.

Merwan, der Fellach, besitzt in Daschur einen Hühnerbrutofen. Er schaut zwischen Tamarindengebüsch hervor und ein magerer Sommerhirseacker sproßt daneben in's Grün. Merwan ist längst in's Darben gekommen. Im „Pyramidengeschäft" ist auch nichts mehr zu verdienen, seitdem der Schech von Gizeh dasselbe monopolisirt hat. Dann hat Merwan Tage lang gefrohnt auf den Aeckern des hochwürdigen Großeunuchen, der zugleich des „Prophetenhemdes" Bewahrer ist. Nun liegt er im Fieber. Man arbeitet nicht ungestraft unter sengender Gluth, die Füße im Wasser. Der Dattelbaum liebt's, dem Menschen verdirbt's das Blut.

Der Vorsommer ist da. Kranke Südwinde schleichen durch's Thal und der Strom steht tief. Von Benisuef deltawärts ist Spätweizenernte.

Digitized by Google

Merwan und sein Weib haben drei blühende Söhne gehabt und ein Töchterlein. Den Erstgeborenen fraß der Krieg am weißen Nil, den Jüngstgeborenen tödtete ein „Zufall.“ Ein mächtiger Herr, vor dem Viele zitterten, hatte, so hieß es, ein neues Jagdgewehr auf sehr weite Entfernung probirt, den Jungen auf's Korn genommen und da lag er im Korn. Man sprach von einer Wette, die der hohe Herr mit dem Kernschusse gewonnen hatte. Und dann sprach Niemand mehr davon.

Den Merwans aber blieben Said und „Nilufer,“ die Aloëschlanke. Heute sind Beide auf dem Erntefeld; Merwan liegt wie ein kranker Hund am sonnigen Rain, wo bunte Echsen gleich Geschmeide funkeln. Das Weib besorgt den Brutofen.

Unten auf dem goldgeschachten Plane wachsen die gerauften Garben zu Haufen und kommt der Büffel am Schnittschlitten zu keiner Ruhe. Der nackte Bube kreischt und schwingt den Stichel, unter den Eisenrädern springen die Goldkörner, das Schwingsieb rauscht, Häckſel und Spelz glitzern in der heißen Luft und der Singsang der Weiber zieht langsam über's staubwirbelnde Feld dahin.

Der Bahnzug von Giseh schnaubt über den Damm und läßt den Pfiff für die Station Daschur ausgellen. Einen Augenblick sind alle Köpfe hinübergewendet, dann kommt der „Norag“ wieder in's Kreisen, bis die Sonne im Zenith steht. Nun ist kurze Rast. Der Bube springt vom Trittbrett und die Dreschräder stocken. Jetzt lüftet er die kameelfellene Schweißmütze und wischt sich den kahlrasirten Schädel; er lockert auch dem Büffel die Augenbinde und das Thier bricht schwer in's Stroh. Schon lagern die Gruppen im Schatten der Kornpyramiden; obenauf, Aehren kauend, ein paar Jungen, um die Taubenschwärme zu scheuchen; die Streifen am heißblauen Himmel ziehen. Die irdene Flasche mit den Quellbohnen wird aus der Grube geholt und der Krug mit der halbgegohrenen Busah, die wie Milch aussieht und wie Tinte schmeckt, wandert von Mund zu Mund.

Auf einem Felde dem Bahndamme am nächsten hatte sich eine Gruppe um einen grauruppigen Alten mit kranken Augen gebildet. Der Mann war im Frohnlager bei Giseh drüben gewesen, wo sie für neue weitläufige Bauten des „Herrn“ den Wüstenboden abgruben. Jetzt griff er nach der Gulle, that einen herzhaften Zug des säuerlichen Malzgebräu's und rief mit ächtem Fellachenhumor:

— Nicht verdrießen laßt's Euch, wenn auch an uns die Reihe kommt; die Arbeit lohnt sich drüben. Da weiß ich Manchen, der schon hundert verdient hat; freilich waren's Hiebe und keine Piaster; doch so bar zahlen sie nicht allemal, Dem und Jenem bleiben sie's auch schuldig, ich meine die Piaster, nicht die Hiebe . . .

Digitized by Google

Diese bitteren Worte blieben nicht ohne eine gewisse Wirkung und ein junger Bursche mit breiter Brust und schönen Mandelaugen murmelte funkelnden Blickes vor sich hin:

— Der Ewige verderbe sie Alle!

Jetzt lockerte der alte Sprecher den schmierigen Lederstrick um die Lenden und sprach mit gedämpfter Stimme. Bald konnte man auf den braunen Gesichtern die lebhafteste Spannung lesen. In der That mußte diese gerechtfertigt sein, denn der Daschurit schloß seine fast im Flüstertone gehaltene Erzählung mit den Worten:

— Es geschehen Zeichen, Gott weiß das Uebrige . . .

Was hatte er berichtet? Seltsames aus dem Frohnlager. Jüngst, als die Leute von Schebrament eben den Spaten angelegt und die Weiber schon vor sich hinsummten, da stieß der „Efendi," der mit der Peitsche aus Nilpferdschwarte durch die Reihen schritt und ab und zu einen Hieb niedersausen ließ, auf einen Mann, der, unbekümmert um die heiße Arbeit ringsum, wie in tiefem Schlafe lag. Er trug einen schwarzen, zerschlissenen Beduinenmantel und um den Kopf ein buntes syrisches Tuch. Niemand kannte ihn, es wußte auch Keiner, wie der Fremde so plötzlich mitten unter die Leute hereingekommen war.

Der Efendi, den Schläfer mit dem Fuße rauh anstoßend, schwang den Kurbag:

— Beim gesteinigten Satan, der Hund schläft, raff' Dich zusammen, Aas!

Der Mann öffnete seine wie mit Blut unterlaufenen Augen und sprach langsam, daß es Viele vernahmen:

— Die Dämonen schlafen nicht!

Und dabei blickte er den Efendi so starr und finsterdrohend an, daß diesem der Arm herabfiel und er erschrocken zur Seite trat. Jener aber erhob sich und bald sahen sie seine hohe Gestalt über den Damm schreiten der Wüste zu. Niemand wagte ihm zu folgen. Das Singen der Weiber war verstummt und so tiefe Stille herrschte, daß man nur das Keuchen der Grabenden und das Knirschen der Eisen in der kiesigen Scholle vernehmen konnte.

Während die solche Mähr vernommen, noch die Köpfe flüsternd zusammensteckten, ward unter den übrigen Gruppen eine plötzliche Bewegung erkennbar. Der Alte aber, nach dem Damme auslugend, streckte den Arm aus.

Man sah hinter dem Akaziensaume ein scharfes Waffenblitzen.

Und die Leute duckten sich unwillkürlich in's tiefe, halmige Stroh.

Beim Hühnerbrutofen.

Droben beim Hühnerbrutofen schauert Merwan vor Frost unter seinen wollenen Lacken, obwohl die Sonne hochsteht. Das Weib wirft ihm b[illegible]

Digitized by Google

ein Wort wie einen Brocken hin, worauf jener hie und da mit einem frommen Sprüchlein antwortet, was nicht allemal nach dem Geschmacke der gern mit dem Geschicke hadernden Alten scheint. Alte! War sie doch kaum dreißig Jahre alt — so glaubte sie wenigstens, denn welcher Fellach kennt sein Alter!

Sie hieß Safran, ein wunderlicher Rufname! Im Alter fellachischen Mädchenreizes hatte sie einen Liebesnamen gehabt: „Safranröslein“ . . . Das „Röslein“ war über Nacht verblüht und nur der Name des scharfen Gewürzes dem jungen Weibe geblieben, das denselben seiner Hautfarbe, wie der scharfgewürzten Reden halber nicht mit Unrecht führte. Ihr Keifen war in Aller Ohren, indeß sie Merwan den „Vater der Geduld“ nannten, ein Ehrentitel, den freilich auch alle Grauthiere am Nil führen.

Das Weib ging von einer Brutzelle zur anderen, wo unten die Eier auf Strohhäcksel lagen, indeß darüber das Mistfeuer qualmte, das gleichmäßig erhalten werden muß. Im engen Gange, auf welchen die Zellen herausgingen, war eine wahre Brutofenhitze trotz der Bodenlöcher, wo die heiße Luft entwich.

Safran trat heraus, athmete tief auf; ein Hüsteln pfiff aus ihrer Brust. Das Glasstück, daß sie als Amulet trug, klebte fest auf dem dunklen Halse. Sie wischte sich mit dem nackten Arme den Schweiß ab, der in Strömen über ihr hartes, wachsgelbes Gesicht rann.

Hufschläge wurden hörbar.

Ein Trupp Landleute, der Mehrzahl nach Frauen und Kinder, trabte vorüber und ein halb Dutzend berittener, scharf bewaffneter Mohren in verschnürten Jacken drängte hinterdrein.

Safran ballte die harten Fäuste.

— „Unser Herr“ braucht wieder krumme Rücken mit dem Bohnensack und flinke Arme mit der Grabschaufel! Zur Erntezeit, daß Keiner was versäumt! Er lebe tausend Jahre, „unser Herr!“

— Wird groß und voll allerhand Pracht zu Gisch, sagen sie, murmelte der Kranke mit fiebernden Lippen.

— Mâ schâ 'llah, lachte das Weib bitter, „unser Herr“ versteht sich darauf. Er verschlingt uns wie ein Stück Brod.

— Der Allerbarmer vertheilt die Loose, seufzte Merwan, ich hört' auch jüngst Einen sagen, „unser Herr“ sei selber nur ein Bissen für den Fremden.

— Der Mann war witzig wie ein Büffel, der nie Palmkohl frißt! meinte die Alte spöttisch. Für den Fremden! Das sagt sich klug und hört sich leicht für bereitwillige Ohren. Für uns gottverlassene Menschen ist's alles eins. Wir zeugen, gebären, frohnen, zahlen, hungern, bluten, verderben! . . . Für wen? Darnach fragt Niemand, „Unser Herr“ nicht und der „Fremde“

Digitized by Google

nicht. Als sie den langen Weg gruben drüben für die fremde Sultana, die Gold im Haar hatte und eine so weiße Haut, da blieben ein gutes Hundert von Daschur liegen. Wer fragt darnach?

— Sie sagen, des Allgerechten Zorn habe die schöne Sultana getroffen.

Safran riß schweigend eine der grauen Düngerfladen los, die unten an der Außenmauer festgebacken saßen und verschwand damit im Brutofen.

Drinnen kroch sie in den Zellen herum. Sie hatte die Augen voll Thränen, aber nur vom beizenden Qualm, denn sonst hatte man das harte Weib nicht weinen gesehen.

Jede der Brutzellen trug am Eingange eine Ziffer, um die Anzahl der Tage zu bezeichnen, seit die Eier auf dem Häcksel lagen. Am zwanzigsten Tage ist der Ausbrütungsproceß gewöhnlich so weit vorgeschritten, daß die Eier zu taumeln beginnen. Dann steht der Bruch der Schalen nahe bevor.

Safran kannte die Zellen, wo's so weit war. Das Schauspiel bleibt allemal seltsam, so oft man's auch schon gesehen. Es hat etwas Geheimnißvolles, wie das Häuflein Leben da mälig in zitternde Bewegung geräth, die Eier immer schärfer gegeneinander stoßen, bis die Schalen mit mattem Klange zerplatzen und der zarte Ausschlupf hervorlugt . . .

Und wie jedesmal, schien die Alte auch jetzt, beinahe lächelnd, in diesen Anblick versunken; liegt doch etwas wie Mutterpflicht in der Wartung eines Brutofens! Sie nahm die Küchlein, eines nach dem anderen, vorsichtig in ihre schwielige Hand, streifte ihnen sorgsam die Reste der Schalen ab und legte sie in einen flachen Scheffel, wo sie übereinander taumelten.

Draußen wurden Stimmen laut. Weiber mit Körben voll Bruteiern waren da.

Safran kam hervor und wischte sich die nassen Augen aus.

— Euer Tag sei ein guter, rief eines der Weiber in schrillem Tone, wir haben Segen heute, die „Rothköpfe" sind drunten und fangen unsere Burschen ein für den Krieg. Die Arnauten — Gott verderbe ihre Mannheit — waren mit einem Male wie Dämonen mitten unter unseren Leuten. Nun steht schon ein Haufen im Felde, die Gabel am Halse, Einer an den Anderen angekoppelt, wie ein Kameel am anderen . . .

Das Weib Merwans antwortete nicht. Sie blickte unverwandt das Hirsefeld hinab, wo in der Ferne Jemand eilends heraufkam.

Und die Augen scharf zusammenkneifend, schirmte sie dieselben mit der Hand. Schmutzige Krähenfüße durchwitterten jetzt ihre kahlen Schläfen.

— Beim Allwisser, rief sie, thränen meine Augen oder ist das nicht unser Said, der da gelaufen kommt, wie ein Hase aus dem Tamarindenbusch?

Merwan richtete sich mühsam empor . . .

— Es ist Said, bei meinem Haupte!

Digitized by Google

Safrans Züge wurden starrer. Sie errieth, daß ihr Sohn vor den Recrutenfängern auf der Flucht begriffen war. So rasch der leichtfüßige Fellach heraufkief, die Häscher waren nicht minder behend, galt es doch eine Prämie für jeden gefangenen Ausreißer, der tauglich war.

Jetzt stand Said, derselbe Bursche mit den schönen Mandelaugen, den wir bereits flüchtig kennen gelernt, mit einem Sprunge unter den Seinen und schlüpfte blitzschnell in den Brutofen hinein. Die Recrutenfänger aber langten wenige Augenblicke später an, und während der Eine mit dem Flintenkolben auf dem kranken Merwan herumstampfte, schäumte der Andere den erschrockenen Weibern zu: — Wo ist der Hase, Ihr Sperrmäuler?

Niemand antwortete. Der Arnaut warf einen Blick auf den Eingang des Brutofens.

— Beim Gesteinigten, der Zwitter hat sich in's „Backhaus" verkrochen. Und der Soldat wollte hinein, Safran aber sperrte die Oeffnung mit ihrem Leibe.

— Im Namen des allbarmherzigen Erbarmers, flehte sie angstvoll, meinen Ersten und meinen Jüngsten haben sie mir erschlagen, der Mann dort liegt im bösen Fieber, der Zahn des Elends zerfleischt uns! Laßt mir den einzigen Sohn, der Allvergelter lohn's Euch mit Segen bis in den Schoß Euerer Weiber . . .

— Selim, so reiß' das Weib von der Schwelle, rief der Arnaut seinem Kameraden zu, der immer noch den Fieberkranken bearbeitete.

Jener packte Safran an der Schulter, doch die Alte klammerte sich am Thürstock fest, bis es der vereinten Anstrengung der Häscher gelang, die Arme hinwegzureißen, worauf Beide hineindrangen, jedoch nur, um wenige Augenblicke später unter Husten und Pusten wieder herauszutaumeln.

— Beim Lebendigen, rief der Eine, sich die Augen auswischend, in des Satans Küche kann's nicht ärger qualmen . . .

Der Kamerad aber sprach zu Safran mit gedämpfter Stimme:

— Hast Du Geld?

Das Weib besann sich einen Augenblick. Dann ihr Kopftuch, mit dem sie trotz ihres Alters bei Ankunft der Soldaten ihr Gesicht zum Theile verhüllt hatte, bei einem verknoteten Zipfel fassend, brachte sie den Knopf zwischen die Zähne und zog ihn auf, so daß zwei Zwanzigpiaster-Stücke in Gold herausfielen, welche die Unholde begierig auflasen.

Und dann waren sie davon.

Safran ging in den Brutofen, um dem Gehetzten die gute Kunde zu bringen. Ein leises Wimmern drang ihr entgegen. In der hintersten Brutzelle kauerte Said wie ein angeschossenes Wild. Die linke Hand hatte er mit einem Lacken umwickelt, wo Blut durchsickerte. Ein Krampf schüttelte seine

Digitized by Google

Glieder; als ihm die Mutter die verbundene Hand berührte, bäumte er sich empor.

Said hatte die Faust in's Strohfeuer gesteckt. Zum Soldaten war er verdorben, und die schlauen Arnauten wußten, warum sie ihn laufen ließen . . .

Dieser Erntetag ging traurig zu Ende. Bald verödeten die halbgeschorenen Felder und die rasch einfallende Dämmerung verschlang die Aehrenleserinen, die wie schwarze Punkte über den Plan verstreut geblieben waren. Nun ward's stille; eine Taubenflucht rauschte über den Bahndamm, wo eben die Signale anschlugen. Die Glühaugen des heranbrausenden Zuges brachen durch's Zwielicht und gen Aufgang hob sich ein Pelikan mit silbernen Flügeln langsam empor . . .

Vom Strome kam's:

— O Gott, o Gütiger, o Herr der Nacht! . . . das uralte Nilschifferlied, das des Herrn Güte preist . . .

Zwiegespräch.

Tags darauf war's stiller bei Merwan als sonst. Man hörte weder die scharfe Stimme Safrans kläffen, noch den schwermüthigen Singsang Nilufers, der allen Leuten von Daschur so wohlbekannt war.

Die Winterkammer des Fellachen war jetzt Siechkammer; hier kauerte der Vater mit schüttelnden Gliedern, dort lag der junge Bursche im Wundfieber. Safran schien all' ihren Vorrath von Verwünschungen erschöpft zu haben und hantirte schweigend umher. Jedes der beiden Ehegatten trug das Seine zur Pflege des Verwundeten bei: der Vater seine Fatha's, die er mit fiebernden Lippen vor sich hinmurmelte, die Mutter zuerst ihre Flüche und dann einen Heilbalsam mit siedendem Oel, womit sie Saids verstümmelte Hand bestrich. Nilufer besorgte derweil den Brutofen bis gen Mittag, wo sie zum Schöpfbalken an den Strom hinunter mußte, denn der Hirseacker lechzte.

Die Pyramiden von Daschur lohten im Abendpurpur, als Safran nach dem Topfe schaute, wo die Bohnen in heißer Aschengrube brieten. Sie schloß den Topf und trat in's Freie, als der Friedensgruß neben ihr gesprochen ward.

Eine gedrungene Männergestalt in breitgewundenem, weißem Turban, blauem Kaftan und strohgelben Pantoffeln, die der Mann indessen nicht an den Füßen, sondern in der einen Hand trug, während die andere einen dicken, langen Palmknüttel hielt, stand da.

Safran wich unwillkürlich zurück vor dem Manne, den sie aus ganzer Seele haßte, vor dem Dorfschulzen von Daschur, dem „rothen" Naks, wie er hieß. Sie erwiederte denn auch den Gruß mit unsicherer Stimme.

Digitized by Google

Der Schulze — ein Mann von viel Gewicht — erkundigte sich wegen Said und zog ein geweihtes Heilsprüchlein in einem Täschchen aus Gazellenhaut hervor. Safran empfing das gnädige Geschenk mit sichtlicher Ungläubigkeit.

Der Mann sprach jetzt einen Augenblick halblaut zu dem Weibe Merwans, wobei der Name Nilufers durchklang. Die Alte aber grollte:

— Ist's nicht Elend genug, soll's auch noch Schande sein?

— Erspäh' den guten Augenblick, sprach der Schech eifrig. Ich kenne einen Mann, einen Mächtigen, Gesegneten, der hat einen Zauber im Leibe vor Liebe. Er verlechzt seine Seele nach Deinem Täubchen. Gib ihm Nilufer . . .

— Der Mächtige, Gesegnete hat wohl das Haus voll Weiber und Kebsen, lachte Safran bitter. Hat jetzt die Blankhäutigen satt und will's mit den Braunen versuchen . . .

— Spotte nicht, Nilufer wird die Herrin seiner Wünsche sein . . .

— Ist wohl ein Beg? Einer Euerer Freunde, der unser Fleisch kaufen will?

— Seine Hand ist golden und offen . . .

— Eine Hand, die aus dem Dunklen vorlangt! Ihm Nilufer geben für sieben Stunden, für sieben Tage — sagt: siebenmal sieben Nächte! Darauf liegt das Kind am Wege, wie ein Pantoffel weggeworfen, gut für die „Fantasia" . . .

— Ihr Alle werdet aus dem Darben sein.

— Euer Reden ist Regen in's Meer. Nilufer ist Mohammed, dem Sohne Abu Harb's aufgespart von Kindesbeinen!

— Weib, Dein Nacken wird sich beugen!

— Das Elend hockt längst darauf und ich trag's . . .

— So weißt Du denn nicht, daß der Verderber seinen Fittich über Euch herabsenkt; daß von dieser Scholle nicht mehr so viel, als Nilufer mit ihrem kleinen Fuße deckt, Euer ist. Hast Du die Schuld an Hebbatolla vergessen?

— Beim Ewigen, soll ich meinen Hunger mit meines Kindes Ehre füttern?

— Hoffe anders nicht auf Hebbatolla, thöricht Weib, zischte der rothe Naks, Keiner ist steinherziger . . .

— So geht's zu Ende. Doch wisset, eh' mäst' ich mein Kind mit Staub, als daß ich es der Begier vor die Füße werfe. Geht, Schech von Daschur, will's der Herr, laßt uns verderben.

— Beim Ewigen, so verderbet, bettelstolzes Zwittervolk! . . . Die Alte stieß ein heiseres Lachen aus:

Digitized by Google

— Zwitter und Kuppler sind nicht wir, so wahr Ihr Schmach über Eueren grauen Bart bringt! . . . Der Dorftyrann erhob wüthend seinen Knüttel, als eine tiefklangvolle Stimme knapp hinter ihm sprach:

— Es steht geschrieben, Du sollst kein Weib schlagen und wär's mit einer Blume . . .

Naks prallte betroffen zur Seite. Ein hochgewachsener Mann in schwarzem Wüstenmantel stand in der Dämmerung. In seinem Kopftuche schimmerten helle Fäden. Tiefer Ernst lag auf den dunklen Zügen, deren Schnitt das reinste arabische Blut verrieth; das Auge, von Mühsal und langer Wüstenwanderung blutroth unterlaufen, blickte traurig. Die Rechte trug einen Stab.

Der Schech von Daschur, der von der Geschichte im Frohnlager zu Giseh gehört hatte, schien plötzlich von abergläubischer Furcht erfaßt und trat den eiligsten Rückzug an.

Safran aber sprach:

— Euer Kommen ist ein Himmelsgeschenk, o Fremdling, wollt unsere Schwelle genehm finden. Jener schüttelte das Haupt:

— Ich bin ein Sohn des Weges und lebe am Saume des Weges, bleib' im Schutze des Herrn!

Mit diesen Worten schritt der Mann um den Hag auf dem Pfade gen Sakkarah weiter und war im Zwielichte verschwunden, ehe nur das Weib Merwans sich von ihrem Erstaunen erholt hatte.

Und seine Schritte auf dem staublockeren Boden waren so geräuschlos daß die Fellachin nichts in der Abendstille vernahm, als die Stechmücken, die ihr den Kopf umsäuselten . . .

Steuertag.

Die Daschuriten steckten die Köpfe zusammen. Aengstliche Gerüchte gingen im Dorfe um. Der rothe Schech war wieder einmal auf dem Mudirat in Giseh gewesen, und es bedeutete selten Gutes, wenn Naks dort etwas mit seinem eisernen Siegel besiegelte. Dies „besiegelte" Werk bekam der Gemeinde allemal schlecht. In der That ließ auch diesmal die Wirkung nicht lange auf sich warten und eines Morgens sah man unter der alten Sycomore, welche vor dem Hause des Dorfpatriarchen schattete, ein halb Dutzend Circassier, bis an die Zähne bewaffnet, bei Knöchelspiel und Dattelschnaps lagern. Die langen Flinten mit den schmalen Kolben hingen am Stamme und die noch längeren Tschibuks dampften, daß es den Daschuriten die Nasen kitzelte.

Daß die wilden Gesellen heute gar so herausfordernd den Tabaksdampf in die Luft bliesen, war gerade nicht ungewöhnlich, hatte aber diesmal

Digitized by Google

eine besondere fiscalische Bedeutung. Der Schech hatte nämlich seinen Mitbürgern unter anderen Ueberraschungen, einer Erhöhung der Palmsteuer auf zwanzig Piaster für jeden fruchttragenden Baum, einer Wachtelsteuer und einer neuen Salzordnung, auch eine nagelneue Tabaksteuer mitgebracht. Zugleich war dem Naks die Eintreibung wieder in Unterpacht zugesprochen und ein halbes Dutzend Schergen behufs energischer Eintreibungsmaßregeln zugetheilt worden. Niemand konnte daran etwas auszusetzen haben, denn der rothe Schech war ja für die Steuerquote von Daschur allemal mit Hab und Gut haftbar.

Und wenn es Leute in Daschur oder sonst in einem Pyramidendorfe geben mochte, die etwa murrten, weil man vor Kurzem erst, sogleich nach der ersten Ernte, noch vor Beginn der Chamasinzeit Steuern eingetrieben hatte und nun wieder an den Säckel der Fellachen klopfte, so konnte solche unpatriotische Unzufriedenheit bei Billigdenkenden gewiß nur Abscheu erregen, denn Jedermann wußte ja, daß der „Herr am Nil" das Geld nur für die Succurstruppen nach Bulgarien und andere „vaterländische" Zwecke benöthigte.

Unter der Sycomore ward amtirt. Naks trug heute einen schneeweißen Burnus um die Schultern und seine Pantoffeln nicht in der Hand sondern an den Füßen. Da war sein koptisch Schreiberlein mit schwarzem Kopflacken, spitzem Blick und flinker Hand, die auf lange, schmale Papierstreifen die Namen der Steuerpflichtigen und allerhand Verrechnungen schrieb. Die wenigen guten Zahler kannte der rothe Naks; sie kamen auch und aus manchem Kopfgewinde, das ein Bäuerlein sich seufzend vom kahlen Schädel herunterwickelte, wanderten blanke Stücke in den irdenen Steuertopf. Freilich lief's auch bei diesen willigen Zahlern nicht allemal ohne Gezänk, Feilschen, Flehen und die hundert Namen Gottes ab, doch im Ganzen konnte der Schech zufrieden sein.

So ging's am ersten Tage. Am zweiten mußte das Bureau unter der Sycomore bereits in ein „fliegendes" verwandelt werden, um die Säumigen am eigenen Herde aufzusuchen. Nun traten jene stärkeren Mittel in Gebrauch, wie sie am Nil seit pharaonischem Angedenken in fiscalischer Gepflogenheit stehen. Dies waren die feierlichen Augenblicke, wo die schnapsrauschigen Schergen mit sichtlichem Behagen in Action traten, nachdem sie bis da nur in der Lage gewesen waren, das zahlende Lumpengesindel zu bewitzeln.

Nicht unter den Letztheimgesuchten war Merwan. Man fand seinen Korncylinder leer und hielt sich solchermaßen zum Verdachte berechtigt, der zahlsäumige Fellach habe sich im Geheimen einen Theil des Erlöses auf die Seite geschafft, wie dies allerdings der Nilbauer zu thun pflegt. Die Soldaten durchstöberten jeden Winkel bis in die Brutzellen hinein, wo sie

Digitized by Google

das Häcksel durchwühlten und die Eier in Scherben warfen. Endlich rißen sie dem noch leidenden Said die Kleider vom Leibe und untersuchten jede Naht, ob kein Geld eingenäht sei. Mittlerweile fand Naks Gelegenheit, der in brütender Wildheit vor sich hinstarrenden Safran einige Worte in's Ohr zu flüstern, worauf das Weib mit einer Bewegung des Abscheu's antwortete.

Die Soldaten hatten keinen Para gefunden. Merwan ward vor die Thür geschleppt. Mit zuckenden Lippen murmelte er fromme Anrufungen vor sich hin, indeß sein Weib schweigend abseits stand.

— So bestehlt Ihr „unsern Herrn," der Geld braucht für das Wohl des Landes, Ihr Hehler? Bindet den grauen Lügner! schrie der rothe Naks wüthend.

Die Schergen beeilten sich, den Fieberkranken auf den Bauch zu werfen, schnürten ihm die aufwärts gekehrten Sohlen zusammen und legten das Knöchelholz an. Alsbald sauste die Schwartenpeitsche und das Klatschen der Hiebe vermischte sich mit dem Gewimmer des Steuerpatienten. Vom Strome aber wehte eine schwermüthige Weise herüber: der Gesang der Weiber beim Wasserschöpfen.

Speie Gold! Speie Gold! höhnten die Soldaten . . . Mâ schâh'llah, der kann ein Wunder . . . Und ein wieherndes Gelächter begrüßte ein Goldstück, das plötzlich den Lippen des Geschlagenen entträufelte.

— Wieder ein Goldspeier! meinte das Schreiberlein, ist schon der der Dritte heute.

— Verschling' Euch das Grab, Ihr Räuber, Ihr Kuppler! kreischte Safran, als die Rotte fort war. Und auf den daliegenden Merwan einen verächtlichen Blick werfend, murmelte sie:

— Schwächling!

Verstecktes Gold hatten sie nun allerdings bei Merwan, so arm sie waren, doch dies Gold sollte die Wucherschuld an Hebbatolla tilgen, deren Rückzahlung bevorstand.

Diese Schuld datirte vom verflossenen Winter her, wo Seine Excellenz der Mudir, ein fellachisirter Türke, über Nacht zu einer Steuertour in eigener Person befohlen worden war. Merwan war in der That ganz ohne Mittel, der Mudir jedoch auf solche Verlegenheiten trefflich vorbereitet. Er führte nämlich nicht allein prächtig berittene Freischaaren, Weiber, Pfeifer, Händler und sonstigen Troß mit sich, sondern auch ein unerschrockenes Häuflein williger, billiger Geldgeber, die dem bedrohten Bäuerlein um zwölf vom Hundert per mese aus der Noth halfen.

So ward Merwan mit Hebbatolla bekannt. Der Fellach konnte weder lesen, noch schreiben, denn solche Gelehrte gab's zur Jugendzeit Merwans in den Nildörfern nur gar wenige, Hebbatolla aber wußte Vertrauen zu

Digitized by Google

erwecken und der Geldnehmer unterſiegelte einen „sened“ — wie man derartige Schuldſcheine nennt — dem auch der rothe Naks als Schech von Daſchur, ſowie ſpäter noch das Gericht in Giſeh mit ihren Siegeln Geſetzeskraft verliehen. Die Schuld lautete auf zwanzig egyptiſche Pfunde, rückzahlbar in Baarem, Kupfer ausgenommen; auf ſechs Monate, an jedem erſten des Monates zum Voraus mit ſieben vom Hundert zu verzinſen. Wie die meiſten „sened“, die man mit Recht „Fellachentödter“ nennt, ſo enthielt auch dieſer die Beſtimmung, daß beim Verſtreichen der Zinſentermine für den Gläubiger das Recht erwuchs, das Guthaben nach ſeinem Belieben an einen Anderen zu übertragen. Ward endlich der Rückzahlungstermin nicht eingehalten, dann haftete der liegende Beſitz des Schuldners als Pfand.

Als nun der Zahltermin, der erſte Schaban, herannahte, brachte Safran auf das erſte Gerücht von der neuen Steuereintreibung hin die für Hebbatolla beſtimmte Summe an einem ſicheren Orte unter, wo die Goldſpürhunde ſie kaum erreichen mochten.

Merwan hatte noch für ſich, ohne Wiſſen ſeines Weibes, etwas auf die Seite verbracht, eine Heimlichkeit, die ihm, wie wir geſehen, ſo übel bekommen.

Kaum war der Schatz verſteckt, als die Steuerwoche hereinbrach. So lange die Soldaten in Daſchur waren, wagte es Safran nicht, aus Furcht vor neuen Nachſuchungen, das Verſteckte hervorzuholen. Dies ſollte verhängnißvoll werden.

Am Schadûf.

Der Abendſtern war, kaum am Himmel erblüht, auch wieder verglommen. Es gab jetzt die härteſte Zeit für die Schöpfarbeit. Nachdem die große Hitze begonnen und das Nilwaſſer ſich bereits verfärbte, mußte die junge Sommerhirſeſaat faſt unausgeſetzt berieſelt werden. Die Weiber von Daſchur ſtanden denn auch in Vertretung der aus dem Dorfe gezogenen Recruten und Frohnarbeiter bis ſpät Abend's bei den Schöpfbalken über dem Bahndamme drüben.

Der Strom ſtand tief. In das lehmige Steilufer waren Terraſſen eingeſchnitten, wo die Weiber, mit den kleinen, braunen Füßen im weichen Boden ſtehend, Eine über der Anderen, unter eintönigem Singen die langſam emporſteigenden Lederſchapfe in die Becken umkippten. Bisweilen riß der Geſang jäh ab, die Balken ſtöhnten, die Eimer plätſcherten, das dicke, gelbliche Waſſer gurgelte durch die Rinnen und die Zungen der Weiber klapperten die Schöpfkette auf und ab.

Nun ſtand die Sonne, ein großer, feuergelber, ſcharfumriſſener Ball, in tiefrother Abendglut. Der nubiſche Bahnwart oben lugte aus und ſprach:

Digitized by Google

— Wird ein Chamasintag morgen, der „Thron des Firun“ * steht in Blut . . .

Der Mann mochte Recht haben, dann als der Tag rasch verdämmerte, ward's bald wie ein lichter Schleier über den Abendhimmel gebreitet, welchen die Sterne nicht so hell und kräftig durchfunkelten wie sonst in Mainächten am Nil.

Die Weiber am Schaduf sangen:

— O Nacht, o Nacht! Oeffne die Augen . . .

Die von ihnen auf der untersten Terrasse stand, klappte mit den Händen den Takt. Das waren Hände von reizender Zierlichkeit. Wenn sie Korn in's Schwungsieb schütteten, gab's blutwenig aus. Und diese schlanken, fein angehefteten Hände gehörten dem schönsten Fellachenmädchen in allen Pyramidendörfern, sie gehörten „Nilufer,“ der Tochter des Merwan.

Sie hatten die Kleine so genannt, weil die Mutter sie beim Schöpfbalken am Strome zur Welt gebracht. Jetzt war sie kaum über vierzehn Jahre hinaus, aber bereits süßherrlichen Leibes. Wenn sie durch's Dorf ging, da brachte das leise Rauschen ihrer Knöchelspangen die Jünglinge in Verwirrung. Ein langer, schwarzergrauter Schleierstreif schützte ihre Züge vor Männerblicken, denn Safran bewahrte die Schönheit ihres Kindes für Mohammed, der auf der Pilgerfahrt war.

Beim Schaduf, unter ihren Gefährtinen, lüftete Nilufer die Hülle. Zwei Silbermünzen hingen ihr über die Schläfen, das schützt vor Neidblick. Alle Welt kennt den wehmüthig-ansprechenden Typus der Fellachin, die so lieblichen Jugendzauber besitzt, ehe sie zum Weibe gemacht wird. Merwans Töchterlein besaß wie keine diesen Zauber.

Der Mann, der sich — wie Naks sagte — die Seele nach ihr verlechzte, hatte das Mädchen bisweilen erblickt, als er auf seiner Reisebarke den Strom herabzog. Und allemal, wenn Nilufer am Schöpfwerk stand, mußten die Ruderknechte gegen die Strömung wuchten und der Mann schaute lange nach dem Ufer . . .

Je näher die Zeit rückte, wo Mohammed, ihr Angelobter, aus der heiligen Stadt heimkehren sollte, desto stiller ward Nilufer. Wenn die Anderen sangen, lauschte sie, vom Singsang gewiegt, ihren Träumen und bisweilen klappte sie noch mit den Händen weiter, wenn der Sang bereits verstummt war. Dann gab's ein Kichern und manch' Neckwort flog auf die Träumerin herab und wie auf geheime Verabredung begannen sie plötzlich das alte Liebeslied:

Pilger sind wir der Liebe! O Mohammed!
Wir dürsten nach Seligkeiten! O Mohammed!

* „Pharaons Thron“ nennen die Fellachen eine mächtige, ganz ruinenhafte Pyramide, die zur Gruppe Sakkara-Daschur gehört.

Digitized by Google

Vom Bahndamme herüber fuhr jetzt ein lange fortgellendes Pfeifen dazwischen. Der Zug hielt bei Daschur. Alsbald ging ein Rumoren los. Die Brandschatzung des Dorfes und der Dattelschnaps des Dorfschulzen waren zu Ende. Der Raub wurde nun im Giseh'er Abendzuge untergebracht. Die Soldaten hatten ohne viel Federlesens die Frucht- und Kupfersäcke den letztvorgenommenen Steuerpflichtigen auf den Rücken geladen und den Trupp vor sich her zur Station getrieben, wo bereits die Händler warteten, welche die Frucht gegen sofortige Barleistung übernahmen. Was an edleren Zahlungsforten und Frauengeschmeide erbeutet und herausgepeitscht worden war, nahm der Führer der Mannschaft in Verwahrung. Bald schoß ein Pfiff auf und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Weder „Unser Herr," noch der Schech von Daschur, noch die Händler waren zu kurz gekommen; die Daschuriten aber schauten dem Zuge seufzend nach . . .

Vom Schaduf aus hatte man dies abendliche Treiben mit neugieriger Scheu beobachtet und das Liebeslied war auf den Lippen erstorben. Alle Köpfe waren nach der Stationshütte gewendet.

Als die Schöpfarbeit wieder aufgenommen ward, bemerkte man, daß die unterste Terrasse, wo Nilufer gestanden, leer und die Kleine verschwunden . . .

Mit Jammergeschrei stoben die Weiber feldeinwärts. Im Strome aber rauschte es auf, als ob ein kräftiger Schwimmer die Fluth zertheile. Draußen stand eine große Dahabije, deren Umrisse im Zwielicht verdämmerten. Eine der Weiber wollte durch das Pfeifen des Zuges einen Schrei gehört haben . . .

Mit dem Kinde war auch das Gold verschwunden, denn Safran hatte den „Schatz" in das Kopftuch der Kleinen „sicher" eingenäht . . .

Heimkehr.

Ich will Euch sagen, warum Mohammed, der Sohn des Abu Harb aus Daschur, auf die Pilgerfahrt gegangen. Es war vor Jahren zur Zeit der Durrahreife. Die Buben standen mit der Schleuder auf den Lehmsäulen, die hier und dort aus den Feldern aufragten. Auch Mohammed war einer der Wächter, welche die schmarotzenden Vögel scheuchten. Die heißen Schleuderkiesel pfiffen und einer traf von ungefähr die Stirne eines Weibes, das im hochbesteckten Bohnenfelde stand. Das Weib stürzte todt zusammen. Mohammed hatte den Kiesel geschleudert und jenes Weib war seine Mutter!

Da that der Vater Gelöbniß, der Knabe solle, sobald er mannesreif geworden, zur Sühne so unseliger That die Fahrt nach den Stätten der Verheißung vollbringen, immer hinter dem heiligen Kameele, mit nackten Füßen pilgernd, hin und wieder heim.

Digitized by Google

Und diese Sühne hatte Mohammed geleistet und war, treu dem Gelübde, bis zum letzten Augenblicke den Fußspuren des heiligen Thieres gefolgt. Nun stand er wieder am Nil, der den Milchkannen des Paradieses entströmt.

Er tauchte die hohle Hand in die geliebte Flut und netzte seine Lippen, dann schritt er zur Heimkehr gen Schebrament dem Wüstensaume zu, welchen die Beduinen „Hadscher" nennen.

Mohammed von Daschur war ein schöner Jüngling. Die Pilgerengel, welche in wallfahrtsunlustigen Jahren für die ausgebliebenen Pilger einstehen, können nicht schöner sein. Die lange Wandermühsal hatte sich wohl seinem Kleide, aber nicht seinem in Jugendkraft blühenden Leibe aufgeprägt. Mit stahlharter, elastischer Sohle maß er den Weg, ein schlanker Gesell, das Bild des Fellachen im Liebesalter. Der zunderbraune Mantel des Nilbauern hing von seiner Schulter; um den Kopf des jungen Mekkapilgers war ein prophetengrünes Tuch gewunden und ein Stück Blutcoralle — nicht so heißroth, wie des Jünglings Lippen — klebte auf der breiten, broncefarbenen und broncefesten Brust, die im Schlitze des Blauhemdes sichtbar ward. Die sphinxenhafte Nase war nicht ohne trotzige Anmuth zwischen den breiten Wangen gestülpt, das prächtig geschlitzte Auge aber voll sanften Feuers.

Sein Bußgewand, womit er beim Eintritt in's geweihte Gebiet Lenden und Schulter umkleidet, trug er in einem Bündel am Stabe mit einer Gebetschnur umwickelt. Sonst besaß er kein Reisegepäck. Im Bündel war auch manch' Geweihtes geborgen und ein aus bunter Wolle mit Schmelzperlen verflochtener Gürtel, den Mohammed an langen Pilgertagen gefertigt aus der Wolle, die er heimlich aus dem Waarenballen eines neben ihm schreitenden Kameeles gezupft.

Dieser Gürtel war für Nilufer bestimmt, die ihm angelobt.

Und all' seine Gedanken strebten diesem lieblichen Ziele zu.

Vor seinem Geiste stand ein Heimatbild. Ein kleiner Safloracker war's in feuergelber Blüthe; am Saume kam langsam ein schlankes Kind herauf; die Kleine trug den Henkelkrug auf der Schulter. Am Kopftuche hätte er Nilufer erkannt, wäre auch eine Andere ebenso stolz anmuthigen Ganges gewesen. „Der Herr sei unseren Wünschen hold," murmelte der Jüngling, von dieser Erinnerung erschauernd.

Ja, es war damals ein Tag der Glut wie heute! Mohammed hielt plötzlich inne, denn der Odem versagte ihm fast in der Brust. Dort lag die fahle Wüste staubumzogen und kurze, heiße Windstöße fuhren herüber; in der Luft war blendende Helle und doch hing die Sonne, fast ohne Glanz, am dunstverschleierten Himmel wie ein matter, polirter Metallschild, von dem ein seltsamer Schimmer ausging. Jetzt ward die Wüste immer düsterer

Digitized by Google

und der Himmel schwerer, bis plötzlich der Chamasin auf Feuerfittichen in's Nilthal brach . . .

Mohammed hatte sich bereits mit dichtverhülltem Antlitze zur Erde geworfen; als keuchten tausend feuergepeinigte Dämonen, fuhr's durch die Luft, Glutgerieſel verbrannte seine Füße und das Blut tobte in seinen Adern . . .

Mit einem Male war's stille, nur träge Windstöße murrten noch fort; der Wanderer erhob das Haupt . . .

Ein Mann von gewaltigem Wuchse stand vor ihm . . .

Hatte ihn der Glutsturm ausgespieen? . . .

Der Daschurit sprang auf, eine Beschwörung vor sich hinmurmelnd.

Indeß das Aussehen des Mannes hatte, etwa die auffallend hohe Gestalt ausgenommen, nichts, was an die Dämonen der Einöde erinnerte, die auf Glutwolken die Lüfte durchziehen. Die stille Schönheit seines edlen Antlitzes und der ernste Blick des leicht entzündeten, aber wundervollen Auges mußten eher Vertrauen erwecken.

— Wer Du auch sei'st, Mensch oder Dämon, sprach Mohammed, Segen auf Deinen Pfad!

— Amin, antwortete der Fremdling, den wir bereits begegnet haben. Ich harrte Deiner, o Mohammed von Daschur . . .

— Mein Name in Deinem Munde? rief der junge Hadschi betroffen. Beim heiligen Stein — Mohammed schwur wie ein echter Mekkafahrer — meine Lippen dürsten nach Deinem Namen . . .

— Nimm, ich sei ein Namenloser, sprach Jener, still vor sich hinblickend.

— Ich sah Dich niemals, weder am Nil, noch im Lande des Heiles.

— Oft auf Deiner Sühnfahrt war ich in Deiner Nähe, doch Du hattest den Herrn im Auge und dies Licht verschlingt die Menschen. Als Du den Weg unter die Füße nahmst, trugen mich Schiffe; so kam ich den Strom herab und lange vor Dir an. Drüben aber hörte ich Deine Inbrunst; ich sah Dich selig im Säulenhaine des ewigsten aller Tempel, ich trank mit meiner Seele die glühende Thräne aus Deinem Auge, als Du den wehenden Schleier der Kaaba küßtest und ich sagte mir: Er ist von den Unserigen. Willst Du, daß wir jenen Palmenhain zusammen erreichen?

Der junge Daschurit folgte dem Voranschreitenden schweigend, voll Verwunderung.

Sie hatten die lachende Ebene betreten, wo einst Memphis gewesen. Jetzt wohnen da Fellachen in riesigen, hohlen Lehmklössen, die, zwischen Palmwuchs verstreut, das Dorf Mitrahin bilden. Wo Turteltauben in den Kronen gurrten, lud der Fremdling den jungen Hadschi zur Rast. Dieser aber hatte noch Wanderung für einige Stunden und wenig Geduld in den Füßen, die Sehnsucht zog ihn heimwärts.

Digitized by Google

Prüfung.

Es hub der Fremdling an:

— Blick' empor, o Mohammed! Dort nisten Tauben, doch hoch darüber kreisen Geier mit weißen Köpfen! So sieht der Mensch nur sicheres Gezweig über sich und nistet dort seine guten Hoffnungen ein, das Unheil aber späht hoch oben und stürzt mit jähem Fittich auf seine Beute.

Mohammed, wie von einer unwiderstehlichen Macht festgehalten, lagerte sich dem seltsamen Sprecher gegenüber.

— Wenn Nachtvögel am Himmel ziehen, fuhr dieser fort, dann ist's im Schwarm. So sendet auch das Unheil seine Vögel in Schaaren, um über einem Menschenhaupte zu kreisen.

Unseren jungen Hadschi beschlich eine bange Ahnung. Der Fremde aber, den Blick fort auf seinen Gefährten gerichtet, schloß:

— Wessen Seele in heiliger Pflicht erstarkt, hält der Prüfung Stand, wessen Auge die höchste Herrlichkeit geschaut, schluckt seine Thränen hinab. Höre mich, Mohammed: Während Du gepilgert, ward Dein Vater mit der Frohnpeitsche erschlagen, während Du frommer Weisung folgtest, ward das Weib, das ein Lächeln des Herrn für Dich erschuf, geraubt! Der Allerbarmer lasse Dich stark sein!

Und Mohammed war stark, er ließ das Haupt auf die Brust fallen, schloß die Augen und flüsterte:

— Ward Dir noch mehr Kunde? Der Mann aber berichtete nun dem Jünglinge, wie vor wenigen Tagen Abu Harb den Mißhandlungen eines Aufsehers, der den armen Daschuriten mit besonderem Hasse verfolgt, im Frohnlager von Gisch erlegen sei.

— Und das Weib? fragte Mohammed kaum hörbar.

— Vom Weibe ward mir keine weitere Kunde. Sie verschwand eines Abends, als sie am Schaduf die Schöpfeimer lenkte. Alle sagen, sie sei von frecher Gier geraubt. Gott allein weiß das Uebrige.

Die Augenlider des Jünglings bebten leise . . . Aber das Auge, das die höchste Herrlichkeit geschaut, schlang sein heißes Wasser hinab.

Plötzlich richtete sich der Mann hoch empor.

— Mohammed von Daschur, wir prüfen die Herzen, ehe wir die Brüder zum Bunde wählen. Du bist ein starkes Herz und wahrhaftig, Du bestandest. Du wirst einer der Unserigen sein, wenn für dies arme, blutende Land der herrliche Tag gekommen. Nun kehre heim! Säe, pflüge, pflanze, ärnte auf Deinem Acker, lebe dem Weibe. Der Allfürsorger hat Alles zum Guten gewendet. Nimm dies Zeichen, es verbrüdert vom Lande der „verschleierten Männer" bis zum Indermeer, vom Schat bis ins gepriesene

Digitized by Google

Jemin. Und der Mann reichte dem jungen Hadschi ein Kupferstück, aus zwei in sich verbissenen Hacken bestehend, wie Tauschhändler solche bisweilen aus dem arabischen Hochlande heimbringen. Dann wandte er sich zum Gehen.

— Harre! Der Schatten des Herrn sei über Dir! Und die Hand gen Aufgang erhebend, schritt er langsam dem Wüstensaume zu . . .

Der Allfürsorger hatte Alles zum Guten gewendet. Der Vater Mohammeds lebte und hatte ein Paar Goldstücke im Geheimen verwahrt. Nilufer war gerettet worden. Man sprach von Uebernatürlichem, es war aber einfach zu erklären. Als das Mädchen von räuberischer Hand in die Wellen gerissen wurde, um nach der Dahabieh gebracht zu werden, kam gerade ein Floß, beladen mit jenem irdenen Geschirr, welches die Töpfer in Kenneh drehen, den Strom herab. Vorne stand ein hochgewachsener Mann, dessen Auge das Zwielicht durchdrang. Er erspähte den Schwimmer mit seiner Beute, er vernahm einen Hilferuf. Plötzlich ward das Floß hart angestoßen, der Schwimmende klammerte sich an, ein starker Arm zog das Weib empor, ein Schlag . . . und der Andere versank . . .

— Der fremde Mann, berichtete später Nilufer, hatte ein Antlitz wie Licht.

Safran aber erkannte aus Allem, was die Kleine über ihren Retter zu sagen wußte, denselben Fremdling, der sie gegen Naks beschützt. Auch als Mohammed wenige Tage darauf heimkehrte und ihm Kunde von Allem ward, da stand der Retter Nilufers leibhaftig vor seinen Augen, wie er ihn am Wüstensaume begegnet. Und Alle kamen überein, es sei einer von jenen mit geheimer Macht ausgerüsteten Sendlingen des großen arabischen Bundes gewesen, die man bisweilen an den Ufern des Nil begegne.

Was Mohammed davon wußte, verschloß er in seine Brust. Sein Herz war stolz, daß man ihn würdig befunden. Nun kamen hellere Tage. Die Schuld an Hebbatolla ward gezahlt, denn mit Nilufer war ja auch der Sparpfennig wieder gefunden worden. Den Brautgürtel, den Mohammed der Geliebten heimgebracht, den löste Mohammed am gebenedeiten Tage. Als Hadschi hatte er das Recht, seine Thür mit frommem Spruch zu schmücken und farbige Ziegel in seinen Taubenkogel einzusetzen; als Herr des schönsten Fellachenweibes durfte er seine Lenden mit dem Gürtel der „Mannheit" bekleiden, in den Nilufer helle Fäden geflochten.

Und er harrt des „herrlichen Tages," der dem Fellachen Erlösung bringen soll. Sind die Männer des arabischen Bundes, die vom Aufgang zum Niedergang schweifen, nicht selbst „Träumer" wie Mohammed von Daschur?! . . .

Digitized by Google

Gedichte

von

Albrecht Graf Mickenburg.

Jahre geh'n um Jahre.

Jahre geh'n um Jahre,
Schritt um Schritt verhallt,
Silberschein der Haare
Deckt den Scheitel bald.
Immer kürz're Gleise
Weist die Lebensbahn,
Und mein Lämpchen leise
Fängt zu flackern an.

Sommer ist gewesen,
Ist der Schnitt bestellt?
Geht's an's Aehrenlesen
Auf dem Erntefeld?
Weh' der vielen Halme,
Die der Wind geknickt,
Die in Staub und Qualme
Schon im Keim erstickt!

Aber gab die Scholle
Mir nur karge Saat,
Eine wundervolle
Blume sproß am Pfad!
Tief im Kelch geborgen
Hegt sie Zaubermacht,
Die wie heller Morgen
Scheucht des Lebens Nacht.

Trug sie mir nach Hause,
Wo sie Knospen trieb
Und mir meine Klause
Macht noch Eins so lieb.
Laßt um sie mich weben
Bis an's Ende mein,
Dann war auch mein Leben
Werth gelebt zu sein.

Gewitterschwüle.

Wie wird mir um's Herze so weh und wund,
Als ahnt' ich ein Unheil verborgen,
Als lauerten leis im dämmernden Rund
Die schwarzen, geflügelten Sorgen.

So lasten die Wolken oft schwül und schwer
Und ängstlich flattern die Schwalben
Und leise grollt es von ferne her
Im zuckenden Lichte, im falben.

Zuweilen nur bricht ein knickender Ast
Das bange Schweigen im Walde,
Ein Aechzen, wie unter Traumeslast —
Ich wollt', es entlüde sich balde!

Digitized by Google

Gedichte

von

K. G. Ritt. v. Leitner.

Bryan und Pereene.

Eine west-indische Ballade aus Reliques of Ancient English Poetry by Tom. Percy.*

Frisch blies der Wind aus Nordost her,
Das Schiff lag vor Anker in Ruh',
Die Bootsleute dünkten jung Bryan zu träg,
Da sprang er von Bord im Nu.

Pereene, der indischen Frauen Stolz,
Sein Herz beherrschte die,
Und wer nun seine Ungeduld schilt,
Fürwahr! der liebte noch nie.

Ein lang, lang Jahr und Monat und Tag,
Verzog er in Engeland,
Nie ließ er in That, in Gedanken von ihr,
Bot gleich ihm manch Fräulein die Hand.

Jung Bryan war schlank, er strotzte von Kraft,
Sein Auge rollte so klar,
Die Stimme klang so sanft, wenn er sang,
Kaum trat er in's zwanzigste Jahr.

Doch wer kann schildern die Reize all',
Mit denen sein Liebchen geschmückt?
Ach! Reize, die selten die alte Welt,
Nicht oft die neue beglückt.

Den Nacken umschlang ihr das Rabenhaar,
Wie Reben von rankendem Wein,
Die Wange glich der knospenden Ros',
Ihr Auge dem Demantschein.

* Diese Ballade gründet sich auf eine Begebenheit, welche sich auf der Insel St. Christof zutrug.
Anmerkung im Original.

Digitized by Google

Kaum ſah ſie ſein wohlbekanntes Schiff,
Warf ab ſie ihr Hausgewand,
Und eilte in ihrem beſten Staat
Hinaus an den Palmenſtrand.

Voll Ungeduld ſteht ſie nun dort, gar ſchmuck
Gekleidet in ſeegrünen Taft;
Das Volk erſtaunt, wie der Jüngling kühn
Die Schaumfluth hinter ſich rafft!

Sie ſchwenkt ihm entgegen ihr ſchneeweiß Tuch,
Das er ihr gab beim Ade;
Mit Freude gewahrt er ihr Winken, und ſchlägt
Noch tapf'rer die Wogen als eh'.

Pereene's holde Gefährtinen all'
Umdrängen mit Jubel den Strand;
Schon ſchwimmt, Gruß rufend, ihr Liebling heran,
Und faſt ſchon berührt er das Land.

Sie hüpft durch die weiße Brandung, um ſchnell
Ans Herz ihn zu drücken; — doch weh'!
Da reißt ein Hai den Leib ihm entzwei,
Sein Herzblut färbt die See.

Ein Schrei — und ſeine Hälfte ſpringt
Von Purpur triefend empor;
Dann fand er ſchon eine lebendige Gruft,
Und nimmer kam er hervor.

Jetzt eilt, ihr Mädchen, o eilet, eilt!
Sprengt Quellenwaſſer ihr zu!
Sie ſinkt in Ohnmacht, ſie ſtirbt; — ſchon hallt
Das Todtengeläut' ihr zur Ruh'.

Beſtreut nun, ihr Schönen! täglich im Mai
Mit friſchen Blumen ihr Grab.
Dann wende der Himmel ſolch' Jammergeſchick
Von euch, ihr Liebenden, ab.

Kurze Waare.

Das Hirtenmädchen.

Du ſchlingſt ſo ungeſtüm und eilig
Um dieſe Maid den Arm.
Sie ſollte Dir ſein doppelt heilig,
Weil ſie ſo ſchön und arm.

Digitized by Google

An ein Fräulein.

Mit meinem photographischen Bildnisse.

Mißfiele Dir ein jed' Gedicht,
Das ich ersann, verschmerzt' ich's nicht;
Da thu' ich lieber d'rauf Verzicht,
Daß Dir gefalle mein Gesicht.

Der Müller.

Der Müller, als ein kluges Menschenkind,
Baut seine Mühle an den Bach;
Doch, wo der fehlt, behilft er sich — mit Wind;
Und mancher macht's dem Müller nach.

An den deutschen Michel.

Als Simson eingeschlafen war,
Verschnitt man sogleich sein Heldenhaar.
Drum leg' dich, Michel, nicht auf's Ohr,
Sonst zieht man flugs die Schere hervor.

Die Geistläugner.

Seitdem die Menschen gar so gelehrt,
Verloren sie ihren ganzen Werth;
Sie haben den Geist sich ausgetrieben,
Ist nichts als das Aas zurückgeblieben.

Inconsequenz.

Manch Einer docirt und beweist,
Es gebe weder Gott noch Geist,
Und ärgert sich doch ganz inconsequent,
Wenn man ihn gott- und geistlos nennt.

An die Stoffgläubigen.

Mich nimmt nicht Wunder, wenn Euch nicht gefällt
Der Inhalt meiner schlichten Lieder;
Ich bau' an einer idealen Welt,
Ihr aber risset gern sie nieder.

Der Verlassene.

Niemand erfreut's, wenn ich komme,
Niemand betrübt's, wenn ich geh',
Und es kümmert sich niemand,
Ob mir wohl oder weh'.

Digitized by Google

Am Billard.

Dem Menschen ergeht es überall,
Wie's auf dem Billard ergeht dem Ball:
Man stößt ihn so lang' umher auf der Welt,
Bis endlich er doch in die Grube fällt.

Augenüge.

Nur karg ist dieses kurze Leben,
Manch heißer Wunsch bleibt ungestillt;
D'rum muß es einen Himmel geben,
Der Alles, Alles einst erfüllt.

Digitized by Google

Kotzebue und das Burgtheater.

Von

Hermann Meynert.

Der Tod Stranitzky's (1727) stieß die Wiener Bühne in die nämlichen ungewissen Verhältnisse zurück, aus welchen der begabte und unternehmende Mann sie für seine Lebensdauer erlöst hatte. Es war ihm nicht die Zeit geblieben, den Geschmack seines Publicums zu bilden, und dieses mag auch nicht seine größte Sorge gewesen sein; aber unwillkürlich hatte er sich doch namhafte Verdienste um das Theater der Kaiserstadt erworben. Er hatte das Schauspiel aus dem Nomadenthum emporgehoben, ihm ein festes Heim gegründet und dem erniedrigenden Wander- und Hüttenwesen ein Ende gemacht. Indem er dann, freilich mit nicht sehr wählerischer Hand, das Derbe und Kernige des deutschen Volkscharakters aufgriff, schuf er auch für sich selbst einen sicheren heimischen Boden und drängte von da aus die fremdartigen Elemente zurück, welche sich vor ihm des Terrains bemächtigt hatten und eine Weile noch neben ihm fortzubestehen versuchten.

Mit Stranitzky's Hintritte wurde dem deutschen Schauspiele jener Boden, welchen es durch ihn gewonnen hatte, wenn nicht völlig entzogen, doch wesentlich geschmälert, denn es blieb ihm bloß das Gebiet der Posse übrig, während Stranitzky's praktischer Sinn Ernst und Spaß mit einander zu vereinigen gewußt hatte, und auch die Posse hielt sich dann nur an die massive äußerliche Form ihres Gründers, aber sein Geist, sein beweglicher Witz war ihr abhanden gekommen. Und gerade in ihrer Entartung wirkte sie innerhalb eines weiten Kreises ansteckend; man ahmte sie anderwärts nach und berief sich ausdrücklich auf sie, wie denn z. B. ein Preßburger Theaterzettel damals eine galante „nach der Wiener Schaubühne eingerichtete" Capitalsburleske ankündigte.

Digitized by Google

Behauptete solchergestalt die Burleske wenigstens noch die ererbte Scholle, so riß sich hingegen das höhere Drama vollständig vom heimatlichen Boden los und folgte einer durchaus französischen Strömung. Nicht allein setzten französische Schauspielergesellschaften sich in Wien fest und sorgten daselbst durch einen eigenen „französischen Komödiantenbesorger" für Nachwuchs, als ob sie sich für immer zu Herren der Wiener Bühne machen wollten, sondern auch was in Wien noch an eigenen Schauspielen hervorgebracht wurde, trug, so lange Gottsched als Geschmacksdictator in Deutschland waltete, französische Formen.

Vielleicht würde das Wiener Schauspiel sich schneller von diesem fremden Einflusse befreit haben, wenn die berühmteste Schauspielerin ihrer Zeit, Karoline Neuber, ihren Plan durchgesetzt hätte, eine Stellung an der Wiener Bühne zu erlangen. Sie hatte, nicht ohne schweren materiellen Nachtheil, mit Gottsched und dessen Zwange gebrochen und sich die Gunst und Achtung Lessing's erworben, welcher ihr eine vollkommene Kenntniß ihrer Kunst zugestand und an ihr nur aussetzte, daß sie, im Uebrigen von „männlichen Ansichten" geleitet, ihr Geschlecht insofern verrathe, als sie auf dem Theater gerne tändle, daß alle Schauspiele von ihrer Erfindung voller Putz, voller Verkleidung, voller Festivitäten, wunderbar und schimmernd wären.

Möglich allerdings, daß gerade dieser für manchen Geschmack bestechende Gegensatz das Unternehmen der Neuberin begünstigt hätte; aber der Stern ihres Glückes war bereits zu sehr im Niedergange, als daß sich etwas für sie hoffen ließ. Nachdem ihre Gesellschaft sich wiederholt aufgelöst hatte, zog die einst Hochgefeierte als Budenkomödiantin herum und kam als solche nach Wien, wo sie durch ein von ihr verfaßtes Gelegenheitsstück die Aufmerksamkeit des Hofes auf sich zu lenken suchte und am 15. October 1753 „Die Herbstfreude, ein erdichtetes Lustspiel von dem glorreichen allerhöchsten Namenstage Maria Theresia's," zur Aufführung brachte. Der von ihr erwartete Erfolg blieb jedoch aus und sie verließ Wien, ohne daselbst ein Feld für ihre Thätigkeit gefunden zu haben.

Für die Wiener Bühne gestalteten sich inzwischen die Verhältnisse kritisch. Die Burleske machte Rückschritte; Prehauser war gealtert und seine Rivalen oder Nachfolger brachten es nur zu vorübergehendem Beifalle. Das höhere Drama aber ward immer unerquicklicher und die Schauspieler glaubten die tragische Würde am sichersten zu treffen, wenn sie, in ihren Bewegungen steif und pedantisch, ihren Vortrag mit starken monotonen Accenten überluden. Selbst die Neuberin, welche zuerst ein Muster der tragischen Declamation aufstellte, konnte sich nicht ganz frei von einem etwas schwülstigen und scandirenden Tone machen.

Digitized by Google

Auf diese Art verfehlte das Volksstück so gut wie das höhere Schauspiel den richtigen Weg, und die Extreme, durch welche sich beide von einander trennten, hatten noch den Nachtheil, daß jedes sich ausschließend sein besonderes Publicum großzog und hiedurch eine Scheidewand in der Gesellschaft errichtet wurde.

Man fühlte das Ungenügende dieses Verhältnisses, ohne zu einer zweckmäßigen Abhilfe zu gelangen. In einer Zeit aber, wo die Kirche und das Theater — man mißdeute diese Zusammenstellung nicht — so ziemlich die einzigen Sammelpunkte des öffentlichen Lebens bildeten, konnte man des Schauspiels am wenigsten entbehren. Auch der oberste Leiter des Bühnenwesens, Graf Durazzo, stellte im Juni 1759 ausdrücklich die Nothwendigkeit vor, „Spectacles zu halten," und in ihrer unvergleichlichen, bündig-naiven Ausdrucksweise, welche immer das Richtige traf, resolvirte die Kaiserin Maria Theresia eigenhändig: „Spectacles müssen sein; ohnedem kann man nicht hier in einer solchen großen Residenz bleiben."

Dem sachgemäßen Wort folgte, freilich geraume Zeit später, auch eine That: Der Hof erklärte das deutsche Schauspiel aufrecht erhalten zu wollen und nahm, wie bekannt, 1776 das Theater an der Burg unter der Benennung eines Hof- und Nationaltheaters in eigene Regie. Indeß wurde diesem Vorgange anfangs keine wesentliche Bedeutung beigelegt. Das amtliche „Wienerische Diarium" überging die Eröffnung des neuen Theaters mit Schweigen und sprach erst einige Monate später gelegentlich einmal von dem „Nationaltheater neben der k. k. Burg." Auch der „Hof- und Staatsschematismus" gedachte in den nächstfolgenden Jahren noch keines Hof- und Nationaltheaters und keiner Hofschauspielgesellschaft, sondern führte im „Theatralstaat" bloß den Hof- und Musikdirector, den italienischen Poeten, den Theatralzeichner und den Theatralmaschinisten, dann die Hof- und Kammermusici mit Einschluß der Sänger und Sängerinen an.

Die Sache hatte eine Zeit lang beinahe den Anschein eines Versuches, doch wurde es dann allmälig Ernst damit und inzwischen wuchsen dem Unternehmen auch die nöthigen Kräfte zu.

Die Anstellung Jünger's als Hoftheaterdichter (1789) war immerhin von Nutzen. Konnten seine Lustspiele auch nicht als Producte einer genialen Laune noch einer überraschenden Erfindung gelten, so war er vermöge seiner Fruchtbarkeit und schnell erworbenen Platzkenntniß doch geeignet, etwaige Lücken im Repertoire rasch und passend auszufüllen. Ob er in der Vorrede zu seinen Lustspielen nicht etwas zu viel von sich gesagt hat, wenn er erklärte: er habe unter den Augen seines Vaterlandes es über sich genommen, zur Aufklärung seiner Nation durch Verbreitung nützlicher Wahrheiten, Veredlung der Gefühle u. s. w. beizutragen, mag ununtersucht bleiben. Dadurch

Digitized by Google

jedoch, daß er, wie wir bald sehen werden, auch auf die Wahl der von anderen Autoren eingesendeten Stücke einen nicht geringen Einfluß übte, wurde seine Unparteilichkeit bisweilen auf eine gefährliche Probe gestellt.

Mit gleicher Fruchtbarkeit, wie Jünger, aber mit derberen praktischen Mitteln, dabei durch eine aus seinem Berufe hervorgehende Bühnenkenntniß unterstützt, arbeitete der Schauspieler Ziegler, von welchem einige Stücke noch vor nicht gar langer Zeit manchmal über die Breter schritten.

An Ort und Stelle war also hinreichend vorgesorgt. Aber auch von außen her kamen dem Repertoire der aufstrebenden Bühne tüchtige Beihilfen. Wir brauchen nur den einen Namen zu nennen: Kotzebue, denn der Träger desselben stand durch eine eminente Erfindungsgabe, durch einen rastlosen Wechsel von Situationen, der sich wie aus einem unerschöpflichen Füllhorne ergoß, durch blendende Spracheffecte und überhaupt durch Geist, Witz und klugen Geschmack hoch über allen seinen gleichzeitigen Rivalen. Nicht bloß Kenner der Menschen im Allgemeinen, sondern speciell auch gründlicher Kenner des Publicums, gab er den Neigungen und Launen des letzteren willig nach, übte er eine seltene Macht über die Gemüther und machte es selbst den kälteren und widerstrebenden Naturen schwer, sich seinen Zauberkünsten zu entziehen.

Der folgende Brief, welchen Kotzebue vor nunmehr neunzig Jahren an Jünger richtete, gewährt Einblick in einige damalige Theaterverhältnisse zu Wien, welchen auch ihre Schattenseite nicht fehlt.

„Weimar, den 7. November 1790.

„Da Sie, mein hochgeehrter Herr, mir schreiben, daß das kayf. „königl. Nationaltheater eine Abschrift von jedem meiner Stücke wünsche, „so wage ich es, Ihnen ohne weitere Anfrage den „Bruder Moriz" zu „übersenden. Zwar muß ich freylich befürchten, daß Ihr gestrenger Herr „Censor, seinem guten Gewissen zufolge, Manches auch gegen dieses Stück „einzuwenden haben wird, indessen bin ich dermahl so kühn, mich auf Ihre „streichende, verbessernde und Sünden tilgende Feder zu verlassen, mit der „Bitte, wiederum den vierten Theil des Honorariums abzuziehen und „überdieß versichert zu seyn, daß ich den Werth des Opfers Ihrer Zeit, „welchen auch nicht das ganze Honorarium ersetzen könnte, sehr wohl „einsehe, und daß mein herzlichster innigster Dank Ihnen gewidmet ist. „Bruder Moritz hat in Berlin gefallen, aber ich selbst muß gestehen, daß „ich unter allen meinen Stücken am wenigsten damit zufrieden bin, weil „es mir hin und wieder schleppend und langweilig vorkommt. Um so mehr „wiederhole ich meine Bitte, ja keine Dinte zu schonen und nicht allein „das wegzustreichen, was vor dem Richterstuhle der Frömmigkeit, sondern

Digitized by Google

„auch das, was vor dem Richterstuhl des guten Geschmacks mißfallen „könnte. — Ich lege noch ein anderes kleines Stück bey, die „edle Lüge," „mit dem ich selbst besser zufrieden, als mit jenem. Ich bin sonst kein „Freund von Fortsetzungen, aber ein gewisser Ziegler hat durch eine unbe- „rufene Fortsetzung von Menschenhaß und Reue, in welcher er allen „Jammer über meine armen Leute häuft, mich zu dieser hier gezwungen. „Jenes ist ein gewaltiges Trauerspiel, worin geschossen und gemordet „wird und sogar Eulaliens Verführer vom Tode wieder aufersteht. Auch „blutige Kindsköpfe kommen darin vor. — Da meine edle Lüge nur den „3-ten Theil eines Abends ausfüllt, so liefere ich Ihnen noch in einigen „Wochen ein Stück in 3 kleinen Acten dazu, an welchem ich jetzt arbeite. „Es heißt: „Der Papagey oder Schiffbruch und Ungewitter" und ist trotz „des fürchterlichen Titels ein Lustspiel. Dann hoffe ich für die beyden „Stücke das gewöhnliche Honorarium fordern zu dürfen.

„Noch muß ich um Verzeihung bitten wegen mancher Schreibfehler, „welche Sie im Bruder Moritz finden werden. Ich bin hier an einen „elenden Copisten gerathen, habe aber, wie Sie aus dem kleinen Stücke „sehen, bereits einen bessern.

„In Leipzig habe ich Ihre „Entführung" spielen sehen und habe „mich gesund gelacht. Es ist ein allerliebstes Ding. Witz und Laune sind „in Strömen darin vergossen und es wurde im Ganzen auch sehr gut „gespielt, besonders von Opitz, Thering und Demoiselle Bösenberg. Der „Alte aber, ein gewißer Brückl, hätte beßer seyn können. Es wurde 4 mahl „in einer Woche bey sehr vollem Hause gespielt und immer mit einem „lauten bravo! geschlossen.

Ihr ergebenster Diener Kotzebue."

Es läßt sich aus dieser Zuschrift entnehmen, daß Jünger dazumal, obgleich nur als Theaterdichter angestellt, doch wenigstens einen indirecten Einfluß auf die Leitung der Bühnenangelegenheiten hatte. Zwar scheint es nicht zu seinen amtlichen Aufgaben gehört zu haben, die zur Aufführung vorgeschlagenen Stücke censurgerecht zu machen, und Kotzebue konnte daher ihm für diese Privatmühewaltung ein Honorar anbieten, welches, nach dem Worte „wiederum" zu schließen, auch schon bei früheren Gelegenheiten angetragen und angenommen worden war. Die durch Rücksichten auf die Censur gebotenen Aenderungen scheinen allerdings bisweilen sehr eingreifender Art gewesen zu sein, denn der damalige Theatercensor Regierungsrath Hägelin erwähnt in einer amtlichen Denkschrift ausdrücklich: „Cora oder die Sonnenjungfrau" von Kotzebue sei nur dadurch für die Bühne gerettet woden, daß Jünger dieses Stück fast gänzlich umgeschmolzen habe.

Digitized by Google

Immerhin aber lag in der Zulässigkeit der bezeichneten Sporteln etwas Unpassendes, Zweideutiges und die Stellung Jünger's, konnte dadurch an Halt schwerlich gewinnen.

Nebst den schmeichelhaften Worten, welche Kotzebue in seinem Briefe für ein Lustspiel Jünger's, zu finden weiß, gelingt es ihm auch eine kleine Malice gegen einen „gewissen" Ziegler an den Mann zu bringen, als ob er nicht gewußt hätte, daß letzterer schon seit sieben Jahren dem Burgtheater angehörte. Aber hier galt es für Kotzebue ein Monopol zu wahren. Obwohl seine Hauptstärke im Lustspiele lag, hatte er doch die Erfahrung gemacht, daß seine Rührstücke eine nachhaltigere Wirkung erzielten und ihm namentlich mehr eintrugen; er wußte, daß die Leute weit eher das Lachen, als das Weinen satt bekommen. Mit „Menschenhaß und Reue" hatte er einen ungeheueren Erfolg errungen und nun kam „ein gewisser Ziegler" und drohte durch eine leichte Fortsetzung — „Eulalia Meinau oder die Folgen der Wiedervereinigung" war der Titel des Ziegler'schen Nachtragstückes — den Ertrag des Originals zu schmälern.

Seinen Zweck wird Kotzebue erreicht haben, denn möglicherweise hat Jünger aus der für Ziegler unschmeichelhaften Stelle des Briefes kein Geheimniß gemacht. Indeß rächte sich die kleine Bosheit an ihrem Urheber, denn als Kotzebue später (1797) das Amt eines Hoftheatersecretärs in Wien übernahm, fand er an der Spitze seiner Gegner den von ihm beleidigten Ziegler und mit Diesem hatte sich auch der berühmte Schauspieler Brockmann verbündet, welcher früher einmal als Dirigent des Burgtheaters fungirt hatte und, auf diese seine einstige Würde pochend, jederzeit auf gespanntem Fuße mit Kotzebue stand.

Nur kurze Zeit hat Kotzebue unter solchen Umständen einen Posten bekleidet, zu welchem wohl sein Geist und seine Erfahrung, nicht aber sein Temperament ihn eignete. Dafür hat er als Dichter die entschiedensten Siege über seine Gegner und Rivalen gefeiert, denn während diese mehr oder minder aus dem Gedächtniß der Leute kamen, beherrschte Kotzebue noch durch lange Jahre das Repertoire des Burgtheaters und blieb aus der Ferne der Liebling einer Bühne, mit welcher er in unmittelbarer Nähe sich nicht ganz gut hatte vertragen können.

Digitized by Google

An Moriz Rappaport.*

Sonette

von

Lud. Aug. Frankl.

Blindheit.

Das Los des ew'gen Dichters der Hellenen,
Des Barden in dem nebelhaften Norden,
Ist von den Göttern grausam Dir geworden,
Um nach dem Glanz der Erde Dich zu sehnen.

„Es werde Licht!" Du lauschtest freudig jenen,
Weltschöpferischen Rufes, Machtaccorden,
Und um den Lichtfreund, an des Alters Borden,
Fing an die tiefste Naht sich auszudehnen.

Beglückter ich, denn Du; ich kann Dich schauen,
Dein edles Haupt, umwallt von weißen Mähnen,
Scheint es aus edlem Marmor mir gehauen.

Es fließen tonlos meines Mitleids Thränen,
Daß Du nicht merkst, was mich erfüllt mit Grauen,
Nicht mögest unglückselig Dich zu wähnen.

Bologneserstein.

In Deine Seele schaue und versenke
Den Blick zum Meere von versunk'nen Tagen,
Es ruh'n in ihm viel Leid und Glück und Klagen,
Als Perlen, purpurne Korallenbänke.

* Siehe: Rappaport's nachgelassene Gedichte, nebst biographischer Anmerkung, in diesem Bande der „Dioskuren."

Digitized by Google

Dir ward das schönste göttlicher Geschenke:
In Melodien rhytmisch auszusagen
Die Antwort auf des Lebens dunkle Fragen,
Kredenzend holder Dichtung Zaubertränke.

Du kennst den grauen Stein, der unbeachtet
Im Staube daliegt unterm Himmelsbogen,
Ein Lichtmagnet, nach Sonnenstrahlen schmachtet,

Doch wenn es dunkel wird beginnt zu glühen,
Was er an Licht und Farben eingesogen
Ausstrahlt ein sanftes Leuchten und ein Blühen.

Elektrische Kette.

Lang lebten wir getrennt, doch eng verbunden,
Nur selten sandten wir ein Blatt, doch waren
Wir uns bewußt in Glück und in Gefahren,
In Lust und auch in schmerzbewegten Stunden,

Daß wir von einer Kette sind umwunden,
Die uns umwand seit unsern Jugendjahren;
So haben den elektrisch wunderbaren
Zusammenhang wir immerdar empfunden.

Und wenn Dein Lied erklang in weiter Ferne,
Ich lauschte, so wie Du dem meinen, gerne,
Mir war's, wie Lerchenschlag in Himmelshallen;

Aus Tönen baute sich ein gold'ner Bogen,
Auf dem die Seelen zu einander zogen —
Jetzt lebt Dein Lied nur fort in Widerhallen.

Digitized by Google

Iphigenie am Meeresstrande.

Von

Edward Samhaber.

Lehnend an den Fels, den grauen,
Von den Fluthen wild umrauscht,
Ruht die Priesterin, die Fremde,
So allein und unbelauscht;
Denn so weit sie rückwärts schauet:
Kahle Felsen, düst'rer Wald —
Nur der Möve einsamschrilles
Rufen von dem Meere schallt.

Und ihr hohes Auge wendet
Nach dem Himmel sich empor;
Ach, aus diesen nächtigen Wolken
Taucht kein Helios hervor.
Und sie seufzt: O gold'ne Heimat,
Wo das Aug' nur Sonne trinkt,
Wo die Myrte blüht und Lorber
Von dem Schattenhaine winkt;

Wo in väterlichen Hallen
Um die Säule hehr und licht
Meine sinnige Electra
Heit're Blumenkränze flicht,
Wo Oreſt mit braunen Locken
Nach dem bunten Falter streift,
Eine Knospe, halberschlossen,
Die der gold'nen Blüthe reift:

Wann der nebelgraue Morgen
Von den Bergen aufwärts steigt
Und der Abend dunkeläugig
Sich herab zur Erde neigt,
Ach, dann strecke ich die Hände
Voller Sehnsucht nach Dir aus,
Und es fliegen die Gedanken
Nach dem väterlichen Haus.

Doch mit dumpfem Rauschen schlagen
Wind und Welle an den Strand,
Tragen nimmer meine Grüße
In das heimatliche Land;
Und in Trauer muß ich dienen
Einem heiligen Gebot:
Heimat! Heimat! Du bist Leben,
Doch die Fremde ist der Tod!

Digitized by Google

Die Sommernacht.

Aus dem Polniſchen des Sigmund Graf Kraſiński.

Von

Heinrich Blumenſtok.

Von der Hand des Todes fällt
Alles Leben dieſer Welt,
Üppig pranget manche Blume,
Die den Wurm im Schoße hält.

Malczewſki (Maria).

O ſeht mich hier, Bürger des Vaterlandes,
Wie ich den letzten Weg
Wandeln ſoll, und zum letztenmal
Schaue der Sonne leuchtenden Glanz,
Und nicht wieder. Hades entführt
In ſein Haus mich lebend hinab
Zum Acheront'ſchen
Ufer; nicht Hymenaeen
Empfing ich, nicht bei dem Brautfeſt ward
Mir ein Geſang noch
Geſungen; Acheron ruft zur Brautkammer.

Antigone, Sophokles.
Vers 806 - 816.

Digitized by Google

Wenn irgendwo auf diesem trüben Runde
Ein stolzes Herz noch schlägt zu dieser Stunde,
Darum vereinsamt oder hart bekriegt,
Weil's heil'gen Göttern froh entgegenfliegt,
Darum von der Verleumdung umgetrieben,
Weil's höher als das Afterrecht der Welt
Sein Lieben oder seinen Haß gestellt,
Haß der Gemeinheit oder himmlisch Lieben, —
Wenn dieses Herz, das Liebe oft durchzittert,
Wenn dieses Herz, das Leiden oft verbittert,
Nun in sich ruht, versteint, vereist, verwittert, —
Und doch nach Außen nur — denn heimlich brennt
In ihm ein Leben, das kein Sterben kennt,
Und keine Unbill dieser Erde kühlt
Die gottgebor'ne Gluth, die in ihm wühlt, —
Wenn dieses Herz, mit seinem Gram allein,
In sich verschlossen, wie ein Todtenschrein,
Nicht wild, nicht hochmuthsvoll die Welt betrachtet,
Nur wie ein Engel gnadenvoll verachtet, —
Wo Du auch bist, o Herz, o wohlbekanntes,
Du weiblich Herz, Du überall verbanntes,
Wo Du auch bist, ob nah', ob noch so weit,
O stolzes Herz, o Herz voll Traurigkeit:
Nimm, was ein Mensch Dir darf zu bieten wagen,
Nimm dieses Lied — das wird Dir tröstend sagen:
Ein Bruder singt Dir aus der Seele zu! —
Es ist aus einer andern Welt, wie Du! —
Dafür, daß Du an Lüge nicht geglaubt,
An goldne Götzen, Wahn und Eitelkeit, —
Daß Du in dieser würdelosen Zeit,
Da tief in's Grab die Welt gebückt ihr Haupt,
Nicht mit ihr gingst zum Grabe der Gemeinheit:
In heil'ger Liebe, heil'ger Herzenseinheit
Sei Dir, o Schwester, dieses Lied geweiht!

Varenna: 1840, 15. August.*

* Die Uebersetzung dieser einleitenden Verse ist von Siegfried Lipiner.

Digitized by Google

I.

Ich sah, wie man sie führte; in weißen Gewändern, den Kranz auf dem Haupte, schritt sie in Entsetzen dahin. Die Kirche stand wie ein dunkler Friedhof vor ihren Augen. Alle lächelten vor Freude, Alt und Jung. Kinder, als Engel verkleidet, streuten Blumen. Der Bischof selbst und die treuen Priester blickten, in reichem Ornate, freudig darein. Das Volk drängte sich beneidend und preisend und wünschend. Sie allein schwieg, gesenkten Auges auf die Arme der Dienerinen gestützt.

Und in ihrer Haltung war etwas Schlaffes, Kraftloses. Aus ihren Augensternen drang ohne Helligkeit der Strahl der Seele. Und aus ihren ein wenig geöffneten Lippen ist es schwer zu errathen, ob's zum Gebete sei, oder zur Klage? Längs der Kapelle schreitend erhob sie oft die Hand und wollte sich bekreuzigen, zeichnete aber nur halb die Kreuze in die Luft; vor dem Bilde der Mutter Gottes neigte sie das Haupt, und man sah, sie wollte niederknieen, aber ihre Kraft reichte nicht aus, und sie schritt weiter gegen den Hochaltar, und der Hochaltar stand in der Tiefe, gleichwie ein Grab.

Dort harrte ihrer der Vater im Kreise der Verwandten und des Gesindes, voll Stolz im alten Auge. Und stolz sein durfte er wohl mit Recht, denn mit einem wundervolleren Kinde hat Gott Niemandem den Abend des Lebens geschmückt. Sie hatte bisher wie der lieblichste Stern über seinem niedergehenden Wege geleuchtet; heute nur ist er, zum ersten Male im Leben, von Nebel verhüllt, aber er achtete nicht der augenblicklichen Verdunkelung, denn nun schlug die Stunde, in der alle seine Träume sich erfüllen sollten So sprach er denn zu den Umstehenden: „Sehet, — wie unschuldig! Sie lebt in der Unkenntniß ihres Glückes!" — und er ließ seinen Blick durch die ganze Kirche schweifen, um zu schauen, ob der Bräutigam nicht anlange. Er erblickte ihn nirgends und seine grauen Augenbrauen verzogen sich finster.

Digitized by Google

Bald aber ward seine Stirne wieder ruhig und heiter. Ach! die Täuschungen der Greise stehen inmitten ihrer Seele, wie Standbilder aus Stein gemeißelt, höchstens der Tod kann sie brechen, aber keine Warnung der Erde kann sie stürzen. Der Jüngling sieht Traumbilder in die Luft gemalt, über ihm kreuzen sich Regenbogen und verschwinden, wechselnd verliert sich der Glaube in die Verzweiflung. Wer dem Grabe näher steht, deß Zuversicht ist fester, und die Begierden werden in Wirklichkeiten umgetauft. Zwischen ihnen und der Wahrheit hat sich der Fels der Erfahrung festgesetzt und auf dem unerschütterlichen Felsen sitzen sie, und die Ströme des Lebens und die Meere voll spielender Wellen treiben indessen dahin und schwinden in der Tiefe.

Dort drängen sich, von ewigem Wirbel getrieben, zerbrochene Steuer, zerrissene Segel, verwelkte Kränze und die Asche verbrannter Herzen, und versinken in der Ferne! Dort zerstäubt mit dumpfem Wehen der unaufhörliche Regen fallender Gestirne, und überall höhnen die bläulichen Wasserschäume, und in die Unendlichkeit wälzt sich die Zerstörung! Aber das geht sie nichts an, sie selbst sind in den Fels verwachsen und bauen Häuser über der tosenden Tiefe; jede Welle, die in die andere fluthet, ist ihnen wie ein Altar des Glückes und des Friedens, vor ihnen heißen sie dann die Töchter und die Söhne der Menschen Treue geloben. Ha — Ehe diese den Schwur zu Ende gesprochen, schwimmt schon der Altar unter einem anderen Himmel.

Jetzt stürzte der Bräutigam in die Kirche, frisch und flink, mit einem Gefolge in prächtigen Gewändern, er selbst in Nationaltracht, aber seine Nation war nicht die des Greises. Die Menge theilt sich nach rechts und nach links, zum Gruße tief die Stirne neigend. Kaum geruhte er Einigen den Gruß zu erwidern und mit weitausholenden Schritten, die auf den Marmorplatten erdröhnten, war er rasch zur Braut getreten, die bereits auf den Knieen lag. Sie vermochte sich nicht zu erheben! Flüchtig drückte er die Lippen auf die Schulter ihres Vaters, hierauf unterredeten sie sich mit gedämpfter Stimme, der Greis mit königlicher Würde, der Jüngling lebhaft die Hände bewegend. Langsam näherte sich inzwischen der Bischof und langsam zündete man die Lichter vor dem Altare an, ein großes Schweigen trat ein im großen Gotteshause — für die Ewigkeit sollen sich zwei Hände, zwei Seelen vereinigen. Ein feierlicher Schauer überlief die Zuschauer.

Ueber die Scheiben der vielfarbigen Fenster zerfloß der Strahl der untergehenden Sonne. Eine Weile schien es, als flösse und plätscherte ein Strom von Blut, bis er sank und im Dämmerlicht verging; aber mit dem

Digitized by Google

letzten Schimmer streifte er das Haupt eines in der Nebenkapelle einsam stehenden Mannes, — neben diesem liegt auf einem Grabmal die Bildsäule eines Ritters. Er, wie eine zweite unbewegliche Bildsäule, heftete seine Blicke auf den Altar, als der Bischof an die Braut die Ansprache hielt, — was in seinem Geiste vorgeht, hat die Dämmerung auf seinem Gesichte verschleiert, — so oft es jedoch vom kurzen Schimmer, der nun schon erloschen, überflossen ward, bemerkte Jeder, der zufällig nach ihm sah, den Ausdruck eines unerhörten Kampfes auf der erhobenen Stirne — Niemand indeß vernahm weder ein Gebet, noch einen Seufzer, noch ein Stöhnen. Die Lippen zusammengepreßt und auf denselben ein zu einem Lächeln verzerrter Schmerz! Dies allein zuckte auf und verlor sich wieder im Schatten.

Als aber den heiligen Gebräuchen Genüge geleistet war, als der Bräutigam die Braut aufrichtete, und sie dem Vater in die Arme sank, und der Vater sie gegen die Pforten der Kirche trug, und tausend Kerzen hinter ihnen sich bewegten, und allmälig die Menge sich verlor und das Echo der Schritte in der Ferne verhallte, und als endlich das Gotteshaus leer dastand und nur die schlafenden Todten in demselben zurückblieben, und einige lebende Todte, einige Mönche, in den Tiefen sich bewegten — schritt jener Mann aus der Kapelle und leidenschaftlich-jäh auffahrend, schlug er mit der Brust an die Stufen des Altars, raffte sich auf und sank neuerdings hin, bis er endlich sich niederließ, von der über dem silbernen Kreuze hängenden Lampe matt beleuchtet, das Antlitz kehrte er nicht gegen die Bilder der Heiligen, sondern gegen die Pforte, durch die Alle Jene hinausgegangen waren. Dort schimmert ein Streifen des nächtlichen Himmels und ein einziger Stern. Er blickt auf ihn und zieht einen Dolch unter dem Mantel hervor, und, den Blick auf den Stern gerichtet, nimmt er die Klinge aus der Scheide und, den Blick auf den Stern gerichtet, schärft er sie auf dem knirschenden Stein.

So wandeln Kranke im magnetischen Schlaf, aufgeschlossenen Auges, nichts sehend, nichts hörend, furchtlos in den Strahlen des Mondes, — die Kraft, die sie nicht fühlen, sind sie selbst geworden, sie besudelt ihnen die Hände mit dem Blute der Feinde, sie entführt sie dem Rande des Abgrundes. Die Leidenschaft schöpft ihre Gluthen aus den Strahlen der Sonne, aber sie trägt gleich sicher, sie treibt gleich wild!

Und jenem Manne näherte sich ein Mönch, vor dem Hochaltar niederkniend, und sprach: — „Wer Du auch bist, Bruder, begib Dich zur Ruhe und störe nicht den Frieden des Herrn.“ Er aber erwiderte nichts. Nach diesem

Digitized by Google

kam ein zweiter und sprach: — „Hinweg aus der Kirche, denn Du bist ein Heiligenschänder!“ — Er aber erwiderte nichts, bis ein dritter vor ihm erschien und rief: — „Ich lege den Bann auf Dich und auf dieses Eisen, daß Du am Fuße des Kreuzes zu ziehen gewagt hast.“ – Da erhob sich der Schuldige und erwiderte: — „Auf diese Worte habe ich gewartet, auf daß der Stoß unfehlbar und die Wunde tödtlich werde,“ - und langsam schritt er hinaus, langsam, als zählte er seine Schritte, wissend, daß sie die letzten seien auf Erden!

Indessen breitete sich am Himmel eine so durchsichtige und ruhige Nacht aus, daß Jeder, der sie sah, in der Brust einen Schauer der Wonne, in der Seele ein Vorgefühl des Glücks empfand. Ihre Schatten umwanden Fluren und Haine. Ihre Gestirne strahlten über den Anhöhen wie flammende Augensterne im Himmelsblau verborgener Geister. Im Gürtel des Dunkels erstattet ihnen die Erde nur durch den Duft der Blumen und durch das Seufzen der Gewässer für die goldenen Blicke verschämten Dank. — Just einer solchen Nacht bedarf es für so glänzende Ehebündnisse, mit ihr beginnt ein langer Frühling für die beiden Glücklichen. Was könnte man ihnen noch mehr auf Erden wünschen? Er, beim Könige in Ansehen, ein Herr über viele Untergebene, — sie, schöner als Engel, hat dem Hause des Mannes weite Ländereien als Mitgift zugebracht. Es gibt keine Mutter, die sie nicht beneidete, keinen Jüngling, der es ihm nicht mißgönnte, und der alte Vater hat das Ziel seines Sinnens erreicht. Fortan werden seine Tage dahinfließen inmitten des Lächelns der Tochter und der Macht des Eidams, und kleine Enkelchen werden ihm wie Blumen ersprießen auf dem Stege vor dem Grab.

So veranstaltete er denn auch ein reiches Hochzeitsfest auf dem Schlosse, nicht viele Fürsten vermöchten Aehnliches zu bieten. Hoch leuchten von den Mauern über das ganze Land Pechfässer und Fackeln, die Höfe sind taghell erleuchtet, die Fenster der Gemächer geöffnet; sobald in den Gemächern hundert Harfen ertönen, die Fanfaren schmettern, erhebt sich und wirbelt der Lärm der tanzenden Paare, die fortgerissenen Kreise drehen sich, verflechten sich, rasen dahin. Er selbst durchwandelt die Zimmer und feuert die Gäste an. In seinem Auge quillt eine Thräne, eine Thräne, die, aus des Lebens Mühen emporgedrungen, zum Schlusse dem Ewigen dankt für so viele Tage, die in Blut und Schweiß vorübergegangen, — da man an diesem letzten sie alle vergessen kann. Er ging hinaus in die Vorhallen und von dem Balcon schüttete er unter das Volk volle Schüsseln Silbers, er kehrte zurück und befestigt den Mägden, denen er begegnet, Diamanten an den Busen. Die Knappen, die hinter ihm hergehen, gebeugt unter der Last des kostbaren Geräthes, reichen ihm bald Säbel und goldene Ketten, bald

Digitized by Google

Büsche aus Straußfedern und türkische Handschare. Zum Andenken an diesen Tag beschenkt er damit die Gäste. Manchmal hält er inne, nimmt aus der Hand eines Dieners einen schweren Becher und befeuchtet seine Lippen mit Malvasier, dann geht er weiter, Alle mit gnädiger Verbeugung grüßend, mit gnädigem Blicke segnend:

Nun betritt er die mittleren Gemächer, den durch alle Stockwerke reichenden Saal, dessen Wände unten von einem Walde hereingetragener Gesträuche umflochten sind, während oben goldgetäfelte, mit Marmorgesimsen geschmückte Wölbungen sich erheben, und auf ihnen glänzten die Wappen der Väter, makellos und heilig! Beim Eingange blieb er stehen und suchte mit dem Blicke nach seinem Kinde umher, aber er bemerkte sie nicht inmitten der tanzenden Paare, noch entdeckte er sie in der Menge der Zuschauenden. Der Bräutigam hüpfte von den zu jenen Frauen hin und her, mit der Einen oder der Anderen abwechselnd zu flüchtigem Tanze vereinigt. Das zweite Mal an diesem Tage zog sich die Stirne des glücklichen Greises in einem Aufzittern des Zornes oder der Trauer zusammen, er winkte der Dienerschaft, Alles stob auseinander, er ging durch ihre Mitte und lenkte seine Schritte gegen die Orangenbäume, wo in den Nischen mit Lahnteppichen überdeckte leere Stühle standen. Dort suchte er die Tochter noch einige Augenblicke, bis er auf einmal stehen blieb, wie von einem plötzlichen Schmerze erfaßt. Da saß sie, die Augen auf ein Rosensträußchen gesenkt, das auf ihren Knieen lag und pflückte die Blätter ab, von etwas Anderem träumend; endlich blieben ihr nur die Dornen in der Hand.

Der Greis trat still zu ihr und sprach mit erzwungener Milde: — „Ach, Deine arme Mutter, wie glücklich wäre sie heute! Warum hat ihr Gott nicht gestattet, diesen Tag zu erleben?“ — Zitternd erhob sie das Haupt, zitternd zerdrückte sie unwillkürlich die Reste der Rosen in der Hand, dann wollte sie sie in der Verwirrung wieder an das Kleid heften, die scharfen Zweigchen blieben im Saume stecken und ragten hervor, frisch vom Blute ihrer geritzten Finger. — „Warum weinst Du“ — fragte der Greis — „mein einziges Kind? Die Erinnerung an Deine Mutter konnte Dich nicht so sehr bewegen, denn Du hast sie nie gesehen, — an dem Tage, als Du zur Welt kamst, ist sie zu ihren Vätern heimgegangen; ach! Du hast Dich verwundet, Tochter!“ — Und er faßte ihre Hände und zog aus denselben die kleinen Dornenspitzen. Sie erwiderte: — „O, nicht das schmerzt mich, mein Vater,“ — dann fügte sie rasch hinzu: — „Doch das, nichts Anderes, mein Vater,“ — und sie verfiel in Schweigen, Thränen auf Thränen rollten von ihrem Antlitze. Er stützte sich auf ihren Arm: — „Du siehst, wie alt ich bin, die Knie

Digitized by Google

zittern unter mir, führe mich" — und er ging mit ihr hinaus, nachdenklich, sich zum Reden bereitend, aber ohne ein Wort zu sprechen. Rings um Beide herum dufteten überall die Blumen und brauste die Musik.

In diesem Augenblicke ließ sich die an dem obern Gesimse befestigte Uhr vernehmen, über derselben saß, aus Erz gegossen, ein Alleinherrscher vieler Reiche der Vorzeit; nach jedem Schlage trat aus der Wand die Bildsäule eines Wojewoden und ging, sich vor dem dahingeschiedenen Herrn zu verneigen, und darauf verschwand sie, von der sich öffnenden Mauer verschlungen. Es schritten ihrer zwölf vorüber. Da erhob sich aus den entlegenen Gemächern des Schlosses ein Chor weiblicher Stimmen, anfangs wie ein irres und verworrenes Geflüster, aber immer deutlicher zog es von den fernen Wölbungen zu den näheren heran, nach der Braut rufend. Der Vater selbst zuckte in diesem Momente, faßte die erbleichende Tochter in seine Arme und eilte von Ausgang zu Ausgang, von Zimmer zu Zimmer, von Corridor zu Corridor, überall von dem Chore der Hochzeitsfrauen verfolgt, überall zu reden bemüht, und nicht im Stande ein Wort hervorzubringen; — und überall ringsherum dufteten die Blumen und brauste die Musik.

Endlich gelangte er in die Burgkapelle, wo seine Vorfahren in steinernen Särgen ruhen. Ueber ihnen brennen mehrere Kerzen und von allen Seiten fließen schwarze, silberverbrämte Tücher herab. Aus den Armen des Vaters taumelte sie von ungefähr auf das letzte, jüngste Grab, auf das Grab der eigenen Mutter und da sitzt sie und schweigt in Schauder. Er sprach zu ihr: „Einen männlichen Stammhalter hat mir Gott versagt, mit einem weiblichen Erben nur hat er mein Haus gesegnet, aber Der, der Dich heimgeführt, hat geschworen, unseren Namen anzunehmen und Deine Kinder werden heißen, wie meine Väter, — ehre das Glück, mit welchem die Vorsehung Dich bekränzt hat. Eine Herrin, Dir gleich, eine Herrin so vieler Dörfer und Schätze gibt es in unserem ganzen Lande nicht, deß eingedenk sei daher dem Manne gehorsam und treu bis in den Tod."

Diese Worte sprach er mit dumpfer Stimme, es schien, als wollte er mit jedem derselben das Herz der Schweigenden prüfen, aber da sie gar nichts erwiderte, da sie nur immer tiefer die Stirne senkte und zuletzt das Antlitz in ihre Hände barg und der Brautkranz ihr von den Haaren glitt, da rief er aufseufzend: — „Hörst Du? Sie kommen, Dich vom Schoße zu reißen, auf dem Du aufgewachsen, scheide von mir, indem Du sagst, daß Du glücklich bist." — Sie aber schwieg, die Hände noch fester pressend und die Augen verbergend. — „Kind, Du willst, daß ich mich hinlege zu diesen Todten

Digitized by Google

und nicht mehr aufstehe? Bisher fand ich in dem Blicke Deiner blauen Augen Ruhe nach so vielen Stürmen; meine einzige Perle übergab ich in fremde Hände, denn ich wollte, daß sie erstrahle in niegesehenem Glanze. Was hast Du, Kind? Sprich ein einziges Wort zu mir, ein einziges Mal lasse Dich vernehmen, solltest Du Dich auch beklagen oder sagen, daß Du unglücklich bist!" —

Und mit verhaltenem Athem stützte er sich mit beiden Händen auf den Marmorsarg, der Antwort harrend. Zur Hälfte sitzt ihm schon das Messer im Herzen. Ein Seufzer, eine Thräne, ein Aufzucken von ihr vermag jetzt dieses Herz zu zerreißen. Sie erhob die Augen und schien nach einem Ausdrucke des Mitleids auf dem väterlichen Antlitze zu forschen und einen Augenblick lang war es, als glaubte sie, daß noch nicht alle Hoffnung geschwunden. Herabgleitend kniete sie auf den Steinen nieder, sie betet mit Worten und mit ihrer ganzen Haltung zu ihm; ein gewaltiger Schauer stieß den Greis vom Grabe der Gattin hinweg. — „Welch' einen Namen hast Du genannt? Wiederhole ihn nicht, vielleicht habe ich nicht recht gehört — schweige, schweige! Nein, Du konntest nicht an den verbannten Undankbaren denken, der jetzt mit dem Feinde gegen mich Verschwörungen brütet dafür, daß ich ihm ein glänzendes Los in der Zukunft bereitete, dafür, daß er der Sohn meines Bruders war! Und wenn Du um ihn klagst, wenn Du je die nichtswürdige Hoffnung hegtest, daß ich Dir gestatten werde, den Rebellen zu sehen, oder ihm Deine Hand zu reichen, ach! dann sei zugleich mit ihm auch Du verdammt!" —

Das Mädchen erhob sich, bisher litt sie in Schweigen, wie ein trauerndes Opfer, das auf die Altäre rachsüchtiger Götter getragen wird. Jetzt entgegnete sie kalt und entschieden: — „Ich liebte ihn, mein Vater!" — Der Greis vermochte nicht, diesen stillen, tödtlichen Worten Stand zu halten. In seinem Kopfe drehte es sich, und vernichtet, wie alle Hoffnungen, denen er traute, sank er am Fuße des Grabes hin, eine Weile ruhte sein Geist mit den Geistern seiner Ahnen im Nichts, und als er erwachte, erblickte er über sich das blasse Gesicht der Tochter und er fühlte ihre Umarmungen, die ihn zurück ins Leben riefen, und er vernahm zugleich die dicht über ihm erklingenden Strophen des Hochzeitsliedes, — die suchenden Frauen überschritten die Schwelle der Kapelle und singend kamen sie und langsam singend umgaben sie die Braut in schneeweißem Kreise, mit jedem Worte kamen sie näher, — sie birgt sich unter seine Arme.

Endlich umfaßten sie sie, rissen sie fort und zerrten sie mit sich, Blumen auf den Boden streuend, Weihrauch brennend und mit einem neuen

Digitized by Google

Hymnus ihren Eintritt in das neue Leben verkündend. Der Greis schreitet hinter dem Chore in einiger Entfernung träge daher und wo die Wege sich trennten, wo die Hochzeitsfrauen sie in das Brautgemach forttragen sollten, blieb er stehen und machte über die Ohnmächtige zum letzten Male das Zeichen des Segens, dann blieb er ganz allein zurück und er lenkt seine Schritte gegen die Festgemächer; allmälich erlangt er sein Bewußtsein wieder, mit dem Willen des Geistes wehrt er die Wirklichkeit ab, wie einen narrenden Traum, und indem er ihr befahl, nicht zu sein, mochte er vielleicht glauben, daß sie nie gewesen war. Als er sich unter die Festgäste begab, war er wieder Herr seiner selbst und ruhige Würde lag auf seinem Gesichte.

Der Bräutigam sprach zu seinen Freunden: — „Ihr, mit denen ich so viele Tage in Lagern und auf Jagden verbrachte, vernehmt, Ihr Lieben! Ich will Euch noch auch diese Nacht opfern, ich gelobe, meine Frau nicht anzublicken, bis der erste Strahl den Morgendämmerung sich zeigt. — Wie steht es draußen am Himmel?" — Zum Fenster sprang einer der Genossen und rief: — „Der Mond steht erst gerade in der Mitte des Himmels." — „Somit noch zu Euch und mit Euch" — schrie der Jüngling und warf einen in Gold gefaßten, mit Diamanten besetzten Kelch, nachdem er ihn geleert, über den Tisch dem Nächsten zu. Die schwere Hand des Greises legte sich in diesem Augenblicke auf seinen Arm, er wendete sich um und einen zweiten Pokal ergreifend, rief er: — „Auf Dein Wohl, Vater, und Ihr Alle bringet es aus mit mir." — Aber der Schloßherr dankte nicht, sondern zeigte dem Eidam die geöffneten Flügel und die weiten Gänge, durch welche die Frauen schweigend zurückkehrten und im Schatten verschwanden. Der Jüngling entgegnete, das blonde Lockenhaar schüttelnd: — „Schau hin auf diese Lustigen und Tapferen, welche mir bis heute so treu gedient haben, ich habe mich ihnen eidlich verbunden: bis zur Morgenröthe werden wir mitsammen trinken und singen. Diese allererste, die liebste Nacht, habe ich ihnen geopfert." — Dies sprechend, faßte er die neben ihm Stehenden bei der Hand und schrie: — „Dafür werdet Ihr den Haufen der niedrigen Rebellen in diesen Bergen verfolgen, so lange ich befehlen kann und Euer Leben währt." — Alle erwiderten im Chore: — „Es lebe unser Fürst!" — Anfangs bedeckte sich das Gesicht des Greises mit der Röthe des Zornes, aber diese ausgestreckten Arme, diese zur Hälfte gezogenen Schwerter, diese Begeisterung Aller zertheilte seine Gedanken — ihre bessere Hälfte ward durch die gemeinsame Sache abgewendet. Die Zukunft und die Macht, der Stolz und der Haß umschleierten ihm die Gestalt der Einsamen, Weinenden, Verlassenen, und er selbst fügte hinzu mit der Stimme, die einst gedonnert hatte inmitten des Geklirres der Schlachten: — „Wehe den Rebellen!" —

Digitized by Google

Länger mag er jedoch mit den Gästen nicht verbleiben, düster winkte er den Knappen. Sie stehen vor ihm mit Fackeln. Der Jüngling ist eine Weile von den Seinigen fortgeeilt und begleitet den Vater bis zur Schwelle des Saales. Der verabschiedet sich von ihm mit einem kalten Blicke des Widerwillens. Der Jüngling kehrt zurück und ruft: „Bei meinem guten Schwerte! Ich dulde keinen Zwang, habe ich mir doch ein Mägdelein genommen und keine Fesseln. Mag der traurige Mond alten Jungfrauen die Runzeln mit Silber verbrämen, mir wird die feuerrothe Sonne mein Weib schön entgegenführen.“ — Er warf ein griechisches Messer an den goldenen Nagel der gegenüber gelegenen Wand, dreißig Messer zogen die Genossen aus den Scheiden, Keiner traf das Ziel so nahe, daher füllen sie die Pokale und trinken auf den Ruhm des Führers. Er wurde schön durch den Glanz der Eitelkeit auf den Wangen, er streicht und glättet sich das Haar mit der Hand, neckt mit Scherzen die Genossen, witzig, scharf, summend und stechend wie eine Wespe, sie antworten ihm mit einem Ausbruche von Beifallsbezeugungen. In solchen Augenblicken pflegt er, die Seele nach außen gekehrt, lieblich auf der Oberfläche des Lebens sich zu wiegen, das Blut strömt ihm aus dem Herzen ins Antlitz, dort berückt es durch seine Röthe; die Züge spielen, das Auge flammt; aber im Herzen ist es öde, wie bei einer Buhlerin!

Digitized by Google

II.

In Euren Liedern, Leute des Volkes, lebt noch von alten Zeiten her das Thal, in dem der Feldherr zum letzten Male zu seinen Brüdern sprach. — Seither nannten es Eure Väter die Schlucht des Scheidens, und Eure Kinder werden es so nennen, wenn das Lied noch ein Geschlecht überdauert, wenn Eure Sprache nicht mit Euch zugleich erlischt. —

Inmitten dreier sanft ansteigender Hügel, deren Fuß sich in demselben Bache spiegelt, während die Gipfel auseinandergehen, mit dichtem Gesträuche einander zuwinkend, stand in des Mondes Strahlen der Mann, der vor einer Stunde aus dem Hause Gottes den Bann davon getragen. Ringsum auf den Stufen des grünen Hanges lagerten ausgestreckt oder zusammengeballt und nach unten geneigt, Gestalten, schwarz vom Fuß bis an den Hals, bleich im Gesichte, hie und da von funkelnden Waffen glänzend. Man sah, sie alle harrten sein, denn kaum hat er sich gezeigt, erheben sich die Liegenden, die Stehenden gehen tiefer hinab gegen die Ufer des Baches, und von jeder Anhöhe erhebt sich ein Banner und beginnt in der Luft zu flattern, aber kein Ruf ließ sich vernehmen. Er selbst, nachdem er auf einem quer durch den Bach hingeschleuderten Steine sich gesetzt und den Kopf gesenkt und die Hand zwischen die rieselnden Wellen niedergelassen hatte, brach zuerst das Schweigen, seine Stimme begleitete das Murmeln des Wassers, wie den Gesang die tönende Saite, und jedes Wort, obschon still, fiel deutlich auf die Herzen der Anwesenden.

— „Eine Zeit lang nur war ich Euer Feldherr. — Vergesset mich, bewahret die letzten Worte, die ich an Euch richte, sie bergen eine Wahrheit, alt wie diese Felsen, heilig wie diese Sterne!

„Seit Tausenden von Jahren besassen unsere Väter diesen Boden, man weiß nicht, daß sie Jemanden von ihm verjagt oder auf ihm geknechtet hätten. Wie die Aehren der Fluren, wie die Fichten der Wälder, so waren sie seine Söhne, und unter den Schatten ihrer Schwerter drängten sich die angrenzenden Völker, denn was das Ohr nicht vernimmt, das Auge nicht erblickt, aber die Seele der Tapfern liebt: die Freiheit — das war ihr Erbtheil.

„Heranzog ein König aus dem Süden mit Haufen von Söldlingen. Zunächst streute er verrätherische Worte für die Ohren, noch verrätherischere Schätze für die Augen. Verschieden von Euch in Glauben und Sprache,

Digitized by Google

wollte er, was Gott geschieden hat, vereinigen, und da es nicht nach seinem Sinne ging, so schmiedet er uns jetzt mit Feuer und Schwert an sich! — Schmach den Städten und den Herren der Thäler, — sie wagten es nicht in die Schlupfwinkel der Berge, in die Höhlen der Einöden zu flüchten, sie ergaben sich dem Eindringling. Ihr aber habet Euch her begeben wie in das Grab, dafür wird die Auferstehung für Euch kommen!

„Und ich selbst habe schon das Wahrzeichen einer bessern Zukunft erschaut, — ist denn seit zwei Jahren nicht mehr als Eine königliche Burg in Flammen aufgegangen? Wo sind die schwer bewaffneten Miethlinge, die uns vernichten sollten? Haben wir doch über ihren Leichen die Danksagungen der Geier in der Luft vernommen, und die Wölfe heulten vor Freude die ganze Nacht! Um aber das Erbe der Väter wieder zu erringen, müsset Ihr noch lange mit dem Blute Eures Leibes arbeiten!

„Jetzt aber, da Ihr aus armseligen Irrfahrern zu furchtbaren Männern herangewachsen seid, werden Euch die Königlichen mit mannigfachen Lockungen zu bethören suchen, hütet Euch vor den Verführern, ihre Verheißungen sind goldene Berge, ihre eitlen Gaben sind eine Hand voll Kothes! Richtet die Augen empor, in diesen Himmelsräumen ist genug Platz für Eure Seelen geblieben, klaget daher nicht um die graue Erde, wenn es zum Sterben kommt. Wer aber die Waffe streckt, dem möge das Antlitz Gottes stets lichtlos sein jenseits des Grabes!

„Zerstreuet Euch nicht in der Ebene, um nach der Frucht zu jagen. Euer Schutzengel wohnt in diesen Bergen. Erst später bricht die Zeit der Beute an! Gehorchet jenen Sieben, die mich zum Führer über Eure Jünglinge bestellt haben. Ihre Hände sind in grauer Mühsal erschlafft, aber der Verstand thront in ihnen über den Trümmern des Leibes, — wenn sie Euch rufen, strömt herbei bis auf den letzten Mann, — wen von Euch sie zum Hetman erküren, dem folget in unerschrockenem Schweigen, — und sieget wie Ihr mit mir gesiegt habt, — mich reißt ein anderes Schicksal dahin. Morgen bin ich vielleicht nicht mehr auf dieser Erde; Brüder, ich rufe Euch ein Lebewohl zu für ewig!“

Er schwieg und raffte sich auf, als er sah, daß der Mond schon hoch stehe. — Sie kommen zu ihm herab und winden sich behend und umringen ihn allseits in schwarzem Umkreise, dann — als sie näher herangekommen waren, — bleiben sie stehen und rufen: „Wohin gehst Du, Feldherr?“ — Er streckte den Arm gegen den Lichtschein aus, der hinter den Anhöhen blaß flammte. — „Halt' an! — —, das ist das Hochzeitsfeuer aus der Burg Deiner Väter, das am Himmel wiederscheint, wir lassen Dich nicht ziehen zu Jenen, die Dich nicht mögen, zu der, die Dich verrathen!“ — Als er diese

Digitized by Google

Worte vernommen, sprang er vom Steine herab, seine Stimme durchbohrte die Brust aller Anwesenden: — „Lügner! sie hat mich nicht verrathen, denn heute noch wird sie bei mir schlafen, schlafen für ewig! Ich habe Euch das Haus und das Gut meiner Väter geopfert und das Leben und das Glück mit ihr. Aber den Tod mit ihr habe ich mir vorbehalten, dieser mein Augenblick ist gekommen, lasset mich!“ — Und er schritt durch ihre Mitte dahin, den Federbusch seiner Mütze wehte der Wind zurück, zurück die Locken der dunklen Haare und die Falten des Mantels, er aber ging vorwärts und wo er mit der Hand ein Zeichen gab, dort ward es öde, ein verworrenes Lärmen erhob sich, die Einen knieten nieder, Andere liefen ihm nach und stehen wieder in der Ferne wie eine Mauer vor ihm und Alle flehen, daß er bleibe, sie versprechen ihm die Braut zu rauben, sie rufen Gott als Zeugen an, daß sie das Schloß — obschon dasselbe eine auserlesene Ritterschaft birgt — vor Tagesanbruch bezwingen werden. — Er blieb stehen, Stille trat ein, seine Stimme erschallte, woltönend, wie in den guten Tagen, aber entschieden, wie auf dem Schlachtfelde: — „Dank Euch, Brüder! Aber den in den Gemächern meiner Ahnen schlafenden Greis soll das Geklirr Eurer Schwerter nicht erwecken, — unter dem Schatten seiner Hand bin ich herangewachsen. Er zuerst hat mich den Namen Vaterland gelehrt. Er war der Erste, der mein Herz mit der Wonne der Schlachten bekannt gemacht. Bevor Ihr auf seinem Schlosse diese schwarzen, diese heiligen, diese meine eigenen Banner aufpflanzet, muß ich sterben. Dies ist mein Schicksal — noch einmal — lebet wohl!“ — Und er entfernte sich einige Schritte und fügte hinzu, als spräche er nicht mehr zu den Anderen, sondern zu sich selbst: „Was der Priester vereint hat, das soll der Mensch nicht lösen, er müßte es denn zerschneiden!“ — Und unwillkürlich erhob er den Dolch, die Klinge tauchte sich in die Strahlen des Mondes, gleich einem neugebornen Meteor, leuchtend und rein.

Sie blickten ihm nach, dann folgten sie ihm schweigend aus der Ferne, gesenkten Hauptes, denn sie wußten, daß, was er einmal ausgesprochen, unfehlbar geschehen wird. Schon lange liefen Prophezeiungen um, die ihm den Untergang verkündeten. Zuweilen äußerte er selbst, die Hände der Genossen drückend, der Tag der Trennung sei nicht ferne. Und nicht vom Schwerte der Feinde in der Nähe, nicht von einem Geschosse aus der Ferne sollte er fallen, auch nicht entkräftet auf dem Krankenlager verlöschen. Einen andern Tod verhießen ihm die eigenen Träume und fremde Zaubersprüche! — In Todesstimmung schritten daher die Verschwörer hinter ihm einher. Er erschien ihnen bereits wie ein Gespenst. — Aber als er die Anhöhe zu erklimmen begann, als der Federbusch seiner Mütze über die Sträuche und

Digitized by Google

Felsen hinwegwehend, hiehin und dorthin glitt, bald verschwand und bald wieder weiß in die Höhe emportauchte, setzten sie ihm nach. Und so kletterten er und sie, getrennt von einander durch die Abhänge des Rasens, zu einem und demselben Gipfel empor. Er erreichte ihn zuerst. Von hier sah man den Lichtschein und die Zinnen des Schlosses noch besser — und hart zu seinen Füßen ein Abgrund, erbrausend vom Getöse fahler Gewässer, und ein Baumstamm aus Fichtenholz als Brücke geworfen von Anhöhe zu Anhöhe, — bevor er darauf zu treten vermochte, umringten sie ihn wieder, — er warf sich ihnen entgegen, stieß die Nächsten zurück nnd mit zwei Sprüngen über das wankende Holz erreichte er die gegenüberliegende Anhöhe. Er fiel leicht hin, neigte sich gewandt, und mit riesiger Kraft reißt er den Baumstamm unter den Steinen hervor, die ihn festhielten, schüttelte ihn und ließ ihn los, der Baumstamm neigt sich wie ein Pendel, durcheilt den Raum und bleibt, an die Felsen schwer anschlagend, an dem andern Ufer hängen. — Es war ihnen, als ob ein Blitz ihre Augen blendete — jetzt ist er vorüber, aber zu spät — vergebens rufen sie und strecken die Arme aus — schon hat er sich durch diesen Abgrund von ihnen für immer getrennt — noch einmal wird seine Stirne sichtbar, beleuchtet vom Monde, in der ganzen Schönheit des Lebens! Es schien, als wollte er sein Volk segnen, denn er hielt die Hände über den Abgrund ausgestreckt und rief: — „Im Namen Gottes! Ewiger Kampf zwischen Euch und dem Könige aus dem Süden!“ — Zehn Felsen im Umkreise wiederholten den Ruf, und die Tiefe des Abgrundes wiederholte ihn auch — in demselben Augenblicke verschwand der Feldherr zwischen den Gesträuchen. — Die Verschwörer horchen noch, aber außer dem Tosen der Wellen spricht Niemand mehr zu ihnen!

Unglücklicher! Jetzt erst glänzt in Deinen Augen der Funke des Wahnsinns! Du rangst mit ihm unter der Last der brüderlichen Blicke, Du mochtest ihnen nicht ein Bild der Schwäche nach Dir hinterlassen, aber sobald es nur frei und einsam um Dich geworden, warfst Du die Würde hinweg, wie einen Mantel auf die Dornen des Weges! Du eilst, von Rache getrieben, Du wiegst dich über Abstürzen, Du rennst durch Klüfte dahin. — Die aufgeschreckte Eule erhebt sich aus den Sträuchen, schlägt mit den Flügeln und versinkt auf's Neue! Der im Lichte des Mondes lauernde Fuchs schleicht sich still in dunkleres Dickicht. Die Wölfe bleiben stehen zu beiden Seiten des Engpasses. Wie ein Pfeil saustest Du vorüber, ohne ihr Heulen zu hören, — sie fielen zu Boden vor dem Glanze Deiner Augen! — Schon hast Du die Ebene erreicht. Ein Irrlicht kam geflogen aus dem nahen Moor, wild lachtest Du auf. — „Mit mir um die Wette, mein Freund!“ — es wand sich rings um deine Mütze und begoß Dir mit einem Streifen fahlen

Digitized by Google

Lichtes die Brust. Beide gleich flüchtig und gleich hinfällig, waret Ihr einen Augenblick lang in brüderlichem Bunde vereint, aber das Irrlicht erlosch zuerst. Du, nun wieder ganz schwarz, jagst über die Wiesen und näherst Dich dem Schlosse der Vorfahren!

Und das Schloß auf der Anhöhe strahlt in hunderten von Lichtern. Die gegen die Ebene abfallenden Gärten liegen so durchsichtig, so stille, so schlummernd da, daß sie von dem Glücke der Braut zu träumen scheinen, über ihnen ergießt sich der Widerhall der Hochzeitsmusik. Der fliegende Schritt des Feldherrn hat den Rasen erreicht, ihm war, als habe er den Anfang eines Liedes vernommen, seine fern tönenden Strophen waren eher Traum als Wesen, aber in diesem Nebel von Tönen erkannte er den Ausdruck weiblicher Stimmen, er gedachte des altherkömmlichen Gebrauches am Hochzeitstage, und behender noch als zuvor, eilte er den Gärten zu, mit beiden Händen bohrte er sich mit den Nägeln in die Spalten der Mauer ein, hob sich in die Höhe, blieb hangen, stützte sich mit den Füßen auf das Moos, erfaßte mit den Händen den Epheu und schnellte wieder empor, und er hatte die Mauer übersetzt! Dumpf rauschte das niedergetretene Gras. Er erhob sich mit dreifacher Kraft, als er den Boden berührt hatte und eilte dahin auf wohlbekannte Pfade.

Eichen, Ahornbäume, Lärchen, — die letzten Reste eines großen Waldes — dehnen sich in schwarzen Reihen. Hie und da niedere Dickichte, Weingärten, Wiesen und das Lied der Nachtigall und das Murmeln der Bäche, weiter Trauerweiden und da unten die Stille der bläulichen von Sternen durchwirkten Gewässer.

In den Tagen seiner Jugend hatte er unter diesen Bäumen gespielt, auf diesen Gewässern geschwommen, aber ihn halten jetzt die Erinnerungen der Vergangenheit nicht auf, nur im Haine der aufgeblühten Jasmine, am Fuße des Schloßberges seufzte er tief, als er in der Nähe eines uralten Steinblockes vorbeiflog. Hier, in Nächten, der heutigen ähnlich, pflegte sich das Mädchen, der Wache entschlüpfend, dem verbannten Bruder zu zeigen — hier flammte in ihren Augen das heilige Versprechen und der Friede treuer Erfüllungen ruhte auf ihrer Stirne. — Er eilt weiter und wendet das Antlitz zurück zum grauen Stein!

Zwischen Springbrunnen und Orangenbäumen führen von Wölbungen überdeckte Stiegen in das Schloß, durch die granit'nen Spitzen der gothischen Bogen fallen auf sie, die silbernen Fenstergitter abbildend, die Strahlen des Mondes. Er, gleich sicher, sei es auf den hervortretenden Stellen des Lichtes, oder in den Zwischenräumen der Finsterniß, drängt vorwärts, klettert

Digitized by Google

empor, erhebt sich immer höher, endlich stand er auf der Gleiche mit dem Kreuzgang des Schlosses. Hier riß er den Federbusch von der Mütze und steckte den Kopf unter der Wölbung hervor. Ueberall öde, von der linken Seite vernimmt man Gesang und Lärm, er vernahm, wie von ihnen die Wände des Festsaales hallten, rechts Schweigen, rechts eine lange Reihe von Fenstern, die nur im Mondeslichte funkelten, aber am Ende des Kreuzganges, dort wo die westliche Bastei beginnt, dringt ein Strahl einer Lampe durch die offene Glasthüre, und zuweilen erschallt es von dort, wie ein Seufzer, der aber so schwer vernehmlich ist in seinem flüchtigen Vorüberfliegen, daß man ihn vielmehr mit dem Verlangen der Seele, als mit dem Gehöre zu erlauschen vermag. Er erhaschte ihn und sprang aus dem Schatten des gedeckten Ganges hervor, wie ein vom Todte Auferstehender, und er schlich, die eigenen Schritte anflehend, daß sie schweigen, er schlich — sich auf die Pfeiler und Geländer stützend — mit dem ganzen Körper nach vorwärts gebeugt. Aber bevor er die geöffneten Flügel erreichte, als er schon den Vorhang sah, der über ihnen herausdringend schneeweiß in der Luft spielte, als er fühlte, daß hinter dieser dünnen Hülle Tod und Leben seiner harren, denen er mit gefesselten Händen entgegengehe, blieb er stehen und legte die Hand auf das Herz, — denn ihm schien, als spränge ihm das Herz aus der Brust, — die Finger trafen auf den kalten Stahl des Dolches, er preßte und preßte ihn und näherte sich von der Seite und legte die Stirne an die Scheiben der gothischen Thür. Ein Wunder, daß die Stirn nicht barst!

Anfangs erblickte er nur schwarze Flecken und feurige Funken, die aus der Tiefe seines eigenen Hirnes empordrangen, — allmälig begann es sich zu lichten, — die blaue Tapete trat bald hervor, bald verschwamm sie in Nebel, — die silberne Lampe flackert bald auf, bald verschwindet sie. Ein riesiger Spiegel, goldumrahmt, zeigt sich seinen Augen, Halsgehänge, Ketten, Armspangen, schimmernd durcheinandergeworfen, — jetzt sah er durch, es zittert nichts mehr, es flimmert nichts mehr.

Unter einem purpurrothen Betthimmel sitzt die Braut ganz allein. Man sieht, der Chor der Frauen hat sie beim Abschied mit Blumen beworfen, denn ihre Haare, ihre Brust sind voll von ihnen und die auf dem Teppiche gekreuzten Füße verschwinden unter Rosenblüthen. Zuweilen seufzt sie, gleich Bewußtlosen, die der erlittenen Schmerzen nicht mehr gedenken, sie nur dumpf empfinden, selber zum Schmerze geworden sind! — Da gleitet eine Blume von ihrer Brust herab und fällt zu Boden, — und so wie die Veilchen, Myrthen und Lilien von ihrem schneeweißen Kleide herabgleiten, so fließen mit jedem Seufzer die Thränen langsam über ihr weißes Antlitz!

Digitized by Google

Ein wenig geöffnet knarrte die Thüre, — unwillkürlich zuckten ihre Arme zusammen, sie erhob ihren Hals gleich einem Reh, das die Stimme anfallender Hunde aufgeschreckt. Sie lauscht, harrt, erglüht. Und wieder hat sich etwas bewegt. — Sie fährt empor, flieht in den Hintergrund des Gemaches, klammert sich an die Falten des Vorhanges, windet sie um sich und kommt wieder hervor, eilt weiter, endlich fällt sie auf die Kniee und schreit auf: „Du!“ — Weiter reicht ihre Kraft nicht, in dieses einzige Wort schloß sie ihre letzte Hoffnung ein, und unbeweglich blieb sie an derselben Stelle, in derselben Haltung! — Nichts ist mehr vernehmbar, verschollen sind irgendwo Schritte und Stimmen, die vor einer Weile getönt. Da plötzlich brach das Schweigen. — Der, den sie heraufbeschworen, stand vor ihr und zog sie vom Boden empor, aber er drückte sie nicht an das Herz, er sprach nur: „Da bin ich!“

Sie lebte auf, sie blühte in wundersamem Lächeln auf: — „Ich habe es gewußt, ich habe es gewußt, daß Du mir in der verhängnißvollen Stunde erscheinen wirst. Aber Du hast mich vielleicht verflucht im Herzen — ich weiß — ach! höre, denn sie haben keine Eile, sie kommen noch nicht, höre mich! — Als sie mich in die Kirche führten, suchte ich Dich im Geiste ringsumher, denn die Augen versagten mir den Dienst, von Thränen zu Boden gezogen, — im Schlosse während der Tänze, als mir Alle Glück wünschten, horchte ich, ob Deine Stimme die anderen nicht übertönen wird, und jetzt noch, da jeder Augenblick mir das Todesringen brachte und mir das Verderben bringen konnte, verließ mich mein Glaube nicht. Starr saß ich da, und der Blick der Seele jagte nach Dir auf weitem Gefilde, — ich fühlte im Herzen, daß Du die unteren Gärten durcheilst, — was ich fühlte, ist wahr geworden, — gib mir die Hand — ich bin erlöst!“ — Und sich biegend wie eine schlanke Rebe, stützte sie sich kühn auf seinen Arm.

Wer hat im Traume eine der Hölle entrissene, in den Himmel entführte Seele gesehen? Wer hat es empfunden, eine Weile ein Gott zu sein, wenn der Donnerschlag des Glückes ins Herz schlägt? — Der Heerführer war im Gedanken hergeschritten, eine Treubrüchige zu finden; nun, da er eine Liebende vernahm, vergaß er Rache und Tod: Mächtig und unsterblich ist er geworden! Heute erst beginnt seine Jugend, Liebe wird der eine ihrer Flügel, Ruhm der andere sein. Bei der Asche der Väter! Er wird zurückkehren zu den verlassenen Brüdern und folgen wird ihm die, die der Rettung sicher, die, an seinem Arme hängend, den Faden der eigenen Zukunft in seine Hände zu legen scheint! — Wallet hin, buntfarbige Wolken der Phantasie! Ihr seid schön, denn die Sonne des Lebens vergoldet Euch im Untergange! —

Digitized by Google

In Fiebergluth, in Trunkenheit rief er mit klangvoller Stimme, mit der Stimme der Verführung: — „Weßhalb trägst Du diesen Ring? War es nicht besser, sich durch die Flucht in jene Berge frei zu machen vor der Hochzeit? Aber auch jetzt werden sie Dich retten, denn dort bin ich Herr! —"

— „Du fragst nach der Vergangenheit, o Gott! Gott! da uns so wenig von der Gegenwart geblieben! Verstehst Du mich denn nicht? Zweifelst Du noch an mir? Habe ich Dir doch geschworen, daß Dein Volk mein Volk und Dein Gott mein Gott sein wird! — Ich werde es halten! Aber zuvor mußte ich vom Vater Abschied nehmen, — unterbrich nicht, wenn Du nicht traust, höre bis zu Ende, — ziehe nur das Schwert, — sollten sie kommen, so werde ich mich in Deine Arme werfen! — Ach! Der Vater kam, und bat und flehte! — Du weißt, mit welch' harter Stimme er zu befehlen weiß, — aber für mich erschollen keine Befehle aus seiner greisen Brust, den Blitz des Fluches verhüllte er in Thränen und er seufzte und klagte über das einzige Kind, das ihn ins Grab stoße. Der Fürst, der künftige Eidam, versprach, unseren Namen anzunehmen, er führte seine Hörigen vor das Schloß und sprach zum Vater: Sie werden die Deinen sein! Der Vater kniete vor mir nieder und legte meine Hand auf die grauen Haare, das Blut sprengte ihm die Schläfe, sichtbar lag auf seiner Stirne der erlöschende Traum seines ganzen Lebens, das Trugbild der Größe und der Herrschaft, und streckte die Hände zu mir aus! Da erfaßte mich unendliche Kraft! Ich sprach das Wort der Einwilligung aus, ich gab meine Hand dem Unbekannten, Gleichgiltigen. — Ach! Unerträglich Jeder, der nicht Deine Augen hat, nicht mit Deiner Stimme spricht, nicht Dein Schwert trägt und nicht Deinen Sinn athmet! — Für seine Tochter erhielt der Herr dieses Schlosses einen Sohn. Tausend fremde Ritter stützten den alten Bau unseres Geschlechtes. — Jetzt kann ich fort, jetzt wiederhole ich Dir: Dein Volk ist das meine und Dein Gott der meine. Aber dieses Volk, dieser Gott, dieser mein Glaube, weißt Du auch, wie er sich heute nennt?" — Die Arme rund um ihre Mitte schlingend und gegen den Kreuzgang blickend, rief der Jüngling: „Wie? sprich, wie?" — Da erwiderte sie mit der Stimme des Vorwurfes: „Zweifelst Du? — Der Tod. So lange ich auf Erden bin, bin ich die Gattin eines anderen Menschen, gewinnen kannst Du mich bloß im Reiche der Geister, aber der Pfad dahin ist nicht lang, sieh', von derselben Länge, wie Dein Stahl!"

Dieses Wort: „Gattin" fiel von ihren Lippen wie ein Stein auf das Herz des Heerführers und weckte ihn aus dem letzten Traume, den er auf

Digitized by Google

Erden geträumt. Vermag er sie auch durch das Schwert von der Verfolgung des Vaters und Mannes zu trennen, so kann er sie vor dem Fluche der Kirche nicht bewahren, denn was der Priester einmal vereint, das darf der Mensch nicht lösen. — Ach! Kalt und matt ward es in der Seele des Heerführers. Dieser Eine Augenblick des Glückes, der jetzt schon vorüber war, hat ihm alle Kraft benommen. Er bebt vor Angst, als ob er erst jetzt die lange Hand des Todes ans Herz der Geliebten greifen sähe. — Nein, er ist nicht im Stande, den Dolch gegen sie zu zücken, — morgen, übermorgen wird er im ersten besten Kampfe fallen, sie aber lebe, die allerschönste Gestalt unter den Irdischen, sie bleibe auf Erden! — Er stöhnte auf und riß sich los, -- die Wände zerfallen vor seinem Auge und weinen, — er flieht, aber die Schwester holt ihn an der Schwelle ein: — „Was hast Du vor? Wohin jagst Du, Treuloser? Kamst Du denn nicht, mich zu erlösen? Mich entführen und entehren wolltest Du nur?"

— „O, verrathe mich nicht! O, verlasse mich nicht! Ueber eine Weile kommt der Fremdling hieher und mit seinem Hauche wird er Deine Unentweihte entweihen, und wenn Du selbst mich den Armen des Feindes ausliefern wirst, weißt Du auch, welch' einer Zukunft? Er wird mich an den königlichen Hof schleppen unter fremde Gesichter, inmitten von Trug und Hoffahrt, um mit meiner Schönheit zu prunken, um seinem Herrn zu zeigen, daß er die Blume eines alten Stammes gepflückt! — Und was wird dann der Herr beginnen? Und was sein Diener, mein Gemahl thun? — Sieh' die Alten. Sie lästern, was sie in der Jugend vergöttert, sie schätzen hoch, was sie einst verachtet, wer hat sie umgewandelt? Die Zeit, die Mörderin der Gefühle, die Zeit, diese abscheuliche Gärtnerin, die frische Rosen auf alte Ruinen pflanzt, sie wirft vielleicht auch auf meine Augen den Schleier, hinter welchem Dein Antlitz verschwinden wird. -- Ich werde allein, ganz allein sein. — Du in der Ferne, auf Felsen, in Höhlen, — allseits, überall Lockungen, in meinem Herzen nur Oede, und während Du umherirrst, werden vielleicht die königlichen Ritter bei den Gelagen meinen Namen wiederholen, vielleicht werden ihre lauten Scherze Dein Ohr erreichen und Du wirst Dich verfluchen, daß Du mich nicht getödtet! — Stoß zu in mein Herz, entreiße mich dem Scheusal!" — Und im Wahnwitz streckte sie die Arme aus, als wollte sie ein Schreckgesicht verscheuchen. — „Sieh'! Auf seiner Stirne das Wort: Schmach, in diamantenen Zeichen geprägt, in den Augen flammt die Hölle und statt der zwei Arme zwei zischende Nattern, sie ringeln sich durch die Luft, sie berühren mich, sie umschlingen mich, sie bohren ihre Köpfe in meine Brust, und wie aus einer Schale trinken sie aus

Digitized by Google

meinem Herzen mein reines, mein heiliges Blut!" — Da sank sie auf den Teppich hin, seine Füße mit ihren Thränen und mit ihren langen Flechten umströmend.

Wie eine Feder hob er sie auf. — „Bei dem Namen der heiligen Jungfrau! Nicht soll sich Dein irdisches Verhängniß erfüllen! Rein unter den Reinsten sollst Du dahinschwinden wie die Flamme des Weihrauchs!" — Da war's, als spränge ihm das Herz, denn die Züge seines männlichen Antlitzes verloren allen Halt, und er neigte das Haupt und in jede ihrer Thränen mischte er eine gleich bittere, gleich unaufhaltsame. — Dies aber war das letzte Zeichen der Schwäche oder des Schwankes, des Kampfes oder der Klage in ihm. Blasse Ruhe lagerte auf seinem Gesichte, und er preßte die Jungfrau an seine Brust: — „Mit diesem Kusse verurtheile ich Dich zum Tode. Von der Hand dessen, der zuerst Deine Wangen berührt hat und zugleich mit dem Hauche seines Mundes Dir seinen Namen nicht einzuhauchen vermochte, sollst Du sterben! — Kein anderer Gedanke führte mich zu Dir, Schwester, aber als ich Dich erblickte, verleitete mich die Versuchung des Glückes. — Vergib! Dann als ich matt ward inmitten meines Traumes, erfaßte Schrecken den Ermatteten! — Verzeih' mir! Jetzt sind Versuchung und Schrecken für immer gewichen — jetzt beten wir — denn zusammen müssen wir von dannen fliegen!" —

— „Nein! . . Du bleibe, um Dein Volk zu führen. — Ich werde im läuternden Feuer Dein harren in Geduld und Sehnsucht. — Wirf mir zuweilen dorthin, wo ich ruhen werde, eine Feder von Deinem Helme oder einen Ring von Deinem Panzer. — Der Todtengräber wird es des Morgens erblicken und sagen: „Es war Jemand hier in der Nacht, es gedenkt noch Jemand Ihrer!" — Und gespannten Blickes sah sie ihm hell in die Augen. — Er unterbrach sie mit eisernem Händedrucke: — „Meine eigene Seele und die Deine werde ich vor das Gericht Gottes führen!" — Und trauriger fügte er hinzu: — „Wie ich konnte, so lange ich konnte, habe ich meinem Volke gedient. Sein Banner habe ich an den Grenzen der Schlösser aufgepflanzt. Jetzt wird es diese Grenzen überschreiten. Wenn ich einen Tag länger lebte, weißt Du auch, wessen weiße Haare ich dem Sturmwinde preisgeben, wessen Höfe ich als Richter und Vertilger besetzen müßte? — O, eilen wir zugleich von dannen, Schwester. — Dort, wohin wir ziehen, kämpfen keine Jünglinge gegen Greise, dort gibt es nicht Verrath noch Knechtschaft, dort gibt es auch keine Rache!" —

Digitized by Google

Göttliche Begeisterung ergoß sich auf ihr Antlitz und sie warf sich in die Arme des Heerführers, — nicht mit Worten, noch mit Thränen vermag sie mehr zu danken, aber vom Finger reißt sie jetzt den goldenen Trauring des Verhaßten, geht hin zu den Kissen des Brautbettes, legt ihn hin auf eines derselben, dann wendet sie sich um zum Feldherrn: — „Jetzt bist Du mein Herr und Mann für ewig!" — Und die Augen senkend kniet sie rasch nieder und beginnt zu beten das Gebet der Sterbenden. Er kniete gleichfalls nieder — zuweilen sprach er ihre Worte nach, zuweilen schwieg er in düsterem Ernste, da wendet er sich um nach der gegen die Halle geöffneten Thür und spricht: — „Die Morgendämmerung bricht an." — In diesem Augenblicke ertönten aus den nahen Hainen die Stimmen der erwachenden Vögel, — sie erblaßte. — „Stütze Dich auf meinen Arm, — komm' noch einmal mit mir, einen Blick auf die Welt zu werfen!" — Sie folgte ihm, und Beide traten auf die Schwelle des Säulenganges.

Der Mond erblaßt irgendwo hinter der Anhöhe des Schlosses, seine letzten Strahlen irren kühn umher über die unteren Gärten, in der Luft wallen die Dünste gleich königlichen Mänteln, gleich Mädchenschleiern, umsäumt vom Purpur der Morgenröthe. Alle Bilder und Verheißungen des Lebens traten noch einmal in diesem vorletzten Augenblicke vor ihre Augen, dicht in der Nähe das Säuseln und der Glanz der Springbrunnen, die lieblichen Gestalten der Pfeiler, die mit Maiblüthen geschmückten Sträuche! Weiter auf der Anhöhe der immer heller werdende Steg der Flucht und unten der dichte Wald, hinter dem Walde bereits offene Gefilde, und noch weiter im Strahlen der Morgendämmerung der Gipfel der freien Berge! Aus der Mitte ihrer Spitzen sollte einst dem Helden der Stern des Ruhmes aufgehen und jetzt wird ihm dieser ganze Horizont nichts sein als ein Grab der Vergessenheit! Er heftet den Blick auf die Berge und nimmt muthigen Abschied von ihnen, — sie drängt sich gesenkten Hauptes dicht an ihn, sei es, ein rascheres Ende verlangend, sei es, einen Blick der Liebe. — Vergebens rief ihnen die immer lebendiger sich regende Welt immer lauter zu, daß sie die Zeit nicht hinwerfen um die Ewigkeit, — Niemand weiß, was in ihren Seelen vorging. — Sie hing immer schwerer am Arme des Bruders und der Morgenwind spielte mit ihrem Haar!

Auf einmal brachten wilde Stimmen irgend ein Lebehoch aus im entfernten Saale. Er schauderte empor — sie hört vielleicht nicht mehr — dann erscholl in der Halle der Lärm dichter Schritte und von seitwärts schimmerten Fackeln. „Gott!" rief er, „Du wirst doch meinen Brüdern den Sieg gewähren!" Und er trug die Erstarrte in das Innere des Braut-

Digitized by Google

gemaches. An die Mauern des Schlosses schlagen, wie Bälle, die Toaste des halbtrunkenen Schwarmes. Jetzt eilt gewiß der Bräutigam zur Gattin, beim ersten Strahl des Tages. — „Siehst Du," schrie sie auf, indem sie die Hände gegen den Spiegel ausstreckte — und erkannte sich selbst nicht mehr — „siehst Du, wie schön mein Engel ist!" — „Ah! Schön"! — wiederholte der Feldherr mit dumpfem Seufzer und drückte die Sinkende an seine Brust, mit der anderen Hand erhob er den tödtlichen Stahl! — In diesem Augenblicke näherte sich der Widerhall rascher, leichtfertiger Schritte der Thür des Kreuzganges.

Digitized by Google

III.

Im Gemache, in dem der Vater wohnte, allwo der Großvater und Urgroßvater gewohnt hatten und gestorben waren, saß der Alte auf ihrem altvererbten Bette, — er gönnte keine Bequemlichkeit dem greisen Leibe, er legte die Gewänder nicht ab, die Diener stieß er mit zornigem Worte hinweg, nur die Kette mit dem königlichen Bildnisse warf er vom Halse, nur das Schwert band er ab und lehnte es an den Eichentisch. Hinter dem Bette ist eine in die Wand gemauerte Kapelle mit einem Altar und einer Lampe aus reinem Golde. Er wendet sich zu ihr nicht um, um das tägliche Gebet vor dem Einschlafen zu sprechen. Er weiß, daß er heute nicht einschlafen wird! Zuweilen nur erhebt er die Augen, sieht die Bilder der Ahnen an, die mit unverrücktem Blicke nach ihm schauen, und sobald er ihren Kreis überblickt hat, läßt er die Augen wieder traurig sinken.

Wißt Ihr es auch, Ihr Jünglinge, Söhne des Lichtes, Versucher des Sturmes, was in der Seele der Greise vorgeht, wenn ihre Hoffnungen in Trümmer gehen, ihre letzten Herzensziele auf Erden? — O nein, nie hat Euch das Schicksal ein so bitteres Gift gereicht. Gleich einem Sclaven, trägt Euch die Zeit auf ihren Flügeln und zerschneidet mit den Flügeln den Raum, — wenn auch hundert Sterne im Rücken verlöschen, so entzünden sich hundert andere vor ihr. Vorwärts in die Unendlichkeit! — das ist Euer Losungswort. Aber *sie* haben kein Morgen! — schon liegt ihr Sarg quer über der Schwelle und Ein Stern nur flimmert über ihrem Auge. Sie beten zu ihm: „Süß bist du und treu — du entfliehst nicht, als wie der Mond in den Seen der Jugend, noch zerstiebst Du, wie ein Meteor in warmen Sommernächten, erst nach einem langen Wege erblickten wir Dein gutes Licht, o, sei uns treu, o, leuchte über unserem Hause, auf daß wir noch leben können auf Erden!“ — Da tritt die Wahrheit ein in ihre Behausungen, gleitet wie eine Schlange glatt, nackt, inmitten der Schloßmauern dahin und erreicht die Schwelle und setzt sich hin auf den Sarg, das Urtheil der Enttäuschung singend, — beim Laute ihrer Stimme reißt sich der letzte Strahl vom Himmel los und ewige Nacht wird der Name der Welt!

Seht! vom Altweibersommer ist nicht Ein schneeweißes Gespinnst in der Hand des Greises geblieben! — Höret Ihr, wie die Thränen der

Digitized by Google

Tochter auf seine Seele gleich glühenden Kohlen zu fallen begannen? Wie das Gelächter ihres Mannes, des Fürsten, unaufhörlich in seinem Ohre summt? Er ist von seinem Lager aufgesprungen und schreitet in kräftigen Schritten auf und ab. — Vergebens sind siebzig Winter über seinem Haupte vorübergezogen, er ist noch immer stolz! Er hat noch immer das Geheimniß des Lebens nicht errathen! — Der Wirrwarr des Entsetzens, der Rache, des Zweifels, der Entschlüsse hat sein Herz auf das Rad der Qual geflochten. — Den König, den Eidam und sich verflucht er, — aber nicht bricht das Herz, bevor der erste Strahl der Sonne aufgeht!

Endlich fiel der abgestumpfte Körper in einen Sessel mit vergoldeten Lehnen und Wappen. Er ließ die Arme sinken, die Füße hingen schlaff herab, das entschleierte leblose Auge starrte nach der gegenüberliegenden Wand. Obschon er die Lippen nicht bewegt, däucht ihm fortwährend, er höre seine eigene Stimme, — obschon er steif daliegt, däucht ihm fortwährend, er durcheile die Gemächer des Schlosses, bis er den Festsaal betritt und wieder den Jüngling inmitten des Schwarmes sitzen sieht. — „Von dannen, Fürst, Fremdling aus fernem Lande! Erhebet Euch, meine Ahnen aus den Grüften und umkreiset ihn. Schwarzer Hetman — schlage ihm den Pokal aus der Hand, — du römischer Cardinal — sprich über ihn den Bannfluch der Trennung!“ — Und man vernimmt den Klang von Todtentritten, der von der Burgkapelle herzieht. Weit auf sprangen die riesigen Pforten, — die Hervorgerufenen treten ein. — Der Bräutigam greift zum Säbel und trinkt mit der andern Hand den Todten zu. — Da sucht der Alte selbst sein Schwert, stürzt auf das Schwert zu, das in der Ferne an der Wand hängt, — er fleht zu Gott, daß er rascher zu seinem Schwerte gelange, — er schleppt sich auf den Knien, fällt und schleppt sich wieder, bis er den Cardinal in dem von der Feuchtigkeit der Grüfte gebleichten Purpur erblickt. — Dieser legt die kalte Hand auf seine Stirn und spricht: „Was der Priester einmal vereinigt, das soll der Mensch auf Erden nicht lösen!“ — Und die Schatten verschwänden — und der Festsaal zerfloß — und wieder sieht er sich im eigenen Schlafzimmer, auf demselben Sessel, — dumpf, öde, entsetzlich, — in diesem Augenblicke schlug die Uhr der Wojewoden die zweite Stunde!

Entsetzlich, immer entsetzlicher! Aus der Kapelle hinter dem Bette warf die Lampe einen grünlichen Schimmer. — Beim ewigen Gotte! eine weiße Gestalt kniet und stöhnt auf den Stufen des Altars, — plötzlich wendet sie sich um und schwebt gegen den Altar zu, — die Hände auf der Brust gekreuzt, das Kleid, gleich den Gewändern von Bildsäulen, bricht sich in tausend Falten, aber sie bewegt sich nicht; — das Gesicht wohl bekannt, einst geliebt: — es ist

Digitized by Google

das Gesicht der seligen Gattin, — von Neuem öffneten sich die Lippen, aber die Stimme tönt nicht, wie ehemals, weich und traut, vielmehr gebieterisch und vorwurfsvoll. — Er wollte ihr antworten und konnte nicht den Arm ausstrecken, nur folgen mußte er durch die dunklen Gänge des Schlosses, dort, wohin sie ihn führte, — bei der Kapelle, bei der eigenen Gruft hielt sie nicht inne, sie schritt durch die Rüstkammer inmitten der Panzer und Helme, schritt immer weiter bis zur westlichen Bastei, sie trat auf die Stiege, die verriegelte Thür öffnete sich vor ihr wie ein stilles Lippenpaar, sie zog den Greis mit einem Winke hinter sich her. Er erkannte die Schatzkammer und den in die Wand gemauerten Schießthurm über dem Brautgemache der Schloßherrinnen. Dort bedeutet ihm die Todte zu halten und zu schauen!

Beim Himmel! — Vor dem Brautbette gegenüber dem Spiegel sah er die Tochter in den Armen eines Mannes in Rüstung, er erkannte die feurigen Augen und die hohe Stirne des Verbannten, er erblickte den blanken Stahl in seiner Hand, er vernahm eine Stimme, tönend, gleich dem Klange der Glasharmonika: — „Stoß muthig zu, denn nicht Du wirst mich tödten, mich hat der Vater schon zuvor getödtet!“ — Und dies sprechend, drängte sich die weibliche Gestalt unter den Stahl des Ritters. — Der Greis spornte alle Kräfte zum Schrei an, allein er brach nicht das Schweigen. Mit den Händen versucht er den Schießthurm zu zerreißen, — der kalte Granit regte sich nicht. — Da däuchte ihm, er sei in die Kniee gesunken, er habe dem Bruderssohne zugerufen: „Ich will sie Dir zum Weibe geben, ich will mit Dir gegen den König kämpfen, nur tödte mir nicht das einzige Kind!“ — Bald schien ihm, er flehe die Tochter an: „Kind, Kind, erbarme Dich, er wird Dein Mann werden, nur wolle nicht sterben!“ — Aber sie vernahm nicht seine Stimme, die Wände begoßen sich mit fahlem Lichte, — die Lampen beginnen zu erlöschen, — da hört man Lärm in dem Säulengange. Weinberauscht und hüpfend stürzt der Bräutigam in das Gemach, — angewurzelt steht er da, er greift mit der Hand an die Hüfte, — er findet nicht das Schwert, er schaut sich um, ruft, aber Niemand war ihm gefolgt. — Der Schrecken, gleich dem lebendigen Tode, erfaßte den Greis. — Der Bräutigam stürzt sich auf den Verbannten. Dieser stieß ihn weit weg, bis gegen das Fenster hin und fragt: „Weßhalb störest Du den Frieden der Todten?“ — Und in der Luft schwirrte etwas, einmal, ein zweites und ein drittes Mal. — Ein schwacher Schrei ertönte und verschwand, es erlöschen die Lampen, die einen nach den anderen, — noch brennt die letzte über dem Spiegel, — in ihren Strahlen verwickeln sich, steigen, sinken, endlich stürzen nieder die mit Blut besudelten Gestalten des Ritters und der Jungfrau. In demselben Augenblicke schlug die Uhr der

Digitized by Google

Wojewoden die dritte Stunde und wiederum erwachte der Greis im eigenen Schlafzimmer am Fuße des eigenen Stuhles.

Rings herum stehen dicht gedrängt Diener und Knappen mit Leuchtern — sie hatten ein Getöse vernommen, waren herbeigeeilt, fanden ihn liegend auf dem steinernen Fußboden mit verletzten Händen. — Er will sich erheben und fällt wieder zurück und ruft: „Rettet mein Mädchen — ermordet den Sohn meines Bruders!“ — Sie fassen ihn an und richten ihn halb auf. — „Ist es noch Nacht, ist es schon Tag? Wo bin ich?“ — Und er wankte hin zu dem an den Eichentisch angelehnten Schwerte, er erfaßte es, der Griff blieb ihm in der Hand, der Stahl fiel zur Erde und schleift hinter ihm nach, — große Thränen entströmten seinen Augenlidern. — Sie knieen vor ihm nieder, bitten um deutlichere Befehle. — „Mir nach, nur mir nach!“ — erwiderte er mit gebrochener Stimme und halb getragen von ihnen hastet er der Thür zu, gelangt in die Corridore, beeilt sich, mit seiner Ohnmacht ringend, wie der Schwimmer mit den Wellen. Die Diener blicken einander an und bekreuzigen sich mit dem heiligen Zeichen.

So folgte das Gesinde dem Stöhnenden, Ohnmächtigen gegen das Brautgemach zu. In tiefer Ruhe scheint dieser Theil des Schlosses zu liegen. Durch eine Reihe von Seitenthüren sieht man von der Ferne in dem Festsaale durcheinandergeworfene Tische und erlöschende Lichter. Durch die Fenster der Eingänge dringen schon die Knechte ein, dem Herrn mit Fackeln voran leuchtend. Aus der Biegung der dunklen Halle rennt ihnen in die Quere ein Mann, das Haar zerzaust, die Kleidung zerrissen, weder einen Dolch im Gürtel, noch ein Schwert an der Seite, und die Lippen blau und die Stirne fahl, wie wenn der Tod ihn im Vorbeigehen angehaucht hätte und er ihm noch immer entrinnen wollte. — „Lasset den Vater keinen Schritt weiter!“ Und er holte den Vater ein und ergriff ihn bei den Händen. — „Wo ist dein Weib?“ — Der Bräutigam fiel auf die Kniee: „Warte Vater, kehr' in Dein Gemach zurück, wecke nicht so zeitlich die schlafende Tochter.“ — „Du sagst also: Wecke sie nicht, somit wird sie noch erwachen? — Sprich die Wahrheit, Mensch, denn ein böser Geist hat mich mit einem schrecklichen Traume heimgesucht — ich sah sie, den Tod anrufend — und Du warst wehrlos, wie jetzt — und ein Dritter stand dort, der mein Kind ermordete — sag' an, das Alles ist doch ein eitler Scherz der Nacht, die mit dem armen Vater ihr Spiel treibt?“ —

Der Bräutigam ließ den Kopf sinken unter der unerträglichen Last dieser Frage, zittert am ganzen Körper und mit erhobenen Händen wehrt er den Greis ab. — „Du schweigst? Ha! Gott hat mich gestraft, daß ich

Digitized by Google

mich vor Deinem Könige geneigt und eine Verbindung mit Deinem widerwärtigen Blute gesucht hab'. Fremdling! Jetzt bin ich ganz allein auf Erden geblieben!" Bei diesem Geschrei des Greises erbebten alle Scheiben der Fenster und alle Herzen der Anwesenden. — Er erfaßte das Schwert mit beiden Händen. „Du schweigst? Meine Väter waren Feinde der Deinen, hätte ich einen Sohn, so wäre er Dein Feind, — ich hatte nur eine Tochter, ein einziges Kind — nimm diese Erbschaft nach ihr!" Und er stieß mit dem Schwerte, aber der Stahl entfällt seinen Händen und zerbricht an den nahen Pfeilern — bei diesem Klange raffte der Bräutigam sich auf und versucht es noch, den Greis zurückzuhalten. — Sie ringen mit einander, vor Verwunderung und Entsetzen sich selbst nicht gleich, nach Art wilder Thiere. — Aber die Verzweiflung hat die greisen Arme für eine Weile in eiserne Zwingen umgeschmiedet. — Der Bräutigam, obschon wie ein Tänzer geschmeidig, fühlt schon auf seinen Armen die Hände des Gegners, biegt sich schon entzwei. — Der Greis hat den Ermattenden ganz niedergeworfen und ist über den ausgestreckten Körper hinweggeschritten. Jetzt bedarf er keiner fremden Hilfe mehr. Er geht allein weiter, Gluth im Blicke, in riesigem Schatten sich an den Wänden brechend, in aufgelösten Gewändern, mit furchtbarer Kühnheit. — Die Diener rennen ihm nach, die Wölbung erdröhnt unter dem Widerhalle ihrer Schritte. Noch trennt sie nur eine Stube von der Kammer der Schloßherrinnen — am anderen Ende derselben sieht man die angelweit offene Thür, hinter ihr einen Theil der Teppiche und Wände des Brautgemaches und das von den Strahlen des Sonnenaufganges hellroth erleuchtete Fenster des Kreuzganges. Sonst Alles leer und stumm, nur das Geräusch der nahen Springbrunnen ist zu vernehmen. Der Greis eilt geradeaus gegen jene Thür und die aufgehende Sonne!

Und als er die Schwelle betrat, fiel ihm das purpurrothe Antlitz der Sonne in die Augen. — Ihm däuchte, er sehe das blutige Herz Gottes in den Welträumen. Einen Augenblick geblendet, geht er weiter — tappend, bis er da wieder rothes Blut erblickte, auf der Erde. — Alle Gespenster des schrecklichen Traumes umgaben ihn neuerdings in den Strahlen der Wirklichkeit. — So wie er sie hinstürzen sah, so liegen hart vor ihm ausgestreckt die Körper der Tochter und des Brudersohnes. — Er streckte die Arme in die Höhe nach Art der Ertrinkenden und schlug mit ihnen in die leere Luft, wie wenn er dieser Hölle der Trugbilder zu entrinnen strebte — dann blieb er unbeweglich auf der Stelle stehen! — Indessen drängen sich die erwachten Gäste, das Gesinde, die Vasallen von allen Seiten in das Gemach, und Jeder erstarrt beim Eingange und wird zu Stein. — Aller Augen sind gerichtet auf den abgewendeten Herrn und auf die Leichen der Erschlagenen.

Digitized by Google

Beide liegen am Fuße des Brautbettes. — Der Arm des Verbannten umkost noch immer den Hals der Schwester, ihr Haupt ruht auf seinem Panzer oberhalb des Dolches, der in seiner Brust steckt, — Niemand hat ihnen die Lider geschlossen, — in immer hellerem Lichte der Sonne funkeln ihre Augensterne und überall ringsum Blut, und auf dem Panzer des Heerführers und auf der Brust der Geliebten gerinnt es schon zu schwärzlichen Korallen, — über diesem erstarrenden Blute ruhen ihre Gesichter, von fahlem Frieden umflossen, — auf dem Munde der Jungfrau haftet es, wie die Erinnerung eines Lächelns, — auf der Stirn des Ritters schwebt noch gleichsam ein Schatten von Stolz. — Die Todesqual ward ihnen sichtlich leicht in der Verzückung des Geistes!

Der Greis steht noch immer da, wie er dastand, — ohne zu klagen, ohne zu zucken, ohne sich niederzubeugen, — die Anwesenden, gedrängt von neuen Ankömmlingen, müssen allmälig im Halbkreise weiter vorrücken, — sie halten den Athem an, sie fassen die Schwerter mit beiden Händen, auf daß sie nicht klirren, von Angst erfüllt vor dem Augenblicke, in dem der Herr sein Antlitz zu ihnen wenden wird. — Großer Gott! diesem Gesichte gegenüber wird ihnen der Muth versagen!

Jesus Maria! welches Wunder? — Er begrüßte mit der Hand die Anwesenden leutselig und vornehm, so wie er es stets zu thun pflegte; — wie entrückt, wie unkundig der Wirklichkeit, betrachtete er ihre Gestalten und rieb sich die Augenlider, und feurige Fieberhitze flammte auf seinen Gesichtszügen. — „Ungarwein her — ich will das Wohl der Bürger trinken!“ — Niemand rührte sich von der Stelle — Alle waren versteinert in der Runde. — „Waschet das Blut weg, bevor mein Mägdelein zurückkehrt!“ — Niemand rührt sich von der Stelle — Jeder ließ den Kopf hängen, nicht im Stande seinen Blick zu ertragen. — „Ha! Ihr wisset nicht, daß wir all' dies träumen! — Ein hartnäckiger, langer, verfluchter Traum — aber bald muß es tagen und ich werde erwachen.“ — Dies sprechend, ging er in die Halle hinaus. — Hier schien er plötzlich von einem anderen Gedanken beschäftigt, er beugte sich über die Marmorlehne, blickte nach links und nach rechts, dann ruft er: „Hochansehnliche Herren und Brüder, gehen wir das junge Ehepaar suchen, sonderbar, daß sie so zeitlich spazieren gegangen sind.“

Und alsbald geht er durch die gewölbte Vorhalle hinab, auf demselben Wege, auf dem gestern sein Brudersohn in das Schloß eingedrungen war. Am Fuße der Anhöhe pflückte er einige Rosen: „Dies für mein gutes Mädchen! — leiser, Ihr da, leiser — wir wollen sie von ungefähr in diesem

Digitized by Google

Wäldchen antreffen und mit einem guten Morgen begrüßen." — Gesenkten Hauptes schritt das Gefolge hinter ihm her, unter die Schatten der Tannen und der traurigen Lärchen. — Die Stege und Pfade wanden sich abwechselnd enger und weiter in dunkle Tiefen, bald auf freie Streifen führend, bald an stachelbeerbewachsenen Hügeln hinauflaufend. — Der Greis begann die Tochter beim Namen zu rufen. — Das Echo spottete seiner ringsum, die Menschen schluchzten, hinter ihm schreitend. — Plötzlich schlug er sich mit der Hand vor die Stirne: „Ein Hirnbild! ein Hirnbild! und ich glaube an dasselbe, wie an etwas Gutes — wann wird mir ein wahres Licht aufgehen?" — Und er stürzte auf die nächste Fichte los, umfaßte den Stamm mit seinen Händen! — „Wecke mich auf, wecke mich auf, harte Rinde"! — Dann wendet er sich um und packt den Allernächsten aus dem Gefolge bei der Brust und schreit: „Schatten eines Dieners, ringe mit Deinem Herrn — wecke mich auf — wecke auf!" — Der entsetzte Diener macht sich von ihm los und entflieht. — Der Greis seufzte, hob die Augen gen Himmel. — Der Ausdruck der Ergebung in die Marter umstrahlte demuthsvoll sein Antlitz, gleichsam für seine Sünden opferte er Gott diesen schrecklichen Traum. — Dann ging er ruhiger, und als eine Spanne Zeit verfloßen war, sagte er wieder: „Die Braut ist gewiß dort am See. — Mir nach, Leute, vorwärts!" —

Sieh' da! schon hat die Sonne die Höhe erklommen, sieh' da! schon trocknet der Thau auf den Blättern und die Oberfläche der Gewässer strahlt in glühendem Glanze. Die am Ufer befestigten Kähne mit wappengeschmückten Fahnen schaukeln hin und her. Er steckte sich Rosen in das Knopfloch und geht die Ufer entlang, immer lebhaftere Fieberhitze auf den Wangen. — Niemand wagt es, ihn anzusprechen, Niemand ihm zu rathen, daß er in das Schloß zurückkehre. — Gewohnt, dem unbeugsamen Willen ihres Herrn zu gehorchen, beugen sie sich auch jetzt, obschon sein Wille nicht mehr von dieser Welt ist. — Ihnen selbst erscheint dieser Tag gleich einer dunklen Nacht, ihnen selbst steigt der Wahnsinn in das Gehirn! — „Vielleicht ist sie in einen Kahn gestiegen, mit dem Manne zwischen diese Werder, hinter diese Inselchen gefahren. — Herbei! Eurer Sechs greifet zu den Rudern — wir wollen ihr nachfahren!" — Sie gehorchten, er bestieg das Schiff, sie stießen vom Ufer ab. — „Warum ächzet Ihr heute so? Macht Euch das Wasser mehr zu schaffen, als sonst"? — Sie erwidern nicht, sie fahren nur rascher. Vom Rest des Gefolges sprangen, so viele konnten, in andere Kähne nach. Viele fuhren mit dem alten Herrn. Viele blieben am Ufer, denn es mangelte an Kähnen.

Digitized by Google

Die kleinen Inseln bargen sich, die einen hinter den anderen, jede umringt von einem Kranze von Schilf. Auf denselben hie und da riesige Steine, die einstigen Altäre grausamer Götter, jetzt mit Unkraut bewachsen. — Als der Kahn abfuhr, an dessen Steuer der Greis saß, flogen von allen Seiten Herden wilder Vögel unter Geplätscher und Getöse auf. Aus ihnen spannte sich ein schwarzer Regenbogen über den Fahrenden, — bei jedem Buge des Wasserpfades klatschte der Greis in die Hände. — „Hier, hier werden wir sie finden!“ — Und als Niemand sichtbar wird — fragte er die Luft: „Wo ist denn mein Kind, mein gutes Kind?“ — So umschiffte er die ganze Gruppe der Inseln und befahl über den reinen Seespiegel gegen das andere Ufer zu fahren. — Aber jetzt sprach er nichts mehr, ließ das Steuer aus den Händen, zuweilen wirft er sich plötzlich seitwärts, große Bläße bedeckt sein Gesicht. Er taucht den Arm bis zum Ellbogen in's Wasser, und, dem Murmeln der Wellen lauschend, lacht er laut auf. — Die Ruderer halten inne, wartend, ob er sie nicht zurückkehren heiße. — Er sprach nicht ein Wort, erhob sich, und, sich umwendend, wirft er einen Blick auf die zurückbleibenden Kähne, auf die Gärten und auf das Schloß und reibt sich fortwährend mit der Hand das Haupt oder greift nach der andern Hand, — auf einmal schrie er: „Ich will erwachen, ich will erwachen!“ — Sie erbebten. — Er sprang — all' seine letzte Kraft zusammenraffend — in die Tiefe. — Drei Männer stürzen ihm sofort nach, indessen kommen die Anderen herangefahren. — Alle sehen, was geschehen war, und blicken auf das Wasser, das an der Stelle wirbelt, wo der alte Herr mit den treuen Dienern versank. — Bald kehrten die Schwimmer zurück, den Greis in ihrer Mitte herziehend. — Sie legten den Herrn auf das Schiffbrett unter der Wappenflagge. — Aber in ihm ist kein Leben mehr zu sehen, das Leben war unter der Bläue des Sees geblieben!

So bemächtigte sich denn der fremde Fürst der alten Burg ehrwürdigen Namens. — Er ehrte die Gebeine des Schwiegervaters und der Frau durch ein Leichenbegängniß, den Körper des Verbannten warf er irgend wohin in ungeweihte Erde. — Dann veranstaltete er den Begleitern einen Leichenschmaus in jenem selben Saale, wo er die erste Brautnacht vergeudet hatte mit dem Pokale in der Hand, mit Scherzen auf den Lippen. Und als die Morgenröthe erblinkte, begaben sich alle auf behenden Rossen an den Hof des Königs aus dem Süden. — Der König wußte dem Fürsten von Herzen Dank, daß er ausgedehnte Ländergebiete durch ein blindes Spiel des Glückes erhascht hatte. Er pries die Geschicke, daß ein uraltes und mächtiges Geschlecht erloschen war. — In den Bergen aber lebt die Erinnerung an den Feldherrn, der in ungeweihter Erde ruht. Sein Grab

Digitized by Google

liegt jenſeits des Schloſſes. — Um auf demſelben ein Kreuz zum Andenken zu errichten, muß man früher das Schloß mit Sturm nehmen. — Von den Bergen fliegen Adler und Sperber als Kundſchafter gegen die Schloßthürme. — Eines Tages werden hinter ihnen Männer in Rüſtung herabſteigen und ein Anderer wird den Siegesgeſang anſtimmen. — Ich ſang Euch das Lied des Unterganges!

Du aber, junges Mädchen, biſt verſchwunden, wie ein Gedanke, der ſich die thönerne Form auf Erden nicht zu geſtalten vermochte. — Die Flügel waren ihr ein Hemmniß, ſie konnte ſich von den Flügeln nicht löſen! Und ſie trugen dich, wohin die Stürme fliegen, wohin die Nebel ſegeln, wohin die herbſtlichen Blätter flattern und die Töne der Harfe ſich ſchwingen und die Seufzer der Bruſt! — Auf dem marmornen Grabe trägt deine Aſche einen fremdländiſchen Namen, den verhaßten Namen des Gatten. — Ringsum auf der grünen Erde der Vergänglichkeit gedenkt Deiner Niemand mehr. — Und einen Tag nach Deinem Tode ſprachen ſieben Greiſe einen Fluch über Dich, weil Du die Seele des Helden mit Dir gezogen. — Und ſie nannten Dich mit dem Spottnamen: „Weib," als ſie zum verſammelten Volke ſprachen; — das Volk aber weinte und auseinandergehend rief es: „Gib ihr den himmliſchen Frieden, heiliger Chriſt!" —

Digitized by Google

Krönungszug. *

Von

Gotthard Freiherrn v. Buschmann (Eginhard).

Neapel, Stadt des Lärmens,
Wo sie um Mein und Dein
Rings feilschen toben rennen —
Das Leben ist ein Schrei'n —
Wie heut' erst, da Johanna
Am Fest des Königszuges
Dich schmückt und Du ihn schmückst
Voll schönen Sinnentruges!
Laut schmettert von den Seggien
Ringsum Drommetenklang,
Laut schwingt sich durch die Lüfte
Aufwirbelnd Volksgesang,
Als wollten beide jubelnd
Einander übertäuben,
Und auch die Unkenrufe
Die sich entgegensträuben.
Wie glänzt des Adels Reichthum
Im Gold, das oft geraubt,
Wie hebt in farb'gen Lumpen
Das Elend selbst das Haupt. —
Durch Blumenhallen drängen
Im Glanze der Paläste
Die Söldner der Barone,
Unheimlich wilde Gäste.
So wie der Herren Schwerter,
So ruh'n auch ihre Waffen,
Ein Stillstand ward im Kämpfen
Am Krönungstag geschaffen.
Doch wird wohl beim Falerner
Manch Kampfeslied gesungen,
Und mancher Dolch des Hasses
Im Volksgedräng' geschwungen.
Es schwirren durch das Toben
Zwei Fragen hin und her:
Wer wird Johanna krönen? —
Die Lösung ist nicht schwer;
Weil immer noch drei Päpste
Um die Tiara zanken,
Wird selbst sie mit der Krone
Ihr lockig Haupt umranken. —
In welcher Kirche wird sie
Um Gottes Segen fleh'n? —
In welcher Kirche? — weh' ihr —
Des Moders Lüfte weh'n
Aus vielen ihr entgegen
So mancher Ahnenleiche, —
Noch klaffen Todeswunden
Von manchem Mörderstreiche. —
Sie wählt Incoronata,
In Giotto's Farbenpracht
Johanna ihr die Erste
Im Bild entgegenlacht,
Sie hat dort lang gebetet,
Und heiß um Gottes Segen,
Er mög' die Schwache stärken
Auf ihren Herrscherwegen.
Drommeten wieder schmettern, —
Sie zieht mild grüßend weiter
Auf weißem Zelter — herrlich —
Rings um sie kühne Reiter —
Verworren wogt's bunt glänzend
Wie ein belebtes Träumen. —

* Fragment aus dem noch ungedrucktem Romane in 7 Liedern: „Johanna von Neapel."

Digitized by Google

Die Rosse der Barone
Wie sie gespornt sich bäumen! —
Hier goldgeschiente Panzer,
Dort Silbernetze flittern,
Und Edelsteine leuchten
An blanken Helmesgittern;
Es drängen um Johanna
Die edlen Herren sich, —
Mit ihrer goldnen Krone
Sie einer Juno glich.
Den Seneschall Sergianni
Sie drängen ihn zurücke,
Ihn treffen Hassesworte
Und wilde Zornesblicke —
Die ihr als Kind Gespielen
Im Königsgarten waren,
Sie wollen auch die Nächsten
Ihr sein in spät'ren Jahren.
Sie, die sich feindlich trafen
Schon oft im Kampfgewühl',
Sie finden in Sergianni
Vereint des Hasses Ziel.
Und Braccio hat vergessen,
Selbst König sein zu wollen,
Tartaglia schont Orsini
Mit seines Hasses Grollen.
Cesare wie verwildert!
Es leuchtet durch sein Dunkel
Die Liebe zu Johanna
Wie heißes Glutgefunkel. —
Fast allzu stürmisch dünkt ihr
Die wirre Huldigung
Kaum hat ihr weißer Zelter
Noch Raum zum Vorwärtssprung.
Nur Sforza, welcher prächtig
Sie alle überragt,
Er reitet seitwärts — Einer
Dem's ringsum nicht behagt. —
Der erst, ein starker Sieger,
Mit Braccio's Söldnern kämpfte,
Und in Apuliens Bergen
Des Aufruhrs Flamme dämpfte,
In Noth zunächst dem Throne,
Sollt' er zunächst auch reiten,
Als Paladin, Johannen
Zum Throne zu geleiten.
Der Glanz der durch die Straßen,
Ein stolzer Strom, geflossen,
Hat sich nur am Mercato
In breiter Bucht ergossen.
Die Stell', wo das Schaffot einst
Für Conradin erbaut,
Blieb feucht, so wie vom Blute
Allnächtlich überthaut.
Und als Johanna's Zelter
Sie sollte überspringen,
Da bäumt er sich gewaltig,
Und als sie ihn will zwingen
Da schlägt er um und stürzet —
Mit starkem Arm erfaßt
Cesar — er ritt der Nächste —
Schnell seine schöne Last.
„Jeannette, Lust des Knaben"
So raunt er ihr in's Ohr,
„Du meine Lust noch immer!" —
„Laß' mich verweg'ner Thor" —
Mit goldumsponnener Gerte
Schlägt sie ihm in's Gesicht.
„Merk Dir den Schlag den zweiten" —
Doch wie sie's zürnend spricht,
Ist schon Sergianni wüthend
Vorwärts zu ihr gedrungen,
Und hat sie aus den Armen
Cesars schon losgerungen.
Cesar verzerrt sein Antlitz
Zu einer grimm'gen Lache,
Und ruft: „Zum Drittenmale
Komm' ich zur Liebesrache!"
Er stößt in's Horn — es sammeln
Rings seine Söldner sich,
Fort sprengt er durch die Menge,
Und wo sie nicht entwich,
Dort treffen Weib und Kinder
Die schweren Rosseshufe,
Sein Hohngelächter mengt sich
In gelle Schmerzensrufe,
Tief in das Herz Johannas
Dringt all das Jammern ein:
„Du wagst es meine Krönung
Entsetzlich zu entweih'n
Mit Blut der Unschuld? Weh' dir,
Cesar," ruft sie ihm nach,
„Einst büßest Du, was heute
Dein Uebermuth verbrach;"
Sie steht unschlüssig, zitternd,
Vor Schreck und Zorn erbleicht —

Digitized by Google

„Wird sie die Hand ergreifen
Die ihr Sergianni reicht,
Wird sie es nicht?“ so ziscbeln,
Als wär's im leichten Hohne,
Vorwitzig auf sie blickend,
Rings um sie die Barone.
Sie dankt Sergianni gnädig,
Doch Sforza winket sie,
Und Sforza springt vom Rosse
Und beugt vor ihr das Knie,
Aufreißt er dann den Zelter, —
Kaum sie berührend schwebt
Das schöne Weib im Arme,
Der sie zum Sattel hebt.
Zurück krümmt sich Sergianni,
So wie es thut die Katze,
Wenn ihr zu heiß noch dünket
Der Brei für Schlund und Tatze;
Es wich ihr böser Engel
Und mit dem Perlenzügel
An seiner Hand wallt Sforza
Berührt von ihrem Bügel.
Des Volkes Lärm verstummte,
Und sein Gedränge staute
Vor dem, was es im Kreise
Johannens staunend schaute, —
Doch als sich Alles wieder
Nach vorwärts festlich rührte,
Und als des Volkes Liebling
Johannens Zelter führte,
Da drängt das Volk auch wieder,
Und mit des Sturm's Gewalt
„Hoch leb' Johanna und Sforza!“
Die Luft durchschütternd schallt,
„Hoch leb' Johanna und Sforza!“
„Ein königliches Paar“
„Hoch leb' Johanna und Sforza!“
„Gesegnet am Altar!“
Die Sonne blinkt durch Wolken
Als wollt sie Beifall spenden
Dem Volksruf — und dem Paare
Die strahlendsten Strahlen senden.
Es klingen alle Glocken
Und wehen alle Fahnen,
Es wallt ein Blumenregen
Herab von den Altanen.

Seht hernieder flatternd auch
Dort am rosablauen Band,
Birgt ein Blumensträußchen sich
Scheu in seines Helmes Rand.

Er reicht in schlanker Größe
Zu ihren Schultern auf,
Es wallt ihr Purpurmantel
Um seines Schwertes Knauf.
Die goldne Krone grüßend
Sein farb'ger Helmschmuck winkt
Der ihre Zacken fächelnd
Stolz wallend niedersinkt;
Und wenn die Blicke Sforza's
Johannas Blick begegnen,
Da ist's als ob zwei Seelen
Sich küssen und sich segnen;
So soll der Kindheit Blume
Sich dennoch spät entfalten
Die Schönheit mit dem Ruhme
Trotz feindlicher Gewalten? —
Ist's also, oder winken
Im schönen Trug vergebens
Fata Morgana glänzend
Am Horizont des Lebens? —
Doch mag's, wie immer kommen —
Erinn'rung dieser Stunde
Sie wird Euch nie genommen,
Ein Balsam jeder Wunde.

Am Balkon das Fräulein — seht —
Einsam steht sie, und allein,
Nur die Einz'ge stimmet nicht
In des Volkes Jubel ein. —
Seht — sie blickt dem Sträußchen nach,
Das im Helmesrand versteckt,
Von des Helms Gefieder dort
Wie ein Liebesspiel geneckt.

Digitized by Google

Der Krönungszug — er ruht nun —
Und Capuas Schloß betritt
Unsichern Blicks Johanna
Und wankend war ihr Schritt
Den Sforza nicht mehr stützet.
Ernst war sein Abschiedsgruß
Weil sie dem Seneschalle
Sergianni folgen muß.
Im Hofkreis des Sergianni
Will er nicht Höfling werden,
Zum Abschied grüßt ihn dieser
Mit höhnischen Geberden. —

Digitized by Google

Einem Geschiedenen.*

Von

Therese v. Hansgirg.

I.

Vermälet heut' vor fünfundzwanzig Jahren —
O Zauber du der holden Bräutlichkeit!
Wie ist doch hingeglitten all' die Zeit,
Wenn's nicht ein Traum ist, daß vereint wir waren,

Daß ich geweilt an uns'res Hauses Laren,
So still versunken tief in Seligkeit,
Als wär' hienieden schon die Ewigkeit,
So ruhig, gläubig, sicher vor Gefahren!

O nein! Es war ja mein das theure Pfand,
Und ich war frevelnd nur und glückvergessen.
Die Hand legt' ich getrost in Deine Hand,

Für unzerreißbar haltend unser Band —
Da hab' ich ird'scher Wonne mich vermessen,
Und stehe jetzt an ödem Lebensstrand!

II.

Wie wir uns einst im frühen Lenze fanden,
Und dann im Rosenmond die Herzen banden,
Da lag vor uns des Lebens freie Bahn,
Nach reinen Zielen zog es uns hinan.

* Wir glauben es dem Andenken unseres gewesenen treuen Mitarbeiters, des vor wenigen Jahren verstorbenen, als Dichter und Menschenfreund hochverdienten K. V. R. v. Hansgirg schuldig zu sein, diese dem Verewigten gewidmeten stimmungsvollen Sonette den geehrten Lesern der „Dioskuren" nicht vorzuenthalten.

Die Redaction.

Digitized by Google

Seit ich im Myrthenſchmuck vor Dir geſtanden,
Verrauſchten Jahre, die gleich Stunden ſchwanden,
So wie auf glatter Welle ſchifft der Kahn —
Doch war's von Glücksdauer nur ein Wahn!

Die Muſe hat im trauten Heim gegrüßt,
Und nie noch war ein zeitlich Glück wol reicher:
Von Liebesfrohſinn jeder Tag verſüßt,

Jedweder Hauch von Sorge weggeküßt.
Nein, nein! Nie hat ein Seelenbund, ein gleicher,
Ob allzu großer Wonne ſo gebüßt.

28. Juni 1880.

Digitized by Google

Das Märchen von den beiden schönen Blumen.

Von

Emmy Freiin von Dincklage.

„Königig Winter kommt!“ rief der Wind und eilte über das grüne Herbstsaatfeld.

„Ach Gott!“ seufzten die Büsche und Bäume und ließen vor Schreck eine Masse gelber Blätter von den zitternden Zweigen fallen.

„Ach Gott!“ stöhnten ein paar späte Blumen und fielen in Ohnmacht. Neben ihnen stand eine dicke verblühte Aster, die spottete der Schwestern: „Das ist Euch recht, Ihr schwachen Dinger!“ — Der Wind war schon lange vorüber, aber bei der Taxusecke kehrte er noch einmal um und riß im Vorübergehen der Aster die dicke, wollige Perrücke vom Kopfe, so daß sie nun mit kahlem Schädel dastand. Die Sonne hörte auch, daß der Winter käme, sie war den ganzen Tag verschleiert gewesen, bei dieser Nachricht aber rief sie ganz aufgeregt: „Tausend, das ist ein vornehmer und strenger Herr, ich will gleich meinen rothen Abendmantel umbinden!“ — Sie wußte wohl, wie gut sie darin aussah, das sagte sie nun freilich dem alten König nicht, daß sie sich auch schminkte, und er achtete auch gar wenig darauf.

Als die Sonne recht geputzt war, sprach sie zum Meere: „So bleib' doch 'mal ein Bischen steh'n, daß man sieht wie sich's ausnimmt!“ — Das Meer ward glatt und eben, seufzte aber tief: „Ach, ach, der Winter wird gewiß wieder meine munteren Wellenkinder einsperren, was das für ein Jammer ist!“

„Still,“ ermahnte die Sonne, „da kömmt er schon!“ — Recht vornehm ließ sie ihre lange Schleppe über's Meer fallen.

„Er sieht noch recht gut aus, der alte Herr,“ fuhr die Sonne fort, „wenn man bedenkt, daß er an 4—5000 Jahre seine Länder bereist, ich selbst war ja damals noch ein ganz junges Ding.“

Digitized by Google

Jetzt kam der König mit seinem Gefolge, das stattlich genug aussah. Da war der Kammerherr von Glatteis, der General Graf Hagelschlag, der Oberjägermeister von Raufrost, der Finanzminister von Schneefall, der Polizeidirector Sturm und andere vornehme Herren, aber der größte und grimmigste war König Winter selbst, mit seinem langen weißen Haar und Bart und seinem glitzernden Silbermantel.

„Nun, wie geht's, alte Base?" knarrte der Winter, denn er macht keine Umstände und Ceremonien.

„O, die Verwandtschaft ist sehr entfernt!" erwiederte die Sonne etwas gereizt und lehnte sich in eine dicke Wolke.

„Daher mag's kommen, daß wir so wenig zu einander passen," lachte der König, „je weniger man mit Weibern zu rechten hat, desto besser, sie verlangen das letzte Wort."

„Und je älter die Männer werden, desto unhöflicher werden sie auch!" fiel die Sonne spitzig ein, „Sie entschuldigen, ich pflege sehr regelmäßig schlafen zu geh'n, habe auch noch einen Blick in den Föhrenwald zu werfen, bonne nuit, messieurs!" Damit ging sie.

„Sehr gut! sehr gut!" brummte Seine Majestät, „dem Föhrenwald werde ich auch noch über die borstige Perrücke kommen, das ist der zäheste Gesell in meinem ganzen Reiche. Herr von Raufrost, lassen Sie gefälligst die Sterne anzünden, damit wir uns in Person überzeugen, ob das Kiefernpack Raison angenommen hat."

Die Sterne brannten hell, des Königs Zorn noch heller, denn der Föhrenhain stand grün und ruhig da, wie ein großer schwellender Fußschemmel für unseren Herrgott selber.

„Rebell!" donnerte der Alte, „hast Du etwa nicht geseh'n, daß alle anderen Bäume barhaupt und mit ausgestreckten Armen zu meinem Empfange dastehen, wie es die Uretiquette befiehlt, weißt Du, daß meine königliche Geduld jetzt zu Ende ist?"

„Thu', was Du willst, Herr!" brauste der Wald, „wie unsere Vorfahren Dich empfingen, so empfangen auch wir Dich, wir, denen nicht minder edles Harz in den Zweigen fließt!"

„Ho! Ho! Ho!" lachte der König, und das klang schlimmer als eine ganze Rede, denn es war das Zeichen seines bittersten Zornes. Die Hofherren kamen alle in Bewegung. Hagelschlag machte ein gräßlich düsteres Gesicht, Glatteis schien eine Thräne der tiefsten Entrüstung zu zerdrücken, Sturm fuhr gleich mehreren Tannen an die Dickköpfe und zerzauste sie weiblich, so daß hierhin und dahin eine Hand voll Nadeln flog.

„Majestät!" zischelte Raufrost, „ich könnte dem Wald die Füße erfrieren!" Er ging sogleich an's Werk, doch das war eben nicht so leicht

Digitized by Google

gethan als gesagt, der Wald hatte eine treffliche neue Fußdecke von grünem Moos, so eine recht warme, in die man bis an die Enkel versinkt. Herr von Raufrost zerrte daran, bis ihm der Athem verging und das geschah um so eher, als er Mittags seine Lieblingsspeise, Bickelsteine mit Schollen, zu sich genommen hatte.

„Beim Polarstern!" fluchte der König, „wird's bald, oder muß ich erst selbst mit dem Eiszapfen dahinter?" — Das war nämlich sein Spazierstock.

„Majestät!" keuchte Raufrost, „ich schwör's bei dem höchsten Gletscher, es ist unmöglich!"

Herr von Schneefall stand unruhig dabei, er wußte nicht, was er beginnen sollte, die Natur hatte ihm einen weichen Charakter verliehen und sein ganzes Leben war eine Reihe von Bemühungen denselben zu verbergen, zum Glücke wies sein Beruf darauf hin, Alles so viel wie möglich zuzudecken und auszugleichen. Um sogleich einen guten Wechsel in die Unterhaltung zu bringen, begann der Finanzminister: „Verehrter Wald! Tannenholz sollte wirklich nachgiebiger sein, denn man hat Beispiele, daß unnütze Widersetzlichkeiten die traurigsten Folgen, als da sind: schwere Abgaben, Einquartierung u. s. w., nach sich zogen. Außerdem, worauf trotzest Du denn eigentlich, Du trägst weder Blüthen, noch genießbare Früchte, nichts kann in Deinem Bereiche gedeihen, der abscheulichen Nadeln wegen, keine Gewerbe, keine Poesie — Alles liegt darnieder."

„Halt, Halt!" knarrte der Gescholtene, „es könnte doch sein, daß auch ich verborgene Schätze besäße. Aber es ist bereits dunkel und die Bürgerglocke schlägt, wie's im Sprichwort heißt, allerseits gute Nacht, meine Herren!"

Alle Bäume stimmten ihr Abendlied an.

„Verborgene Schätze?" simulirte Schneefall, der sehr neugierig war und sich gleichsam durch die kleinsten Ritzen eindrängte, „dahinter steckt ein Geheimniß!"

Der gute Finanzminister war sehr froh, eine Neuigkeit von vorneherein aufzuspüren, denn gewöhnlich entdeckte er sie erst mit dem Treppenverstande, das heißt im Weggehen, wenn es zu spät ist.

Zur Feier des Abends war großes Seeleuchten mit Meteoren in allen Luftfärbungen, grün, blau, roth, gelb. Der König saß finster auf einer Düne und blickte in die Wolken.

Die anderen Herren achteten auch nicht darauf, sondern gähnten und plauderten miteinander.

„Ah bah!" sagte Herr von Hagelschag, „dergleichen interessirt mich gar nicht, ich kann wohl sagen, daß selbst Nordlichter ihren Effect für mich verloren haben, der Sternschnuppen gar nicht zu gedenken."

Digitized by Google

„Ganz meine Meinung," schloß sich Herr Polizeidirector Sturm an, „da kenne ich bessere Zerstreuungen, unter Anderem arrangirte auf meiner letzten Dienstreise der Freiherr von Platzregen einen deliciösen Wolkenbruch, zwei Thäler überschwemmt, fünf Dörfer ruinirt, Frauen, Kinder und Hilflose kamen zu Dutzenden um!"

„Capital, capital, bester Sturm," rief begeistert der Finanzminister, „wissen Sie, warum ich die Schweiz so liebe? Nun, der Lawinen wegen, können Sie denken, massenhaft, unendlich, wie ein Staatsbanquerott, unwiderstehlich, geheimnißvoll in ihren Uranfängen wie das Steigen und Fallen der Papiere, das Gepräge einer Naturkraft, die nur dem eigenen Cours folgt! ich habe ein tendre, eine noble Passion für Lawinen, bin ja auch noch, so zu sagen, mit ihnen verwandt."

„Ah!" flüsterte Glatteis, „kennen Sie die Familie von Schloßwetter? Alte deutsche Familie, gar nicht pedantisch, nun denken Sie — —"

Schneefall zupfte Sturm am Aermel und mit dem Winke: „Ein Wort, lieber Freund!" zog er ihn bei Seite.

„Sie entbehren nichts an seiner Unterhaltung, Stürmchen, er führt uns an, oder wird zweideutig — — er müßte denn nicht Glatteis heißen, ich gebe keinen Heller d'rauf. Nun wollte ich Sie um eine Gefälligkeit bitten, es gilt eine Durchsuchung des Tannenwaldes, der sich mit verborgenen Schätzen brüstet, wenn es Ihre Zeit erlaubt — —"

„Warum nicht? Sind Sie mit dabei?"

„Bedauere sehr! Ich muß zu viel Rücksicht auf meinen neuen, weißen Pelz nehmen, es wäre mir leid, ihn an den Zweigen hängen zu lassen!"

„So, so, aber Andere können die Haut zu Markte tragen! Doch wenn etwas entdeckt wird — —"

„Hatte ich die Idee, den Entwurf, das Budget — —!" rief Schneefall.

„Gehorsamer Diener," lachte Sturm, „und ich die Ausführung, wie immer. Gehen Sie mit, Raufrost, diese widerhaarigen, klebrigen Trotzköpfe zu überlisten?"

„Was knistert so sonderbar?" fragte eine Tanne die andere.

„Ach, was wird's sein? Eine Feldmaus oder auch der Fuchs, der mit einem Fang dem Bau zueilt!"

Sie schliefen wieder ein. Raufrost kicherte, er ist ein Schelm, und puderte im Vorbeigehen den Schläfern die Köpfe weiß.

Eben war er mit der östlichen Seite fertig, als er ein kleines Haus sah, so still in die Mitte des Waldes gebettet, wie ein Kind in die Arme der Mutter.

Digitized by Google

„Vielleicht das Schatzkästlein!“ flüsterte Sturm und lugte hinein.

Da war ein kleines Stübchen, über der Thür ein Käfig mit zwei Lachtauben, vor dem Fenster ein bunt gemalter Topf mit einem Rosenstamme, dessen erste Knospe sich eben erschloß.

Ach, und welche Knospe! blühend wie ein verkörpertes Lächeln, süß wie der erste Kuß der Liebe, unschuldig wie der Traum eines Säuglings, frisch wie der erste Morgenstrahl auf Gletscherkuppen, die nie der Fuß eines lebenden Wesens betrat. Noch war sie geschlossen, aber man erwartete athemlos, daß die Blättchen, die zarten, duftigen, sich bewegen würden, um in ihrer ganzen Schönheitsfülle dazustehen.

Die Blume aber wiegte sich in süßem Schlummer, der über sie gekommen war, als sie sich eben selbst fragte: „Wann werde ich endlich aufblühen? Die Sonne sagt immer: Noch nicht, nicht! — worauf aber warten? warum noch nicht?“

Jetzt aber schlief sie.

„Ha! ha! ha!“ lachten die Tauben und rückten an einander, „wie kalt, wie kalt das ist!“

Kalt war es auch wirklich, denn König Winter selbst war hereingeschlichen, um den Schatz des Waldes, die Rosenknospe, mit eigenen Augen zu sehen. Ach, wie bebten die Blättchen und Zweige vor der scharfen Kälte, es war ein stechender, furchtbarer Schmerz, der sie bis in's feinste Würzelchen durchfuhr.

Der König betrachtete die Blume lange, dann erklang seine Anrede, so weich er sie nur irgend zu stimmen vermochte:

„Bist Du mir zum Gruß erblüht,
Als die andern Blumen starben,
Daß mein Herz nicht sollte darben,
Das zu Dir mich seltsam zieht?“

„Ach,“ erwiederte die Rose, „ich kenne Dich gar nicht, es ist ganz dunkel und ich habe so große Schmerzen! O, wenn doch meine liebe Pflegerin, die Sonne wieder käme!“

„Armes Kind!“ seufzte der König.

„O, wenn ich nur nicht so sehr krank wäre!“ klagte die Knospe.

„Hör' mich an!“ sprach der Winter feierlich. „Nach diesem Augenblicke habe ich mich durch Jahrhunderte gesehnt, ich dachte endlich, er würde nie mehr kommen! Jetzt ist er da — aber zu spät, mein vereinsamtes, erstarrtes Herz gibt keine süße Ruhe, keine warme Heimat mehr, es ist zu einer Stätte des Todes geworden! Und dennoch, wenn Du es kenntest, Du unsäglich liebliches, zartes Gebilde, Du würdest den Muth haben, in den Armen des Geliebten zu sterben!“

Digitized by Google

„Des Geliebten? — wer bist Du denn? — weh! die Schmerzen!“ — „Ha! ha! ha!“ lachten die Tauben, „'s sind gewiß Diebe d'rinnen, aber unser Futter finden sie nicht, Gerste, Gerste, ha! ha!“

„Wer ich bin, Du Süße?“ sprach der König, „sieh', wenn Du die Liebe, die große, endlose Liebe im Herzen trügest, es würde nicht Dunkel, nicht Kälte für Dich in der Natur sein, Du wärst wie der Albatros über dem Ocean, wie der Stern am Himmel, ungefesselt — aber so? — Morgen wirst Du es sehen, wer ich bin, um mich vielleicht zu verdammen! Leb' wohl! Leb' wohl!“

„Wo nur Sereniſſimus ſo lange bleiben?“ ſagte Raufroſt ungeduldig, „Sie ſind doch ſonſt eben kein romantiſcher Schwärmer!“

„Kömmt's ſpät, ſo kömmt's doppelt!“ antwortete Sturm, „jedenalls wird es uns einen guten Dank einbringen, daß wir die kleine Fee entdeckt haben. In Liebesangelegenheiten mache ich für meine Perſon keine große Weitläufigkeit, entweder Gegenliebe oder den Hals gebrochen, das heißt nicht etwa meinen!“

„Wiſſen Sie,“ grollte Raufroſt, „das iſt ſehr langweilig! Der Wald kann jeden Augenblick erwachen und dann haben wir den Schimpf obendrein; Schneefall, das Haſenherz, dehnt ſich indeß ruhig im neuen Pelze!“

„Still, der König,“ ziſchelte Sturm, „aber bei der Windroſe, wie ſinnend er daherkömmt — und er declamirt gar, da hätte ich doch eher den Sirocco erwartet!“

„Er bringt wohl ein Ständchen, daß er ſo zu ſchreien geruht! Na, das gibt Thauwetter! Wie das d'rinnen lacht! abſcheuliches Organ, hören Sie doch!“

Der König ſang:

„O wärſt Du mein lieber, mein herziger Gaſt
Im flimmernden, ſchimmernden Eispalaſt,
Bei des Nordlichtes brennenden Gluthen;
Es jaget der Sturm durch den endloſen Raum,
Es wiegt Dich in ſüßen und holden Traum,
Lieb'! das Rauſchen der wallenden Fluthen.
Du blühteſt in liebender, ſeeliger Ruh',
Ein Sclave der Nord, ſeine Herrin Du,
Und der Halbkreis der Welt Dir ergeben,
Die zärtlichſte Liebe der Königin Lohn,
Mein Herz, meine Hände Dein Königsthron
Und Du, Lieb'! des Vereinſamten Leben!
Doch weh'! daß mein erſter, mein freudiger Kuß
Mit Athem des Todes begrüßen Dich muß
Ach! ſtatt hoher und bräutlicher Wonne!
Doch ſchlaf' nun, ich geh' mit doppelter Pein,
Für immer, für ewig von jetzt allein,
Komm', ſchütze ſie, wärmende Sonne!“

Digitized by Google

„Das lass' ich gelten!" spottete Raufrost, „Schneefall würde dies mit Recht „„die Poesie des Winters"" nennen!"

Der König kam langsam daher, schritt ihnen schweigend voran durch den Wald, wo der Rest des Gefolges wartete.

Herr von Glatteis nahm unterthänigst das Wort, indem er die Wolken auf der Stirn des Gebieters falsch deutete: „Gewiß hat mein allergnädigster König dem aufrührerischen Wald eine wohlverdiente und exemplarische Strafe zuerkannt, es ist himmelschreiend, solche tiefe, moralische Verirrung, einer so hohen Gerechtigkeit gegenüber, zu erblicken!"

Der König reckte sich bis fast in die Wolken empor.

„Der Wald ist in seinem Rechte!" rief er gebieterisch, „und soll von Stund' an ungekränkt darin verbleiben, so weit sich meine Reiche erstrecken."

„Welche Gnade!" sagte der Kammerherr bewundernd, „möchte mein königlicher Herr dieselbe vervollständigen, indem Höchstderselbe meine geringe Person mit dem Auftrage beglückt, Ueberbringer solcher Freudenbotschaft zu werden. O, dieser biedere, redliche Wald! Von jeher hat er mir die unendlichste Hochachtung, ja die innigste Liebe abgenöthigt!"

„Wir werden unser Möglichstes für den Verkannten thun — —!" stammelten die Anderen.

„Ich erwarte das!" herrschte der Alte.

„Wie doch die Sonne heute so lange schläft," rauschte das Meer, „in der Dämmerung sehen meine hübschen Wellenkinder immer so grau, so trübe aus, aber im Sonnenstrahl, wie das lebendig ist und glänzt und blitzt! Nichts Reizenderes als meine Wellenkinder, Alle wie die Mutter! Da kommt die Sonne endlich, sie hat noch ganz rothe Augen vom Schlaf, na, sie ist auch eben die Jüngste nicht mehr, es ist eine Zeitlang her, seit sie auftrat, ich selbst war ja damals noch ein ganz junges Ding! Eins begreife ich nicht, weßhalb sich ihretwegen der Mond so blaß grämen konnte, dem fehlte es doch nicht an Auswahl, ich selbst bin ihm sogar manchmal entgegengekommen, nur so zum Scherz natürlich, aber er kennt doch auch meine geschmeidigen Wellenkinder, das ist doch was Anderes, als dies ewige Einerlei von Auf- und Niedergeh'n, Alles Tanz, Alles Grazie und Leben, bald hier, bald dort! Aber sie heirathen dafür auch recht vornehme Ströme, die lieben Dinger! — Ach, wenn nur der Winter nicht wäre, aber man muß ihm zu Ehren thun, was man kann, ich denke, da es doch recht was Besonderes sein soll, wir geben 'mal wieder eine Springfluth!"

Ein graues Licht zog durch den Wald, die Kiefern verneigten sich gegen einander zum Morgengruß, jede verbiß das Lachen über des Nachbars

Digitized by Google

gepuderten Kopf, da sie nicht wußte, daß der ihre eben so war; einen Spiegel besaßen sie nicht. Einige sagten, sie hätten einen unruhigen Traum gehabt.

„Ei, was träumte Euch denn?“ fragte ein neugieriges Weihnachtsbäumchen, „vom häßlichen Köhler oder vom bösen Borkenkäfer?“

„Davon eben nicht,“ sagten die Alten, „aber es war, als ob unserer lieben Rosenprinzeß ein Leid geschähe, wir wollen doch 'mal der Sonne winken, daß sie nachsieht, wie's im Häuschen steht.“

Indeß erwachte das Röschen mit dem Seufzer: „Ist er noch da?“

„Ha! ha! ha! Alles da,“ gurrten die Tauben, „das ganze Näpfchen voll Gerste, aber Wasser müssen wir haben zum Baden, ha! ha!“

Die Knospe blickte umher, da — o Gott! was sah sie? Dicht vor ihr stand an der Fensterscheibe eine Zauberblume von unsäglicher Schönheit. Zweig schlang sich um Zweig, breite, kristallene Blätter dazwischen und spitze, phantastische Blüthenkelche.

Die Knospe starrte dahin. Sie vergaß, daß ihre Würzelchen in steinharter Erde steckten und breitete grüßend alle Zweige nach der himmlischen Blume aus. Sie bebte, es war, als schwebe sie neben den Sternen, hoch in den Wolken in einer fremden Traumwelt, die rosigen Herzblätter öffneten sich ein wenig, so daß man in den Kelch blicken konnte, sie flüsterte leise, fast unbewußt:

„Bist Du der Erde Himmelsgast,
Der Blumenengel, hold und rein,
Ein duftig, luftig schwebend Sein,
Das uns mit Liebeshauch umfaßt,
Bist Du's?

War's Deine Sprache wunderbar,
Die mich mit nie geahntem Klang
Erschreckte, bannte und durchdrang,
So räthselhaft und doch so klar,
War sie's?

Fremd blieb mir noch das Wort: der Tod!
Doch jetzt erfaß' ich seinen Sinn,
Seit ich mir selbst gestorben bin,
Indem ich Dir mein Leben bot!
Nimm's hin!“

Der schöne Gast schwieg, doch in einem der geschwungenen, schimmernden Kelche hing eine große, klare Thräne, wozu bedurfte es anderer Worte? — Die ersten Sonnenstrahlen vergoldeten die weißen Zweige auf den Scheiben und eine endlose Freude durchdrang die Knospe, die Blumenblättchen regten sich, ein süßer Duft füllte die Stube, roth und röther entfaltete es sich, das leise geneigte Blumenhaupt, und endlich war sie eine erschlossene, herrliche Rose!

Digitized by Google

Im selben Augenblicke verwandelte sich die Eisblume in köstlichen Purpur und glühte der Geliebten entgegen, eine zweite Thräne an einem der Zweige haltend.

„Ha! ha!“ sagte die Taube, „was das alberne Blumending nur will? Ich mag's gar nicht sehen, ich stecke den Kopf unter den Flügel!“

„Ach, ach!“ stöhnte der Föhrenwald, „unser armes Pflegekind, der böse Winter hat es getödtet!“

„Ich komme! ich komme!“ rief die Sonne, glühend vor Zorn, „o mein Röschen! mein Liebling! ich thaue schon, so viel ich kann! Wart' nur, Herr Winter, nächstens stehe ich früher auf, da wollen wir sehen, wer das letzte Wort behält!“

Das Röschen war aber drinnen so glücklich, so selig, und plauderte verschämt, der eigenen Schönheit froh, zur herrlichen Eisblume an der Scheibe:

„O Sonne, o Sonne, nun eile geschwind,
Sag', kennst Du es wieder, Dein strahlendes Kind?
Sieh', das ist das Glück, sieh' das ist die Luft,
Von der ich ja früher kein Wörtchen gewußt!
Wie war ich so einsam, so freudlos allein,
Nicht ahnt' ich wie glücklich das Herz könnte sein,
Da ward mir gar heimlich, im Schleier der Nacht,
Das Licht und die Wonne — die Liebe gebracht.
Still hab' ich's ersehnet im tiefsten Gemüth,
Und habe geseufzet: O wär' ich erblüht!
Doch, Liebster, ich hatte nicht Maße, noch Bild
Von dem, was nun wirklich mein Leben erfüllt.
Wie ist doch verwandelt mir Alles geschwind,
Noch gestern ein armes, bewußtloses Kind,
Und heute — O Gott, warum weinst Du denn so?
Bist Du denn nicht glücklich? Bist Du denn nicht froh?
Wie sind Deine Blätter geworden so bleich!
O traure nicht, Liebster, die Sonne kömmt gleich,
Der Wald blickt herein zu der glücklichen Braut —
Was ist Dir, Geliebter, mein Herzblatt, mein Traut? —
Jetzt wird mir so bang, so beklommen, so trüb — —
Wie sich Deine Thränen ergießen, mein Lieb'!
Bin ich zu gering Dir, zu arm und zu klein?
Dann geh' Du Geliebter, dann laß mich allein,
Denn selbst auch geschieden, denn selbst in der Fern',
Bleibst Du meine Liebe, mein Traum und mein Stern!“

O wäre, wäre das schöne Gebilde gegangen, aber es blieb, blieb, um unter dem Athem der Liebe zu zergehen! — Verzweifelnd neigte sich die Rose auf ein letztes Zweiglein, aber schauderte dann zurück vor der Eiseskälte desselben, seine Thränen tropften, wie ein klares Bächlein, *auf* und *neben* die Liebende, diese warf in der Todesangst ihre kleinen, rothen Blätterschösse hinab, um die Thränen aufzufangen, und rief dazwischen klagend:

Digitized by Google

„O, was hab' ich Dir gethan,
Daß Du meiner nicht geharrt?
Soll nicht gleicher Tod uns nah'n,
Denen gleiche Liebe ward?

Wird mir nicht ein größ'rer Schmerz,
Wenn Du mir vorausgeeilt,
Gibt es wohl ein liebend Herz,
Das nicht freudig Alles theilt?

Gabst Du mir das höchste Gut,
Und verschmähst das klein're doch?
All mein Fühlen Todesmuth,
Nimm mich mit — Du zauderst noch?

Geh, Du kurzes Liebesglück,
Erde, Dank für diesen Tag!
Morgenroth und Scheideblick —!
In den Tod dem Liebsten nach!"

Sie sank erschöpft zusammen mit dem letzten Schatten des Eisgebildes.

„Ha! ha! ha! wir wollen uns putzen, die Sonne kömmt!" gurrten die Tauben.

Breit und herrlich trat die Sonne herein: „Ach todt, todt!" rief sie, die welke Blume mit Küssen bedeckend, die sie erwärmten und aus der Betäubung weckten.

„Er ist nicht mehr!" seufzte die Kranke.

„Wer, Rosa, wer?" fragte die Sonne.

„Mein schöner Bräutigam dort an den Scheiben, so herrlich, so strahlend, Zweig an Zweig. Ach, es ward ihm schwer, mich zu verlassen, er weinte, ach, um mich! — Thräne auf Thräne fiel hernieder — — endlich — —"

„O, mein armes Kind!" unterbrach sie die Sonne, „bis dahin hat Dich ein Wahn, eine Täuschung, ein Trugbild gebracht, wisse denn, Dein Geliebter ist — —"

„Still!" bat die Rose und richtete sich empor:

„Heil dem Wahn, der mich beglückte,
Der mich mit dem Höchsten schmückte,
Der mich segnend aufwärts trug,
War's ein Wahn, der mich bethörte,
Weh! dem Wort, das ihn zerstörte,
Das die Todeswunde schlug!
Wohl, mein Herz, nun blute, blute,
Halt' am schwer erkauften Gute,
Das kein Erdenwort bedingt, —
Wie es auch die Erde nannte,
Wenn das Herz es anerkannte,
Glaub', daß es zum Heile dringt!"

„Welche Sprache?" rief die Sonne, „ich erkenne Dich nicht mehr, ach, Du bist sehr krank, Liebe!"

Digitized by Google

Die Rose fuhr fort, verklärt und überirdisch:

Ja, ich sehe einen Garten,
Wo die Himmelsblumen blüh'n,
Und die Engel ihrer warten
Still mit zärtlichem Bemüh'n.

Alles ist vom Duft durchschauert,
Klare Quellen fern und nah'
Doch der schönste Engel trauert,
Seine Blume ist nicht da!

Ja, ich seh', ich seh' Dich winken
Und der Nebelschleier reißt,
Und die düstern Schatten sinken.
Nimm mich auf, geliebter Geist!"

Sie erbebte, die Blüthe fiel auseinander — und sie war dahin!

Die Sonne verhüllte sich kummervoll in die zerrissenen Nebelschleier, der Wald stand im stummen Schmerze da, die Tauben aber lachten und sprachen von Gerste, es war ihnen Alles gleich, wenn sie nur Gerste hatten.

Der König saß am Meere, so finster, daß ihn Keiner anzureden wagte, neun Tage und Nächte saß er so da; endlich sprach er: „Ich werde dieses Jahr nicht mehr hieherkommen, Schneefall mag als Statthalter zurückbleiben und Alles wohl bewahren und beschützen!"

Als König Winter ging, sah er sich noch einmal um. Der Wald trug einen weißen Trauermantel für die Geschiedene und regte sich nicht.

„Recht so!" sprach der Alte, „weiß und blendend, wie das verklärte Dasein, das wir nicht zu beglücken verstanden, aber das höchste Glück, den kostbarsten Besitz, ihr treues, bebendes Herz hat sie mit hinübergenommen und ihr folgt das Bewußtsein:

„Sie ist König Winters einzige und letzte Liebe! —"

Digitized by Google

Am Bergsee.

Idyllische Erzählung in fünf Gesängen

von

Karl Egon R. v. Ebert.

1879.

1.

Daheim.

Binnensee im Gebirg! nicht Schöneres schuf auf der Erde
Mutter Natur. Wohl steht der Wand'rer, betritt er den Meerstrand,
Ueberwältigt, erschüttert, bestürzt von des riesigen Ausblicks
Mächtigem Eindruck da; sein staunendes Auge vermag kaum
All die unendliche Ferne zu fassen; die Seele erhebt sich
Hoch zu den Sternen, zur Zukunft, zur Ewigkeit, aber Gedanken,
Unausdenkbare, ängsten sein Herz, das menschliche, kleine,
Und er empfindet fast Scheu vor den Zaubern der göttlichen Allmacht,
Fühlend, daß er gegenüber dem großen Ganzen ein Nichts ist,
Eine Milbe, ein Wurm, ein Staubkorn, schwindend im Weltall.
Anders empfindet gewiß derselbige Wand'rer, wenn einmal
Ihn das Geschick in ein Alpland führt; mit erweitertem Busen,
Leichtesten Schritts geht frisch er einher, einathmend des Wies'grunds
Und der Wälder balsamischen Duft; von den Bergen hernieder,
Zwischen denen er wallet, ergießen sich sprudelnde Quellen,
Oder es stürzen auch Bäche aus scharfgespaltener Felskluft
Jäh' in die Tiefe, und einen sich dort mit dem rauschenden Flüßchen,
Welches so hurtig eilt, als wollt' es schon gern an dem Ziel sein.
Bald auch ist es erreicht; da thut sich ein herrliches Thal auf,
Rings von bewaldeten himmelanstrebenden Alpen umgeben,
Aber den inneren Raum, so weit er als Mulde geformt ist,
Füllt, von der Sonne bestrahlt, ein klares Gewässer, so tiefblau
Wie der Himmel, der drin sich spiegelt und lächelnd herabsieht
Auf das ebenso lächelnde Bild. Es säuselt ein Lufthauch
Leis' aus den Wäldern herab, kaum kräuselnd die Fluth; wenn ein Wellchen
Aufhüpft, glänzt es, als wär' es mit Silber gestickt, und es breitet

Digitized by Google

Wie ein Verklärungsschein sich über die schimmernde Fläch' aus.
Rundum Alles wie stille, wie heimlich, wie traulich, als wär' hier
Ewiger heiliger Friede verbürgt! — Wie wird da dem Wand'rer?
Wieder sinkt er auf's Knie, wie am Meerstrand, aber er denkt sich
Jetzt nicht als Milbe, als Wurm, als ein Nichts; in der enger'n Beschränkung
Fühlt er sich größer geworden, berechtigter; was er vor sich sieht,
Kann er bewundern, doch auch begreifen, er weiß, daß ein Antheil
Ihm auch gern an den Reizen und Schätzen der Erde gegönnt ist,
Welche der göttliche Bildner des Großen, Erhabnen und Schönen
Seinen Geschöpfen, von ihm mit der Seele begabt, zum Genuß beut.

Eben ein solches Thal und ein bergumgürteter See war's,
Welchem im Morgenscheine des hellsten, sonnigsten Herbsttags
Rüstig ein Mann zuschritt; er hastete; frohe Erwartung
Zeichnete deutlich sich ab auf dem schönen und offenen Antlitz
Und in den strahlenden Augen. Er trug die gewöhnliche Volkstracht,
Doch die Soldatenmütz' auf dem Haupt; den gewichtigen Bergstock
Schwang er nur leicht in der Luft; als er jetzt aus dem Walde hervortrat,
Und das Thal und der See vor ihm lag, stand er und blickte
Heiter hinab, und rief: Willkommen, theuere Heimat,
Und willkommen, ihr Lieben und Guten, die meiner gewiß schon
Freudig und sehnlichst harren! — Doch plötzlich trübte sein Aug' sich,
Unverwandt heftet' es sich auf das fernste Ufer des Bergsees,
Wo sich am äußersten Rande des Thals ein geräumiges Mühlwerk,
Und ein Häuschen daneben erhob. Ab wandt' er sich seufzend,
Aber dann sprang er den Hügel hinab zwei einzelnen kleinen
Hütten zu; vor der Thüre der vordersten saß auf der Holzbank
Martin der Fischer. „Gott grüß' Euch, Vater!" so rief der beglückte
Sohn, und sank in die ihm schon entgegengebreiteten Arme.
„Martha!" schrie der Alte, „der Friedel ist da!"; auf den Zuruf
Eilte die Mutter herbei, umschlang den Gerührten, umhalst' ihn,
Lacht' und weinte vor Freuden, und konnt' an dem lang nicht geschauten,
Kräftig und männlich und schöner Gewordenen nimmer sich satt sehn.
Gab's da ein Herzen und Küssen, bis endlich der Vater sich losriß; —
„Junge," sprach er, „nun komm' in die Stube, zuerst muß Du ausruhn,
Viel dann sollst Du von Dir uns erzählen. Du Martha, besorge
Speis' und Trank für den Müden." — Sie gingen hinein, doch es hatten
Vater und Sohn kaum Platz an dem Tische genommen, da kam schon
Martha wieder zurück, und bracht' ein Krüglein mit Obstwein,
Brod und Butter und Käs', und setzte sich neben den Sohn hin,
Faßte die Händ' ihm kosend, und ließ sie nicht los, und der Alte
Lachte: „Wie soll er denn essen und trinken, wenn Du nicht die Hände
Ihm zu gebrauchen erlaubst?" Doch Friedel entgegnete: „Laßt sie,
Vater, es thut mir so wohl nach so langer Entbehrung; ich äß' auch
Keinen Bissen zuvor, eh' nicht Euch Theueren kund ward,
Was ich im Briefe verschwieg. Der Krieg ist geendet, der Friede
Endlich geschlossen, und ganz bin ich ledig des Dienstes, bei Euch nun

Digitized by Google

Kann ich ein Weilchen rasten. Als ich verwundet —“ „„Verwundet?““
Riefen Vater und Mutter zugleich voll Schreckens. — „Nicht arg war's,“
Tröstete Friedel, „ein kleiner Granatensplitter, ein Streifschuß,
Riß mir das Fleisch von der Hüfte, doch blieb ich noch fest in den Reihen,
Kämpfte fort, bis zuletzt ich dennoch schwach ward und umsank.
Wohl drei Wochen verbracht' ich im Lazareth, und erlitt dort
Peinliche Schmerzen, doch bin ich nun heil, und habe den Abschied,
Und auch hier — ein Zeichen bewiesenen Muths.“ — In die Tasche
Griff er behend' und legt' auf den Tisch ein goldenes Kreuzlein,
Hängend an rothem glänzenden Bande. Die Mutter ergriff es,
Wendet' es hin und her, und ließ es funkeln im Lichtschein;
Aber der Vater reichte bewegt dem Sohne die Hand hin —
„Ehrenvoll,“ sagt' er, „kommst Du zurück, willkommen der Heimat,
Und uns Eltern, die Deiner sich freun.“ — „„Ach, daß Du daheim weilst,““
Meinte die Mutter, „„gilt mehr mir als Ehr' in Fülle; wir brauchen
Nimmer zu zittern um Dich, dem häßlichen Morden und Schlachten
Weiß ich Dich glücklich entrückt, wir — haben Dich wieder. Doch iß jetzt,
Iß und trink' und stärke Dich, Liebster.““ — „Hinweg mit dem Obstwein!“
Rief jetzt lustig der Alte, „für unsern heutigen Festtag
Ziemt sich ein besserer Trunk. Geh' Martha, hole den Rheinwein
Uns aus dem Keller, drei Gläser dazu; heut gilt es, die Heimkunft
Unsers Jungen zu feiern.“ — „„Mit Rheinwein?““ fragte verwundert
Friedel, „„wo kommt doch so köstlicher Wein Euch her? —““ „Du erfährst es
Später, doch sieh', da ist schon die Mutter.“ — Entkorkt ward die Flasche,
Glas um Glas gefüllt, und, das seinige freudig erhebend,
Mahnte der Alte: „Jetzt labe Dich, Kind, an dem herrlichen Weinchen,
Duftet es fast doch wie Rosen! Und wisse denn, wie ich dazu kam,
Solch' vortrefflichen Trank Dir zu bieten; dem Pächter der Seeburg
Dank' ich das schöne Geschenk.“ — „„Dem Pächter? Mir, der ich als Großknecht
Lebt' auf dem Gut, erschien er doch nie freigebig und liebreich.““ —
„Freilich, der Alte nicht, welchem Du dientest, ein anderer Pächter
Waltet jetzt dort, ein biedrer, uns Allen befreundeter Nachbar,
Ein gar seltsamer Mann, der gewiß von höherem Stand ist,
Aber mit uns, den Fischern, als wär' er nur unseresgleichen,
Traulich und gerne verkehrt.“ — „„Ist er reich?““ — „Wohlhabend vielleicht nur,
Aber nicht reich; wohl zahlt er eintausend Thaler an Pachtzins
Mehr als der frühere Pächter, doch lebt er einfach und sparsam,
Fast so wie wir; er steigt in den Bergen herum und den Wäldern,
Sammelt dort Stein' und Käfer und Blumen; oft stundenlang fährt er
Ganz allein umher auf dem See, am liebsten im Mondschein;
Aber auch uns begleitet er oft und mit Hamen und Netzen
Hat er bereits vertraut sich gemacht.“ — „„Wie alt mag der Mann sein?““
— „Wohl an die Sechzig, doch immer noch kraftvoll, frisch und beweglich;
Sicher gefällt er Dir auch, wie uns Allen; am Abend erscheint er
Täglich bei uns. — Doch sieh', da rudert eben vom Fischfang
Anselm zurück, ihm muß ich verkünden, daß heim Du gekehrt bist,
Warst' Du sein Liebling doch stets!“ — Kaum sah sich jetzo mit Martha
Friedel allein, da trat er zu ihr, und blickte vertrauend

Digitized by Google

Ihr in die Augen, und bat: „O Mutter, sage mir eins nur:
Sucht Euch Clara noch heim, und wie ist sie gesinnt?“ — Fast erschrocken
Sprach die Befragte darauf: „Und hängst Du noch stets an dem Traumbild?
Denn ein solches nur ist es; Du weißt, daß der Müller, der harte,
Geizige, grämliche Mann, der keinen Werth, als das Geld kennt,
Nimmer erweichen sich läßt.“ — „„Ich weiß es, doch kann ich das Herz nicht
Reißen aus blutender Brust. Erfahren nur möcht' ich, ob sie auch
Mein noch gedenkt.““ — „Sie weiß es, wie Du, daß jegliche Hoffnung
Ihr versagt ist und bleibt. Sie hat sich beschieden. Mir ist sie
Töchterlich zugethan, und besucht mich häufig, doch spricht sie
Nie von Dir aus eigenem Antrieb; hold, wie sie stets war,
Ist sie noch immer, doch ernst, viel ernster geworden.“ — Nicht weiter;
Ging das Gespräch', denn Tilde und Susi und Leni und Broni,
Anselms Töchter, stürmten herein, den Jugendgespielen
Wie ein Schwarm von Bienen umringend; sie schrie'n durcheinander,
Kaum war ein Wort zu verstehn; zuletzt erst drang durch den Wirrwarr
Auch ihr Vater hindurch. Mit beiden Händen ergriff er
Friedels Hände und sprach: „Du siehst, wie wir All' uns so innig
Deiner Heimkunft freu'n; nun ist sie wieder beisammen,
Unsere kleine bescheidne Gemeinde; acht Köpfe nur zählt sie,
Aber acht Herzen auch, verbunden in Lieb' und in Eintracht.“

2.

Der See.

Längs dem Ufer des Sees lief hart an den Bergen ein Fußweg
Gegen die Seeburg hin; indeß gegenüber die Alpe
Schroff aufstieg, trat hier sie weiter zurück, und es bot sich
Raum für das Schlößchen, für Nebengebäud' und den Garten, der mälig
Nieder sich senkte, bis unten er schon von den Fluthen benetzt ward.
Wer noch vor Jahren dem Hause genaht war, hätt' es fürwahr nicht
Wieder erkannt, denn sah es ehmals öd' und verfallen,
Traurig und düster aus, so erschien es jetzo von außen
Heiter, sauber getüncht, und im Innern freundlich und wohnlich.
Nichts war da zu erschauen von Glanz und entbehrlichem Zierath,
Aber Alles bequem und zur Hand, einladend zum Ausruh'n,
Ein behagliches Heim. Dorthin nun ging auf dem Felsweg
Martin mit Friedel in trautem Gespräch'. — „Wohl hättest Du heut noch,“
Sagte der Alte, „den Nachbar gesehn, er versäumt nicht, am Abend
Einzusprechen bei uns, wenn nur irgend das Wetter es zuläßt,
Aber es ziemt sich, daß Du dem Freunde der Eltern zuvorkommst.“ —
„„Sagt doch, wie nenn' ich den Mann?““ — „Er nennt sich Willibald Werner,
Und von uns will er nur ganz einfach „Nachbar“ genannt sein;
Aber Du sprich doch mit „Herr“ ihn an.“ — Kaum sagt' ers, da rollte
Rieselnd kleines Gestein vom Berge herunter; die Beiden
Blickten empor, und siehe, es kam der von ihnen Besproch'ne
Langsam die Lehne herab. — „Ei, Nachbar,“ mahnte da Martin,

Digitized by Google

„Welchen gefährlichen Weg wagt Ihr zu betreten!“ — „„Gefährlich?““
Lachte der Andre, „„bergan wohl such' ich mir leichteren Anstieg,
Nieder von oben gleit' ich gar sanft, gestützt auf den Bergstock.
Aber — wen habt Ihr da?““ — „Den Sohn, den Friedel, des Dienstes
Ledig ist er für immer. Von mir erfuhr er, wie liebreich
Oft Ihr seiner gedacht, und die Sorge der Eltern getheilt habt,
Ihn nun drängt' es, den Dank Euch herzlich zu sagen.“ — „„Vor Allem
Schuld' ich Verehrung Euch für all' die Güte, so vielfach
Meinen Eltern erzeigt; ihr Leben, ärmlich und einsam,
Habt Ihr wahrlich verschönt, den Fischern, den schlichten, geringen,
Ungelehrten Euch wie ein Gleicher gesellt.““ — In die Rede
Fiel der Gepriesene hastig dem Sprecher: „Nach Euerer Schätzung
Hätten durch mich die Euern allein nur gewonnen, doch — glaubt mir —
Mehr noch gewann ich selber durch sie; der Verkehr mit den Biedern
Heilte mein krankes Herz, das tief von Groll schon erfüllt war
Gegen die Welt, die verdorbne, verkehrte, in der ich mich umtrieb.
Mitten in der mit Geist sich brüstenden höhern Gesellschaft
Herrscht nur die Maske, der Schein, der Trug, die vergoldete Falschheit,
Gilt am höchsten der hohle, der glattgeschliffene Selbstling,
Welcher die Rolle zu spielen versteht, die schlau er sich auswählt,
Um sein Ziel zu erreichen, das Gold ihm oder Genuß bringt.
Nie um den Nächsten kümmert er sich; wenn er ihm in den Weg kommt,
Niedergetreten wird er als Hinderniß; Glaube, Vertrauen
Sind nur Worte, die Lieb' ist ein Spiel, leichtfertig und haltlos,
Ehrlichkeit Thorenwerk. Der Mensch, als ein Ebenbild Gottes,
Selten nur ist er zu sehn. Hier endlich fand ich doch wieder
Solche, die nicht von der feinen Cultur, der gefälschten, beleckt sind,
Unverdorbene Seelen und reine Herzen. Ich bin hier
Heitrer geworden als je seit langen Jahren, und niemals
Kehr' ich zurück in der Welt mir widriges Treiben.“ — Er sagt' es,
Und war stehen geblieben, so lang er gesprochen; mit Staunen
Hatt' ihn Friedel gehört, und das Spiel der Mienen, der Augen
Wechselnden Ausdruck betrachtet. Der Mann war alt, denn das Haupthaar
Glänzte wie Schnee, doch jung fast erschien er, sah man sein Antlitz
Widerspiegeln Gefühl' und Gedanken; der Körper war kräftig,
Klangvoll die Stimme, die eben er wieder erhob. „Ich gedachte
Heut Euch heimzusuchen, doch näher als Eurer Behausung
Sind wir der meinigen hier; Ihr müßt nun mit mir nach der Seeburg.“

Vorwärts schritten sie, aber der Pfad ward enger, und Friedel
Trat aus der Reih', und mußte jetzt hinter den Alten einhergehn,
Horchend ihrem Gespräch. — „Ihr wißt, es gehören zum Pachtgut,“
Aeußerte Werner, „noch außer zwei Höfen im Thal, und dem Vorwerk,
Auch die Alpen diesseits des Sees. Ihr sahet von dorther
Eben mich kommen; zum zweiten Mal erst hab' ich die eignen
Sennereien besucht, und mir däucht, es geht dort nicht Alles
Richtig zu, wie es sollte. Ich bin ein gar lässiger Landwirth;

Digitized by Google

Kaum geschah's, daß ich doch in den weiter entlegnen Gehöften
Während der Erntezeit in den Wiesen und Aeckern mich umsah,
Ueberall fehlt es darum an Wartung, Pfleg' und an Aufsicht.
Aber ich kümmre mich nicht um Ertrag und Rente, den Pachtzins
Zahl' ich für Sonn' und Luft, für die Schau nach dem See und den Bergen,
Und für die Flucht aus der Welt, für die goldene Freiheit." — „„Doch schade
Wär's,"" nahm Martin das Wort, „„wenn Euch ein so großer Besitzstand,
Theuer genug gepachtet, nicht reichlicher lohnte; die Höfe,
Thalab liegend, erzeugen die herrlichsten Früchte; mein Friedel
Kennt sie genau, und rühmte sie oft, denn eh' er von hier ging,
Dient' er, im Vorwerk wohnend, dem früheren Pächter als Großknecht."" —
„Diente dort? wirklich? der Friedel? versteht der Friedel die Wirthschaft?
O, da kann er vielleicht mir noch nützlich werden und beistehn;
Weiter besprechen wir das." — Auf horchte da Friedel, doch wagt' er
Nicht in der Alten Gespräch sich zu mischen, auch standen sie eben
Schon vor dem freundlichen Haus, und Werner sprach zu den Beiden:
„Laßt in den Garten uns gehen, und bleiben wir außen, am wohlsten
Fühl' ich mich immer im Freien, wenn Regen und Sturm mich nicht abhält,
Und auch Ihr mögt wohl in die Stube nicht gerne gesperrt sein."

Und sie traten hinein in den Garten; auf seinen Terrassen
Blühten die prächtigsten Blumen in Fülle; zur Seite des Schlößchens
Stand ein Kiosk, nach vorne zu offen, die freieste Aussicht
Ueber den See gewährend; dorthin nun führte der Hausherr
Eilig die Gäste, und bat sie, zu ruhn und zu rasten, dann sagt' er:
„Hier verweil' ich am liebsten, ja, immer fast, wenn ich daheim bin,
Weide mein Aug' und mein Herz an dem Schönen, das üb'rall sich darbeut,
Aber zumeist an dem herlichen See, der in ewigem Wechsel
Immer sich anders gestaltet je nach der Jahres- und Tagzeit,
Je nach dem Zuge der Wolken, dem Streichen des Wind's, ob er stärker,
Oder gelinder nur weht. O See, o der prächtige Bergsee!
Freudig endeck' ich an ihm stets neue Reize und neuen
Zauber, und schöpfe den reinsten Genuß aus des Bildes Betrachtung.
Zehnmal oft in der Stunde verändert er Farb' und Bewegung,
Bald, so weit er sich streckt, bald nur an eizelnen Stellen,
Wenn die Alpe den Schatten hereinwirft, oder ein Lichtstreif
Seitwärts zwischen den Kuppen hinabfällt, oder ein Bächlein
Stürzt in die Fluth, die dann mit Brausen und Zischen umherspritzt.
Blick' ich über den See, wenn in glatter Fläch' er sich ausdehnt,
Glänzt er im hellesten Blau, doch seh' ich von oben hinunter,
Zeigt er ein dunkles Grün, als lägen am Grunde des Wassers
Wälder und Wiesen; die glühende Sonne des Abend- und Frühroths
Spiegelt sich ab in der Fluth, und Nachts, wenn das sanftere Mondlicht
Ueber den See sich ergießt, und die Stern' auf den hüpfenden Wellen
Tanzen und schimmern und glitzern, dann däucht mir, als gäb' es der Himmel
Zwei: hoch oben den einen, der fest und ruhig sich ausspannt,
Unten den andern bewegteren." — „„Aber,"" so wagte nun schüchtern

Digitized by Google

Friedel zu fragen, „„was fühlt Ihr dann, wenn die zürnende Seefluth,
Aufgerüttelt vom Föhn, laut tobt und wüthet, die Wogen
Ueber die Ufer sich werfen, die wilde schäumende Brandung
Donnernd schlägt an den Fels, und brüllend wieder zurückstürzt
Tief in den Schlund, den sie selber gehöhlt, und von Neuem nun anfüllt.
Liebt Ihr dann noch den See?““ — „Dann bin ich erst stolz auf den Liebling,“
Eiferte Werner, „bestaune den starken in seiner Entrüstung,
Freu' mich der Kraft, die er zeigt im Streit mit dem Wüthrich, dem Sturmwind,
Ja, mir ist es als hälf' ich im Kampf ihm; hätt' ich in Sanftmuth
Ihn nur gesehn, und immer nur lächelnd und spielend, ich hielt' ihn
Nimmer so hoch und werth, wie bis heut er mir ist.“ — „„Und da stimm' ich
Völlig mit Euch,““ nahm Martin das Wort; „„ob ich auch, wenn der Sturm bläst,
Träge im Haus muß sitzen, und Schiffen und Fischen verwehrt ist,
Seh' ich's doch gern, wenn die Wellen sich mächtig heben und senken,
Ueber den Strand hinrollen, und heulen und rauschen; Bewegung,
Leben und Stimme hat dann der See. Wenn er eben und lautlos
Lange gelegen, erfreu' ich mich wirklich daran, wenn er aufbraust,
Und mir selbst ist dabei, als wär' ich erfrischt. So gefällt mir
Alles, wie Euch, an dem See, nur ein's nicht. Oft bis zum Mittag
Liegt auf dem Wasser ein Nebel so dicht und so schwer, daß dem Auge
Nirgend ein Anhalt sich bietet; verhüllt bis zum Grat sind die Alpen,
Undurchdringlicher Dunst mit feuchtem frostigen Anhauch
Drückt und beklemmt die Brust.““ — „Ein solcher Tag ist ein Festtag,
Einer der schönsten für mich,“ rief Werner, „ein prächtiges Schauspiel,
Welchem sich keines vergleicht; ich starre dann still in die Leere
Voll von Erwartung hinein, des Augenblicks harrend, wo endlich
Doch sich der Schleier muß lüften. Und siehe, zu schwanken beginnt er,
Hin und her sich zu wiegen, dann rückt er von unten nach oben
Sacht empor; schon entdeck' ich den dampfenden See, und allmälig
Auch schon den Fuß des Gebirgs, und den Saum der Wälder, doch Alles
Unklar noch, in beginnender Dämmrung, täuschendem Zwielicht;
Aber mit einem Mal erhebt in dem Dunst sich ein Zittern,
Durcheinanderirren und Wühlen und Kämpfen, und plötzlich
Schießt wie ein Blitz ein Strahl der Sonne herunter, die Nebel
Reißen entzwei, zerstäuben, als wären sie niemals gewesen,
Und ein gewaltiger Strom von Licht und Farben ergießt sich
Rings auf die Höhn und hinab in die Tiefe. Wenn solches ich schaue,
Dann begreif' ich es fast, wie einst aus dem Nichts, aus dem Chaos
Ein allmächt'ger Gedanke die Welt schuf.“ — „„Eure Begeist'rung,
Reißt mich hin,““ sprach Friedel erstaunt, „„so nahe betrachtet
Hab' ich die Ding' um mich her noch nie.““ — „Ich bin ein Naturfreund,
Find' im kleinsten Geschöpf wie im größten,“ erwiederte Werner,
„Find' in der Alpe so wie in dem winzigen Kiesel, im Käfer,
Welchen das Aug' kaum sieht, gleich wie im Adler, der hochauf
Ueber dem Gletscher schwebt, den reichsten Stoff zur Bewund'rung
All der unendlichen Weisheit des Schöpfers. Wo immer des Schönen
Spur ich entdecke, entzückt und beglückt mich der Fund, doch vor Allem
Bin ich wahrhaft verliebt in den See, und nirgend auf Erden

Digitized by Google

Will ich von jetzt an leben und wohnen, als da, wo ein solcher
Täglich und stündlich mir neu erscheint. Am liebsten doch blieb' ich
Hier, und bei Euch, Ihr Guten, und wenn ich sterbe, so senket
Nahe am Ufer des See's mich ein, so nah', daß die Wellen,
Wenn sie bewegt sind, das Grab mir bespülen." — „„O redet vom Tod nicht,""
Lächelte Martin, „„Ihr, der so rüstig noch ist, und so lebhaft
Alles Schönen sich freut, Ihr werdet es lang noch genießen."" —
Aber in tiefem Ernst sprach Friedel: „„Durch Eure Betrachtung
Dessen, woran ich seither so oft gleichgiltig vorbeiging,
Fühl' ich mich wahrlich beschämt. Ihr müßt ein glücklicher Mann sein,
Da so viel an hohem Genuß Ihr aus der Natur schöpft."" —
„Lerne sie kennen, begreifen, verstehn, und wenn es Dir lieb ist,
Werde mein Schüler, in manches Geheimniß will ich Dich einweihn;
Eine Schülerin hab' ich schon hier, an der ich mich freun darf." —
„„Eine von Anselm's Töchtern?"" — „Nein, Müller's Clara, ein Mädchen
Höheren Sinns und Triebs, bestrebt sich zu bilden." — „„Die Clara?""
Hauchte Friedel erstaunt vor sich hin. Da ermahnte zum Aufbruch
Eben der Vater: „Der Weg ist nicht kurz, schon nahe die Dämmrung,
Und der Steig im Dunkel gefährlich. Nehmen wir Abschied."
Aber der Hausherr wollte das nicht — „Ihr dürft nicht zu Fuß gehn,
Zeigen will ich mich gern als ein fertiger Schiffer; ich rudre
Ueber den See Euch heim. Wie kam es doch wohl, daß denselben
Euch so gewohnten Weg Ihr heut nicht benützet?" — „„Der Anselm
Brauchte den Kahn zur Fahrt nach der Mühle; die Len' und die Susi
Baten gar schön um den meinen — sie sind so erpicht auf den Fischfang,
Und auch wundergeschickt."" — „Und hat denn Jeder von Euch nur
Einen einzigen Kahn?" — „„Fast leck sind die alten; im Spätherbst
Hoffen wir neue zu haben, wenn gut das Geschäft uns nur einschlägt.""

Unter so leichtem Gespräch geleitete nieder vom Garten
Werner die Beiden, dort fanden sie, sicher bewahrt durch ein Kahnhaus,
Zwei gar prächtige Gondeln; in halber Senkung vom Schiffsbug
Ragten auf niedlichen Stäben buntfärbige Wimpel, im Innern
Gab es bequeme gepolsterte Sitze mit Lehnen. Dahin nun
Nöthigte Werner die Andern, er selbst erfaßte die Ruder,
Legte sich aus, und schiffte hinweg; doch bald nach der Abfahrt
Naht' ihm Friedel, und sprach: „Wir sehn, Ihr wißt mit Gewandtheit
Einen Nachen zu führen, doch laßt mir Jüngerm die Arbeit,
Bleibt bei dem Vater." Gewährt ward die Bitt', und es saßen die Alten
Plaudernd beisammen, indeß auf der ruhigen Fläche die Gondel
Leicht und sanft hinglitt. Schon schwebte der Schatten der Dämm'rung
Trüb in der Luft, doch plötzlich ergoß sich ein rosiger Lichtglanz
Ueber den See und den Fuß des Gebirges, während die Höhen
Düsteres Grau umwob. Dort, wo bei der Mühle das Flüßchen
Wieder den See verließ, war ein tiefer Spalt in den Bergen,
Und durch die Lücke sah, schon nah dem Versinken, die Sonne
Immer voller herein; je tiefer sie fiel, um so röther

Digitized by Google

Wurde die Färbung, es schien, als brennten die Fluthen. — „O seht doch!
Seht!“ schrie Werner entzückt, „wir schwimmen in flüßigem Purpur,
Gibt es ein schöneres Bild?“ — Vom Sitz erhob er sich, aufrecht
Stehend betrachtet' er leuchtenden Aug's des Lichtes Verbleichen,
Dann sein gänzlich Verschwinden; doch da war eben der Kahn auch
Schon gelandet. „Lebt' wohl! schlaft süß! wir sehen uns morgen,“
Rief er den Scheidenden zu, stieß ab, und im völligen Dunkel
Rasch einbrechender Nacht fuhr sacht er zurück nach der Seeburg.

3.

Clara.

Dicht an dem Ufer des Sees und nahe den Hütten der Fischer
Lag ein umgestürzter, fast schon vermorschter, im Flugsand
Halb versunkener Kahn; dort saßen die Töchter des Anselm
Alle vier in der Reihe, und flochten und flickten an Netzen.
Alle waren einander fast gleich, blauäugig und weißblond,
Roth auf den Wangen, doch Luft und Sonne hatten das Antlitz,
Hals und Nacken und Arme gebräunt, und es paßte die Färbung
Gut zu den derben und strammen Gestalten, den kräftigen Stimmen,
Welche zum Sang sich vereinten, der so in die Ferne hinaus klang:

Wir flechten Netze, grob und fein,
Mit weiten und engen Maschen,
Um alle Fische, groß und klein,
So klug sie auch sei'n, zu erhaschen;
Wir danken ihnen das tägliche Brod,
Sie wahren uns vor Sorg' und Noth,
Die Fische, die Fische.

Es heißt, daß auch so mancher Mann
Mit Netzen wird eingefangen,
Wie stellen das nur die Mädchen an?
Uns blieb noch keiner hangen;
Wir rudern doch oft auf den Fang hinaus,
Doch bringen wir Anderes nie nach Haus,
Als Fische, nur Fische.

Die Männer, die sind wohl nicht so dumm,
Sie wissen die Freiheit zu schätzen,
Denn schwämmen sie hier in dem See herum,
Wir hätten sie bald in den Netzen,
Wir sperrten sie in die Behälter ein,
Da müßten sie still und geduldig sein
Wie Fische, wie Fische.

Digitized by Google

Helles Gelächter der Mädchen beschloß den Gesang, doch es scholl auch
Hinter ihnen ein Lachen, und als die Erschrocknen sich umsahn,
Stand da Werner, der, immer noch schelmisch lächelnd, sie ansprach:
„Ei, Ihr Mädchen fahndet nach Männern?“ — Ein brennendes Hochroth
Stieg empor in Tilde's Gesicht. — „Leichtfertig erscheint wohl
Euch das Lied, das wir sangen, uns lehrt' es die Burgi vom Langsee;
Selten nur sucht' sie uns heim, dann aber bringt sie uns immer
Allerlei Schwänk' und Schnurren.“ — „„Das Lied ist lustig und harmlos,““
Sagte beruhigend Werner. „„Hat wirklich Keine von Euch noch
Einen Freier im Netz?““ — „Nein, keine noch,“ fiel in die Rede
Broni, die Aelteste der Schwestern, „wie wären bei uns in der Einöd'
Solcherlei Fische zu finden! und schwämmen sie wirklich in Schaaren
Hier im Gewässer, wir fingen doch keinen; auf goldene Köder
Beißen sie gierig nur an, und wo nähmen wir Aermsten das Gold her!
Drüben am anderen Ufer, dort ist es zu finden, und treibt auch
Manchen hungrigen Hecht nach der Angel; doch gilt bei dem Müller
Nur die verkehrte Welt; wenn sonst sich ein Mädchen den Mann kauft,
Soll es der Freier dort sein, der die Braut sich bezahlt, denn der Geizhals
Gibt für den höchsten Preis nur die Waare, für die er sein Kind hält;
Ob auch Clara bis jetzt sich des Zwanges erwehrte, zuletzt doch
Muß sie des Vaters Gewalt und Drohungen weichen, er ruht nicht
Eher, als bis sie verkauft ist.“ — „„Die Clara?““ entgegnete Werner,
„„Clara läßt nie sich verkaufen; das Mädchen ist sanfter Gemüthsart,
Aber ein Kern ist in ihr, und Kraft in der Seele; gehorchen
Wird sie dem Vater in Allem, was er zu verlangen ein Recht hat,
Doch ihm nimmer und nimmer die Zukunft opfern.““ Er sprach es
Eifernd und wandte sich ab, und ging zu der Hütte des Martin,
Setzte sinnend sich dort auf die Bank, und grub mit dem Bergstock
Zeichen vor sich in den Sand. Doch unter den Mädchen erhob sich
Wirres Gerede. „Wie eifrig der Nachbar um Clara sich annahm!“
Meinte die Eine, die Andre: „Der Alte wird doch nicht verliebt sein?“
Aber Susi beschloß: „Wer wundert sich, daß er sie werth hält?
Ist sie uns Allen doch lieb! Ihr wißt auch, daß sie begierig
Seinen Belehrungen lauscht; schon kennt sie Gräser und Kräuter,
Pflanzen und Blumen und vielerlei Steine, die völlig uns fremd sind.
Freude gewährt ihr das, und wer nicht vergönnt' es der Aermsten,
Ihr, die daheim der zänkische Vater, der widrige Griesgram,
Unaufhörlich nur martert und schilt. Jüngst, als er verreist war,
Wagte sie es, in eines der kleineren Beete des Gartens
Blumen zu setzen; doch gleich als der Murrkopf wieder zurück kam,
Riß er sie all' aus dem Grund, und befahl, daß Kohl dort gepflanzt wird.
„Blumen?“ so schrie er, „was können die Blumen uns nützen? zum Anschaun
Taugt solch Unkraut nur, und nur zum Beriechen; den Grünkohl
Können wir essen.“ Mit Weinen erzählt' es mir Clara. Wie dankbar
Müssen dem Himmel wir sein, der uns den besten der Väter
Gnädig bescherte! Doch kommt jetzt, gehn wir in's Gärtchen, das Unkraut,
Nur zum Beschauen bestimmt und Beriechen, zu pflegen; der Abend
Nahet, der Tag war heiß, und die duftenden wollen getränkt sein,

Digitized by Google

Sollen sie uns nicht verwelken." — Sie rafften die Netze zusammen,
Und enteilten in's Haus. — Jetzt war aus dem ihrigen Martha
Stille getreten, und sprach zu dem Nachbar, der sinnend noch dasaß:
„Sagt, woran denkt Ihr gar so vertieft? ich sehe schon lange
Euch aus dem Fenster zu." — „„Worauf ich sinne? An Clara
Dacht' ich wieder, und wie sie der Veit, der thörichte Halbmensch,
Immer nur quält. Gern wär' er sie los, er sagt' es mir selber,
Drum erlaub' er es auch, daß sie oft mit mir in den Wäldern
Stundenlang wandre; da hab' er doch Ruh', und müsse nicht zusehn,
Wie vom Morgen zum Abend die bleiche träumende Närrin
Durch das Haus und den Garten umherschleicht. Nimmer begreif' ich
Solchen Vater!"" — „Was immer an ihm Unmenschliches auffällt,
Geiz erkläret das Alles," versicherte Martha; „wenn Clara
Einen Bettler beschenkt, wird wüthend der Harte, die Kleidung,
Deren die Tochter bedarf, die Speise selbst, die er mit ihr theilt,
Gilt als ein Abbruch ihm an dem Schatz, den er sammelt und anhäuft.
Gönnt er sich selber doch kaum des Leibes geringstes Bedürfniß,
Geht wie ein Schatten umher." — „„Er möge vertrocknen, der Unhold!
Würde nur Clara gerettet."" — „Und Friedel," ergänzte die Mutter.
„Euch vertraut' ich ja schon, wie die Beiden sich lieben; Verzweiflung
Trieb den Sohn in den Krieg; wir hofften, er käme beruhigt
Wieder uns heim, doch irrten wir leider; die Freud' an der Heimat
Stimmt' ihn heitrer für wenige Tage, nun ist er schon wieder
Ganz in Trauer versenkt, spricht wenig, nur wenn er gefragt wird,
Meidet das Haus, durchirrt die Berg' und die Wälder, und einsam
Ruht er dann irgend am Felsen, und starrt mit verdüstertem Auge
Ueber den See nach der Mühle hinüber. Doch Himmel! was seh' ich?
Anselm rudert heran, und täuscht mich nicht Alles, so sitzt dort
Clara im Nachen." — „„Ja, wahrlich, sie ist es,"" bestätigte Werner,
„„Nun, sie kommt wie gerufen."" — Zur Landungsstelle hinunter
Gingen die Beiden, und harrten des Kahnes, der eilig herankam;
Clara trat an das Land, von Werner geleitet, sie küßte
Martha's Wangen, und sprach, und ein herzengewinnender Wohlklang
Lag in der Stimme: „Ich wollte zu Euch auf dem kürzesten Felsweg,
Aber vom See rief Anselm mich an: Ich müss' in den Nachen,
Allzu gefährlich sei oft der so schmale und schlüpfrige Fußpfad." —
„„Wahr ist's,"" bekräftigte Werner, „„ich kenne den Weg, wer nicht trittfest,
Schwindelfrei ist, der stürzt dort leicht in den See."" — „Und was wär's auch,
Hätte die Fluth mich begraben!" erwiederte Clara, ich wär' dann
All' des Elends ledig." — „„Ergib Dich nicht finsterem Unmuth,""
Tröstete Werner, „„noch geb' ich nicht Alles verloren; ein Vorsatz
Gährt seit gestern in mir, der vielleicht Euch glücklich an's Ziel führt. —""
Clara schüttelte traurig das Haupt. — So wie sie nun dastand,
War sie ein reizendes Bild, auffordernd zu wahrer Bewund'rung.
Hochgewachsen und schlank, doch voll und rund in den Formen,
Kräftig und doch geschmeidig erschien die Gestalt; wenn sie hinschritt,
War es ein Gleiten eher als Gehn; vom Hals bis zur Hüfte
Nahm der Körper nicht Theil an der unteren Glieder Bewegung,

Digitized by Google

Aber sie kam doch weiter, als Andere; bleich war die Wange,
Aber es schimmerte doch zuweilen ein liebliches Blaßroth
Leicht hindurch, so wie es zumeist in dem innersten Kelche
Weißer Rosen sich zeigt. Das Haar, das in üppiger Fülle
Schläfen und Nacken umwallte, war dunkelbraun, doch ein Goldglanz
Spielte darauf, wenn die Sonn' es beschien; das Auge, so tiefblau
Und so klar wie der See, nahm fast die Schwärze der Nacht an,
War die Seele von Schmerzen erfüllt; die ganze Erscheinung
Ließ den Beschauer in Zweifel, ob mehr der holdesten Anmuth,
Oder der Hoheit mehr in ihr sich verkünde; der Zauber
Schöneren Sinn's und edler Gesittung umwebte sie; Alles,
Was sie nur that und sprach, erwies sich als fein, ja als vornehm,
Und doch war sie nie aus der Mühl' und aus der Umgebung
Roher Gesellen gekommen, sie sah nichts Edles, die Mutter,
Frühe gestorben, vermocht' auf das Kind nicht zu wirken, das Beispiel
Niedrer Gesinnung sah sie im Vater. Wer warf denn das Goldkorn
Mitten hinein in die Spreu des gemeinen Müllers, und wie war
Solch ein Ausnahmswesen aus Clara geworden? Ein Räthsel
War und blieb das so eigengeartete Mädchen. Das Alles
Dachte Werner, und suchte vergebens nach Lösung und Aufschluß;
Endlich besann er sich dessen, daß unter tausend und tausend
Rehen ein Mal zufällig ein weißes Kitzlein zur Welt kommt,
Daß ein geflügelter Same, der weit in die Wüste geweht ward,
Dort als ein fremder Baum erwächst, und zuweilen im Felsspalt
Eine Blume, die meilenweit nirgend zu finden ist, aufblüht.
Mehr nicht entdeckte der Forscher, doch plötzlich gewahrt' er, daß Clara
Heftig zu zittern begann, und ängstlich flüsterte: „Mutter,
Dort kommt Friedel!" Doch bald bezwang sie die tiefe Erregung,
Richtete fest sich auf, und sah dem Kommenden freudig,
Scheinbar ruhig entgegen. Versunken in düst're Gedanken,
Schritt er gesenkten Hauptes heran, jetzt, als er emporsah,
Glaubt' er an Täuschung zuerst, doch bald erkannt' er die Wahrheit,
Stürzte heran und ergriff die Hände der Theuren; „O Clara!
Clara!" rief er entzückt, nicht mehr vermocht' er zu sagen,
Aber sein feuchtes Aug' versank in die ihrigen, sie auch
Konnte den Thränen nicht wehren; doch sacht' entzog sie die Hand ihm,
Kämpfte die Rührung nieder, und sprach gefaßt und gelassen:
„Friedel, ich kam Dich zu sehn und den werthen Genossen der Jugend
Herzlich willkommen zu heißen; zwei Jahre verflossen im Zeitlauf,
Während Du fern uns bliebst, und, umringt von Gefahren, zum Mann wardst.
Kräftiger bist Du, als je, und der Kraft bedürfen wir Beide,
Denn wir sehn wohl heut uns zum letzten Male." — „„Zum letzten,
Letzten Mal?"" schrie Friedel entsetzt. — „Ich bitte Dich, rudre
Später mich heim," sprach sanft die Bewegte, „mein Vater ist auswärts,
Kommt erst morgen zurück; der Tag ist mein, und ich habe
Viel, gar viel mit Dir zu besprechen." — Der schmerzlich Ergriffne
Hatte zur Antwort nicht Zeit, denn es liefen und sprangen die Töchter
Anselms lärmend herbei, um Clara sich schaarend, und Martin

Digitized by Google

Hatte soeben gelandet, auch Anselm trat zu den Andern,
Und es entspann sich da gleich im größeren Kreis ein bewegtes
Allgemeines Gespräch, so daß zu Zwei'n zu verkehren
Nirgend sich Anlaß bot. In Clara's Nähe, die tiefernst
Unter den Munteren blieb, hielt Friedel sich stetig und horchte
Düster dem Wort, das sie sprach, und haschte jeglichen Blick auf,
Welchen sie ihm von Zeit zu Zeit ermuthigend zuwarf.

Rasch enteilte die flüchtige Zeit in der lauten Gesellschaft,
Und es brach allmälig des heiteren freundlichen Herbsttags
Zeitiger Abend herein. Zu dämmern begann es im Thalgrund,
Während sich oben vom Horizont, der immer noch klar blieb,
Alle die vielfach gestalteten Kämm' und Kuppen der Alpen
Scharf abgrenzten, und linksher hinter dem Rücken der Bergwand
Nach und nach ein sanfter, doch schnell zunehmender Lichtschein
Gegen den Himmel sich zog; es war aus der Ferne der Abglanz,
Welchen das holde Gestirn der Nacht, dem Aug' noch nicht sichtbar,
Aufwärts warf; bald wurde der Schein zum Schimmer, und endlich
Stieg in der höchsten Pracht der schönste, leuchtendste Vollmond
Blendend herauf; doch immer noch seitweits stehend, beglänzt' er
Nur die Höh'n gegenüber und auch von der Fläche des Sees nur
Eine Hälfte, die jetzt wie vom Schnee des Winters bedeckt schien;
Aber die andere Hälfte, vom hohen Gebirge beschattet,
Blieb in das tiefste Dunkel gehüllt. — „Zeit ist es zum Aufbruch,"
Mahnte nun Clara sich selbst, „lebt wohl, Ihr Guten und Lieben,
Komm jetzt Friedel, und führe mich heim!" — Zum Ufer hinunter
Eilten sie schon, und Alle, die staunend den Scheidenden nachsahn,
Faßten es kaum, wie die lang schon Getrennten die alte Verbindung
Neu anknüpften trotz allen Verbots. Nur Werner und Martha
Ahnten wohl, was das kluge, besonnene Mädchen im Sinn trug.

Bald den Augen entrückt war Friedel's Kahn, denn er lenkt' ihn
Gleich nach der finsteren Seite des Sees; bald legt' er die Ruder
Neben sich hin und sprach in bebendem Tone: „Du wolltest
Viel mit mir sprechen, nun rede. Was heut' ich hörte bei'm ersten
Wiedersehn, klang traurig und bitter, es klang wie Entfremdung,
Klang wie Vergessenheit seliger Stunden, ja klang wie die Botschaft
Eines erkalteten Herzens. Mich trieb, Du weißt es, die Härte
Deines Vaters hinaus in den Krieg, ich suchte den Tod auf,
Aber im Kugelregen und Schlachtengewühle gedacht' ich
Immer und immer in Liebe nur Dein, und wär' ich gefallen,
Wäre mein letztes Wort Dein Name gewesen. Das Schicksal
Nahm mein Opfer nicht an, es sparte mich anderem Schmerz auf,
Schärferem wohl, als der Tod sein kann, denn von ewiger Trennung
Sprachst Du mir heut ganz ruhig. Erkläre mir offen: wie soll ich
Solche Wandlung verstehn?" — „„O Friedel,"" erwiderte Clara,

Digitized by Google

Wie nur ſtell' ich die Worte, zu zeigen, daß nichts als Dein eignes
Wohl ich bedenke. Ich liebe Dich innig, doch weil ich Dich liebe,
Will ich zufrieden Dich ſehn. In der langen Zeit, wo Du fern warſt,
Hat ſich mein Herz nicht verwandelt, doch ſtärker noch ward die Gewißheit,
Nie Dich gewinnen zu können. Vor Dir liegt offen das Leben,
Und es verlangt, daß Du ſchaffeſt und wirkſt, und ein tüchtiger Mann wirſt,
Wie Du es kannſt; Du biſt nicht geartet, ein Fiſcher zu bleiben,
Aber es bietet ſich Dir gewiß ein Beruf, der Dir zuſagt.
Geh' denn hinaus in die Welt, und kämpf' und ring', und begründe
Bald Dir ein Haus und den eigenen Herd; die Lebensgefährtin
Wähle dann klug Dir aus, ich kann es leider nicht ſelbſt ſein,
Wie ich ſo gern es gewollt, und ſo lang erſehnet; uns trennen
Unüberſteigliche Schranken. Doch was Dir hier nicht gewährt ward,
Findeſt Du auswärts auch, und preiſen werd' ich den Himmel,
Haſt Du es wirklich gefunden. — Auf raffe Dich, geh' aus der Heimat,
Such' in der Fremde Dein Heil, es iſt ja nur dort, wo ich nicht bin.““ —
„Und Du ratheſt mir das?“ rief Friedel in höchſter Entrüſtung,
Aber er ſprach nichts weiter; die Ruder ergriff er und pfeilſchnell
Schoß der Nachen dahin, bis am Garten des Müllers er anſtieß. —
„Friedel, ſei mir nicht gram,“ bat Clara, und reichte die Hand ihm,
Aber er nahm ſie nur an, um an's Land ſie zu ſetzen, dann riß er
Heftig ſich los, ſprang ſchnell in den Kahn, und in raſender Eile
Jagt' er von dannen, als ob er von drohenden Feinden verfolgt ſei.
Mitten im See, der jetzt vom Mondlicht gänzlich erhellt war,
Sah er des Nachbars Gondel ſich wiegen, und ſchmelzende, ſüße
Flötentön' erklangen von dorther, ohne den Nachhall
Ihrer ſo weichen Stimm' in den Bergen zu wecken, ſie ſchienen
Ueber dem Waſſer zu wallen. — „Der Glückliche!“ dachte da Friedel:
Grabgeläut' und Kanonendonner und heulenden Sturmlaut
Hätt' er lieber gehört, als die ſanften Töne, die grauſam
Ihn an die zarten Gefühl'·aus ſchönen entſchwundenen Tagen
Und an die Seligkeit mahnten, die nun für immer dahin war.

4.

Veit.

„Ward ich zu Euch darum nur berufen, um bitteren Vorwurf,
Schmerzende Schmähung zu hören, ſo bitt' ich, entlaßt mich in Frieden
Wieder nach Haus. Was kühl und herzlos Clara mir vorſchlug,
Will ich nicht thun, doch ich werde nun wieder Soldat; in dem fernen
Spanien gibt es — mir wurde die Kunde davon in der Hauptſtadt —
Kämpfe und Blutvergießen und Schlächtereien, dort find' ich,
Was ich allein noch ſuche: mein Grab.“ — So ſprach in der Seeburg
Friedel, und Werner entgegnete zürnend: „Du ſprudelnder Hitzkopf!
Gleichend dem Roß, das, vom Koller ergriffen, in Tollheit dahin raſt,
Rennſt Du in's Blaue hinein. Wär' Clara's Liebe nicht werthlos,
Sähe ſie ruhig zu, wie Du Jahr' und Jahre Dich abhärmſt,

Digitized by Google

Nutzlos Dir und der Welt, und ohne daß je Du an's Ziel kommst?
Für den Geliebten vermag nur ein selbstlos Weib sich zu opfern;
Größer ist solche That, als die, im Getümmel des Schlachtfelds
Einer Kugel zu harren, wie Du es beschlossen. Die Kugel
Endet die Qual, doch ein Leben hindurch bleibt doch die Entsagung
Stets ein brennender Schmerz trotz all des hohen Bewußtseins
Einer erfüllten Pflicht. Und Du, Verblendeter, herzlos
Nanntest Du sie, die ein Herz so groß und edel gezeigt hat,
Wie nur selten ein gleiches zu finden! Ein schreiendes Unrecht
Hast Du an ihr begangen, und solltest es büßen." — Erschüttert
Stand der Gescholtene da, nicht wagt' er zu sprechen, und fort fuhr
Werner: „Darum nicht allein, Strafpredigten hier zu vernehmen,
Wollt' ich Dich sehn und sprechen, ich mein' es Dir gut, die Verirrung
Hast Du gewiß schon bereut, wenn Dein siedendes Blut sich gekühlt hat;
Clara liebt Dich wirklich, ich ehre sie mehr nun als jemals,
Alles setz' ich daran, sie glücklich zu wissen, und endlich
Euch zu vereinen. Nun höre: Du dientest schon hier auf dem Vorwerk,
Schwärmst für die Landwirthschaft, wie Dein Vater versichert, verstehst sie
Besser gewiß, als ich, und was Dir noch mangelt an Kenntniß,
Kannst Du durch Eifer Dir leichtlich erwerben. Du sollst nun die Aufsicht
Ueber das Pachtgut führen bei gutem Gehalte, so reichlich,
Um ein behagliches freundliches Heim Dir zu gründen; von hier aus
Schiff' ich sogleich zu dem Müller hinüber; der filzige Geizhals,
Hört er, es werde die Tochter vor Lebenssorge geschützt sein,
Willigt vielleicht doch ein; Ausstattung, Mitgift und Hausrath
Will ich schon selber besorgen." — Zu Füßen des hohen Beschützers
Wär' der Beseligte gerne gefallen, doch wußt' er, das würd' ihm
Nimmer genehm sein; aber im Taumel und Rausch des Entzückens
Fiel er ihm um den Hals, und drückt' und küßte die Händ' ihm,
Nannt' ihn Engel des Lichts, großmüthigen Helfer und Retter,
Bat dann innig: „Vollendet das Werk der Huld, und erlaubt mir,
Euch nach der Mühle zu folgen; vielleicht gelingt es, indessen
Ihr mit dem Vater verkehret, der Tochter zu nahen, und reuvoll
Ihr Abbitte zu leisten, sie mir zu versöhnen." — „„Mir folgen?
Heute gestatt' ich das nicht,"" klang kurz und entschieden die Antwort.
„„Schiffe Du heim, ich komm' am Abend zu Euch, und berichte
Dir und den Eltern des Müllers Bescheid."" — Betrübt, doch gehorsam
Folgt' ihm Friedel hinab nach dem Ufer, dort war schon des Hausherrn
Gondel bereit, und sein alter Diener am Ruder, der Nachen
Friedel's daneben; der Eine nach rechts, der Andre nach links hin
Fuhren sie ab, wohl Beid' in den tiefsten Gedanken; doch Werner
Ward bald wieder vom Brüten erweckt durch den fesselnden Anblick,
Ihm allüb'rall sich bietend. Die Alpe war ganz von dem grellsten
Sonnenlichte beschienen, der Wald in der buntesten Färbung,
Wie sie der Herbst den Bäumen verleiht; am Fuß des Gebirges
Ragten die dunklen Fichten im dichtesten Schluß, und sie tauchten
Ihre unteren schön geschwungenen Aest' in die Fluth ein;
Ueber ihnen erschienen die Birken und Buchen, schon goldgelb

Digitized by Google

Glänzten die Blätter der einen, die anderen spielten in's Braunroth;
Zwischen ihnen hindurch sah hell und lachend des Lärchbaums
Immer noch frisches Grün; dann höher, noch über dem Waldsaum,
Senkte die Niederalpe sich ein mit den üppigsten Matten,
Endlich, noch weiter hinauf, und bis zu der Grenze des Wachsthums,
Waren nur noch Zwergkiefern zu sehn, verkrüppeltes Krummholz,
Und darüber erhob sich zuletzt der riesige kahle
Felsenkoloß, so glatt, als wär' er geschliffen, doch vielfach
Oben in Kanten und Kuppen zerklüftet. Noch ob dem Gebirgskamm
Zog ein mächtiger Adler, der hier wohl täglich zu sehn war,
Weitum Kreise, die Fittige fast nicht bewegend, als trüg' ihn
Nur die Luft und die Wolke; in Schaaren über den See hin
Schwebten mit pfeifendem Rufe die schneeweiß schimmernden Möven,
Leicht auf den sichelförmigen Schwingen sich wiegend; im Schilfrohr
Nahe dem Schiffe regt' es sich jetzt, Wildenten entsausten
Kreischend dem dichten Versteck, querüber an's andere Ufer
Eilig sich flüchtend. Doch nicht in den Lüften nur gab es Bewegung,
Leben war auch im Wasser. Die Wellen hüpften und tanzten,
Schillernd in allerlei Farben; da schnellt' ein gewaltiger Fisch auf,
Und dort taucht' ein andrer so weit nur empor, um den glatten
Silberschuppigen Rücken zu zeigen. Des reizenden Schauspiels
Wechselnde Bilder nahmen des schwärmenden hohen Naturfreunds
Sinn' und Gedanken so völlig gefangen, daß staunend er auffuhr,
Als sich die Gondel nicht weiter bewegt', und er schon sich am Ziel sah.

Zögernd stieg er die Stufen hinauf bis zum Garten, da wuchsen
Beet an Beet die gemeinsten Gemüse, ein einziger Baum nur,
Schatten gewährend und Frucht, stand fern in der hintersten Ecke;
Dort auf gebrechlicher Bank saß Clara mit allerlei Nähzeug,
Aber die Händ' im Schooß; sie hatte, versenkt in Betrübniß,
Weder das Landen gehört, noch das Nahen von Schritten, bis plötzlich
Werner vor ihr stand. — „Gräme Dich nicht," so begann er, „es wird sich
Alles zum Guten noch wenden; zerknirscht ist Friedel und reuvoll,
Und heut' komm' ich hieher, um für ihn zu werben; die Bürgschaft
Einer gesicherten Zukunft wird doch vielleicht die Bedenken
Deines bedächtigen ängstlichen Vaters zerstreu'n." — „„O, wie dankbar
Fühl' ich den Werth der edlen Gesinnung, des thätigen Strebens,
Uns zu beglücken, doch, ach, ich fürcht', Ihr findet den Vater
Unerbittlich, er haßt den Mann, den ich liebe, den Anlaß
Hab' ich noch nie erforscht."" — „Versuchen," so tröstete Werner,
„Will ich es doch, die Rind' um sein Herz zu erweichen; mißlingt es
Diesmal auch, dann gibt es noch andere Mittel; in Vorrath
Hab' ich die tüchtigsten Waffen, den Sieg mir zu sichern; vertraue
Fest nur auf mich." — Mit Nachdruck sagt er's und ging in die Mühle,
Suchte dort lang, bis in einem der Gäng' er den Meister gewahr ward,
Wie er mit leisestem Tritt voll Argwohn, Angst und Besorgniß,
Daß unrichtig vielleicht gebahrt wird, lauernd umherschlich,

Digitized by Google

Spähend in jeglichen Winkel und horchend nach jeglicher Seite,
Ob er ein Plaudern der Knappen vernehme, ein Kichern, ein Lachen,
Oder ein Singen sogar, das als Zeitvergeudung verpönt war.
Rückwärts gewendet, erblickt' er den Nahenden jetzt, und er ging ihm
Langsam, schlendernd entgegen; man sah, nicht besonders willkommen
Sei der Besuch dem grämlichen Mann, doch zwang er sich mühsam,
Freundlich zu sehen. Von hohem Wuchse war er, doch hager,
Dürr, wie am Feuer vertrocknet; in seinem verwitterten Antlitz
Kreuzten sich Furchen und Falten; die scheu umirrenden Augen
Lagen tief in die Höhlen versenkt, und sie trafen fast niemals
Ruhig die Blicke dessen, mit dem er verkehrte; das Haupthaar,
Frühe gebleicht, verhüllte nur wenig die Schläf' und den Scheitel,
Während die Wang' und das spitzige Kinn ein spärlicher Vollbart
Kaum zu bedecken vermochte; ein enges, verschossenes Jäckchen
Trug er am Leib, und alte vertretene Schuh' an den Füßen,
Alles, von oben bis unten bestreut mit Spreu und mit Mehlstaub,
Und so sah er fast aus wie ein Geist, ein Gespenst, und zur Nachtzeit
Hätt', entsetzt vor der langen weißen Gestalt, sich ein jeder
Abergläubige schaudernd geflüchtet. — „Ei siehe, ein seltner,
Seltener Gast, Herr Werner!" so sprach er mit näselnder Stimme,
„Wohl drei Monde schon bliebt Ihr stets nur im Garten, um oftmals
Heimlich von dort weg die Tochter zu rauben; aber ich habe
Nichts dagegen, ich wollt', Ihr nähmet die Lästige ganz fort,
Könntet mit ihr dann frisch im Gebirge klettern und täglich
Heu einsammeln, von dem sie manch Büschelchen jetzt mir in's Haus bringt."
„„Heu?"" rief Werner erstaunt. — „Nun ja, wie anders benennt Ihr
Trockenes Gras und dürre Kräuter? Das möchte noch hingehn,
Brächte mir Clara nur mehr noch davon, Kühfutter dann gäb' es;
Aber sie schleppt auch Steine herbei, die Thörin! Ich kenne
Nur zwei Steine von Werth: den Edelstein und den Mühlstein,
Aber verkauft muß der eine, der andre vom Rade bewegt sein,
Um das Getreide zu mahlen." — „„O, Ihr seid witzig,"" versetzte
Werner, im Innern ergrimmt, doch der Klugheit gehorchend; „„ich freu' mich,
Euch bei so heiterer Laune zu finden, sie gibt mir die Hoffnung,
Fehl nicht zu gehn mit dem Wunsch, den ich Euch zu eröffnen gewillt bin."" —
„Einen Wunsch? Ein Geschäft?" — „„Vielleicht das ein' und das andre.
Habt Ihr eben im Scherz nicht erklärt, Euch würd' es genehm sein,
Nähm' ich die Tochter von Euch für immer nur fort? Aus dem Scherze
Könnte sich Ernstes gestalten. Ich ehre sie, möchte sie gerne
Glücklich sehn und zufrieden, sie ist ein vortreffliches Mädchen,
Eines der seltensten Art."" — „Ja, närrisch genug; in den Wolken
Scheint sie zu schweben, im Haus ist sie unnütz, aber an Schönheit
Vielen voraus, und Schönheit läßt wie ein anderes Glücksgut
Hoch sich verwerthen; drum ist es mein unverbrüchlicher Vorsatz,
Niemals Einem zur Eh' sie zu geben, welcher nicht mindstens
Zwanzigtausend Thaler in Baarem oder in Geldwerth
Eigen besitzt und genügend mir ausweist. Aber was wollt Ihr,
Und was soll es mit Euch und der Clara?" — „„Ich komm' als ein Werber

Digitized by Google

Wohl nicht für mich, doch für Einen, den warm ich empfehle; die Bürgschaft
Einer glücklichen Ehe gewährt des Freiers Gesinnung,
Ein ausreichender Jahresgehalt, gesicherte Zukunft,
Jugend, Gesundheit, Muth; und, was auch schwer in's Gewicht fällt,
Nichts begehrt er vom Vater, verzichtet auf jegliche Mitgift,
Jegliche Gabe von Euch.““ — „Verzichtet? Natürlich, das müßte
Jeder Bewerber; wo nähm' ich die Mitgift her? Ich erwerbe
Kaum, was ich brauch', und erringe nur schwer mir die tägliche Nothdurft,
Hart mich bemühend und plackend. Die Mühl' im Gebirg ist ein ärmlich,
Elend Geschäft; doch lassen wir das, und nennet mir endlich
Euern empfohlenen Freier.“ — „„Er führt von nun an die Aufsicht
Ueber mein Pachtgut, reichlich besoldet.““ — Mit grinsender Miene
Spottete Veit: „Und das, das nennt Ihr sichere Zukunft,
Ihr, ein erfahrener Mann? Geschlossen wurde die Pachtung
Auf sechs Jahre, das eine der sechs ist verflossen, der Gutsherr
Kündiget Euch nach Verlauf der Pachtzeit, oder er steigert
Höher den Zins, nicht mehr zu erschwingen, und dann auf dem Trocknen
Sitzt ihr selbst, und es käme gewißlich am Ende das ganze
Bettelpack: Tochter und Eidam mit quickenden hungrigen Kindern
Wieder in's Haus mir zurück. Viel lieber bänd' ich der Clara
Einen Stein um den Hals, und hinein mit ihr in den Mühlbach!“

Wäre dem plötzlichen Antrieb Werner gefolgt, mit Verachtung
Hätt' er sich abgekehrt von dem Armuth heuchelnden, Alles
Nur nach dem Gelde berechnenden Selbstling, aber die Rücksicht
Auf noch weitere Plane vermocht' ihn klüglich, den Ekel
Nieder zu kämpfen und scheinbar ruhig zu sagen: „Ich könnt' Euch
Viel noch entgegnen, doch wär's vergeblich, ich spreche kein Wort mehr,
Aber wir scheiden, so hoff' ich, als Freund' und friedliche Nachbarn,
Und als Beweis des guten Vernehmens müsset am Sonntag
Ihr in der Seeburg bei mir an der Mittagstafel zu Gast sein.
Sechzig Jahre vollend' ich am selbigen Tag, und ich will ihn
Festlich begehn in traulichem Kreis und in muntrer Gesellschaft.
Sagt Ihr zu?“ — Der Geladene nickte bejahend, er speiste
Ungern nicht an gastlichem Tisch, auch blieb dann doch einmal
Kalt der eigene Herd und die Speis' erspart und die Feu'rung.
„Aber,“ ergänzte Werner die Rede, „mir wär' es erfreulich,
Gönntet der Tochter Ihr am Vormittage des Sonntags
Helfend mir beizustehn bei dem Ordnen der Tafel; das Mädchen
Hat für das Schöne den richtigen Sinn, und Geschick und Gewandtheit.
Seid Ihr willig dazu, so send' ich am Morgen die Gondel,
Clara zu holen.“ — Auch das bejahte der Müller, und Abschied
Nahm jetzt Werner, noch meldend, er reise morgen zur Hauptstadt,
Bringe von dort noch allerhand Speis' und Zier für den Festtag.

Und so ging er hinaus in den traurigen Garten, doch folgt' ihm
Veit auf dem Fuß, und es war unmöglich, das leiseste Zeichen

Digitized by Google

Clären zu geben, die stets noch erwartungsvoll unter dem Baum saß,
Schon an das Ufer gekommen, bemerkte der Müller: „Wem habt Ihr
Euers Pachtguts Leitung vertraut? Fürwahr, es bedarf wohl
Eines erfahrnen und thätigen Manns, es müßte sich zweifach,
Dreifach vielleicht verwerthen. Wie heißt der Erwählte?“ — Mit Lächeln,
Höhnend redet' er so, doch trocken erwiderte Werner:
„Nein, ihn nenn' ich nun nicht. Lebt wohl!“ Er sprang in die Gondel,
Schiffte hinaus, und heut zum ersten Male bemerkt' er
Kaum die Glätte des Sees und die sonnigen Alpen; voll Unmuth
Saß er gebückt, und grübelt' und sann; doch als er an's Land stieß,
Richtet' er stramm sich empor, der Entschluß war gefaßt, und mit heitrer
Stirn durchschritt er den Garten und trat in die stille Behausung.

5.

Das Fest.

Sonntag war's, und in glänzendem Festschmuck prangte die Seeburg,
Hochauf über den Giebeln des Schlößchens, und über dem Dachfirst,
Ueber dem Garten-Kiosk, und am Ufer über dem Kahnhaus
Flatterten Fahnen; aus Zweigen der Fichte gewundene Kränze
Zierten die Thüren und Fenster. Die Knecht' und die Mägde des Pachtguts
Waren zur Hilfe berufen; die Einen, beschäftigt mit Flechtwerk,
Saßen in Reihn im Garten, die Anderen, kletternd auf Leitern,
Banden an eilig befestigte Nägel die grünen Gehänge
Bogen an Bogen entlang dem Gebäud' auf. Zwischen den Beiden
Hin und her ging Clara belehrend und ordnend, das Richtmaaß
Rügend, wo es verrückt, die Höhe, wo sie verfehlt war;
Blumen schnitt sie im Garten dann ab, in Sträuße sie bindend,
Für die Tafel bestimmt und für alle Gemächer; geschmackvoll
Wußte sie Blüthen und Blätter zu einen, das Grün und die Farben
Malerisch schön zu mischen; sie hofft' auf den lohnenden Beifall
Werners, von dem sie dies freudig erlernt. Er hatte den Festschmuck
Ihr anheimgestellt und war zu den Fischern hinüber
Früh am Morgen geschifft, die Gäste sich selber zu holen.
Aber hinter der eigenen Gondel, die doppelt beflaggt war,
Schwammen noch zwei ganz neue bewimpelte Nachen im Schlepptau;
Tags vorher bis zur Mühle auf Wagen, und spät erst am Abend
Ueber den See gebracht, erregten sie höchste Verwund'rung
Unter den Fischern, sobald sie von Ferne den nahenden langen
Zug erblickten. — „Was mag das nur sein?“ fragt' Einer den Andern,
„Werners Gondel gewiß, doch die anderen Kähne, wie seltsam!
Ganz wie das seine beflaggt.“ — Nicht lang doch währten die Zweifel,
Näher kamen die Schiff'; in dem vordersten winkte der Nachbar,
Grüßend mit wehendem Tuch, und bald betrat er das Ufer,
Straks von dem Diener gefolgt, der ein Kistchen im Arme herbeitrug.
Werner drückte die Hände der Aelteren, nickte den Jungen
Väterlich zu und sprach: „Ihr wißt es, ich war in der Hauptstadt,

Digitized by Google

Komme von dort nicht mit leerer Hand. Euch, Martin und Anselm,
Euch gehören die Nachen, die fest, seetüchtig gebaut sind,
Tauglich für Euer Geschäft." — Dann, öffnend die Kiste, vertheilt' er
Allerlei kleine Geschenke: für Martha ein Häubchen, ein warmes
Umhängtuch, und Schuh' für den Winter, gefüttert mit Pelzwerk;
Dann für die Mädchen Bänder, in's Haar zu flechten, ein kleines,
Seidenes Tüchelchen Jeder und seidenes Schürzchen; zuletzt noch
Kam aus der Kiste für Friedel ein Rock; er war vom gewohnten
Landesüblichen Schnitt, doch vom feinsten Stoffe. — „Du mußt Dich
Heut darin zeigen," betonte der freundliche Geber, und hefte
Ja Dein Ehrenzeichen daran, Ihr sollet mir Alle
Schmuck aussehn bei dem heiteren Fest." — Die Alten und Jungen
Dankten in herzlichen Worten, die Mädchen mit Küssen, doch glücklich
Waren vor Allen die Fischer; sie hatten vom fesselnden Schlepptau
Schon die Kähne gelöst; mit der Einsicht langer Erfahrung
Prüften sie schauend und tastend die Stärke der Bohlen, des Kieles
Wölbung, die Neigung des Bugs, die Ruder, den Schnabel, die Schiffswand,
Ja, sie vermochten nicht ruhig zu bleiben, es kam auf die Prob' an,
Ob auch schwer nicht die Kähne sich führten, und ob sie die Wellen
Rasch durchschnitten. Sie fuhren hinaus, und begannen den Wettlauf,
Schoßen zuerst im Flug g'radaus, und drehten sich plötzlich
Rechts um, links um, hielten dann an, und ruderten rückwärts,
Alle die Schifferkünste versuchend. Aber in Eile
Kehrten sie jetzt zurück, und Martin jubelte: „Nachbar,
Frischeres Leben verdanken wir Euch, ich bin wie ein Jüngling,
Kaum bedarf ich der Hälfte der Kraft, zu bewegen das Fahrzeug,
Leiten kann ja ein Kind den herrlichen Nachen, er gleitet
Leicht wie ein Schwan durch die Fluth." — „„Mir ist,"" betheuerte Anselm,
„„So, als hätte schon lang ein ganz hartmäuliger Klepper
Mir zum Reiten gedient, den ich jetzt um ein flüchtiges Rennpferd
Tauschte, ein richtig geschultes, das willig dem Zügel, dem Drucke
Meiner Schenkel gehorcht."" — „Fürwahr," rief Martin, „von heut an
Werden wir lustige Leutchen; sonst war das Schiffen uns Arbeit,
Spiel wird es künftig für uns, wird nichts als Lust und Genuß sein." —
„„Traf ich denn wirklich, was Ihr Euch wünschtet, so bin ich erfreuter,
Als Ihr selber es seid,"" erwiderte Werner, „„doch eilt jetzt,
Euch zu der Fahrt zu bereiten, gern wär' ich heim in der Seeburg,
Ehe der mürrische Kauz, der hämische Müller dort eintrifft.""

Alle gingen hinein; der Erste, der wieder heraus kam,
Friedel war es; recht stattlich erschien er im neuen Gewande,
Und recht feierlich glänzt' auf der Brust das gold'ne Verdienstkreuz,
Aber nicht stimmte dazu der gesenkte Blick und der Mienen
Düsterer finsterer Ausdruck. Reden wollt' er, doch ließ ihn
Werner dazu nicht kommen. — „Du sollst, so gebot er, Dich heute
Claren nicht nähern, bis ich es erlaube; sie weiß, daß mein Ausspruch
Ferne Dich hält, sie vertrauet mir kindlich; was immer ich thun mag,

Digitized by Google

Soll Dich nicht schrecken, beirren, nur Euch zu Gunsten geschieht es.
Kreuzest Du mir den Plan, und vernichtest mir thöricht den Anschlag,
Dann verzichte für immer auf Clara." — Die Töchter des Anselm
Kürzten die Rede, sie sprangen herbei in dem zierlichen Aufputz,
Vorgebunden die Schürzen, mit farbigen Bändern die langen
Goldigen Zöpfe durchflochten, am Halse die Tüchlein. Es kamen
Nun auch die Männer mit Martha; die Gondel betraten allein nur
Werner und Friedel; im neuen Kahne führte sein Eheweib
Martin, und Anselm in seinem die Mädchen. Es hatten die Fischer
Kaum nur die Ruder zur Hand, als Begier sie erfaßte, den Vorzug
Ihrer Nachen zu zeigen; aus griffen sie kräftig und ließen
Bald recht ferne die Gondel zurück; sie jauchzten, daß weitum
Rings in den Bergen es scholl. — „Ihr habt ja Flügel," bemerkte
Lachend der Hausherr, da er als Letzter an's Ufer gelangt war. —
„Ja, doch Ihr habt sie uns verliehn," klang freudig die Antwort,
„Gestern noch hätt' uns sicher die Gondel besiegt." — Vor dem Hause
Stand jetzt, staunend ob all der Verzierung, die ganze Gesellschaft,
Clara empfing sie und Werner sprach: „Ihr seht da die Hausfrau,
Alles hat sie mir gerichtet. Doch kommt in die Stuben; wir wären
Schon vollzählig, wenn Veit nicht noch fehlte; doch siehe, dort schifft er
Langsam heran, zwei Knecht' aus der Mühl' an den Rudern, er selber
Steht in dem Kahn, was mag er da thun?" — „„Ei,"" lächelte Martin,
„„Wasser schöpft er, sonst sänke der löchrige Nachen; die Schaufel
Muß seit Jahren bei jeglicher Fahrt bereit und zur Hand sein.""

Werner eilte hinab, dem Gast entgegen, und führt' ihn
Ueber die Stufen zum Garten hinauf; der Hasser der Blumen
Blickt' in der Rund' umher mit saurem Gesicht. O des Thoren!
Dacht' er, der hier in den Beeten Salat und Kartoffeln nicht anbaut.
Aber den Mund verzog ein verächtliches Lächeln beim Anblick
All des Schmucks an dem Haus. Verdrossen betrat er die schönen
Wohlgeordneten Stuben; gewöhnt an den ärmlichsten Hausrath,
Tadelt er, was er nur sah und für gänzlich entbehrlichen Prunk hielt.
Unter die Gäste getreten, begrüßt er die Männer; des Weibsvolks
Achtet' er kaum; den Fischern genüber bewahrt er die Miene
Höheren Rangs und erhabneren Stands. Was galten die Armen
Ihm, der in Säcken das Silber und Gold in der Mühle versteckt hielt!
Aber den scheelsten der Blicke erspart' er für Friedel; sein Anzug
Und sein Ehrenzeichen erregten die Galle des Neidharts,
Dessen Tochter zu lieben der Fant sich erfrechte. — Sie war jetzt
Eben herein gekommen, und lud die Gäste zum Mahl ein,
Weitauf öffnend die Thüre. Da traten sie All' in den großen,
Herrlich geschmückten Saal, und gewaltiges Staunen ergriff sie;
Keiner von ihnen hatte noch je, auch selbst nicht im Traumbild,
Solche Tafel gesehn; auf dem feinsten glänzendsten Tischtuch
Standen die prächtigsten Silbergeschirr', Aufsätze von Silber,
Vasen von hohem Werth mit den buntesten Blumen, dazwischen

Digitized by Google

Künstlich geformte Pokal' und Becher vom reinsten Krystallglas,
Dann um den Tisch her Stühle mit hohen gepolsterten Lehnen,
Süßes, behagliches Ruhen verheißend. In stille Bewund'rung,
Aber in freudige, waren die Gäste versetzt, nur der Müller
Musterte hämisch das Alles, und dachte: Welch' sündiger Aufwand
Eines Pächters! Das Silbergeschirr und was sonst noch von Werth ist,
Borgt' er sich wohl in der Stadt, um uns zu verblenden, als reicher
Mann sich zu zeigen. Doch wie? wenn er wirklich es wäre? Bisher noch
That er bescheiden und einfach. Rühmt man sich auch mit dem Reichthum?
Ihm auf die Spur muß ich kommen, die Wahrheit sondern vom Anschein,
Denn ist er das, was er scheint, dann freilich müßt' ich doch anders
Ihm gegenüber mich halten. — So dacht' er, während zum Hausherrn
Martin trat und sprach: „Ihr habt uns an Euerem Festtag
Vielfach beschenkt, statt daß wir an Euch so thaten, wir Aermsten
Können ja nichts, als die innigsten Wünsch' Euch bieten." — „„Verschiebt das,""
Klang es zurück, „„bis zum Schlusse des Mittagmahls, denn ich hoffe
Auf ein besonderes Heil, noch ehe wir scheiden, und dann erst
Will ich die Wünsche von Allen recht gern empfangen."" — Er führte
Martha am Arm zu dem obersten Platze der Tafel, zur Seit' ihr
Setzt' er zur Linken den Müller, zur Rechten sich selber, den Martin
Nebenan, Anselm ihm gegenüber, die unteren Plätze
Nahm das jüngere Volk nach eigenem Belieben und Wunsch ein.
Aber es hatte der Clara sich Broni bemächtigt, und Friedel
Saß der Geliebten verstört entgegen, denn zwischen den Beiden
Ragt' ein gewaltiger Strauß auf der Tafel, und keines vermochte
Nach dem Andern zu sehn, als nur durch ein Neigen nach seitwärts.

Schmackhaft waren, wenn auch nicht vielfach, die Speisen, doch reichlich
Flossen die köstlichsten Wein' aus allerlei Ländern, der Schaumwein
Ward bis ans Ende verspart. Veit, ungewohnt des so seltnen,
Kostenfreien Genusses, erlabte an ihm sich und leerte
Glas um Glas, bis der geistige Dunst ihm merklich zu Kopf stieg.
Er, sonst immer den Ernst sich bewahrend, verschlossen und wortkarg,
Lächelte grinsend, ja wagte sogar zuweilen ein Scherzwort
Unter die Reden zu mischen. — Erschienen war jetzo der Zeitpunkt,
Werners Plane zu fördern; in leichtem Tone begann er:
„Nachbar Veit, da wir traulich beisammen, und heiter gelaunt sind,
Ihr auch freundlich gestimmt seid, möcht' ich mit Euch ein Geschäftchen
Kurz abthun." — „„Ein Geschäft?"" erwiderte Veit, und sogleich ward
Lauernd sein Aug' und die Miene verschmitzt. — „Vor wenigen Tagen
Hört' ich von Euch, Ihr gäbet die Tochter nur Einem, der mindstens
Zwanzigtausend Thaler besitze." — „„Das sagt' ich, besteh' auch
Immer darauf!"" — „Und wie, wenn ein Freier sich meldet, der wirklich
Fünfzigtausend besitzt?" — „„Der wäre willkommen, doch schwerlich
Kommt ein so seltener Vogel."" — „Und wenn mir Einer bekannt ist,
Welchem das Doppelte eigen?" — Mit rohem, wiehernden Lachen
Rief der Müller: „„Der mag nur erscheinen, und führe von hier weg

Digitized by Google

Gleich sich die Tochter, und wär' es in's Pfefferland!"" — „Dann ist der Eidam
Euch schon gefunden, ich bin es, ich selbst." — Auf schnellte vom Sitze
Friedel, doch Clara suchte sein zornvoll blitzendes Aug' auf,
Und sie flüstert lächelnd hinüber: „Du darfst nicht besorgt sein."
Auch die Anderen waren erschreckt und sahn in Bestürzung
Ueberrascht nach dem sond'ren Bewerber; mit offenem Munde
Starrte der Müller nach ihm, der so in der Rede nun fortfuhr:
„Hunderttausend Thaler erlegt' ich gestern, die Seeburg
Nenn' ich mein Eigenthum mit den beiden Gehöften, dem Vorwerk,
Und mit der Trift auf der Alp. Seht hier den gerichtlichen Kaufbrief,
Jeglicher Zweifel ist Euch da gelöst; doch will ich noch mehr thun,
Und als Tochtermann Euch für des Handels erfreulichen Abschluß
Tausend Thaler verehren. — Hier, nehmt den Wechsel, die Hauptbank
Löst in der Stadt ihn augenblicks ein." — Er sagt' es und wandte
Claren sich zu. — „Du bist mir geschenkt, doch was uns geschenkt ward,
Können wir wieder vergeben nach allen Gesetzen auf Erden;
Hier ist der Mann, an den ich mein Recht abtrete." Den Friedel
Winkt' er herbei und legte die Hände der Beiden zusammen;
Aber da schrie ein gellendes „Halt" der Müller, „gebrochen
Ist der Vertrag, er ist null und nichtig, er galt nur dem Gutsherrn,
Nur dem vermöglichen Mann! — „„Und das ist ja eben derselbe
Friederich Stark, dem ich meinen Besitz verliehen durch Schenkung,
Auch vom Gericht schon bestätigt; von heut an ist er des Gutes
Eigener Herr."" — „Herr! Herr?" — Das Wort erstarb auf des Müllers
Lallender Zunge; er schwankte zurück, er taumelte; Niemand
Achtete seiner, denn Alle umringten begeisterten Ausrufs
Ihn, der im Großmuthstrieb ein Glück, noch Keinem erfaßbar,
Zweien, ja Allen erschuf. Zu den Füßen des edlen Beschützers
Stürzten die Schützlinge beide, die Händ' ihm küssend; ein Weilchen
Duldet' er's, blickte das selige Paar mit der innigsten Lust an,
Drückte die Hände, die üb'rall entgegen sich streckten, zuletzt doch
Sagt' er bewegt: „Gar viel hab' ich Euch zu erklären, doch gehn wir
Erst an die Tafel zurück, wir sind ja noch nicht an dem Nachtisch."

Wieder geleitet' er Martha, und Alle nahmen die Sitz' ein,
Aber ein Platz blieb leer, Veit war verschwunden; er schiffte
Schon seeüber auf leckem Fahrzeug. Heißester Ingrimm,
Bitterster Groll erfüllte sein Herz ob der schmählichen Täuschung,
Ihm so listig bereitet; der Bettelbube, der Friedel,
War nun ein Herr, war reicher, als er! Doch war auch die Tochter
Ihm aus dem Brod gekommen, für ihn ein bedeutend Ersparniß,
Tausend Thaler hatt' er gewonnen; er wollte zur Hauptstadt
Gleich am Morgen, das Geld sich zu holen; sobald es nur thunlich,
Würd' er die Mühle verkaufen, hinweg von all den Verhaßten
Fort vom Gebirg in die Ebene ziehn. So wog er den Vortheil
Gegen den Nachtheil ab, und fast beruhigt betrat er
Sein vereinsamtes Haus. — Indessen sprach in der Seeburg

Digitized by Google

Werner so: „Nein, nennt es nicht Opfer, und schlagt nicht zu hoch an,
Was ich gethan; denn wißt, ich besitz' auch heute noch drei Mal
Mehr, als ich eben vergabt. Ihr Freunde hörtet noch niemals,
Welches Geschick mich traf, welch bitteres Leid ich erduldet.
Gatte war ich, und Vater des lieblichsten Mädchens, die Seuche,
Herrschend im Land, ergriff die Beiden, und raffte mir jählings
Weib und Kind hinweg. Die Welt war verödet, zuwider
War mir schon längst ihr ekliges selbstisches Treiben, und aufrecht
Hielt mich allein mein häusliches Glück. Jetzt floh ich und irrte
Unstät lange von Land zu Land, bis ein günstiger Zufall
Endlich zu Euch mich geführt. Hier war's, wo ein Sehnen nach Ruhe
Lockend mich wieder beschlich; der See, die Alpe, die ganze
Zaub'rische Gottesnatur bewährte die mächtige Heilkraft
Bald an dem düst'ren Gemüth; ich fand Euch biedere Leute,
Freundliche Nachbarn, setzte mich fest, und lebte nun völlig
Nur im Genießen der Wunder der Schöpfung. Einst in der Alpe
War ich der Clara begegnet, sie suchte dort Blumen; den feinsten,
Edelsten Sinn erkannt ich in ihr und höhere Stimmung,
Treulich bewahrt trotz peinlichen Zwangs und häuslichen Elends.
Mehr bald lernt' ich sie kennen und inniger lieben, sie ward mir
Theuer, als wär' sie mein Kind. O Friedel, die künftige Gattin
Halte Du hoch und werth; in die Hände Dir geb' ich vertrauend
Einen der köstlichsten Schätze." — „„Ich will ihn ehren, verdienen!""
Schwur der Beglückte, doch auf sprang Clara, und warf sich vor Werner
Nieder auf's Knie, und weinte, und flehte mit glühender Inbrunst:
„Seid und bleibt mir ein Vater!" — „„Das will ich, Du Gute; verlassen
Hat Dich der Deine, verkauft, verhandelt; aber Du sollst nun
Liebe genießen vom Gatten und Vater, so reich, wie Du niemals
Noch sie gefühlt. Ihr, Anselms freundliche Töchter, beherbergt
Gerne die Freundin gewiß bis zum Tag der Vermälung; das Pärchen
Zieht in die Seeburg dann, die allein als eigen mir selbst bleibt,
Und wir beginnen ein heiteres Leben in traulichem Kreise,
Ein so lange vermißtes. Ich sehe nun wieder die schönsten,
Glücklichsten Tage vor mir."" — Ein neuer Jubel erscholl jetzt,
Wieder begann das Preisen und Händedrücken, doch Werner
Wehrte den Dank von sich ab und sprach: „Ich bat schon vor Tisch Euch,
Aufzusparen die Wünsche zum heutigen Tag, bis erlangt sei,
Was zu erreichen ich hofft' und erwartete. Freunde und Nachbarn,
Wirklich ist es erreicht, nun trinkt auf meine Gesundheit,
Denn ich möchte fürwahr jetzt lang noch rüstig und frisch sein." —
Knallen ließ er den Kork aus der Flasche des perlenden Schaumweins,
Goß den erheiternden Trank in die schlanken Gläser, und Alle
Schlürften und tranken begeistert dem hochgefeierten Wirth zu.
Aber der rief jetzt: „Freunde, die Wonne, von der wir erfüllt sind,
Müssen der Alp und dem See wir verkünden, es ende den Festtag
Eine Rundfahrt rings um die Ufer; das Lied, das ich letzthin
Euch, Ihr Mädchen, gelehrt, Ihr habt es noch inne?" — „„O freilich,""
Klang es zurück; „„wir können es Alle recht gut, und es paßt auch

Digitized by Google

Ganz zu der Melodie des lustigen Lieds, das wir neulich
Sangen beim Stricken der Netze.“ “ — „Dann auf,“ rief Werner, „zur Kahnfahrt!
Gleich an den See! Ihr Mädchen singet zuerst, und wir Andern
Wiederholen im Chor die letzten Worte.“ — Voll Eifers
Eilte die ganze Gesellschaft hinab; in dem vordersten Nachen
Saßen die Sängerinnen und Anselm am Ruder; im zweiten
Waren Clara und Friedel allein; zuletzt in der Gondel
Folgten Werner und Martin und Martha. Ein Zeichen zur Abfahrt
Tönt nun laut, fort rauschte der Zug, und aus kräftigen Kehlen
Drang der Gesang, und weckt' im Gebirg langhallenden Nachklang:

O Alpenwelt, o du herrliche Welt,
Du kannst uns allein gefallen,
Laßt Gott, der hier herein uns gestellt,
Ein Danklied jubelnd erschallen;
Wie reizend die Thäler, wie prächtig die Höh'n!
Die Erd' ist nirgend, nirgend so schön.

Chor.

Nirgend so schön, nirgend so schön!

Wie labt uns hier der Blüthenduft
Auf frischen üppigen Matten,
Wir athmen im Berge die reinste Luft,
Im Wald erquickt uns der Schatten,
Wir ruhn dann, horchend dem donnernden Hall,
Am nieder sich stürzenden Wasserfall.

Chor.

Am Wasserfall! am Wasserfall!

Oft schiffen wir hin auf der blauen Fluth,
Da gibt es Genuß in Fülle,
Gekühlt wird uns da das wallende Blut,
Das Herz wird ruhig und stille,
Und wir versenken, beschlich uns ein Weh,
Die trübe Sorg' in den klaren See!

Chor.

In den klaren See! in den klaren See.

Die Wellen rauschen mit lieblichem Klang,
Sie murmeln und singen und schäumen,
Und uns ergreift ein süßer Hang,
Als sollten wir schlummern und träumen,
Der Nachen schaukelt uns sanft und lind,
Als wären wir wieder ein Wiegenkind.

Chor.

Ein Wiegenkind! ein Wiegenkind!

Digitized by Google

Wir wollten nicht ſein im ebenen Land,
In weiter offener Fläche,
Dort ſprengt den Boden der Sonnenbrand,
Wie müde ſchleichen die Bäche;
Gibts dort auch Wieſen, drauf Blumen blühn,
Es iſt doch kein Grün, kein Alpengrün!

Chor.

Kein Alpengrün! kein Alpengrün!

Und erſt in der Stadt, in Qualm und Rauch,
Da müßten wir gar verkümmern,
Da leben die Leute nach thörichtem Brauch
In dumpfigen Straßen und Zimmern,
Sind dort die Menſchen auch wirklich echt,
So ſind ſie doch nur ein ſchwaches Geſchlecht.

Chor.

Ein ſchwaches Geſchlecht, ein ſchwaches Geſchlecht!

Kommt einmal zu uns ſo ein ſtädtiſcher Zwerg,
Der nichts als Häuſer geſehen,
Er fürchtet den See, ihn ſchreckt der Berg,
Er ſchwankt bei des Windes Wehen;
Bald denkt er: O wär' ich nur wieder zu Haus!
Ja, geh' nur, geh', wir lachen Dich aus.

Chor.

Wir lachen Dich aus! wir lachen Dich aus! wir lachen Dich aus!

Digitized by Google

Bilder aus Venedig.

Von

Theodor Elze.

1.

Panorama.

enezia"! — Wen verlangt es nicht sie zu sehen, und wer, wenn er sie gesehen, kann sie vergessen, die fluthentstiegene, marmorne Göttin der Schönheit, zu ihren Füßen das spielende Meer, zu Häupten der leuchtende Alpenkranz! — Wer vermag die Reize, die harmonisch zusammenfließenden Gegensätze der wunderbaren Zauberstadt zu schildern? — Der Kunst ist es gegeben, einzelne Momente festzuhalten: Paläste und Kirchen, Plätze und Straßen, Canäle und Brücken, Monumente und Malereien, Formen und Farben, Schiffe und Gondeln, steinerne Blumen und schöne Menschen, und das Alles beglänzt vom glühenden Lichte der abwärts steigenden Sonne, zugleich wiederstrahlend aus leuchtendem Meeresspiegel. Gemälde haben vor den nach der Natur aufgenommenen Ansichten nicht bloß die Farbe, sondern alle jene Vorzüge voraus, welche die Kunst überhaupt vor der mechanischen Reproduction der Wirklichkeit voraus hat, und durch welche diese bei aller Naturwahrheit und Treue über die oft so ungünstigen Spuren des historischen Zersetzungsprocesses und der Alltäglichkeit triumphirt. So werthvoll auch sonst die Photographien nach der Natur sind, so sind sie doch unumgänglich an deren Zufälligkeiten und störende Zuthaten gebunden. Aber der Genius der Malerei vermag, je nachdem es ihm dienlich erscheint, aus Trümmern den alten Bau wiederherzustellen oder den neuen in Trümmer aufzulösen, die vermauerten Fenster zu öffnen, die vom Zahn der Zeit zerfressenen Ornamente zu erneuern, die angeklebten Zöpfe geschmackloser Barockzeit abzuschneiden, die aushängenden Lumpen in prachtvolle Teppiche zu verwandeln, und die Räume mit den ihrer Zeit und ihrem Charakter entsprechenden Gestalten zu bevölkern, oder

Digitized by Google

auch Altes und Modernes in schöner geistiger Einheit zu verbinden. — Aber die weiche Milde der Luft, und die vollen Töne des Glockenklanges über Stadt und Meer, und die ganze frohe Empfindung des Daseins, die in Venedig Alles durchweht, beglücken nur Den, der es in Wirklichkeit, nicht bloß im Bilde genießt. Doch ein offenes Auge für die Pracht der Farbe und des Lichtes, einen empfänglichen Sinn für die Schönheit der Welt, ein Interesse an den Geschicken der Menschen, und eine Aeolsharfe in der Seele, an welcher all dieses Wehen und Weben leise tönend wiederklingt, die mußt Du selbst mitbringen, wenn Du die Dogenstadt besuchen und mit wahrem Genuße hier verweilen willst.

2.

Die Piazzetta.

Vom östlichen Ende des Marcusplatzes, der Piazza, zweigt sich ein kleinerer Arm nach Süden gegen das Hafenbassin der Lagune ab: der kleine Marcusplatz, die „Piazzetta." Jahrhunderte hindurch war dieser Vorplatz der Piazza der Haupteingang in die herrliche Inselstadt und ist es noch für Denjenigen, welcher Venedig von der Seeseite her betritt. Aber ein solches Entrée gab und gibt es nirgend weiter, auch nicht in den glänzendsten und gepriesensten Städten der alten und der neuen Welt. Oestlich erhebt sich die gewaltige Façade des „Dogenpalastes," dessen obere schwere Mauer auf Säulen, wie auf oberirdischen Piloten ruhet, einem großen, weitbauchigen Bucintoro (so hieß das ruderbewegte Staatsschiff der Republik) vergleichbar. Ihm gegenüber liegt die „Alte Bibliothek," Sansovino's unvergleichlicher, eleganter Prachtbau im reichsten Stile der Renaissance (erbaut 1536 – 1570). Rückwärts, nach dem Marcusplatze zu, zeigen sich die kleine südliche Marmorfaçade und die Kuppeln der „Marcuskirche," sowie Sansovino's „Loggietta" am Fuße des Glockenthurmes (1540), und weiter im Hintergrunde der „Uhrthurm" (1466—1495 von Pietro Lombardo erbaut). Vorne gegen das Meer hin, wo der Molo sich quer vor die Piazzetta lagert, ragen als Eingangsthor zwei herrliche, antike Säulen gen Himmel. Diese beiden colossalen Granitmonolithe, ein Nachklang aus uralten Zeiten des Orients, erinnern daran, daß, wie sie hier vor San Marco, so einst vor dem Tempel des Melkart in Tyrus, vor Salomo's Tempel in Jerusalem und vor dem Herculestempel in Gades (Cadix) in ähnlicher Weise je zwei Säulen standen (die Säulen des Hercules), deren Bedeutung als Solstitiarsäulen hier verloren ging. Auf der westlichen befindet sich (seit 1329) das Standbild des heiligen Theodor mit seinem Krokodile, des früheren Schutzpatrons der

Digitized by Google

Stadt, auf der anderen, näher am Dogenpalaste, das Symbol seines Nachfolgers, der geflügelte Löwe des heiligen Marcus (aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts). Zwischen beiden hindurch schweift unser Blick über die Fluth hinüber nach der Insel „San Giorgio Maggiore“ mit dem berühmten Tempelbau nach Palladio's Entwurf (1565—1610), und ostwärts nach den Baumgruppen der „Oeffentlichen Gärten“ und dem fernen Landstreifen des Lido.

Immer ist sie herrlich und entzückend, die Piazzetta Venedigs, man mag sie von der Seeseite oder von der Landseite betreten, man mag sie Morgens oder Abends besuchen. Wenn aber der höher gestiegene Vollmond gerade an der südwestlichen Ecke des Dogenpalastes hervorleuchtet und dessen Säulenhallen und die Piazzetta erhellt, wenn sein glänzender Schein breit auf den schlummernden Wassern des Hafens ruht und mit diesen vorne am Molo erst endet, wenn die silbernen Reflexe seines ruhigen Lichtes von den alten Säulen und den Schiffen im Hafen wiederstrahlen und in eigenthümlichem Contraste mit dem röthlichen Lichte kleiner Laternen sich mischen, dann liegt vor unseren Augen ein zauberhaftes Traumbild, dessen phantasievolle Romantik unsere Seele leise umfängt und auf weichen Schwingen mit sich fortträgt in die Welt der Poesie, zu fernen Ländern und Zeiten, zum blauen Sternenhimmel und in die ungemessenen Räume des Weltalls.

3.

Der Hof des Dogenpalastes.

Wie Venedig selbst, wie die Marcuskirche und der Dogenpalast, so ist auch der Hof des letzteren einzig in seiner Art. Man könnte ihn mit einem von hohen Alpenwänden umgebenen, quellenreichen Thale vergleichen, denn seine ganze Fläche dient zu Cisternen, deren Trinkwasser frischer und erquickender ist als irgend ein anderes der Lagunenstadt, gleichsam ein Sinnbild des von hier aus den ganzen venezianischen Staat durchströmenden Lebens. Zwei prachtvolle, reichverzierte, bronzene Brunnenköpfe der späteren Renaissancezeit ersetzen die Springbrunnen anderer Schloßhöfe; sie sind öffentlich, aber täglich nur wenige Stunden den Wasserträgerinen („bigolanti“) zum Schöpfen des Wassers zugänglich. Steht man zwischen beiden, so erblickt man nordwärts zunächst die Ecke der mit einem kleinen Uhrthurme versehenen großen Eingangshalle mit der vortrefflichen Statue des Mars von Antonio Rizzo (Riccio). Von diesem Künstler wurde auch die weiter rechts zum ersten Geschoße des Palastes emporsteigende Freitreppe erbauet (1485—1498), das prachtvollste Ornamentstück dieser Zeit,

Digitized by Google

das man sehen kann. Sie besteht ganz aus edlem, theils weißen, theils farbigen Marmor, und ist durchaus mit den elegantesten Sculpturornamenten bedeckt, selbst die Stufenabsätze prangen mit eingelegten Zeichnungen, als wären sie mit Teppichen belegt. Die unteren Geländerpostamente tragen reizende Fruchtkörbe, in origineller Anordnung sind die Felder des Geländers durchbrochen, und auf den Postamenten des oberen Podestes stehen Jacopo Sansovino's gigantische Statuen des Mars und Neptun (vom Jahr 1554), von welchen die Treppe den Namen „Treppe der Giganten" oder „Riesentreppe" erhalten hat. Zwischen beiden wurden ehedem die neugewählten Dogen, nachdem sie in der Marcuskirche von der südlichen Kanzel zum Volke gesprochen hatten und dann, Geld auswerfend, um den Marcusplatz herumgetragen worden waren, von dem jeweiligen jüngsten Rathe der Regierung mit der Dogenmütze („corno") feierlich gekrönt. Auf dem breiten Treppenpodeste umgaben den neuen Fürsten die Häupter der Republik, über ihm in den Zwickeln zwischen den drei Rundbogen der Treppenmündung schwebten die schönen Marmorvictorien; der kleine, aber prachtvolle Nordflügel des Palastes aus kostbarem Marmor (erbaut von Pietro Lombardo 1499—1511) und die elegante reich verzierte Hoffaçade seines Ostflügels (erbaut von Antonio Rizzo, Pietro Lombardo und Antonio Scarpagnino 1485—1550) bildeten die glänzende Ausstattung und Decoration dieses einzigartigen Krönungssaales.

Zwischen den Bogen des ersten Stockes hindurch bemerkt man rechts von der Riesentreppe eine in die rückwärtige Mauer der offenen Halle eingelassene Inschrifttafel von weißem Marmor (von Al. Vittoria). Sie ward zur Erinnerung an den Aufenthalt Heinrichs III. von Frankreich hier angebracht. Dieser leichtlebige König war damals seinem polnischen Throne mit Mühe entflohen, verlebte in Venedig zehn Tage (17.—27. Juli 1574) unter den glänzendsten Festen, und ging dann den erledigten Thron von Frankreich sich zu erkämpfen, wo er wenige Jahre später (1. August 1580) von einem fanatischen Mönche ermordet ward. Andrea Riccio, der Erbauer der Riesentreppe, hatte in dreizehnjähriger Amtsführung als Baumeister des Dogenpalastes die Summe von 10.000 Ducaten unterschlagen und war 1498 von Venedig nach Ancona und Fuligno geflüchtet. Francesco Sansovino, der Sohn und Erbe Jacob Sansovino's, führte nach dessen Tode wegen der Bezahlung der Kosten, die sein Vater mit den Gigantenstatuen gehabt hatte, einen häßlichen Proceß mit der Regierung. Die kostbare Dogenmütze, deren Werth damals auf 150.000 Ducaten geschätzt wurde, lange Zeit das werthvollste Stück im Schatze des heiligen Marcus, ist längst verschwunden.

Digitized by Google

4.

Die Tauben von San Marco.

Die Tauben von San Marco bilden eine jener eigenthümlichen und interessanten Erscheinungen in Venedig, welche die Aufmerksamkeit des Fremden um so mehr in Anspruch nehmen, je weniger er sich dieselben und ihren Ursprung zu erklären vermag. Indem das Verständniß derselben mit der Zeit verloren ging, bildeten sich darüber verschiedene Sagen, welche aber alle, abgesehen von ihrer größeren oder geringeren Glaubwürdigkeit, das Wesentliche derselben nicht berühren, geschweige erklären. Daß diese Tauben in strenger Sitte von den Venezianern als öffentlich unverletzbar und gewissermaßen dem „Messer Marco" geheiligt betrachtet werden, das ist nicht sowohl die Folge eines geschichtlichen Vorfalles, als vielmehr der Nachklang orientalischer Sitte und Anschauung, wie sich eben hier manches Derartige findet, was von dorther nach Venedig verpflanzt wurde.

Im Morgenlande spielt die Taube schon seit Jahrtausenden als heiliger Vogel eine Rolle in allen Religionen. Es bedarf kaum der Erinnerung an Noah's Taube, welche nach der Sintfluth mit dem Oelzweige des Friedens zur Arche zurückkehrte, oder daran, daß die Taube bei den Juden ein Opferthier war und daß die bildende Kunst der Christen den heiligen Geist unter der Gestalt einer Taube darstellt. Bei den alten Griechen und Römern war die Taube bekanntlich der Venus, der Göttin der Huld und Liebe, geweihet. Der letzte Rest der Samariter am Berge Garizim in Palästina wird noch heutzutage von den Umwohnern „Taubenanbeter" gescholten, weil vor Jahrtausenden ihre Vorfahren die „Schechina," die assyrische Weltmutter, unter diesem Bilde auffaßten und verehrten. Für die Mohammedaner gelten die Gotteshaus-Tauben bei der Moschee Mesdschid-el-Haram in Mekka als unverletzlich und aus ihrem Fluge wird geweissagt. Aber schon in vormohammedanischer, heidnischer Zeit ward dort in der Kaaba eine hölzerne Taube als besonderes Heiligthum verehrt. Bei den Japanesen zu Tokio gibt es im Vorhofe des am meisten besuchten Tempels „Asakusa" große Schaaren von Tauben, die von den Tempelbesuchern mit Reis oder Bohnen gefüttert werden, welche dort Weiber zu diesem Zwecke feilhalten, gerade wie bis vor Kurzem auf dem Marcusplatze, dem großen Vorplatze der Marcuskirche, von kleinen Knaben Düten mit Taubenfutter den Fremden feilgeboten wurden. Allgemein ist der Cultus der Tauben im Morgenlande, bei den Türken wie bei den griechischen Christen; man genießt sie dort nicht, man tödtet sie nicht. In Adrianopel auf dem Platze vor der prachtvollen Moschee „Selimje" — dem letzten Werke des berühmten osmanischen Architekten Sinan (um 1570) —, deren von vier

Digitized by Google

Minarets umgebene Kuppel höher ist als irgend eine in Stambul und dabei noch einige Fuß mehr im Durchmesser hat als diejenige der ehemaligen Sophienkirche in Constantinopel, tummeln sich zahlreiche Taubenschwärme, gerade wie auf dem Platze vor der fünfkuppeligen Basilica des Schutzheiligen von Venedig. Dasselbe ist in Rußland bei den orthodoxen Kirchen der Fall, und hier gelten die Tauben für so unverletzbar, daß die Tödtung einer solchen geradezu das tragische Motiv eines neueren Romans („Ein Mord in Riga") bildet. In Moskau werden diese heiligen Kirchentauben bei dem weltberühmten, glänzenden „Gastini-Dwor" (d. i. Kaufhof, Bazar) täglich um 2 Uhr von den Kaufleuten gefüttert, und ihre Zahl ist so groß, daß es förmlich dunkler wird, wenn sie dazu heranfliegen.

Wenn man alle diese Thatsachen zusammenhält, so ist es klar, daß die Heilighaltung und Fütterung der Tauben von San Marco nicht einem einzelnen geschichtlichen Ereignisse ihren Ursprung verdanken, sondern nur der westlichste Ausläufer einer uralten morgenländischen Cultusidee sind, deren Erinnerung jedoch längst untergegangen ist.

Früher wurden die Tauben von San Marco auf Staatskosten gefüttert, was jedoch nach dem Sturze der Republik von der französischen Regierung abgeschafft ward. Dann übernahm zu unseren Zeiten die edle Gräfin Policastro-Querini, welche in einem Theile der „Alten Procuratieen" am Marcusplatz wohnte, freiwillig die alte Ehrenpflicht der Republik, was nach ihrem Tode von der Versicherungsgesellschaft „Assicurazioni generali" fortgesetzt wird. Wenn um 2 Uhr Mittags gewisse Fenster des prachtvollen, ehemaligen Palastes der Procuratoren von San Marco sich öffnen, dann drängen sich die zutraulichen Vögel um die wohlthätige, futterspendende Hand, ihres Daseins sich erfreuend, wie Alles in Venedig.

5.

Café Florian.

Zu den berühmtesten Kaffeehäusern der Welt gehört das „Café Florian." Andere mögen größer und glänzender sein, aber hinsichtlich der Lage kann keines mit ihm wetteifern. Unter den „Neuen Procuratieen" dem jetzigen Königspalast, gerade in der Mitte der Langseite des Marcusplatzes und gegenüber der hundertfenstrigen Facade der „Alten Procuratieen" gelegen, gewährt es Einheimischen und Fremden ein Stelldichein, wie keine andere Stadt der Welt darzubieten vermag. Der Marcusplatz ist der größte und prächtigste Salon der Welt und mit den ihn umgebenden, marmorgepflasterten Arcaden bei gutem und schlechten Wetter die schönste, von Wagen ungestörte Promenade der schönen Welt. Er ist zugleich das Herz

Digitized by Google

von Venedig, von wo das Leben in die Straßen ausströmt, und wohin es zu gewissen Stunden zurückfluthet. So ist es der Mittelpunkt, in welchem Alles sich treffen muß, und einen solchen hat keine andere Stadt. Paris hat sein Palais royal und seine Champs elysées, Neapel hat seine Chiaja und den Giardino reale, Florenz hat seine Piazza dei Signori und die Cascinen, Dresden hat seine Brühl'sche Terrasse und Hamburg hat sein Alsterbassin und den Jungfernstieg, doch ein Centrum wie den Marcusplatz haben sie nicht, wohl aber Wind und Staub und Wagengerassel und Menschengeschrei, oder — Oede. Beim „Café Florian" am Marcusplatze geht Alles vorüber, was in Venedig lebt oder es besucht: Die sammtgekleideten, edlen Venezianerinen und die schwarzgekleideten Töchter des Volkes, die schöngestalteten Griechinen und die blonden Töchter Albions, der Nobile und der Gondolier, der Prinz und der Schuhputzer, der Elegant und der zerlumpte Bettler, Europäer und Japanesen und farbig gekleidete Orientalen, Albanesen und Neger und Indier. Hier spazierten der Kaiser von Oesterreich und der Kaiser von Rußland, Eugenie, die Kaiserin der Franzosen, und Dom Pedro, der Kaiser von Brasilien, der Kronprinz des deutschen Reiches und der Prinz von Wales, der König von Italien und der König von Griechenland, Ibrahim Pascha von Aegypten und Sir Salar Jung Bahadur von Hyderabad. Dazu erklingen hier fast allabendlich die Töne der Platzmusik und bei Festen strahlt Alles im Lichte farbiger Beleuchtung. Der wogende Carneval schlägt hier seine höchsten Wellen. In und vor „Café Florian" pflegen sich Bekannte aufzusuchen und oft schon haben langgetrennte Freunde aus fernen Ländern unerwartet sich hier wiedergefunden. Da wird auf- und abgegangen oder zum Spiele niedergesetzt, da wird geplaudert und gescherzt, da labt man sich an den der Jahreszeit entsprechenden Erfindungen und liest die Zeitung. Das ist das Kaffeehausleben am Marcusplatze.

6.

Der Canal grande

bei Vollmondschein.

„Mondbeglänzte Zaubernacht, — Die den Sinn gefangen hält, — Wundervolle Märchenwelt, — Steig' auf in der alten Pracht." — Wenn diese Worte Tieck's irgendwo in dieser irdischen Welt einen realen Anhaltspunkt haben, so ist es in Venedig, wenn in warmer Sommernacht der Canal grande mondbeglänzt vor uns liegt. Unter leisem Klang der Guitarre oder der Mandoline gleitet die schwarze Gondel leicht und schlank über die spiegelglatte Fluth. Wie aller irdischen Schwere entlastet steigen da die majestätischen Paläste in alter Pracht wieder auf, da schimmern die [illegible]

Digitized by Google

Kirchen, da werden sie wieder lebendig, die märchenhaften Geschichten, die einst zur Zeit der größten Herrlichkeit und Blüthe dieser Wunderstadt hier gespielt haben. Die erleuchteten Fenster des Palazzo Cavalli, der vieljährigen Residenz des Grafen Chambord, lassen uns eines jener glänzenden Feste ahnen, bei welchen Rang und Bildung, Schönheit und Anmuth, Geist und Witz sich zusammengefunden haben, um einander die Krone streitig zu machen. Prächtig strahlen die altvenezianischen Glaslüster von der Holzdecke, wie lebend blicken die Porträts Tizians und Tintoretto's aus ihren geschnitzten Rahmen an der Goldledertapete, seidene Schuhe schweben über die türkischen Teppiche, Sammtroben und Spitzenmantillen, Uniformen und Galakleider, Orden und Sterne, Gold und Juwelen strahlen an einander vorüber und kleine Mohren credenzen Sorbet. Man unterhält sich, man scherzt und lächelt, und durch die geöffneten Fenster herein dringen aus dunkler, mit farbigen Lampions erhellter Barke über das Wasser herüber die Klänge süßer Liebeslieder, die zwischen Palästen und Herzen das Echo wachrufen. „O Venezia benedetta!“ — Still leuchtet der leichte bläuliche Himmel droben, wunderbar glitzert auf den Wellen der Mondesglanz. Im nächtig dunklen Schatten ruhen die Marmorpaläste, silbern ragt die erhabene Kuppel der Salutekirche zu den Sternen empor, und weiter draußen blinkt auf dem Seezollhause am Hafenbassin die vergoldete Erdkuppel, über welcher die Fortuna als Windfahne sich dreht. Seltsam bedeutungsvolles Symbol! Die Familien, welche jene herrlichen Paläste zuerst bewohnten, die Angarani, die Dario und Andere sind längst ausgestorben, Graf Chambord ist der Letzte seiner Familie, und unlängst ging sein Palast in andere Hände über, ein Rothschild waltet nun darin; — aber über dem Erdball dreht, so lange Sonne oder Mond ihn bescheinen, die Glücksgöttin sich in ewigem Wechsel.

7.

Tizians „Todter Christus.“

In der Scuola San Rocco.

Besuche dies Bild am Abend, wenn die Sonne zum Untergang neigt — und denke an den Tod Deines Vaters.

Nach rückwärts gelehnte Halbfigur des am Kreuze gestorbenen Erlösers. Der Kopf, sanft gegen die rechte Schulter geneigt, umwallt von wunderbaren Locken der Haare und des Bartes, ist ganz realistisch und daher etwas älter gehalten, als man ihn sonst auf den Gemälden anderer Meister und Schulen sieht. Von den Qualen des Kreuzestodes sind die Hände dünn und lang gestreckt, die Schultern verrenkt; der Mund ist von Schmerz verzogen und wie krampfhaft geschlossen. Die eingesunkenen Augen sind von den müden

Digitized by Google

der Marcuskirche aufgestellt wurde. Jedenfalls erhielt es diesen Platz schon im 13. Jahrhundert, wobei jedoch die Pferde anders zu einander geordnet waren als jetzt, wie die musivische Ansicht der Facade von San Marco in der Wölbung des nördlichsten Portales derselben zeigt. Auf Gentile Bellini's Gemälde einer Procession auf dem Marcusplatze vom Jahre 1496, das sich in der Venezianer Akademie befindet, erblicken wir sie schon in der gegenwärtigen Ordnung. Als dies Viergespann nebst vielen anderen Kunstschätzen 1797 unter Napoleon von hier nach Paris entführt wurde, rotteten sich die Venezianer murrend zusammen und die französischen Gewalthaber sicherten ihren Raub nur durch Entfaltung einer zahlreichen, bewaffneten Macht. Von dort kehrte es, durch einen Dandolo in Padua eingeholt, zur Freude Venedigs am 13. December 1815 auf seine jetzige Stelle zurück.

Jedes dieser vier Pferde mißt vom Fuß zur Schulter 4 Fuß 7 Zoll (1,45 Meter) und soll 1750 Pfund (980 Kilogramm) wiegen.

9.

Ein Grabmonument.

In Santa Maria Gloriosa dei Frari.

In der Hauptchorkapelle der Frari-Kirche, in welcher einst Tizians Assunta stand, ragt an der rechten Wand ein Grabmonument empor, welches durch seine Mischung von Gothik und Renaissance zwar der Styleinheit der Kunstform entbehrt, aber an innerem Werth und Gehalt viele regelrechte Schöpfungen der Plastik weit übertrifft. An dieser Mischung verschiedener Kunstformen ist hier nicht nur der Umstand Schuld, daß dieses Denkmal gerade in der Zeit entstand (1457 ff.), in welcher die venezianische Kunst den Kampf zwischen beiden Stylen durchkämpfte (1450—1470), sondern noch mehr der, daß bei der Ausführung desselben zwei Künstler thätig waren, welche den beiden verschiedenen Richtungen angehörten. Der Hauptschöpfer des Werkes Pietro Rizzo stand noch ganz im Mittelalter, während sein Mitarbeiter und Neffe Antonio Rizzo bereits der neuen Schule zugethan war, und auch bald nachher (1473—1476) allein das gegenüberstehende Monument des Dogen Niccolo Tron in dem stockwerkigen Style der Frührenaissance ausführte, wie ihn die Facade der Kirche San Zaccaria (1490 ff.) im Großen zeigt. Unschwer läßt sich daher jedem der beiden Künstler sein Antheil an diesem Werke zuweisen.

Zwischen zwei schlanken Halbsäulen mit korinthischen Capitälen tritt, durch eine Console gestützt, aus der Wand das mit allegorischen Halbfiguren geschmückte Postament heraus, auf welchem der offene Sarg mit der Leiche unter einem reichen, hoch von einem gothischen Knaufe herabwallenden Baldachine ruht. Daneben stehen auf den Säulen zwei Krieger, welche den

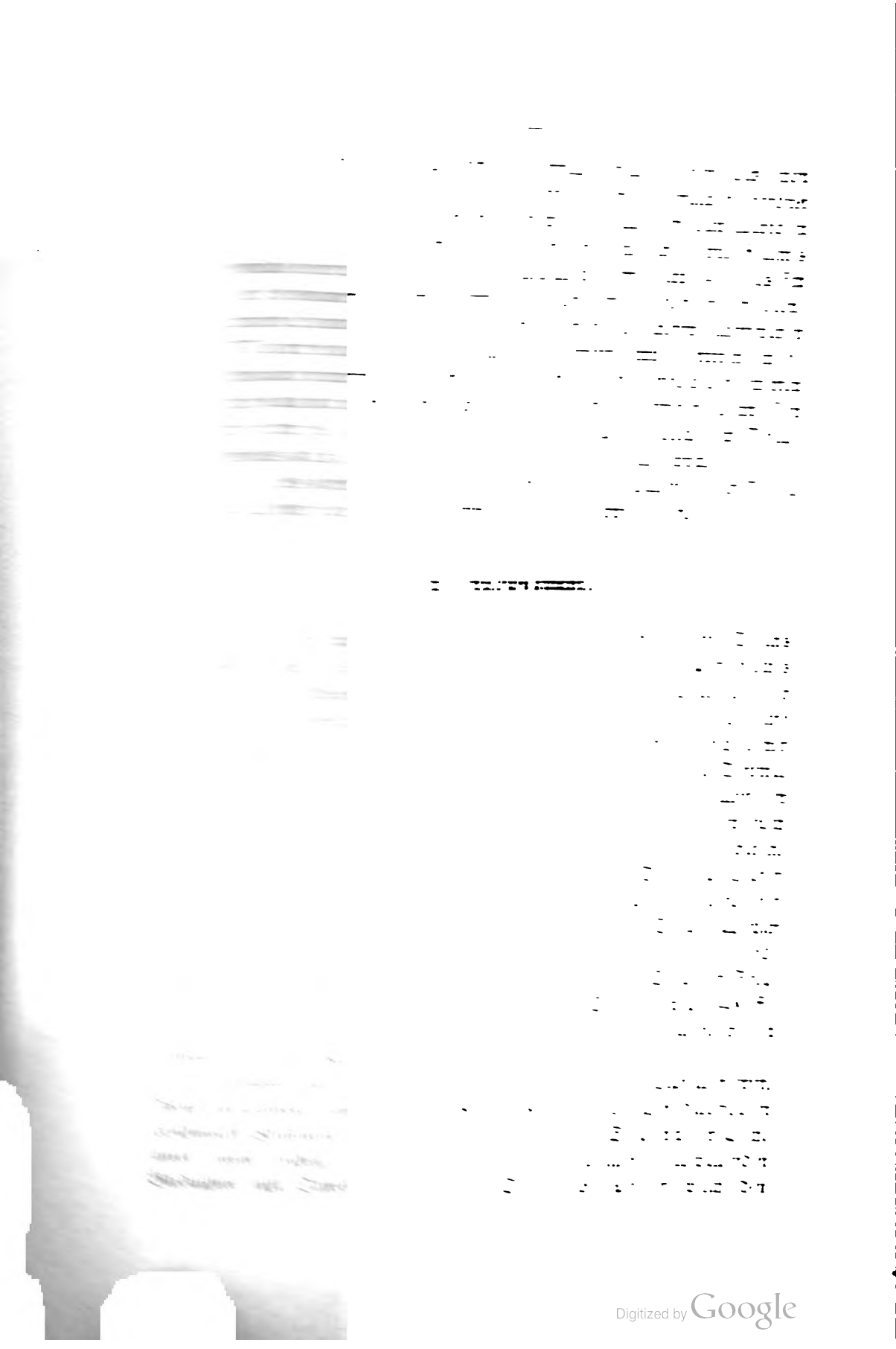
Digitized by Google

Unsere Zeit hat ein anderes Ideal des Pferdes als Dasjenige, welches im Alterthum und im Mittelalter galt. Wir halten den Bau des arabischen Rosses für edler und schöner, als den des kappadocischen und epirotischen, oder des türkischen und andalusischen. Dabei kommen jedoch fast nur die Verhältnisse und Linien der Gesammtform in Betracht, die wir mehr schlank und geschwungen wollen, während die frühere Zeit sie mehr kernig und gedrungen verlangte. In allem Uebrigen sind die Bedingungen der Vortrefflichkeit und Schönheit eines Pferdes zu allen Zeiten die nämlichen geblieben. Nur hierin liegt der Grund davon, daß uns der Anblick dieses Viergespanns anfänglich befremdet und ohne eingehendere Betrachtung kalt läßt. „Man kann voraussetzen," sagt jedoch Winkelmann richtig, „daß die Künstler des Alterthums die Eigenschaften eines schönen Pferdes so gut wie seine Schriftsteller und Dichter gekannt haben, und mir däucht, die vier alten Pferde von Erz über dem Portale der Marcuskirche zu Venedig sind, was man in dieser Art Schönes finden mag." Wenn man sich dabei gegenwärtig hält, daß es sich hier nicht um Reitpferde, sondern um Wagenpferde handelt, so wird man bei genauerer Beobachtung folgender Schilderung eines Kenners zustimmen müssen: „Leicht und doch kräftig gebaut — lang und mäßig hoch — die Brust breit genug zum Ziehen, und nicht zu sehr gedehnt, um der raschen Bewegung der Vorderbeine beim Laufen hinderlich zu sein — der Hals von Natur schön aufgerichtet — das Schulterblatt und der Vorderhuf in der normalsten senkrechten Linie — die Schenkel kräftig musculös — die Fesseln ziemlich lang, geschmeidig und doch stark — eine in der Natur seltene Uebereinstimmung der Vorhand und der Nachhand — der Rücken stark, die Croupe voll und gerade, das Becken breit — die Stellung der Hinterfüße untadelhaft — die Gelenke geschmeidig und kräftig — die Hufe wohlgeformt: — naturgetreue und vollendete Nachbildung wahrhaft schöner Pferde."

Nach dem Gebrauche der Alten sind Mähne und Schweif durch Schnitt und Schmuck verziert und ist die Bewegung der Paßgang. Voll Leben und Geist, die Köpfe richtig und schön einander zugewendet, prächtig ausschreitend, geht das edle Doppelpaar stolz im Paradeschritt einher, wie wenn es sich bewußt wäre, daß es einen triumphirenden Imperator durch eine freudig schauende und jubelnde Volksmenge zu führen habe.

Der Ursprung dieses Kunstwerkes ist unbekannt. Es soll einst den Triumphbogen Nero's in Rom geschmückt haben und von Constantin dem Großen nach Byzanz gebracht worden sein. Jahrhunderte lang stand es hier im Hippodrom bis zur Eroberung Constantinopels durch den Dogen Enrico Dandolo 1205. Marino Zeno, der erste venezianische Bailo in dieser Stadt, sandte es nach Venedig, wo es zuerst im Arsenal, später über dem Atrium

Digitized by Google



Digitized by Google

Baldachin offen halten und zugleich die Ehrenwache des Todten bilden. Dessen Antlitz ist natürlich nach oben gewendet, wo auf dem gothischen Knaufe der Erlöser steht. Hinter den Kriegern setzen sich die Säulen aufwärts als flache Pilaster fort, die oben durch ein Gesims verbunden sind. In den Zwickeln des so um den Baldachin gebildeten Feldes befinden sich Medaillons mit Wappen; über den Pilastern stehen die auf den Grabmonumenten jener Zeit häufig angebrachten Gestalten der Verkündigung: Maria und der Engel Gabriel. Und nochmals, den hohen, großartigen Aufbau krönend und das Auge nach oben leitend, schwingt sich von hier ein mit gothischem Blattwerke gezierter Spitzbogen hinauf, um hoch droben in einer Kreuzblume zu enden.

Um ein Grabmonument richtig zu würdigen, mußt Du Dich an die Stelle der trauernden Zurückgebliebenen versetzen und in ihre Empfindungen versenken, mußt Du Dir denken, der durch das Denkmal geehrte Verstorbene sei einer Deiner eigenen theuersten Lieben auf Erden gewesen. Denke Dich jetzt in das Sterbezimmer und an den offenen Sarg Deines inniggeliebten, hochverehrten Großvaters. Still und feierlich ist es um die theuere Leiche zwischen den Vorhängen des Baldachins. Der Lärm der Außenwelt, dem traurigen Herzen doppelt mißtönend, dringt nicht bis hieher; die störende Neugier hat hier keinen Zutritt. Du hörst nur hie und da das leise Schluchzen der Frauen, die um den Todten weinen, zwei zu Häupten, zwei zu Füßen. Sind es dessen Töchter, sind es die allegorischen Gestalten seiner Tugenden? Gleichviel! Solche Frage störe nicht die feierliche Stille, die dort und in uns herrscht. — Welcher Friede ist in diesem Trauerraume! — Und nun schaue auf das edle, greise Antlitz des Todten. Auch über ihm ruhet stiller Friede. Nach oben ist es gewendet, hinauf zu den Wohnungen des ewigen Friedens, hinauf zu dem Erlöser da droben, der der rechte Friedefürst ist und einen Frieden gibt, den die Welt nicht kennt. — Und das ist ein Mann, der in diesem Leben keinen Frieden finden konnte, dem die Menschen allen Frieden raubten und zerstörten, den sie ein langes Leben hindurch zu Tode quälten. Nun hat er hier den ersehnten Frieden gefunden. Da liegt seine Leiche in dem stillen, friedenvollen Raume unter dem Baldachin. Er war der unglücklichste Doge von Venedig, — Du stehst am Grabe des armen, alten Francesco Foscari. —

Francesco Foscari war ein fester und kräftiger, aber auch stolzer und exaltirter Fürst, der — wie die Halbfiguren des Postaments andeuten — in einer langen Regierung (1423—1457) viele schwere Kriege zum Wohle seines Landes glücklich führte, daheim die Religion ehrte, die inneren Zustände des Staates trefflich ordnete, den Wohlstand zu hoher Blüthe förderte, Venedig mit nützlichen Einrichtungen versah und mit glänzenden

Digitized by Google

[illegible] Feinde, unter
[illegible] weres Leid
[illegible] Leiche trägt
[illegible] haben
[illegible], wo
[illegible] 1433
[illegible]

Digitized by Google

hat. — Zu Sebaste in Kleinarmenien ward im Jahre 1676 ein Mann geboren, Mechitar, welcher, von wahrer Frömmigkeit und warmer Liebe zu seinem Volke getrieben, es zu seiner Lebensaufgabe machte, eine Gesellschaft frommer und gelehrter Priester zu bilden, die für die geistige Wiederbelebung ihrer Nation wirken sollten. Jedoch in Constantinopel verfolgt, zog er mit seinen Gefährten nach Modon in Morea, das damals der Republik Venedig gehörte. Als dieses den Venezianern 1715 von den Türken entrissen wurde, ging er nach Venedig, wo der Senat 1717 ihm und seinem Orden die Insel San Lazzaro zum bleibenden Wohnsitze anwies. Hier beschloß Mechitar 1749 sein langes, dem Wohlthun geweihtes Leben, und sein Andenken blieb bei seinem Volke in Segen bis auf den heutigen Tag. Der Mechitaristenorden gehört der armenisch-unirten Kirche an, lebt nach der Regel des heiligen Benedict und war schon 1712 von Papst Clemens XV. bestätigt worden. Gleich den Benedictinern leben die Mechitaristen der Wissenschaft und Bildung und deren Verbreitung durch Unterricht und Schriftwerke. Durch die Uebersetzung europäischer Bücher in's Armenische suchen sie ihrem Volke die Früchte abendländischer Bildung zuzuführen. Zu diesem Zwecke haben sie auf San Lazzaro eine Klosterschule, eine sehr ansehnliche, namentlich an alten armenischen Handschriften reiche Bibliothek, ein Antiquitäten- und Naturaliencabinet, eine Sternwarte und eine elegante, wohl eingerichtete und sehr thätige polyglotte Druckerei. Freundlich und gütig wird jeder fremde Besucher hier aufgenommen und bereitwillig werden ihm die Sehenswürdigkeiten des Klosters gezeigt. So fand auch Lord Byron hier freundliche Aufnahme, als er während seines Aufenthaltes in Venedig (1816—1819) die Insel besuchte. Um seinen aufgeregten Geist mit einer schweren Arbeit zu fesseln und zu beruhigen, beschloß er, die armenische Sprache zu lernen. Fast täglich kam er aus der Stadt herüber, um bei P. Pasquale Aucher (gestorben 1854) Unterricht zu nehmen und mit ihm an einer englisch-armenischen Grammatik zu arbeiten.

Aber auch ohne armenische Sprachstudien zu treiben, wird der Besucher von San Lazzaro an dem wohlthuenden Eindruck dieses stillumfriedeten, geordneten und thätigen Daseins sich erfreuen; die sauberen Klostergebäude mit ihren Sammlungen, der innere Klostergarten mit seinen duftenden Blumen und dem kleinen Springbrunnen, die Obst- und Gemüsegärten, die Meierei, die Spaziergänge, und mitten darin die geräuschlose und segensreiche Thätigkeit der freundlichen Mönche lassen diese Insel in der Lagune wie eine erquickende Idylle im Meere des Lebens erscheinen.

Digitized by Google

Uebertragungen aus dem Ungarischen

von

F. Gernerth.

Die zwei Papageien.

(Nach Johann Garay.)

I.

Im hohen Schloß, verlassen und allein,
Am Fenster sitzt des Banus Töchterlein,
Und unten steht, als wär' er festgebannt,
Ein Ritter, blickt zum Söller unverwandt.

„Geh, mein Geliebter, nicht so traurig fort,
Harr' aus bis morgen nur an diesem Ort!
Bis morgen nur gebiete Deinem Schmerz,
Vielleicht erweich' ich doch des Vaters Herz."

Vom Erker so des Banus Tochter spricht —
Darauf der Jüngling, Schmerz im Angesicht:
„„Nicht nur bis morgen harr' ich, holde Maid,
Nein, ich ertrags die ganze Lebenszeit.

Und wenn nicht hier, dort über'm Sternenzelt
Find' ich in Deinen Armen meine Welt,
Gott wird uns ein barmherz'ger Vater sein"" —
Entgegen ruft das Mädchen ihm: „Halt ein!

Mag unser auch der Herr erbarmen sich,
Doch ach! das Grab ist tief und schauerlich;
Das Leben ist so schön auf Erden hier . . .
Des Vaters Herz will ich erobern mir.

Und nimmt er gütig auf mein heißes Fleh'n,
Dann wird ein rothes Band als Zeichen weh'n;
Doch bleibt er hart und zürnt er meiner Wahl,
Dann wird Dein Arm beschützen das Gemahl."

Digitized by Google

Sie spricht's und eilt zum Vater bittend hin,
Zu beugen hofft sie seinen starren Sinn;
Und auch der Ritter mag getröstet geh'n,
Das rothe Band sieht er im Traume weh'n.

Und als der Morgen kommt, still ist's am Ort;
Wohl glänzt das Frühroth über'm Erker dort,
Doch winkt am Fenster nicht des Mädchens Hand,
Noch grüßt als Zeichen froh das rothe Band.

Statt seiner zeigen sich zwei Papagei'n;
Den Einen hört man deutlich: „Vater" schrei'n,
Der Andere kreischt dazwischen: „Mörder" gar . . .
Dem Jüngling ward nun Alles, Alles klar.

II.

An einem frischen Grab nach kurzer Zeit
Zwei Helden treffen sich, zum Kampf bereit.
Der Eine hält dort Wacht mit blankem Schwert,
Der And're ist mit einem Dolch bewehrt.

Der Jüngling und der Ban die Beiden sind;
Ein blutig wilder Kampf sich nun entspinnt.
„Fahr in die Grube, Mörder Du, hinein!
Ich setze selber d'rauf den Leichenstein."

Der Jüngling spricht's und heftet gramerfüllt
Den Greis an's Grab gleich einem Kreuzesbild;
Zu Füßen dann sich selber er durchbohrt,
Daß eine Trauerweide stehe dort!

Das arme Suschen.

(Nach Mich. Csokonay.)

Unter veilchenblauem Siegel
Ward der Kriegsbefehl gebracht,
Und an meines Liebsten Fenster
Pochten laut sie in der Nacht.

Eben hatt' er mich verlassen,
Mochte von mir träumen süß,
Und auf seinem stillen Lager
Dünken sich im Paradies,

Als die rauhe Kriegstrompete,
Ihn auf's Pferd rief. Welch' Geschick!
Gen die Türken sollt' er ziehen,
Kehrt vielleicht nicht mehr zurück.

Weinend ging zu seinem Haus ich,
Dann am Garten weiter fort,
Und wie ein verlass'nes Täubchen
Sang ein traurig Lied ich dort.

Digitized by Google

Netzt, mit Thränen ihm den Tschako,
Schlang darum ein Trauerband,
Seinem Pferd streut' ich zehn Rosen,
Tausend Küß' ihm selbst ich sandt'.

Meine Seele weint' auch bitter,
Als er sprach den Abschiedsgruß,
Mich zum letzten Mal umarmte
Und mir gab den letzten Kuß.

Vom Ast, der bricht . . .

(Volksthümlich.)

Vom Ast, der bricht, das Vöglein flieht geschwind;
Auch Du hast mich verlassen, böses Kind!
Dem Vöglein gleich, das seinen Ast verließ,
Weil ihn der Blitz in Stücke wild zerriß.

Mich sollt's nicht kränken, daß Du gingst von mir,
Fänd' ich ein Liebchen nur, das gliche Dir!
Doch ach! mein Herz kann Dich vergessen nicht,
Es schlägt für Dich so lange, bis es bricht.

Mich traf mit Dir ein hartes Loos, fürwahr,
Weil ich Dich lieben muß auf immerdar;
Mein Lieben gleicht dem wilden Röslein dort:
Verlassen steht's, doch blüht es fort und fort.

Auf dem Kirchhof von Varsány.

(Nach K. Liszanyai.)

Draußen auf des Dorfes Kirchhof
Flüstert eine Trauerweide;
Thau von Thränen auf den Blättern,
Klagt sie wie im tiefsten Leide.

Ach! in Deinen Zweigen nistet
Auch mein Gram, so schwer und schaurig,
Und dort sitzt ein schwarzer Vogel,
Mein Gedanke, still und traurig.

Deinen Harm, Du Baum der Trauer,
Mir nicht länger mehr verschweige!
Eine Nachtigall, verlassen,
Baut ihr Nest auf Deinem Zweige.

Gib mir einen Ast, o Weide!
Will mir d'raus ein Flötlein schneiden
Und d'rauf spielen eine Weise
Die verräth mein tiefes Leiden.

Gib den tiefsten Ast mir, welcher
Ganz sich will zur Erde neigen,
Auf den Hügel dort, wo meine
Mutter ruht im Todesschweigen.

Digitized by Google

Zur Liedesfeier.*

(Nach Joh. Erdélyi.)

Was tönet über Berge weit,
Was überlebt die fernste Zeit?
Was stirbt in aller Zukunft nicht,
Weil immer heller strahlt sein Licht?
— Der Ruhm, der Ruhm, der Ruhm.

Was hat den kühnsten Flügelschlag?
Was leuchtet heller als der Tag?
Was heiligt aller Menschen Herz,
Und füllt's mit wonnig süßem Schmerz?
— Das Lied, das Lied, das Lied.

Was ist noch tiefer als das Meer,
Und trägt im Schoß viel Perlen schwer,
Was nennt der Sturm, die Ruhe sein,
Und schließt der Liebe Himmel ein?
— Das Herz, das Herz, das Herz.

Hörst Du? Im Bakony rauscht es schon,
Und mächtig wogt der Balaton,
Dort steigen Lieder himmelwärts,
Von Liebeslust und Liebesschmerz.
— Hörst Du die Lieder wol?

Sein ist das Lied, des Ruhmes Glanz,
Sein ist der schönste Siegeskranz,
Wer Herzen durch das Lied erhebt,
Wer auf des Volkes Lippen schwebt,
— Der lebt, der lebt, der lebt.

Orombal.

(Nach Joh. Erdélyi.)

Orombal, der Kumane,
Zog in die Schlacht hinaus,
Doch seine Größe reicht nicht
An König Ladislaus.

Des Königs Heldenantlitz,
Ist friedlich anzuschau'n,
Doch jener, wild und finster,
Erregt nur Furcht und Grau'n.

Dem Gegner hieb den Arm ab
Des Königs Klinge kühn;
Zu Boden fiel er blutend
Vor den Kumanen hin.

Doch hielt die Hand das Schwert noch;
Orombal griff darnach,
Und mit der Linken kämpfend
Den Feind er nun durchbrach.

* Wie die zwei letzten Strophen zeigen, ist dies Gedicht eine Verherrlichung Alexander Kisfaludy's mit Bezug auf seinen berühmten Liederkreis: „Himfy's Liebe," der die Gegend am Plattensee, wo der Dichter begütert war, zum Schauplatz hat, und bei seinem Erscheinen (1801) durch Formschönheit, Reichthum der Phantasie und nationale Färbung in ganz Ungarn einen Sturm der Begeisterung hervorrief und dem Verfasser den Namen des ungarischen Petrarca erwarb.

Digitized by Google

Auf dem Dorfe.

Aus dem Ungarischen des Paul Gyulai

von

Ladislaus Neugebauer.

Müd' bin ich des Großstadt-Lebens,
Dieses Jahrmarkts eitlen Strebens,
Länger nimmer ich's ertrag!
Bergt mich Thäler, Waldreviere,
Kühlt mich Gras, Duft, Baum, Zephyre,
Und erquick' mich, Lerchenschlag!

Will nicht Beifallspenden sehen,
Künstler nicht sich geckisch blähen,
Dichter, Redner, falsch und matt!
Nicht den Hader der Parteien,
Roher Patrioten Schreien,
Und bei Leib' kein Zeitungsblatt!

Ruh'n will ich im grünen Hage,
Will vergessen nur für Tage
Was mich schmerzt, was mir zur Qual:
Stolzer Menschen Rang und Schimmer,
Schmeichlerworte, Modeflimmer,
Männer, Mädchen, seicht und schaal!

Bergt mich Thäler, Waldreviere,
Wiegt gelinde mich Zephyre —
Glüht der Abendröthe Saum:
Nächt'ge Stille, Sterngefunkel,
Nachtigall im Laubesdunkel
Bringt mir meinen süßen Traum!

Will mit Menschen mich nicht finden:
Neue Larven — alte Sünden,
Lächeln, Thränen — nichts als Schein,
Eigenliebe, nicht'gen Eifer,
Der Verläumdung Schlangengeifer —
Laßt nicht stets vor mir sie sein!

Laßt mich ruh'n von meinen Mühen,
Von der Welt zurück mich ziehen, —
Aber was schon längst vorbei:
Was ich Liebes je gefunden,
Die Erinn'rung sel'ger Stunden . . . .
Laßt mich träumen sie auf's Neu'.

Digitized by Google

Die Liese.*

Skizze

von

Ada Christen.

Ja, das ist mir im Kopf geblieben, es ist wahr, Du hast Recht, ich weiß nicht, warum es so ist, aber die Leut', denen etwas passirt ist, die habe ich nie vergessen können. Es gibt noch eine ganze Menge Bekannte aus unserer Kinderzeit, sie haben geheirathet, oder sind ledig geblieben wie ich, sie haben Kinder bekommen, haben Glück damit gehabt, oder sie sind ihnen an Kinderkrankheiten schon weggestorben. Einer oder der Andere hat sich sogar viel erwirthschaftet und könnt' sich die „blaue Gans," wenn sie noch dort stehen würde, jetzt kaufen, dasselbe Haus, wo er früher in der kleinsten Kammer gewohnt hat! Mein Gott, er hat halt tüchtig gearbeitet und die rechte Zeit benützt. Das kommt nicht oft vor, und Derjenige, dem es passirt, dem ist es zu vergönnen."

„Also reich geworden sind auch einige von unseren alten Nachbarn?" frug ich die Liese, und sie erzählte dann in ihrer behäbigen, nachdenklichen Weise fort. Zuweilen sprach sie wie ein Kind, so schlicht und unklar darüber, wie die Dinge entstanden sind und warum sich Eines oder das Andere so begeben hat, wie sie es schilderte, immer aber voll von feinem Empfinden und manchmal mit dem überraschend scharfen Blick, der einsamen Menschen und besonders einsamen Frauen eigen ist, die bei regem, hellen Verstande wenig Gedankenaustausch haben. Die Liese sah und sah immer wieder nach dem hin, was einmal durch seine äußere Form überraschend auf sie gewirkt hatte; sie dachte ab und zu über diese Erscheinung und frug sich endlich: Warum ist dies oder jenes hier nicht so wie bei allem Anderen? . . . . . War sie bei dieser Frage angelangt, dann schaute sie noch genauer hin, und, es war dies recht ungewöhnlich bei dem unbelehrten, abgeschlossenen

* Diese Skizze bildet die Einleitung zu einer Reihe von Erzählungen, unter dem Titel: „Unsere Nachbarn," welche in Buchform erscheinen werden.

Digitized by Google

Mädchen, das flüchtigſte Lächeln, der verſchleiertſte Wehlaut, eine von der gewöhnlichen Umgebung unbeachtete, unbedeutende Bewegung oder Handlung wurde für ſie zum richtigen Schlüſſel für das Weſen Derjenigen, welche ihre Aufmerkſamkeit erregt hatten. Sie lernte durch ihre Gedankeneinſamkeit tiefer empfinden, ſchärfer beobachten und ſchmuckloſer reden wie die meiſten Menſchen, denen ich in jenen Lebenskreiſen begegnet bin. Anfangs wunderte ich mich über ihre langſame, grübelnde Art, über ihr bohrendes Denken, ihr geiſtiges Feſthalten an dem, was ihr als ungewöhnlich auffiel, bald aber fand ich den ihr ſelbſt unbekannten Zug des Außergewöhnlichen in ihr ſelbſt.

Lieſe iſt heute vierunddreißig Jahre alt, alſo ein altes Mädchen, und wahrhaftig eine alte Jungfrau. Sie wäre eigentlich ſehr hübſch, trüge ſie anſtatt des grau- und ſchwarzgeſtreiften Kleides ein farbiges und anſtatt der langen, glatten Blendenſcheitel das aſchblonde Haar aus der Stirne geſtrichen. Lernte der volle Körper ein Mieder kennen, ſo wäre die Lieſe vielleicht ſogar eine begehrenswerthe, weil beachtete Frauenerſcheinung. So aber ging und geht das Mädchen unauffällig durch die Welt, und das Ungewöhnliche dabei iſt, daß ſie ſich das Leben nie anders gewünſcht hat. Keine Jugendſchwärmerei, keine Alterverſorgungs-Sehnſucht hat ſie aus dem Geleiſe gebracht; ſie ſitzt am Stickrahmen ganz in derſelben Weiſe, wie ihre ſelige Ziehmutter, die Frau Huber, ſie hinſitzen hieß, als ſie ein Kind von zwölf Jahren war. Wäre die „blaue Gans“ nicht niedergeriſſen worden, ſo ſäße ſie wohl noch an demſelben Fenſter, ſtatt daß ſie jetzt der Stelle gegenüber ſitzt, in dem einzigen alten Hauſe, welches noch dort ſteht und auch in ſeinem neuen Aufputz noch immer an die alte Zeit gemahnt.

Ich erinnere mich noch ganz genau des Tages, an welchem die Frau Huber Lieſe in die „blaue Gans“ brachte. Sie mochte damals beiläufig zehn Jahre zählen, ihre Mutter war geſtorben, als ſie zur Welt kam, und ihr Vater war damals gerade ſeit vier Wochen todt; „zwei ältere Stiefſchweſtern, Kinder von der erſten Frau ihres Vaters liegen auch bei den Eltern draußen, und ſo wär' das Mädchen mutterſeelenallein auf der Welt, wenn ich ſie nicht genommen hätt', wer weiß, was aus ihr geworden wär', und wer weiß, was noch aus ihr wird, ſie iſt ein „Charfreitagkind,“ mit ſolchen hat man ſelten Glück“. . . .

So erzählte die Frau Huber meiner Mutter und den anderen Frauen, welche bei großen Fragen maßgebende Stimmen hatten in der „blauen Gans.“

„Mußt gut thun!“ . . . mahnten Alle, und uns Kindern wurde geſagt: „Müßt freundlich ſein, daß ſie kein Heimweh kriegt, ſie iſt noch ärmer als Ihr Alle, ſie hat nicht Vater noch Mutter.“

Digitized by Google

„Und was da Alles vorgefallen ist bei der Geburt von dem Mädel, ich sag' Ihnen," flüsterte die Frau Huber meiner Mutter zu. Wir spitzten die Ohren, aber . . . „die Kinder sollen im Vorhause spielen," hieß es und die ganze Schaar sammt der schwarzgekleideten Liese wurde bei der Thür hinausgeschoben.

Als wir wieder hinein durften, sahen die Frauen alle nur die Liese an, und meine Mutter sagte nach einer Weile: „So Gott will, wird aus dem armen „„Charfreitagkind"" doch ein tüchtiges Mädel, gelt?" . . .

„Glück habe ich wenig gehabt mit solchen Kindern!" erwiderte Frau Huber seufzend, und sie wußte ein Lied davon zu singen, denn sie war die gesuchteste „weise Frau" der Vorstadt.

Von jenem Tage ab blieb die Liese in der „blauen Gans," die Frau Huber wurde ihr eine gute und liebevolle Mutter, ließ sie von der geschicktesten Weißstickerin unterrichten, und so saß sie an ihrem Rahmen, lernte sich ihr Brod verdienen und wurde auch richtig ein tüchtiges Mädel. Als die Frau Huber starb, hinterließ sie ihr Hab und Gut — ihre Söhne waren wohlhabende Leute — dem Ziehkinde. Liese arbeitete weiter, legte Groschen zu Groschen und blieb einsam und allein auf dem alten Flecke sitzen.

So fand ich sie fast unverändert nach Jahren wieder. Warum sie nicht geheirathet habe, erklärte sie mir dahin, daß nie ein Mann bei ihr angefragt hätte, daß ihr selbst keiner besonders gefiel, daß sie viel üble Ehen, viel Kindersorgen und Freudlosigkeit gesehen hätte, selbst bei reichen Leuten, unter ihren Kunden, wie sei das nun erst unter Ihresgleichen, bei Leuten, die mit blutwenig oder gar nichts zu wirthschaften anfingen. Bei ihrer Arbeit, die gepflegte Hände erfordere, ginge es mit Waschen und Fegen, Flicken, Kochen und Kinderwarten nicht an, daß sie aber ihr Handwerk, welches sie nähre, aufgeben solle, um sich von einem Manne füttern zu lassen, das könne sie nicht begreifen; gut ist gut, sie lebe behaglich ohne Herren und Ernährer. Die Selbstständigkeit sei viel werth. „Wer nicht anders kann, dem muß man sein Recht lassen, wem es aber so besser zu Gesicht steht, wie mir, der thut wohl," schloß sie mit ruhigem Lächeln ihre Erklärung.

Gegen solche Worte läßt sich nichts einwenden, und so leicht und einfach es klingt, so ist die Ausführung dieser simplen Grundsätze doch eine weit schwierigere, und das alte Mädchen mit dem schwarz- und graugestreiften Kleide hat weit mehr Verstand und Kraft dazu gebraucht, rüstig weiter zu leben und sich ein starkes, ehrliches Herz zu erhalten, als es heute in seiner Einsamkeit und Gedankenabgeschlossenheit zu erkennen vermag.

Seit ich sie damals aufgesucht habe, begegnen wir uns im Jahre nur zweimal, und da im Theater, auf demselben Platze, wo wir als Kinder

Digitized by Google

saßen . . . Zweimal im Jahre erlaubt sich die Liese, für ihr Geld zu weinen und zu lachen.

Am Allerseelentage wird auf allen Bühnen der Residenz ein gruseliges Rührstück gegeben, und diese erschütternde Geschichte sahen und sehen wir uns an der kleinsten Vorstadtbühne, von der letzten Gallerie herab alljährlich an. Wir sitzen da ganz am äußersten Ende der ersten Bank, nur durch die Mauer vom Schnürboden getrennt. Wir hören dort Alles sehr gut, doch die Mimen müssen weit an die Lampen vor und sehr inbrünstig zu den Soffiten emporjammern, wenn wir sie von Angesicht sehen sollen; aber die Liese kann die ganze Komödie auswendig und ist gewöhnt daran, sich auf diesem Platze ungestört auszuweinen. Ich glaube, sie hat dieses rührende Stück eigentlich noch nie vollständig gesehen, und da sie an dem Herkömmlichen festhält, wird sie es wohl kaum jemals sehen.

Der zweite Theaterabend, an welchem wir uns so wie an dem ersten um fünf Uhr Nachmittag bei dem Hinterthürchen in der Seitengasse treffen, ist der Fastnachtmontag. Der alte Mann, welcher ein halbes Dutzend einflußreicher Stellungen an jenem Theater einnimmt, läßt uns durch die kleine Thür in einen finsteren Gang ein, dort drücken wir ihm ehrlich unser Eintrittsgeld und noch eine Kleinigkeit darüber in die Hand und klettern im Finstern den uns wohl bekannten Weg hinan. Wir und die Mäuse, die hin- und herhuschen, sind die einzigen lebenden Wesen im Zuschauerraume . . . Nur neben uns, auf dem Schnürboden, da rollt und knarrt und raspelt es, und auf der Bühne, die von ein paar Lampen matt beleuchtet ist, da schlurfen und traben die Theaterarbeiter herum, schleppen Versetzstücke herbei und reden nicht zu viel und nicht zu laut, es klingt alles so verdrießlich in dem widerhallenden Saale. Der ganze Zuschauerraum ist grau eingehüllt, lange Tücher hängen von der Brüstung der letzten Gallerie bis hinab zu den vornehmsten Plätzen.

Und in diesem großen, leeren Raume, in dieser anheimelnden Dunkelheit saßen wir als Kinder erregt von ahnungsvollen, freudigen Schauern, da sitzen wir jetzt und flüstern und haben das Gefühl, als könnten wir das, was wir reden, eigentlich doch nur hier reden.

Dieser Abend bringt aber auch Abwechslung, fast jedes Jahr wird eine andere Posse aufgeführt; und die Liese lacht, daß ihre vollen rothen Backen noch röther werden und ihre graublauen Augen sich mit Thränen füllen; sie lacht, daß die ganze Umgebung mitlacht, denn nach und nach sind lauter alte Bekannte droben angekommen. . . .

Die einst neben uns als Kinder saßen, sind jetzt ehrsame Kleinbürgerfrauen, Blumenmacherinen, Handschuhnäherinen, Stickerinen, Waschfrauen, Kutscherfrauen, zumeist das, was ihre Mütter waren oder noch sind. Es ist

Digitized by Google

eine lustige Schaar Menschen, welche noch herzlich lachen können. In den Zwischenacten aber, und wenn ich die Liese dann ein Stück heimwärts begleite, plaudern wir weiter von vergangenen Tagen, von unseren alten Bekannten und Nachbarn. Da werden gleichsam die Todten lebendig, und die Lebendigen schreiten an mir vorbei in ihrer jetzigen Kleidung und ihrem neuen Gehaben, denn die Liese hat die Begabung, mir die Menschen, von welchen wir reden, sichtbar zu machen. . . .

Ahnte sie, welchen Diebstahl ich begehe, wenn ich oft mit ihren Worten die Geschichten unserer Nachbarn, Freunde und Feinde erzähle, sie würde große Augen machen und verdutzt schweigen. Sie weiß es aber nicht, für sie bin ich, was ich einst gewesen, als das will ich ihr wenigstens gelten, denn nur so bleibt sie, was sie mir ist, und in solchem Verkehr vermag ich sie festzuhalten bei der Schilderung irgend einer Person, welche sich ihrem Gedächtnisse besonders eingeprägt hat, „weil ihr was passirt ist."

„Stehen Dir die langen Nägel nicht im Weg' bei einer feinen Stickerei?" frug sie, als ich sie das letzte Mal im Theater sah, ganz verwundert. Ich hatte im Eifer des Gespräches mich vergessen und meine grauen Zwirnhandschuhe abgestreift, die, wie ich mich noch erinnere, nebst einem braunen Merinokleid unsern höchsten Sonntagsputz ehemals ausmachten.

„Freilich, freilich!" erwiderte ich verlegen, denn ich hatte plötzlich den Gedanken, die Liese sieht es, daß die Handschuhe und das Kleid und die Art . . . heute doch nur etwas wie eine Maskerade sind, wenn auch die Menschen, denen mein Aeußeres gleicht, mir lieb geblieben sind und bleiben werden mein Lebelang.

„Ja, warum hast sie aber?" meinte Liese und lächelte gelassen; ich merkte nur erst, daß sie nur meine Eitelkeit beachtet hatte. . . Sie drückte mit ihrer vollen, weißen Hand den glatten Scheitel noch flacher an die Schläfe und sprach wieder; mit einmal aber sagte sie, ihre erste allgemeine Rede wieder aufnehmend:

„Ja, ja! . . . reich sind auch Einige geworden von unseren alten Freunden und Bekannten . . ., wie ich Dir schon erzählt hab', . . . aber weißt, die, die durch ihre Arbeit reich sind, die sind noch ganz so gegen Unsereinen, wie sie früher waren . . ., wenn sie auch Zeit gehabt haben, dieweil was Rechtes zu lernen und sich ihre Haare weiß Gott wie hergerichtet haben . . ." sie schaute dabei fest auf den Kronleuchter, „manchmal Reden führen, die sich gescheidter anhören, als es Unsereins gewöhnt ist, lange Nägel . . . tragen . . . so wissen sie doch, was sich gehört und an was der Mensch alleweil denken soll."

„Oho, Liese!" dachte ich, stellte mich aber an, als verstände ich ihre Worte nur im Allgemeinen.

Digitized by Google

„Aber die Anderen! . . . ich sag' Dir, der Tischlerbub', weißt, dem sein sparsamer Vater viel Geld hinterlassen hat, und der Kleinholzhändler von der schmalen Brücke, weißt noch? na Du! der hat den Haupttreffer gemacht. Heute hat er ihn gemacht, morgen hat er seinen Holzladen zugesperrt, und übermorgen ist er zuerst mit einem Pferd, den nächsten Tag mit zwei und alle Tage mit einem mehr gefahren, bis er so viel Pferde vorgespannt gehabt hat, wie Tag' in der Woche, weißt, und alle durch einander wie in einer Kunstreiterei, so ist er durch alle Gassen gefahren. Ein paar Andere sitzen alleweil auf der Altan' von dem Haus, das sie geerbt haben, alle zwei haben sie schon Gliederreißen, aber anschauen lassen sie sich doch draußen, wenn der Wind noch so stark geht. Ich muß immer lachen, wenn ich aus meiner warmen Kammer gerade hinüberseh' auf die halberfrorenen neuen Hausherren. Solche Leut' werden noch viel auszustehen haben von dem zufälligen Geld, ich mein', der Hochmuthsteufel und die Angst, daß sie es wieder verlieren, laßt sie gar nicht ruhig schlafen. Vielleicht ist es anders. Ich denk' mir ja allerhand, wenn der Tag lang ist; meine Arbeit braucht keine besonderen Gedanken mehr, meine Hand geht wie eine Maschine: auf und ab, auf und ab, auf und ab! Da kann ich an Alles denken, was ich gehört und gesehen hab' und noch hör' . . . und seh'! . . ."

Liese holte tief Athem, lauschte ein wenig mit geneigtem Kopfe nach dem Schnürboden zu, denn es war schon der letzte Zwischenact, da hasteten die Arbeiter neben uns und es knarrte und ächzte in dem Gebälke noch lauter. Ohne mich anzublicken, wandte sich Liese zu mir und seufzte leise; das war etwas Seltenes bei ihr und ich bemerkte nun auch, daß auf ihrem Gesichte eine Verzagtheit und Bekümmerniß lag, die ich von früher nicht kannte, und wenn sie bis jetzt auch breit und langsam wie immer gesprochen hatte, so klang doch etwas Fremdartiges, Besorgtes aus ihrer Rede. Sie schwieg noch eine Weile, aber mit einmal, als hätte sie die alte Liese im Innersten zusammengenommen, wandte sie sich zu mir, nahm meine Hand aus meinem Schoße, drückte sie recht warm, streichelte leicht darüber hin, bog den langen Nagel meines kleinen Fingers drei-, viermal nieder und ließ ihn wieder laut zurückschnellen, dann sagte sie noch langsamer als sonst:

„An Dich denke ich auch öfter . . . fürcht' mich, daß ein Allerseelentag kommen wird, wo Dir die Geschichte, die sie da unten spielen, zu dumm ist . . . und Du magst sie nimmer sehen . . ."

Auf der Bühne wurde es hinter dem Vorhange schon lebendiger, ein leises Glockenzeichen rief die Schauspieler für den letzten Act zusammen, die Liese stockte ein wenig und schaute hinab auf das langgezogene Apollogesicht, welches den Vorhang schmückt, dann drückte sie meine Hand kräftig und wisperte beinahe Wort um Wort:

Digitized by Google

„Seit ein paar Jahren fürcht' ich das jedesmal . . . Ich hab' Dich nicht gefragt . . ., aber wenn Du doch kommſt, dann freu' ich mich . . . über . . . Dich . . . Ich bitt' Dich, werd' Du nicht anders . . . ich mein', für Dich iſt es gerade ſo recht . . ."

Der letze Act hatte eben angefangen, die Lieſe ſchaute ſchnell auf die Bühne hinab und ſprach kein Wort weiter. Sie nahm auch das Geſpräch nicht wieder auf, als ich ſie heimgeleitete, als wir durch die alten Straßen gingen Hand in Hand wie in vergangenen Tagen. Diesmal lief ich bis an ihr Hausthor mit und „Ueber's Jahr!" ſagte ſie luſtig, als wir Abſchied nahmen . . .

Ueber's Jahr! . . . Der Allerſeelentag kommt nun bald und ich werde die Lieſe wiederſehen. Was ſie aber ſagen würde, wenn es heuer zu Weihnacht an ihre Thür pochen thäte, wenn ſie aufmachte und der Briefträger würde ihr ein Büchlein geben, in welchem zuerſt ihre eigene Geſchichte gedruckt zu leſen wäre, und dann alle jene, welche ſie mir ſo friſch und lebendig wiedererzählt hat, daß ich ſie beinahe ganz ſo niedergeſchrieben habe, die Geſchichten jener unſerer Nachbarn, „denen etwas paſſirt iſt."

Digitized by Google

Der Eichenbaum.

Von

Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy.

Du Eichenbaum, der mich mit seinen Blättern
Vor Mittagsgluten schützt — Du dünkst ein Buch
Mich mit lebendigen, mit grünen Lettern,
Darin ich lese hoher Weisheit Spruch.

Du kündest mir, wie Du vor hundert Jahren
Im Erdenschooße lagst, ein kleines Korn
Und Leben dort, mit der Geschwister Schaaren,
Dir sogst an der Natur getreuem Born.

Allmälig aber, als das Korn geborsten,
Rangst Du Dich fort, bis an des Waldes Luft
Und sah'st Dich um in seinen grünen Forsten,
In seinem Dämmerlicht voll Harzesduft.

Noch schwebten über Dir, als wären's Bäume,
Die Gräser und die Beeren auf dem Grund
Und leis' umrauschten Dich, wie Zukunftsträume,
Mit dunklem Grün die Eichen schon im Rund.

Du wuchsest fort und kamst mit jedem Morgen
Dem Ziele näher, ohne Ungeduld,
Bis aus dem Dickicht, d'rin Du lagst verborgen,
Dich aufwärts zog der Sonnenstrahlen Huld.

Und mälig ward ein Stämmchen aus dem Stiele,
Dran fügte Lenz um Lenz Dir Ring um Ring,
Bis in den Zweigen sich in munt'rem Spiele
Der Vogel wiegte und der Schmetterling,

Bis Deine Zweige in die Lüfte trieben
Und Deine Krone, schon den Wolken nah',
Auf alle Wipfel, die da unten blieben,
Mit edlem Stolze still herniedersah,

Digitized by Google

Bis Du das Frühroth auf des Berges Gipfel
Erſahſt, das Du als Erſter grüßen darfſt
Und in den Raſen aus dem vollen Wipfel
Hernieder Deinen edlen Samen warfſt.

So durfte ganz Dein Weſen ſich geſtalten,
Vom Samenkorn bis zu dem ſtolzen Baum,
Ein jeder Trieb ſich ungehemmt entfalten,
Bis ſich erfüllt des Keimes leiſer Traum.

O laß mich hier in Deinem Schatten ſäumen
Und athmen lang noch Deine ſüße Ruh'
Und laß für eine Stunde nur mich träumen,
Daß ich, o Baum, ſo glücklich ſei, wie Du.

Digitized by Google

Gedichte nach dem Rumänischen.*

Von

L. A. Fischer.

Frage.

(Nach G. Sion.)

Was würde wohl aus dieser Welt,
Aus jenem Bach, der schäumend quellt:
Sollt' einst die Sonn' zu Grunde geh'n?
Sie müßten, Liebchen, wohl vergeh'n?

O, sage mir, Du holde Maid:
Was würde aus der Nelke Kleid,
Wenn nicht mehr fiele Morgenthau?
Nicht wahr, es würde welk und grau?

Wie finster wäre wohl die Nacht,
Wenn nicht mehr wär' der Sterne Pracht,
Und wenn der Mond verlör' sein Licht!
Wie traurig, Liebchen, wär' das nicht?

Und könnt' im Busch die Nachtigall
Anstimmen wohl den süßen Schwall,
Wenn Lenz versiegt und Morgenroth?
Wär' das wohl nicht ihr sich'rer Tod?

Die Seele, die in Schmerz und Leid
Vor Sehnsucht lebt: Glaubst Du, o Maid,
Sie würde nicht zu Grunde geh'n,
Würd' nicht die Hoffnung noch besteh'n?

Und ich, der ich in Frohgemüth
An Dich nur denk' in Traum und Lied:
Glaubst, Liebchen Du, ich könnte sein,
Wärst Du mit Deiner Lieb' nicht mein?

* Siehe den IX. Jahrgang der „Dioskuren." Seite 53.

Digitized by Google

Der Thau.

(Nach Matilda Cugler.)

Gleich einem süßen Traumgesicht
Steigt über'm Berg der Mond empor,
Belebt mit sanftem Silberlicht
Den farbenpracht'gen Blumenchor.

Und flüsternd wird der Zephyr wach,
Erzählt den zarten Blümlein traut,
Wie viel des Weh's und wie viel Ach
Er auf der Erde schon erschaut:

Von Schmerzen, die noch nicht gestillt,
Von Thränen, die getrocknet nicht,
Von Hoffnungen, die nicht erfüllt
Und Herzen, die das Unglück bricht.

Erzählt den Blümlein in der Nacht
Des Westes traute Melodie;
Und als die Sonne auferwacht,
Fand in den Blumen — Thränen sie. —

Die Ernte.

(Nach B. Alexandri.)

Fröhlich flatternd steigt die Lerche, trällernd ihre Jubellieder,
Auf demant'ner Himmelsleiter von der gold'nen Sonne nieder;
Unbeweglich sind die Lüfte, glühend ist der Sommertag,
Heimchen zirpt im Gras, im Weizen tönt der Wachtel heller Schlag.

Schnitter sind in's Feld getreten, zwischen schwerbehang'ne Aehren,
Als am Halme noch erglänzten Morgenthaues Silberzähren;
Wie in einem gelben Flusse schwimmt im Feld die munt're Schaar,
Männer ihres Gürtels ledig, Mädchen ihres Kopftuch's bar.

Und die Sense fällt die Saaten, einer Todeskön'gin gleichend;
Mit den Jungen flieht die Wachtel, der Gefahr am Feld entweichend;
Und der reichen Ernte Reihe, die die Schnitter umgefällt,
Wird in Garben rasch gebündelt und in Kreuze aufgestellt.

Sieh', wie dort ein junges Pärchen unermüdet Garben bindet,
Wie bei jeder Garbe heimlich sich ihr Mund zum Kusse findet;
Vöglein aber, das geflogen kam von jenem Feld herein,
Sprach: „Das Brod von ihren Garben, ach, wie süß wird das wohl sein!"

Digitized by Google

Marie'chen.

(Nach D. Bolintineanu.)

„Mit dem Kriegsheer in die Ferne
Zog mein Liebſter hin, —
Nicht mehr glänzen Sonn' und Sterne,
Seit ich einſam bin!"

„Meine Hand, ſie hat beim Scheiden
Ihm das Roß gezäumt,
Und im Kuſſe hat uns Beiden
Süßes Glück geträumt!" —

Alſo ſingt Marie'chen immer
Dem Geliebten nach,
Und der Thränen zarter Schimmer
Bleibt im Aug' ihr wach. —

Sieh', da pocht an's Fenſter leiſe
Es in ſtiller Nacht;
„Liebchen, ach! mich trieb die heiße
Sehnſucht heim mit Macht!"

„Floh vom blut'gen Feld der Ehre,
Von der Brüder Reih'n,
Denn ich kann, Du einzig Hehre,
Ohne Dich nicht ſein!"

„„Unglückſel'ger! Nimmer frommen
Kann Dir ſolches Thun!
Nimmer kannſt Du mir willkommen
Jetzt im Arme ruhn!""

„„Hieß die Sehnſucht Dich vom Streite
Heim zu mir Dich flieh'n:
Will ich, Liebſter, Dir zur Seite
Hin zum Schlachtfeld zieh'n!""

Und auf flinke Roſſe ſchwingen
Beide ſich gewandt,
Jagen durch die Nacht und ſingen
Weit hinaus in's Land:

„Kannſt Du nimmer in der Ferne
Leben weit von mir:
Will für's Vaterland ich gerne
Sterben ſüß mit Dir!"

Digitized by Google

Die Kunst der Liebenswürdigkeit.

Von

Henriette Kühne-Harkort.

Liebenswürdig möcht' ich sein,
Jedermann gefallen,
Doch wie nimmt man Herzen ein,
Wie gefällt man Allen?

Dies der Anfang eines alten, mir aus der Schulzeit erinnerlichen Liedleins. Wenn es nun auch nicht unbedingt nöthig sein dürfte, Allen zu gefallen, so ist es doch immerhin wichtig, Vielen so zu erscheinen, daß sie uns ihrer Liebe würdig finden, und deshalb dünkt es mich vielleicht nicht unersprießlich eine kleine Betrachtung anzustellen über die dazu erforderlichen Eigenschaften. Wir fragen: sind diese Eigenschaften äußerlicher oder innerlicher Natur? Blos äußerlich wohl nicht, denn es gab und gibt bildschöne Personen, die trotzdem Niemand liebenswürdig fand oder findet. Homer läßt Juno, die Königin der Götter, der er doch hohe Schönheit zuertheilt, des geheimnißvollen Zaubers der Liebenswürdigkeit entbehren, und da sich die Hohe selbst gestehen muß, daß ohne denselben sie sich keines Einflusses auf ihren Herrn und Gebieter erfreuen könne, so entlehnt sie sich den Gürtel der Anmuth von der Göttin der Liebe. Homer deutet hiermit an, worin die größte Macht der Frau besteht. Schönheit ist edle äußere Form, Grazie ist der Ausdruck eines schönen Innern, Schönheit ist nur eine angenehme Eigenschaft des Körpers, die ohne Verdienst gegeben wurde; es läßt sich bei ihr nicht mit Sicherheit auf dieselbe Beschaffenheit der Seele schließen, wohl aber bei der Anmuth, denn diese entsteht durch Vollendung des Geistes, durch Harmonie der Gefühle und Gedanken. Ich kenne eine junge Dame, die man allgemein für schön erklärt, und die doch so aussieht, als könne sie in jedem Augenblick vor Langerweile sterben. Man kann schöne Linien im Gesicht haben und doch sehr fad aussehen.

Digitized by Google

Wie nicht jeder Schönheit das Prädicat liebenswürdig zuertheilt werden kann, so gibt es im Gegensatz anziehende Häßlichkeiten. Von Frau von Stein, Goethe's Freundin, schreibt Schiller: „Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen." Goethe sagt über die unschöne Rahel: „Sie ist in jedem Augenblicke sich gleich, immer in einer eigenen Art bewegt und doch ruhig, kurz sie ist, was ich eine schöne Seele nennen möchte. Man fühlt sich, je näher man sie kennen lernt, desto mehr angezogen und lieblich gehalten."

Wenn wir bei einer Frau Anmuth und Liebreiz hochstellen, so kann damit nicht von einer äußerlich angelernten, erkünstelten Grazie die Rede sein, die vom Tanzlehrer oder einer französischen Gouvernante stammt. Diese Art Tournüre vermag nur kurze Zeit über ihre Werthlosigkeit zu täuschen; sie wird, kommt eine Gelegenheit, wo man der Selbstsucht zu nahe tritt, die angenommene Maske schnell fallen lassen. Wahre Anmuth kann nur der Abglanz einer geläuterten Seele sein. Ein Symbol äußerer Schönheit, mit bösem, gefahrdrohendem Innern verbunden, ist das Haupt der Medusa; man dachte sich deren Antlitz statt mit Haaren, mit Schlangen umgeben, da diese in Form und Bewegung, Schönheit mit innerer Verderblichkeit vereinigen. Aehnliche unheilbringende Schönheiten gibt uns die Mythe der alten Welt in der Sphinx und den Sirenen.

So wenig jedoch blos äußere Schönheit allein schon liebenswürdig erscheinen läßt, ebenso wenig wird innerer Werth, Tugend allein, sich diese Bezeichnung erwerben. Wer kennt nicht Personen, an deren Ruf, an deren Rechtschaffenheit nicht der geringste Makel haftet, und welche dennoch weit entfernt sind Liebreiz zu besitzen, das heißt, in uns Liebe zu erwecken. Man kann Menschen unendlich hochschätzen ohne sich von ihnen angezogen zu fühlen; sie haben vielleicht in ihrer Tugendhaftigkeit etwas Brüskes, das uns abstößt; man möchte lieber durch's Feuer springen, als sie um eine Gefälligkeit bitten, lieber ertrinken, als sich von ihnen aus dem Wasser ziehen lassen. Ebenso wenig wie der blos schöne und blos tugendhafte Mensch wird der allein geistreiche schon liebenswürdig genannt werden können; es gibt grundgelehrte Männer, die durch die Gespreiztheit, mit der sie unaufgefordert ihre Weisheit auftischen, unausstehlich werden.

Wenn nun auch beim Manne die Stärke guter Eigenschaften wesentlich ins Gewicht fällt und seinen Werth entscheidet, so kommt es bei der Frau vorzüglich auf die Art und Weise an, in der sich ihre Schönheit, ihre Tugend und ihre Klugheit darbietet. Selten hat eine Frau Gelegenheit zu großen Opfern und Thaten; täglich aber, ja stündlich Veranlassung zu kleinen, anmuthigen Leistungen und darin kann sie groß sein, und diese

Digitized by Google

erfordern oft mehr ausdauernde Kraft in der Hingebung, als jene größeren Leistungen der Männer.

Das Feld der Kleinigkeiten ist ein gar großes und wichtiges. Wer könnte sich nicht aus seinem Leben an kleine Ereignisse erinnern die bedeutungsvoll eingewirkt, vielleicht unserer ferneren Entwicklung die Richtung gegeben haben! Kleinigkeiten gewannen sogar oft genug welthistorische Bedeutung. Gellert sagt:

Der meiste Krieg, der meiste Streit,
Entsteht durch eine Kleinigkeit,
Die wird durch Unbescheidenheit
Ein Zank von großer Wichtigkeit.

Die Herzogin Marlborough, bekanntlich die mächtige Favoritin der Königin Anna von England, fiel bei Dieser in völlige Ungnade durch ein Paar elegante Handschuhe, welche sie sich weigerte ihrer Herrin zu überlassen. Dieser kleine Vorfall, der die stolze Herzogin, die damalige eigentliche Herrscherin England's, stürzte, brachte ihrem Vaterlande das Ende eines verheerenden Krieges mit Frankreich, eines Krieges, der herbeigeführt worden war durch ein Fenster des Schlosses Trianon, an welchem Ludwig XIV. etwas auszusetzen hatte.

Sir Walter Ralniph eroberte sich die Gunst der Königin Elisabeth, indem er auf einem Spaziergange seinen Mantel über eine nasse Stelle breitete, bei welcher die hohe Herrin, ohne diese Galanterie sich einen feuchten Fuß und etwa den Schnupfen geholt hätte.

Der schöne, blondlockige Jüngling Enzio, Sohn Kaiser Friedrichs II., des Hohenstaufen, wollte an dem grausamen Carl von Anjou Rache nehmen für die Ermordung seines Bruders Constantin. Er ließ sich bei Carl's Anwesenheit in Bologna von Mitverschwornen in ein leeres Faß stecken und in Carl's Vorzimmer tragen, um von da aus den Racheact zu vollziehen. Eine Kleinigkeit verrieth ihn; das Unglück wollte, daß eine seiner blonden Locken durch ein Astloch des Faßbodens zum Vorschein kam; ein Soldat bemerkte es und zeigte es Carl von Anjou an. Enzio ward gefangen genommen und mußte bis ans Ende seines Lebens in enger Kerkerhaft schmachten.

Als Richard Löwenherz vor Leopold von Oesterreich floh und sich in der Verkleidung eines Küchenjungen zu Wien in eine Küche rettete, und, um unerkannt zu bleiben, am Herde eifrig den Bratspieß drehte, verrieht ihn ein blitzender Ring, den er vergessen hatte vom Finger zu streifen; er ward ergriffen und mußte lange Gefangenschaft dulden.

Wie oft Kleinigkeiten zur Entdeckung der geheimsten Verbrechen führten, davon liefert der alte und neue Pittaval sehr viele Beispiele.

Digitized by Google

Wenn uns ein Kunstwerk, sei es bildlicher, plastischer, baulicher, dichterischer Art, keinen vollendeten Eindruck macht, so liegt es häufig nur an kleinen Schlagschatten oder Lichtern, die der Künstler verabsäumt hinzuzufügen und welche den Reiz außerordentlich erhöht hätten. Ebenso verhält es sich mit der Krone der Schöpfung, dem Menschen. Viele sind wohl im Besitze der Gaben, die sie der Liebe würdig machen könnten, es fehlen nur gewisse anmuthige Kleinigkeiten, um einem Menschenbilde Vollkommenheit zu geben. Es ist eine irrthümliche Ansicht durch Aufmerksamkeit auf dieselben in den Verdacht kleinlicher Gesinnung zu gerathen; man thue nur das Kleine um großer Zwecke willen. Wie viel freundlicher würde es in mancher Familie aussehen, wenn deren Mitglieder mehr auf jene liebenswürdigen Kleinigkeiten achteten, die das Dasein wie Blumen ein Zimmer schmücken. „Es ist ein Kleines, was die Jungen freut und Alten grämt," sagt ein Sprichwort. Zwischen diesen beiden verschiedenen Elementen in einer Familie, den Jungen und den Alten, kommt es oft zu ärgerlichen Conflicten. Diese lieben Ruhe und Einförmigkeit, jene wünschen stets Abwechslung und Zerstreuung; kommt nun Keines dem Andern durch vermittelnde kleine Gefälligkeiten entgegen, so geht Jedes schließlich ohne Zusammenhang mit dem Andern mehr oder weniger mürrisch und verdrossen seinen eigenen Weg. Die Alten würden liebenswürdig erscheinen, wenn sie auf die Spiele und Pläne der Jungen eingingen und Diese anmuthig, wenn sie inmitten ihrer geräuschvollen Lustbarkeit den Alten ein stilles Plätzchen sicherten, wo sie der Ruhe pflegen, ihren Gedanken und Erinnerungen nachhängen könnten.

Wie leicht sind kleine Aufmerksamkeiten erwiesen. Ein Kissen der Greisin in den Rücken gelehnt, eine Fußbank gestellt, ein Glas Wasser geholt, ein Weg erspart, ein Packet getragen, genügt freundliche Stimmung zu erwecken. Wie schnell ist ein junges Mädchen durch ein ermunterndes Wort, ein kleines Lob gewonnen! Die Art und Weise, in welcher derlei geringfügige Liebesdienste geleistet werden, ist freilich die Hauptsache: saure Mienen, Wichtigthuerei, oder gar schlechtverhehlte Speculation auf Entgegnung in erhöhtem Grade würde den Werth durchaus vernichten, sie müssen uneigennützig mit Lächeln auf den Lippen geboten werden. Dergleichen Bemühungen für Andere unterläßt man oft aus Bequemlichkeit, oft auch aus Hochmuth; man bildet sich ein, keine Zeit zu haben, oder durch Verhältnisse verhindert zu sein; man gibt vor zu einer großen Hilfsleistung wohl gern bereit zu sein, und unterläßt dabei die zunächstliegenden Kleinigkeiten, deren Gewährung freilich wenig in die Augen fällt, zu wenig um der Eitelkeit zu schmeicheln. Mangel an Zeit kann nicht triftig entschuldigen; so rasch auch ein Tag vergeht, es läßt sich doch immerhin viel verrichten, wenn man die Minuten zusammenhält. Hat doch der berühmte englische

Digitized by Google

Prediger Sidney Smith ausgerechnet, daß, wer nur täglich 10 Minuten darauf verwendet, in Zeit von 50 Jahren 7 Sprachen erlernen kann, um sie mit Leichtigkeit zu lesen und zu verstehen. Was die großen Hilfsleistungen anbelangt, so ist wohl anzunehmen, daß dazu schwerlich sich Jemand herbeilassen wird, der sich nicht von früh an gewöhnt hat kleine Liebesdienste zu vollziehen.

Wie höchst wichtig für das Wohlbefinden einer Familie ist eine liebenswürdige Hausfrau. Jeder Fremde wird wohlthuend die von ihr geschaffene Harmonie des Ganzen fühlen; es wird ihn ein Behagen durchströmen, und sie selbst trägt das erhebende Bewußtsein in sich der Liebe werth zu sein; das gibt ihr eine anmuthige Würde und Sicherheit.

Im grauen Alterthume saß die Hausfrau mit ihren Töchtern unter den Mägden, deren Beschäftigungen theilend. So blieb es auch im Mittelalter; erst später kamen feine Arbeiten auf, welche nur die Frauen und Fräulein zu Stande brachten, und die französische Revolution zerstörte völlig das patriarchalische Verhältniß zwischen Herrschaft und Dienenden. Heutzutage stehen Beide meistentheils einander auf Kriegsfuß gegenüber; nur in Ober-Deutschland gibt es noch Gegenden in denen die Hausfrau von Allen Mutter (Muatta), genannt wird, sogar vom ältesten Knecht, der vielleicht ihr Vater sein könnte. Während früher die Beschäftigungen fast gleich waren, unterschied sich die Kleidung sehr wesentlich. Von der Magd wurde vor Allem ein tüchtiger, reinlicher Anzug verlangt: Jacke, Schürze mit weißem, hohem Brustlatz, ein Häubchen war unerläßlich und bloßes Haupthaar nicht erlaubt. Heute sind die Beschäftigungen der Herrschaft und der Dienenden verschieden, doch der Unterschied der Kleidung ist fast ganz verschwunden; die Dienerin sucht die Herrin noch an Modefirlefanz in Kleid und Haartracht zu überbieten; die liebenswürdigste Hausfrau würde ihre Köchin schwerlich bewegen können dem „Chignon" zu entsagen.

Rousseau sagt: „Anmuth verwelkt nicht wie die Schönheit, sie hat Leben und erneuert sich unaufhörlich, und eine brave Frau, die Anmuth besitzt, gefällt ihrem Manne dreißig Jahre nach der Hochzeit wie am ersten Tage."

Tasso singt:

„O Zauberkraft in eines Weibes Thränen,
In einer süßen Zunge Schmeichellaut:
Anmuth'ger Lipp' entsteigen goldne Ketten
Und Keiner ist aus ihrer Haft zu retten."

Eine solche Zauberkette der Liebenswürdigkeit zu erringen, ist aber nichts Kleines, obgleich diese Kette nur aus lauter kleinen Ringen besteht. Zu solchen Kleinigkeiten gehört z. B. „Die gute Laune." Diese charakterisirt sich nicht durch geräuschvolle Lustigkeit, die Aller Aufmerksamkeit an sich zu reißen sucht, sondern durch stille, wohlthuende Heiterkeit, welche aus einem

Digitized by Google

liebevollen Herzen stammend auf eines Jeden Stimmung eingeht. Die gute Laune bleibt unerschüttert bei den Widerwärtigkeiten des Lebens und leuchtet auf Stirne und Wangen wie Sonnenschein auf blumiger Au. Sich als Hausfrau gute Laune zu bewahren, ist nichts Leichtes, da kommen Störungen und Unterbrechungen oder verdrießliche Zwischenfälle; welche hindern, nothwendige Arbeiten zu vollenden, oder den Lieblingsbeschäftigungen nachzuhängen. Da sind Mißstimmungen, das ungehörige Betragen einiger Familienmitglieder. Wie leicht steigen da Wolken des Unmuths auf! Die Hausfrau gebe der Mahnung Rückerts Gehör:

„Um Andere leichter zu ertragen,
Mußt Du Dir sagen,
Daß Du selbst nicht zu jeder Frist
Andern leicht zu ertragen bist."

Wie viel Selbstverleugnung bedarf eine Hausfrau! Manche geht unter an tausend kleinen Widerwärtigkeiten, die auf sie einstürmten; im Kampfe gegen die Unvollkommenheiten des Lebens droht ihr der Sinn für die Eindrücke des Schönen und Vollkommenen verloren zu gehen. Goethe räth, sich auf jede Weise die Fähigkeit zu erhalten, das Schöne zu empfinden, denn Niemand könne einen solchen Genuß entbehren. Er sagt: „Man sollte alle Tage wenigstens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht lesen, ein treffliches Gemälde sehen und, wenn es möglich zu machen wäre, einige vernünftige Worte sprechen."

Wie aber kann man das köstliche Erbtheil der guten Laune seinen Kindern sichern? Ueble Laune ist geistige Mißstimmung, gewöhnlich mit körperlicher verbunden. Sie entsteht meistens durch Verzärtelung, Verweichlichung oder Verwöhnung. Mütter, die von kleinen Widerwärtigkeiten, die das Kind treffen, zu großes Aufheben machen, z. B unmäßiges Bedauern anstimmen, wenn der kleine Liebling sich gestoßen oder einen Fall gethan hat, legen den Grund dazu. Man soll zwar mit einem Kinde zart umgehen; rauhe Behandlung würde es selbst störrisch und verschlossen machen; aber man lehre es Unannehmlichkeiten ertragen. Dazu gehört Geduld und Selbstbeherrschung in Krankheiten. In vielen Familien ist Unwohlsein ein Freibrief des Kindes für jede Unart. Man gewährt dem kleinen Kranken, bei der Langeweile im Bette liegen zu bleiben, oft sogar Schädliches, gibt ihm Glasnippes, Nähkästchen mit Scheren und Trennmesserchen in die Hände; Dinge, die sonst verpönt waren; was das Kind dabei zerstört oder verdirbt, kommt nicht in Betracht. Ich kenne Eltern, die ihrem Kinde in der Reconvalescenz des Scharlachfiebers kostbare Albums preisgaben, unbekümmert, ob der kleine Vandale in seinem angebornen Forschertrieb die schönsten Bilder zerknitterte. Nach überstandener Krankheit verwundern sich dann die

Digitized by Google

Eltern, welch' ein Unkraut ihnen aus dem Krankenbette aufgeschossen ist. Just das Unwohlsein des Kindes sollte man als Erziehungsmoment benützen, dem kleinen Patienten klar zu machen, daß er in diesem Zustande doppelt freundlich, sanft, bescheiden zu sein habe, da er den Seinigen jetzt so viel Mühe und Beschwerde verursacht. Dann würde die Krankheit segensvoll auf das Gemüth des Kindes wirken. Im heutigen Zeitalter der Ueberreizung, in welchem die Geisteskräfte der Jugend so oft auf Kosten des Körpers übermäßig angespannt werden, sollte man zumal das weibliche Geschlecht, das beinahe prädestinirt ist, den größten Theil seines Lebens in halbleidendem Zustande zu verbringen, den kleinen Mädchen lehren, Unpäßlichkeiten mit Anstand zu ertragen, sich „nicht gleich werfen zu lassen," damit sie nicht dereinst in ihrer Uebellaunigkeit zu einer Zuchtruthe in der Familie werden.

Man mache es den Kindern nicht zu leicht in der Welt, überhäufe die Jugend nicht mit Vergnügungen, lasse sie dieselben wenigstens erst durch Anstrengung sich verdienen. Es liegt in jedem Kinde ein solcher Schatz von Glückseligkeit, daß es wenig äußerlicher Zugaben bedarf. Es wird bei der einfachsten Nahrung und Kleidung fröhlich und zufrieden sein, auf dem härtesten Lager süß schlafen; man lasse es also dabei. Leider zerstören die Erwachsenen mit ihrer eigenen Verweichlichung, mit ihrer raffinirten Genußsucht so oft die unschuldsvolle Genügsamkeit des Kindes, sein einfaches Milchsüppchen würde ihm Tag aus Tag ein vortrefflich schmecken; aber nein, da kommt der gute Papa und bringt ihm von der Geburtstagsfesttafel „ein Häppchen" von dem ausgezeichneten Hummersalat, oder die liebe Mama vom Dessert ein Tellerchen Citronencrême! So werden dem kleinen Menschen Bedürfnisse beigebracht, deren Entbehrung dann später eine Quelle der so widerwärtigen Uebellaunigkeit werden. Der verweichlichte Mensch wird sich nie glücklich fühlen, er wird immer nach Jenen schauen, die es noch bequemer in der Welt haben als er. Der Abgehärtete wird dagegen mit frischem Muthe und heiterem Sinn das Leben nehmen, wie es sich just ihm bietet, und kommen Widerwärtigkeiten, sie kräftig überwinden und sich mit Jenen trösten, denen noch Schlimmeres zu tragen aufgebürdet wurde.

Rousseau sagt: „Wer von uns das Glück und Unglück dieses Lebens am besten ertragen kann, ist meiner Meinung nach am besten erzogen. Daraus folgt, daß wahre Erziehung nicht sowohl in Lehren, als vielmehr in Uebungen besteht."

Ein anderer kleiner Ring zu der goldenen Kette der Liebenswürdigkeit einer Hausfrau ist die **Pünktlichkeit**. Vergehungen dagegen rechnet man fast allgemein zu den Kleinigkeiten, denen man durch die Finger sehen müsse, und doch können sie unerträglich lästig, ja verderbenbringend werden. Unpünktlichkeit zerstörte schon manches Lebensglück. Selten ist ein Mensch

Digitized by Google

wohl ganz frei vom Hange des Aufschiebens. Es mag zumeist Mangel an Energie sein; man kann sich in dem Augenblicke nicht entschließen, sich loszureißen, sei es von einer angenehmen Arbeit oder Gesellschaft, oder aus träumerischem Sinnen; man lügt sich vor, es sei auch später noch Zeit, dies und das zu thun. Dadurch wird oft die eigene oder Anderer Wohlfahrt schwer geschädigt. Das kleine unscheinbare Wort: „Zu spät!" hat bekanntlich in der Weltgeschichte eine große Rolle gespielt. Durch Pünktlichkeit wird Ordnung, diese „segensvolle Himmelstochter," erst werthvoll. Ordnung allein thut's nicht, diese kann sogar sehr lästig werden, wenn nicht Methode, Regelmäßigkeit dabei stattfindet. Wie ungemüthlich würde z. B. ein Haushalt sein, in welchem das Ordnen der Zimmer einmal früh Morgens, das andere Mal gegen Mittag, ein drittes Mal erst Abends stattfände!

Die pünktliche Hausfrau leitet ihren Haushalt methodisch, das heißt plangemäß an unsichtbaren, aber festen Fäden, gibt Jedem das Rechte zur richtigen Zeit, hält dadurch Treu und Glauben aufrecht und macht sich so der Liebe würdig.

Dem kleinen, dem jungen Mädchen werden der Künste gar viele gelehrt: Tanz-, Musik-, Zeichnen-, Sprachmeister gehen aus und ein, dazu Lehrerinen im Stricken, Nähen, Stopfen, Sticken, ja die Mutter ist vielleicht gewissenhaft genug, den Unterricht in der so wichtigen Kochkunst nicht zu vergessen, nur die vornehmste aller Künste: die Liebenswürdigkeit wird oft ganz und gar verabsäumt; man lehrt den Töchtern viel zu können, aber nicht viel zu sein. Sie können tanzen, singen, spielen, zeichnen, stricken und stopfen, französisch und englisch plappern, aber sind sie freundlich, bescheiden, nachgebend, gefällig, aufmerksam, opferwillig, heiterer Laune, pünktlich, ordentlich?

Jede Kunstfertigkeit bedarf der Uebung, der Vor- und Nachübung; der Vorübung sie zu erreichen, der Nachübung sie zu bewahren. Beide müssen mit Discretion getrieben werden, sollen sie nicht völlig des beabsichtigten Eindruckes verlustig gehen. Würden wir einem Clavier-, einem Violinvirtuosen jubelnden Beifall schenken, wenn wir jahrelang vorher seinen ermüdenden Fingerübungen hätten beiwohnen müssen? Die meiste Vorsicht verlangt nun die Kunst der Liebenswürdigkeit. Es wird uns Niemand gefallen, dessen Anstrengungen, uns zu gewinnen, wir bemerken. Das Netz, das uns fangen soll, muß gar fein gesponnen sein. Deshalb ist der Ausdruck, den man oft zu lesen bekommt: „Er (oder sie) war von glänzender Liebenswürdigkeit," übel gewählt; sobald Liebenswürdigkeit glänzt, wird sie verletzen. Justus Möser, des Vaterlandes trefflicher Advocat von Osnabrück, sagt in seinen „Patriotischen Phantasien:" Die Kunst zu gefallen, bestehe nicht sowohl darin, daß wir Andern, sondern Andere sich mit uns

Digitized by Google

gefallen. Sehr wahr, es darf Niemand, der uns gefallen will, allein liebenswürdig sein wollen! „Denn," fährt Justus Möser fort, „ein vollkommener Mensch würde unerträglich sein, und dieses aus sehr natürlichen Ursachen. Erstlich würden wir seiner Vollkommenheit einen Anspruch auf Vorzug und Bewunderung leihen, und dieses räumt unser theures Selbst ungern ein. Zweitens würden wir ihm keine Schwäche zeigen wollen, und in seiner Gesellschaft alle unsere Kräfte anspannen, um dieses zu verhindern. Niemand ist aber gern beständig in Staatskleidern, und noch weniger in einer Staatslaune. Drittens würden wir gegen einen solchen Moi d'or nicht gerne unsere Scheidemünze auskramen, und also in unseren eigenen Augen alberne Geschöpfe bleiben."

Als schönes Musterbild wahrer Liebenswürdigkeit kann uns Goethe's Mutter gelten, sie äußert über sich selbst:

„Ich habe die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir fortgegangen, weß Standes, Alters und Geschlechtes sie auch gewesen ist. — Ich habe die Menschen sehr lieb und das fühlt Alt und Jung, — gehe ohne Prätension durch die Welt und dies behagt allen Erdensöhnen und Töchtern, bemoralisire Niemand, suche immer die gute Seite auszuspähen, überlasse die schlimme Dem, der die Menschen schuf, und der es am besten versteht, die scharfen Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt."

Wielands Urtheil über die „Frau Rath" lautet: „Sie ist die Königin aller Weiber, die Herz und Sinnen des Verständnisses haben."

Nicolovius schreibt von ihr: „Ihr Alter ist weder an ihrem Körper noch an ihrem Geiste sichtbar; ihr entschiedener Charakter, ihre Originalität reißt Alles hin; wo sie erscheint, entspringt Leben und Freude."

Herzog Karl August meinte: sie trage „eine Glorie um ihre alte Mütze."

Es kann keine sichereren Documente geben, daß die Mutter des großen Dichters liebenswürdig war in der vollen Bedeutung des Wortes.

Ludwig Börne sagte: „Jeder hat in seinem Leben einen schönen Kindertag, wo er, wie die ersten Menschen im Paradiese die Früchte des Feldes, so auch Liebe ohne Sorge und Mühe findet. Ist dieser Tag aber vorüber, erwirbst Du, wie Dein Brod, so auch Liebe nur im Schweiße Deines Angesichts. Ihr müßt Herzen säen, wollt Ihr Herzen ernten."

Dieses „Herzen säen" ist der eigentliche Kern der Liebenswürdigkeit, und die Erlernung dieser Kunst möchten wir jedem weiblichen Wesen an's Herz legen.

Digitized by Google

Gedichte

von

Eduard Mautner.

Trost im Herbste.

Nun, da sich die weißen Flocken
Dicht in Haar und Bart gesellt,
Da gelichtet reiche Locken,
Frag' ich trüb und tief erschrocken:
Was errangst Du in der Welt?

Ist ein liebend Weib Dein eigen,
Grüßt Dich, wenn Du heimgekehrt,
Froher Kinder lauter Reigen?
Ach! nur Einsamkeit und Schweigen
Harren Dein am kalten Heerd.

Unter eig'nen Daches Bogen
Hast Du traulich je geweilt?
Wallt Dein Korn in goldnen Wogen?
Ach! da Du dein Loos gezogen
War die Erde schon vertheilt.

Schlingt in frischen, grünen Ranken
Sich der Lorbeer um Dein Haupt?
Ach! in Träumen und Gedanken,
Und mit Säumen und mit Schwanken
Hast Du selbst den Kranz entlaubt.

Dennoch will ich nimmer klagen:
Ist mein Herbst auch früchteleer,
In den Lenz- und Sommertagen
Fühlt' ich Wellen um mich schlagen
Wie von einem Blüthenmeer.

Ob mit Augen treu und helle
Mich kein Weib, kein Kind begrüßt:
Aus der Liebe ew'ger Quelle
Schlürft' ich doch die klare Welle
Wenn ich süßen Mund geküßt.

Ragt auf eigner Scholle Erde
Mir kein Haus in Wald und Feld,
Ruft mit sorgloser Geberde
Der Poet sein stolzes „Werde!"
Und erschafft sich seine Welt.

Hab ich keinen Kranz errungen:
Manchmal hab' ich doch belauscht
Wie ein Lied, das ich gesungen,
In den Herzen nachgeklungen:
Und das hat mich süß berauscht.

Mag der Herbst zum Winter lenken,
Blick' auch ihm in's Auge fest:
Denn die Gluth, die Götter schenken
Und ein seelig Lenzgedenken
Wärmen meiner Tage Rest.

Digitized by Google

Letztes Lied.

Nach André Chenier.*

So wie ein letzter Sonnenstrahl
Den heit'ren Abend schön verklärt,
Greif' ich zur Leier noch einmal:
Wer weiß, wie lang mir Frist gewährt!

Vielleicht, bevor der Stunde Sand
Gemach durch seine Urne fließt,
Daß schon erkaltet diese Hand,
Dieß Auge sich für ewig schließt.

Und ach! wer weiß, ob mein Gedicht,
Eh' ich den letzten Reim ersann,
Nicht rauh der Henker unterbricht
— — — — — — —

* Dieses Gedicht schrieb André Chenier am 25. Juli 1794, dem Tage seiner Hinrichtung, in der Conciergerie, wo auch sein schönstes und berühmtestes Gedicht: „La jeune captive" entstand. Die traurige Ahnung des Dichters sollte Recht behalten, denn er wurde abgerufen, um den verhängnißvollen Karren zu besteigen, eh er „den letzten Reim ersann."

Der Uebersetzer.

Digitized by Google

Božena.

Frei nach der böhmischen Sage.

Von

Johanna Leitenberger.

I.

Das Jagdhorn schallt — die Meute bellt,
Der Herzog spornt sein edles Roß,
Die Sonne hell durch die Blätter fällt ....
„Wo blieb der Knappen, der Edlen Troß?
„Fernab im Thale er unten hezt —
„Doch ich bin müde — will ruhen jezt."

Da horch! was murmelt dort im Gezweig?
Ein Bächlein springt über Fels und Moos:
„Still!" rauscht es, „du kühner Reiter, schweig!
„Der Wald birgt Geheimes in seinem Schooß!"
Der Herzog gleitet in's hohe Gras,
Und Roß und Reiter erquickt das Naß.

Und wie er liegt, von Halmen umschmiegt,
Da trägt der Wind ihm ein Liedchen zu —
„Welch' selt'nes Vöglein den Wald durchfliegt?"
So denkt er träumend in süßer Ruh.
Doch immer heller ertönt der Laut —
Bis er ein schimmerndes Kleid erschaut.

Ein Mägdlein ist es, so morgenfrisch,
Wie Haidenröslein im Forst erblüht;
Den Krug in der Hand, als ging's zu Tisch,
So steht sie betroffen, in Scham erglüht.
Der Herzog aber neigt lächelnd sich:
„Du rosiges Mägdlein, wie nennt man Dich?"

Digitized by Google

„Ach Herr! Bożena werd' ich genannt,
„Wladyk mein Vater, die Mutter todt —"
„Wer hat euch Arme, hieher verbannt?"
„Nicht arm — ich kenne nicht Schmerz, noch Noth,
„Gespielen sind mir die Blumen, mein Reh,
„Und unsre Lämmer am grünen See."

„So leite denn freundlich, du Mägdlein hold,
„Zum Walde hinaus den Reitersmann;
„Das Ringlein hier von funkelndem Gold
„Steck' ich dafür Deinem Finger an
„Bewahr' es gut, es ist ein Pfand,
„Das ich einst ford're aus Deiner Hand!"

II.

Ein Zug von Reitern im Feierkleid,
Er windet empor sich zum Herzogsschloß,
Auf weißem Zelter voran eine Maid
Dahinter drängend die Menge sich schloß:
„Hoch lebe Bożena, die Schönste im Land,
„Zu der unser Herzog sich gnädig gewandt!"

Und aus der Pforte des Schlosses jetzt tritt
Herr Ulrich im Schmucke des Fürsten hervor,
Dem strahlenden Mägdlein mit raschem Schritt
Naht er und trägt es vom Roß ans Thor:
„So laß mich empfangen das Ringlein klein,
„Das ich Dir gegeben, Du Liebste mein!"

„Nimm hin meine Liebe, mit ihr mein Glück,
„Zu groß für des schimmernden Reifes Gold!"
Sie spricht es flüsternd und Thränen im Blick
Erglänzen wie Thau in den Veilchen hold —
Doch wie sie sich, demuthsvoll neigend, gefaßt,
Da hält er mit liebendem Arm sie umfaßt.

Und schützend führt er sie froh hinan
Zum Throne, errichtet am hohen Wall,
Von dem das Auge hinschweift die Bahn
Bis dort, wo der Fels ruft im Wiederhall.
Und Jung und Alt im Volk strömt herbei,
Zu grüßen die Herrscher mit Jubelgeschrei.

Was drängt sich die schwarze Gestalt mit Macht
Durch die wogenden Haufen bis vor den Thron?
„Die Zauberin!" murmelt's verstohlen und sacht,

Digitized by Google

Doch Keiner wagt laut es zu ſagen im Hohn.
„Heil Božena, Ulrich des Herzogs Braut!“
So ruft ſie mit hellem, begeiſterten Laut.

„Aus Deinem Schooße entſproßt einſt der Stern,
„Der Böheim in künftiger Zeit erhellt,
„Ein Führer, ein Held in Tagen fern,
„Ein Herrſcher voll Ruhm in weiter Welt —
„Glück auf, Božena, du lichter Strahl!
„Die Götter ſegnen des Herzogs Wahl.“

Und ehe das Jahr vollendet ganz,
Da wiegte Božena ihr Knäblein mit Sang
Im Fürſtenſchloſſe voll Pracht und Glanz —
Durch's Land aber tönt es im frohen Klang:
„Heil Brzetislaw Dir, Du Morgenſtern,
„Verkünder der Sonne im Oſten fern!“

Digitized by Google

Dunkle Gewalten.

Von

Eufemia von Kudriaffsky.

Königin. Lehrteſt Du mich nicht
Einmachen, Diſtilliren, Weihrauch miſchen,
Daß unſer großer König ſelbſt mich oft
Um meine Früchte bat? So vorgeſchritten
(Hälſt Du mich nicht für teufliſch) iſt's ein Wunder
Wenn ich mein Wiſſen zu erweitern trachte
Durch and're Proben?
Cymbeline. Act. I., Scene 6.

Es iſt den Menſchen von jeher eigen geweſen, in den Naturkräften etwas Geheimnißvolles, Ungelöſtes, Zauberhaftes zu vermuthen. Sie fühlten, ob Heiden oder Chriſten, das Walten unſichtbarer Mächte, die ihnen bald freundlich, bald feindlich erſchienen. Deßhalb lag es nahe, mit der großen Familie der Pflanzen, welche vorzugsweiſe Heil und Unheil in ſich ſchließen, einen beſonderen Cult zu treiben, ſie zu verehren, ſie heilig zu halten, ſie in innige Beziehungen zu den Göttern zu bringen. Wenn manche Pflanzen den Lichtgöttern eigen, ſo erſcheinen andere als Attribute dunkler Mächte. Selbſt als die chriſtliche Religion den alten Götterdienſt verdrängte, vermochte ſie doch nicht gewiſſe Sitten und Gebräuche gänzlich zu beſeitigen. Der Cult blieb oft derſelbe; ſtatt der heidniſchen Gottheit, der er früher galt, trat die Jungfrau Maria oder eine heilige Perſon des Chriſtenthums an die Stelle. Wenn der mit manchen Sagen und Mythen verbundene Wachholder (Karwendel) der Frau Holle oder Göttin Hertha geweiht war, ſo iſt ſowohl ihm, wie der Marienblume und dem Frauenſchuh, die Gottesmutter Patronin und Schützerin geworden. Nicht minder als der Karwendel ſteht das oft genannte, dem heiligen Johannes geweihte Harthen, Jagetenfel, Johanniskraut (Hypericum perforatum), in der Reihe der Zauber- und Weihekräuter oben an. Schon bei den Heiden diente es als Schmuck der Götterbilder und Opferaltäre. Später ließ man es aus dem Blute Johannes

Digitized by Google

des Täufers entsprießen, nachdem man früher die Flüssigkeit, welche aus den an der Wurzel haftenden rothen Insectenlarven tropfte, Elfenblut benannte. Der Saft des Krautes half gegen mancherlei Krankheit auch gegen „die fürchterlich melancholischen Gedanken." Er hielt den Blitz ab, schützte gegen Liebeszauber und vertrieb den Schwindel. Da mußte denn auch gleich der Teufel bei der Hand sein, den die Macht der Pflanze ärgerte und der die grünen Blätter durchstach. In der That sind aber diese Pünktchen Oeldrüsen, in denen das Blattgrün fehlt.

Eine auffallende Beziehung zwischen Heidenthum und Christenthum sehen wir bei der Auswahl der sogenannten Weihekräuter, die in manchen Gegenden am Maria-Himmelfahrttage von Kindern in die Kirche getragen, wie die Palmenbüschel von dem Priester beräuchert und mit Weihewasser besprengt werden. In Ober-Ammergau nimmt man mit Vorliebe die „Frauenkräuter" dazu; von Rechtswegen soll die heidnische Neunzahl bei diesen plump geformten Krautwischen vertreten sein, aus deren Mitte meist eine riesige Königskerze herausragt. Dabei darf der Alant oder das Wodanshaupt, das Donnerkraut, Eupatorium, und der dem schönen Gott Baldur geweihte Baldrian, die heilsame Valeriana nicht fehlen. Der Wermuth muß in drei verschiedenen Arten vertreten sein, Schafgarbe und Weinraute sind willkommene Zugaben, und neben dem Gift- und Heilkraute Solanum dulcamara, und dem genannten heidnischen Pflanzenapparate prangt das goldgelbe Galium oder Labkraut, unserer lieben Frau Bettstroh, von dem die Sage erzählt, es habe ihr und dem Jesukinde als Lager gedient. Der neuere Geschmack schmuggelt wohl auch Gartenblumen in den Strauß hinein, ein Gebrauch, den die Altgläubigen entschieden verwerfen. Ein betäubender Duft erfüllt die Kirche während der hübschen, sinnigen Feier, triumphirend und stolzbewußt keuchen die kleinen Träger unter der würzigen Last, die sie oft kaum mit den Händchen umspannen können. Aehnlich ist die Weihe der Anlaßkränzchen, aus Thymian und Immortellen gewunden, die von Frohnleichnam ab eine Woche in der Kirche auf einem Opfertische liegen bleiben und an die Eigenthümer, welche sie mit ihren Namenszetteln versehen, nach Ablauf dieser Frist vertheilt werden. In den meisten Gegenden steht der Glaube fest, daß die geweihten Kräuter Haus und Stall vor jeglicher Gefahr bewahren. Auch sie haben ihre Feinde, und zwar unter ihren eigenen Genossen; die Kratzdistel und das Wollgras benehmen ihnen nach der Meinung des Volkes die Kraft, welcher Umstand böse Menschen veranlaßte, sie heimlich in den Weihebüscheln zu verbergen. Wer Abends ausgeht und die Kratzdisteln flüstern, die weißen Wollbüschel des Grases sich zu einander neigen sieht, der soll nach Hause eilen, denn er ist im Bereiche des Zauberspukes.

Digitized by Google

In der großen Familie der Gift-, Zauber- und Heilpflanzen sehen wir Tod, Verderben, Vernichtung auf der einen, Heilkraft und wohlthätige Wirkung auf der anderen Seite. Und so wie bei dem Menschen das Gute und Böse oft dicht beisammen liegt, wie bald das Eine, bald das Andere meist durch die Macht der Verhältnisse hervorgerufen wird, so birgt eine und dieselbe Pflanze Heil und Unheil in sich, wie die Kartoffel, die Maniokwurzel und viele Arzeneikräuter. Dem Scharfsinne des Menschen war es vorbehalten, auf empirischem Wege diese widerstreitenden Eigenschaften ausfindig zu machen, sie zum Wohl oder Weh' seiner Mitbrüder anzuwenden.

Nicht immer ist das Aeußere der Giftpflanzen der Verräther ihres Innern. Eine oft prächtige, gleißende Außenseite vermag den oberflächlichen Beobachter über das Verderben, das die Pflanze birgt, hinwegzutäuschen; den Pflanzenkenner wird aber nicht selten ein unheimliches Gefühl beschleichen, wenn er sie in voller Pracht aus einem Schutthaufen entsprießen sieht, oder ihren Aufenthalt in düsterer Waldgegend entdeckt, wo Molche über den Weg huschen und „halb beschattet die Ringelnatter liegt." Da schaut uns oft die böse Blumenfee aus dunklen, unheimlichen Augen an, wir ahnen das Verderben, das ihre Kelche und Blüthen in sich schließen.

Freundlicher sieht uns im Februar aus jenen Waldesstellen, wo der Schnee geschmolzen, die weiße Nießwurz, Helleborus, entgegen, jenes Kraut, welches die Abderiten zur Klärung ihres Verstandes benützt haben sollen, und Horaz zu dem Witzworte veranlaßte:

„Bildet Bavus sich ein, er sei im Gesang ein Homeros,
Schnell zur Reinigung ihm bringet Helleborus her."

Die alten Kräuterkundigen, welche die Nießwurz nicht selten mit Veratrum verwechselten, leugnen deren giftige Eigenschaften keineswegs, verordnen sie aber „gegen alten Husten, Fallsucht, Melancholey und Wahnwitzigkeit;" der schwarze Helleborus ist jetzt ein Bestandtheil der sogenannten Bocher'schen Pillen. Der Name Helleborus bedeutet sowohl Nahrung, als Todesursache. Und so ein Doppelleben ruht auch im prächtigen Fingerhut, Digitalis, der mit seinen gelben oder rosenrothen Glocken die Berglehnen schmückt. Schon der Dichter warnt vor dem „viergetheilten Munde, in dem die dunklen Flecken auf blutige Natur deuten," die gleichwohl der menschliche Geist der heilenden Kunst unterzuordnen vermag. Der Fingerhut, den wir auch als Zierde unserer Gärten in etwas veredelter, vergrößerter Form kennen, ist ein Liebling der Elfen, denn zu ihren zarten Röckchen von Fledermausflügeln tragen sie den gelben oder purpurrothen Fingerhut, je nachdem es ihre Modegesetze erheischen, als Hut. In Wales heißt die schöne Glocke dagegen Menug Ellion, Elfenhandschuh; sie grüßt mit freundlichem Nicken jedes vorüberhuschende, überirdische Wesen, und steht also in enger

Digitized by Google

Verbindung mit der geheimnißvollen Geisterwelt des Waldes. Starke Dosen erzeugen Schwindel, Delirium, Lähmung und führen den Tod herbei.

Als Heilmittel stimmt Digitalis den Puls herab und regelt den Umlauf des Blutes. Aber auch in poetischer Weise hat sie den Sänger der Frau Aventiure angeregt, als er im Walde auf sammetgrünem Boden ruhte und in seliger Erinnerung vor sich hinflüsterte:

„Als ich die Purpurglöcklein sah
Am hohen Stengel erschwanken,
Viel große Verträumniß mir geschah
Und Wirwarr aller Gedanken.
Und all' mein Sinnen ward seligen Muth's,
Und alle Sorge geringer,
Ich dacht' eines anderen Fingerhut's,
Der schmückte den schönsten Finger."

Diese schöne Hand hatte ihm ja den schönsten Gürtel mit eingewirktem Epheublatte und dem sinnigen Spruche: „Je meure ou je m'attache" bereitet.

Zwei böse Gäste, die den Schutthaufen zum Standpunkte gewählt, einer von ihnen sich auch hie und da im Waldesdunkel birgt, wie die einsame Eule im Dunkeln nistet, zeigen in der Ueppigkeit ihrer Blätter, in der unheimlichen Schönheit ihrer Blüthen jenes täuschende Gewand, welches der lauernde Feind nur gar zu gerne annimmt, um das unbefangene Opfer zu täuschen und zu verlocken. Diese sind die Tollkirsche, Belladonna, und der Stechapfel, Datura stramonium. Erstere heißt auch Teufelskirsche und Rattenpfeffer, der Name Atropa wird von der Parze Atropos hergeleitet. Der zweite Name Belladonna mag dem Umstande seine Entstehung verdanken, daß mittelst Distillation ein Schönheitswasser aus der Pflanze bereitet wird, der Saft, gering genossen, die Fähigkeit verleiht, in Visionen die schönsten Frauen zu erblicken. Vielleicht ist es derselbe, von dem Mephisto sagt:

„Mit diesem Trank im Leibe
Erblickst du Helenen in jedem Weibe."

Nicht zu derartigen Visionen, aber zum Hellsehen im richtigen Sinne des Wortes wird der Saft von Augenärzten Jenen eingeträufelt, die mit dem grauen Staar behaftet sind. Die Pupille erweitert sich, die getrübte Sehkraft kehrt für Tagesfrist wieder.

Die Tollkirsche, die man am Niederrhein Walkerbeere nennt, weil Jeder, der ihre Frucht genießt, den Walküren geweiht ist, steht in enger Beziehung zu unserer deutschen Sage. Ihre Entstehung bewirkte der Fürst der Finsterniß, als er nach Gnitaheide gefahren und ein böses Kraut voll wilder Kräfte wachsen sah. Er ließ den Hügel, auf dem es stand, heizen, träufte giftigen Schlangenschleim mit Honig vermischt darauf und bewachte die Pflanze, bis „kugelrund ihre Kirschen reiften." Der mörderische Fafner,

Digitized by Google

der den Nibelungenschatz hütete und sich nicht Trank und Speise gönnte, erblickte vor seiner Höhle die glänzenden Beeren und verschlang sie als Labsal. Aber bald ging die entsetzlichste Veränderung mit ihm vor; er wurde zum schrecklichen Drachen.

Den dunklen, unscheinbaren Glocken der Tollkirsche steht die reinweiße becherartige Blüthe des Stechapfels, der auch als Baum mit gefüllten Blumen in Gärten gezogen wird, entgegen. Den Namen Zigeunerapfel mag er einer Version verdanken, wonach er von den braunen Söhnen Indiens in Europa eingeschleppt wurde. Doch ist als sein eigentliches Vaterland Südamerika bekannt. Professor Martyn behauptet: es geschähe selten eine Aussaat, in der sich nicht einige schwarze Körner des Stechapfels befänden, die sofort in die Höhe schießen. Der Samen der Pflanze, die in allen ihren Theilen Gift enthält, als Medicin aber gegen Asthma angewendet wird, diente den Abergläubigen zu Räucherungen, womit sie einestheils Geister zu bannen, anderntheils diese herbeizurufen suchten. Die alten Kräuterbücher sprechen von der schädlichen Wirkung des Stechapfels und sagen: „Wer ein Quentlein ihres Samens zu Pulver gestoßen, einnimmt, wird eine gute Zeit lang dumm und dämisch, lachet oder weinet oder schläfft, nimmt er eine größere Menge, so hat er sich mit Gifft vergeben.“ Als Bestandtheil der Hexensalbe war der Saft des Stechapfels in älterer Zeit unumgänglich nothwendig, und es ist in den Hexenprocessen häufig davon die Rede. So erzählt ein gewisser Fosselt von der Aussage eines Ehepaares, welche inmitten dieses grausam-düstren Capitels menschlicher Verirrungen einen humoristischen Anstrich zeigt. „In dem besagten Holze der Mörkendorfer Gemeinde habe der bese ihnen auch damallen in einen schwarzen Tögeln ein plaugriene Salben geben, damit Sye sich damit geschmiert, darauf Er vnd sein Weib alsobald in Habich- der bese aber in Raben-gestalt auf den Stradnerkogl geflogen, daselbst sich der bese widumben in eines schenen herrn gestalt verkehrt, so Casperl geheißen.“

Demselben Zwecke diente auch der Aconit, Eisen- oder Sturmhut, in Erinnerung der alten Götterlehre Thorshelm genannt, dem die Engländer die Bezeichnung: Mönchskappe geben, dagegen im Innern der Blume uns eine Anspielung auf die griechische Mythe entgegentritt. Welches Kind streift nicht gern die helmartigen Hüllen weg, aus denen in Freiligrath's „Blumenrache“ „ein Ritter kecken Muthes, mit Schwert und Pickelhaube schreitet,“ hier aber ein lieblicher Venuswagen von zwei Täubchen (den Staubbeuteln) gezogen, zum Vorschein kommt. Die schöne Gift- und Heilpflanze verdankt nach der griechischen Mythe ihre Entstehung einem durchaus unpoetischen Vorgange. Der Höllenhund Cerberus soll nämlich, von Hercules gewaltsam auf die Oberwelt geschleppt, seinen Geifer verspritzt haben, und wo er

Digitized by Google

hinfiel, wuchs ein Eisenhut empor. Den Alten war die Pflanze wohlbekannt; Medea benützte sie zu ihrem unheilvollen Gebräu, und Plinius spricht von ihr als einen bei seinen Vorfahren längst im Gebrauche gewesenen, starken Giftstoff. Selten aber hat eine Pflanze, immer in Bezug auf ihre Eigenschaften, so viele Namen aufzuweisen, wie eben diese. Machte sie Scorpionen erstarren, so konnte man sie auch zur Belebung des anscheinend todten Thieres anwenden, weßhalb sie Scorpias hieß. Als Lockspeise für Panther trug sie den Namen Pardalianches, als Mäusetödterin den Namen Mycothonon. Wolfshut nennt der Landmann den schönen Aconit, weil er mit der Wurzel Wölfe vergiftet, und Ziegentod die Bewohner des Riesengebirges, da er den Ziegen ebenfalls Verderben bringt. Daß die Esel todt hinfallen, wenn sie von dem Kraute genoßen, Gänse schwindelnd und wüthend werden, erzählt uns der Botaniker Mathiolus.

Eine Zierde der Alpen und Sudeten, wo er zu bedeutender Höhe emporschießt, sowie als Gartenpflanze häufig angebaut, ist der Sturmhut in seiner äußeren Gestalt als der König der einheimischen Giftpflanzen zu betrachten; je prächtiger aber sein Aussehen, um so verderblicher ist das Unheil, das sich unter der glänzenden Außenseite verbirgt. Alle Theile der Pflanze besitzen giftige Eigenschaften und haben einen widerlich bitteren, scharf brennenden Geschmack. Beim Kauen der Wurzel tritt Betäubung, Stumpfwerden und Prickeln der Glieder ein, später erfolgt Zusammenschnüren der Kehle, Beklemmung, Angst, Funkensprühen und die Empfindung, als würde der Körper durch electrische Schläge erschüttert. Das letzte Stadium, Schlafsucht und Convulsionen, führt gewöhnlich den Tod herbei. Dennoch ist ein Knabe, der Blätter vom Sturmhut genossen hatte, dessen Schlummersucht sieben Tage anhielt, durch Brechmittel und Einreibung des Kopfes mit Brechweinsteinsalbe gerettet worden. Man behauptet, daß der Honig, zu dem die Bienen die Substanz aus dem Sturmhut ziehen, gefährlich giftige Eigenschaften an sich habe. Wenn es uns auch nicht wahrscheinlich vorkommt, daß ein Römer, Calpurnius Pesta, seine Frauen durch bloßes Berühren mit der Pflanze tödtete, so ist doch die Thatsache erwiesen, daß ein Tourist, der längere Zeit einen Strauß Sturmhut in der Hand trug, sich plötzlich schmerzhaft erregt fühlte und seine Hand bedenklich anzuschwellen begann, worauf er das böse Kraut von sich schleuderte. Weit stärker als die Wirkungen unserer einheimischen Arten sind jene des Aconitum ferrea in Nepal. Dagegen verdanken Fieberkranke und mit Gliederschmerz gequälte Menschen dem Aconit, in dem sich zwei mächtige Gewalten begegnen, Linderung und Heilung.

Unscheinbar in seinem Ansehen, aber täuschend in der Aehnlichkeit, die er mit der Petersilie hat und deßhalb auch Teufelspetersilie genannt

Digitized by Google

wird, ist uns der Schirling bekannt, jenes unbedeutende Kraut, das wir kaum beachten und ihm doch unsere Aufmerksamkeit, eben der Verwechslung wegen, zuwenden müssen. Wer trägt nicht aus frühester Jugend die Erinnerung an den weisen Sokrates mit sich, der mit fester Hand, inmitten seiner Schüler, den Schirlingsbecher ergriff und auf einen Zug leerte? Wenn auch die Aerzte der Neuzeit die Möglichkeit des dadurch so plötzlich erfolgten Todes leugnen, so bleibt noch genug schädliche Wirkung zurück, und nicht umsonst heißt der Schlimmste unter den Bösen: Conium maculatum, Wuthschirling oder Wütherich, weil Wuthanfälle die Folge des Genusses sind. Ein eigenthümliches Frostgefühl verbreitet sich durch den Körper, welches nach und nach in Erstarrung übergeht. Bis auf einen gewissen Grad wußte man diese bedeutende Eigenschaft schon im XV. Jahrhundert zu benützen; man rieb mit dem Schirlingssaft jenes Glied, welches amputirt werden sollte, wodurch es, wie bei der später angewandten allgemeinen Narkose, gegen den Schmerz unempfindlich wurde. Auch dem schönen Geschlechte war der Schirlingssaft kein unheimlicher Gast, da ihn die griechischen Aerzte als ein wirksames Schönheitsmittel empfahlen.

In dem großen Staate der Giftkräuter spielt die Familie der Solaneen eine hervorragende Rolle. Sowohl die wildwachsenden mit den brennend rothen verlockenden Beeren, als auch die in Gärten gezogenen, bieten schon ihrer zierlich geschlitzten Blätter und der mitunter großen Blumen wegen einen schönen Anblick.

In vorchristlicher Zeit kannte man die Pflanze unter dem Namen Alfenkraut oder Alpzopf, denn sowie der Alp oder die Trud das Haar der Thiere und Menschen verwirrt und zum Weichselzopf umgestaltet, so sind auch die Ranken der Pflanze verworren und verschlungen. Man legte sie den Kindern gegen Verzauberung in die Wiege und hing sie dem Vieh gegen Engbrüstigkeit um den Hals. In der Medicin kennen wir das wohlthätige Solanum dulcamara gegen Rheuma und Scorbut. Drei Mitglieder der Familie, die sich von dem Urstamme lostrennten und von der Cultur beleckt, dem Menschen zur Haus- und Nahrungspflanze geworden, wenn auch manche Theile giftig geblieben und die ursprünglich wilde Natur sich nicht ganz unterjochen ließ, sind: die nunmehr bereits unentbehrlich gewordene Kartoffel, Solanum tuberosum, der Liebes- oder Paradiesapfel, Solanum Lycopersicum, und die mehr aus Curiosität gezogene und gepflegte Eierpflanze, Solanum Melongena.

In dreifacher Bedeutung, als Gift-, Heil- und Zauberpflanze, kennen wir das zierliche Schlinggewächs, die Zaunrübe oder Bryonia, bei Gichtleiden häufig angewandt, weßhalb sie auch Gichtrübe genannt wird, denn schon die alten Aerzte behaupteten: man könne durch Zauberei die

Digitized by Google

Gicht in die Pflanze bannen. Sie umzieht mit ihren hellgrünen, zackigen Blättern, den kleinen weißen Blüthen, aus denen später die grünen, gelben und rothen Beeren in dreierlei Reifungsstadien entstehen, häufig die Hecken und bildet üppige, malerische Gewinde, die sich mit ihren geringelten Ranken an den stachligen Schlehen- oder Weißdornbusch anklammern. Im Plattdeutschen heißt sie „Kürschen," und da legen sich denn die Mädchen kleine, aus der Wurzel geschnitzte Scheiben in die Schuhe, wenn sie zum Tanze gehen und flüstern leise vor sich hin: „Kürschenswurzel in meinem Schuh, ihr Junggesellen läuft mir zu." Manche Betrüger benützten die Bryoniawurzel zur Anfertigung von Alraunen, wozu doch nur die Mandragora das alleinige Monopol besitzt. Sie legten eine bestimmte kleine Form in die Erde, so daß die Wurzel hineinwuchs und auf ganz natürliche Weise die menschliche Gestalt annahm. Die Wurzel erreicht oft eine staunenswerthe Größe und der englische Arzt Gerard will eine von fünfzig Pfund Schwere, welche die Größe eines einjährigen Kindes erreichte, gefunden haben.

So gibt es denn noch so manche mit giftigen Eigenschaften versehene Pflanze, wie den Taumellolch, einige Seidelbast-Arten und manche unscheinbare Kräuter, die im großen Staate der Natur einen mehr oder minder hervorragenden Platz einnehmen, worunter wir auch den schönen Oleanderbaum, einen Schmuck der Terrassen und Veranda's, zählen müssen. Blätter, Blüthen, Rinde und Holz enthalten ein wirksames, leicht tödtliches Gift, und wenn auch der Duft der Blüthen keine schädliche Substanz aushaucht, so ist doch sorgfältig darauf zu sehen, daß Kinder dieselben nicht an den Mund führen, und wie sie wohl gerne zu thun pflegen, die schönen, rosenrothen Petalen zerkauen. Noch aber sind es drei, wohl allbekannte, aber wichtige Giftpflanzen, an denen ich nicht vorübergehen kann, ohne ein Streiflicht auf ihr Wesen, ihr Aussehen fallen zu lassen.

Es ist ein eigen Ding um die Gespensterfurcht. Was unsere Phantasie erregt, unsere Einbildungskraft steigert, ist weit wirksamer als die in bestimmter, greifbarer Form uns entgegentretende Gefahr. Mit Geschick gehandhabt wird eine Geistererscheinung auf der Bühne — ich erinnere nur an Grillparzer's „Ahnfrau" — nie verfehlen, uns einen bedeutenden Eindruck, ein zeitweiliges „Gruseln" zu verursachen. Mehr oder weniger ist aber, wie der Teufel aus dem Passionsspiel, das Uebersinnliche von der Bühne verschwunden, und hat einem der Zeit besser entsprechenden, oft allzu derben Realismus Platz gemacht. Shakespeare's Geistererscheinungen haben drei Jahrhunderte überdauert, ohne uns, wie es mit so Manchem der Fall ist, antiquirt vorzukommen. Wenn die Geister der Erschlagenen in Richard III. das böse Gewissen des Königs versinnlichen, Cäsar's Geist prophetisch das

Digitized by Google

Scheitern seines Unternehmens Brutus errathen läßt, Banquo's Geist dem blutigen Macbeth die Schrecken seiner That empfinden läßt, so wird Hamlet's Vater, als ruheloser Geist, dem Sohne ein Mahner zur Rache. Niemand, der je die erschütternde Scene gesehen, wird der Erzählung sein Interesse, seine Aufmerksamkeit versagen, wenn der Geist die entsetzliche Eröffnung macht, wie der Mörder „seine sichere Stunde" beschlich:

„Mit Saft verfluchten Bilsenkrauts im Fläschchen," den er in's Ohr des Opfers träufelt. „Schaudervoll! höchst schaudervoll!" rufen wir mit Hamlet aus, denn es ist eines der stärksten Gifte, dessen sich der Usurpator des dänischen Thrones bediente. Beim Hexenglauben spielte es seine Rolle; die Hexen tranken es als Absud, benützten es zu ihrer schon früher erwähnten Salbe; es diente zum Wettermachen und zum Geisterbeschwören. Auch in der Elfenwelt nahm es seinen Platz ein. Als Nymphidia dem tollen Puck seinen Schabernack wehren wollte, feite sie den Platz im Walde, den er nicht betreten sollte:

„Dann sprenkelt sie den Saft der Raute
Und nimmt vom gift'gen Bilsenkraute
Neun Tropfen mitternächt'gen Thau's."

Auch das Bilsenkraut ist ein Bewohner der Schutt- und Steinhaufen. Sein Aeußeres ist charakteristisch. Stengel und Blätter sind grünlich grau mit weißfilzigem Ueberzug; die Blumen von dämonischer Schönheit, hellgelb mit zarten, violetten Adern durchzogen, in deren Mitte ein großer, dunkler Punkt, fast wie das Auge einer Eule zu sehen ist. Trotz dieses düsteren Aussehens war die Pflanze dem Sonnengotte Bel, weßhalb sie Belinuntia hieß, und dem Planeten Jupiter geweiht. Schon den Alten waren ihre giftigen und heilenden Eigenschaften, die letzteren gegen das Fieber, bekannt. Die alten Gallier vergifteten mit dem unheilvollen Safte ihre Pfeile. Wenn dieser in das Ohr geträufelt den Tod bezweckt, so wirkt anderseits das daraus bereitete Oel gegen Ohrenleiden, Pillen aus den Blättern hergestellt gegen Rheuma und Krampfanfälle. Aus dem Samen des Hyoscyamus physaloides bereiten die Tunguſen ein berauschendes Getränk, das sie täglich genießen.

Ein leiser Abschiedsgruß des schwindenden Sommers, ein Bote des herannahenden Herbstes ist die mit zarten, röthlichlila Blüthen geschmückte Giftpflanze, die Zeitlose. Ihrer Farbe wegen nennt sie Otto von Horneck in seiner Reimchronik Uchtelblume von dem altdeutschen Worte Uchte, auch Nohta, Morgendämmerung. Der Name Colchicum, mit dem man früher alle Giftpflanzen, jetzt nur die Zeitlose bezeichnet, soll von der Stadt Kolchis hergeleitet worden sein. Das Vieh geht ihr auf den Wiesen entschieden aus dem Wege, trotzdem im Frühling, wo nur ihre grünen Blätter sichtbar sind,

Digitized by Google

sich diese unvermerkt unter das Heu mischen. Wachsthum und Entwicklung der Pflanze ist von ganz besonderer Art. Aus der Zwiebel, die einer Tulpe ähnlich, springen die schönen, großen Blüthen hervor. Sie bilden mit ihren Ausläufern eine neue Zwiebel, welche Anfangs die ältere mit ihrer schützenden Hülle umgibt. Weit später als die Blüthe erscheint die Frucht an der Basis des Blüthenstiels. Nach und nach breitet sich die junge Zwiebel aus, stößt die alte von sich, die langsam zu Grunde geht, während die neue nun ihren Platz behauptet und zwei Keime trägt. Der eine birgt Blume und Samen, der zweite treibt selten eine Blüthe. Diese sterben im October ab, die Samen ruhen über Winter in der schützenden Hülle der Zwiebel, dringen im Frühjahr, wo ihnen keinerlei Gefahr droht, hervor und reifen zur Zeit der Heuernte. Dieses eigenthümlichen Vorganges wegen heißt die Blume auch im Volksmunde: „Sohn vor dem Vater," wie Rückert in einem Gedichte den Vorgang geschildert und damit schließt:

„Jenseits des Frostes tritt, geweckt von Frühlingsluft,
Die Samenkapsel sammt den Blättern aus der Gruft.

Zeitlose heißt sie, weil sie vom Gesetz der Zeit
Ist gleichsam losgesagt, der Ewigkeit geweiht."

Wenn ein englisches Sprichwort sagt:

„Ist das Gras noch feucht vom Thau,
Sammelt Schwämme auf der Au;"

so ist doch noch mehr als dieses erforderlich, um auch die richtigen, eßbaren von den giftigen zu unterscheiden, deren Genuß nur allzuoft aus Unkenntniß Krankheit oder Tod zur Folge haben. Gewisse untrügliche Merkmale beim Einsammeln und Zubereiten muß sich der Schwammfreund eigen machen, und geht er vorsichtig zu Werke, dann kann er ruhig ein schmackhaftes Gericht Pilze seinem Menu einverleiben. Wenn auch manche dieser giftigen Waldbewohner in Form und Farbe ihren edlen Brüdern gleichen, so ist doch einer nicht zu verkennen, und gerade seiner prachtvollen Außenseite wegen zu fürchten. Unter dem dichten Moos, den schwärzlichen oder grauen Pilzen, den Becher- und anderen Flechten, umgeben von zarten Blümchen und dem frischen Grün der Waldbeeren, erscheint der feurig rothe Fliegenschwamm gleich einem bösen Elf; schön, farbestrahlend, berückend, birgt er tödtliches Gift. Der Hut ist bei seinem Entstehen rundlich, eiförmig, gewölbt; endlich flacht er sich ab, vertieft sich wohl gar, bietet dem Regenwasser eine kleine Schüssel, in welcher dürre Tannennadeln ein Bad finden; der Hut ist mit erhabenen, gelblich weißen Punkten bestreut, der Strunk ist hellweiß. Als häufiger Gast der Wälder erscheint er vom August bis zum October, auf Triften, in Wäldern, auf fettem, magerem, auch sonnigem Boden. In Milch

Digitized by Google

eingeweicht, wird er der Fliegen Tod, worauf sein Name hinweist. Die Wirkung des starken Giftes, das er in sich birgt, erfolgt bei Thieren oft nach 6 bis 10 Stunden; zuweilen, namentlich bei Menschen ist die Dauer eine längere; Betäubung, Aufregung und Zuckungen sind den Wirkungen des Opiums nicht unähnlich. Anderseits bedienen sich manche Völkerschaften des Fliegenschwamms, um sich, wie die Inder mit Haschisch, zu berauschen. Der Kirgise oder Samojede wird nach einer gewissen Dosis Fliegenschwamm heiter und aufgeregt sein; später erfaßt ihn Schwindel, dann eine Art Trunkenheit, zuletzt verfällt er in Bewußtlosigkeit. Die gewöhnlichen Anlagen des Menschen werden durch den Genuß in eigenthümlicher Weise gesteigert; ein Tänzer wird die tollsten Sprünge machen, ein Sänger stets Lieder singen, ein Plauderer alle Geheimnisse verrathen, ein Redner lange Reden halten. Der russische Reisende Matjuschkin sah einen Schamanen in einer niedrigen, durch Kohlenfeuer erleuchteten Jurte erst langsam, dann immer rascher um einen in der Erde eingesteckten Bogen im Kreise herumlaufen, während diesem Drehen unter den wunderlichsten Körperbewegungen und Zuckungen einige Pfeifen des schärfsten tscherkessischen Tabaks mit Gier einathmen und hie und da einen Schluck des mit Fliegenschwamm bereiteten Getränkes schlürfen. Fast leblos blieb er stehen und gab auf Fragen, die an ihn gerichtet wurden, prophetische Antworten. Den Kamtschadalen ist der Fliegenschwamm eine Zuthat zu Suppen und Saucen; dem aus ihm gebrauten berauschenden Getränke setzen sie den Saft der Sumpfheidelbeere zu und stopfen das Pulver des Schwammes in die Nase, wie sie es auch mit Tabak zu thun pflegen, klemmen sie zu und schützen sie in dieser Weise vor dem Erfrieren.

An diese einheimischen Giftkräuter reihen sich die Toxiferen der Tropen an, die Strychninpflanzen, bei denen wir auch das Pfeilgift zu suchen haben, die wolfsmilchartigen Gewächse, die Lieferanten der Blausäure, der Mazanilla- und Upasbaum. Dunkle Gewalten schlummern in den Pflanzengebilden, und es ist nicht zu wundern, daß der zum Geheimnißvollen und Räthselhaften leicht geneigte Sinn des Menschen in Baum, Blume und Strauch, wo das gute und böse Princip so enge aneinander liegen, auch Zauberkräfte vermuthete, die er sich dienstbar zu machen suchte und an ihr Vorhandensein mit unerschütterlicher Zähigkeit festhielt. So bildete er sich aus der einfachen Haselgerte die glückbringende Wünschelruthe und formte aus Wurzeln Gebilde, die er wie einen ihm wohlgeneigten Hausgeist herzte und pflegte.

„Nicht Mohnsaft, noch Mandragora,
Noch alle Schlummerkräfte der Natur
Verhelfen je Dir zu dem süßen Schlaf,
Den Du noch gestern hattest."

Digitized by Google

Diese Worte spricht Jago in böswilliger Befriedigung des gestifteten Unheils aus, als er Othello, in dessen Ohr er schlimme Botschaft geflüstert, nachdenklich auf sich zukommen sieht. Mandragora, die Zauberpflanze par excellence, das Mandrake (Alraune) der Engländer, die schöne Pflanze, die in Griechenland, Spanien und Italien häufig vorkommt, auch Atropa Mandragora heißt und in Blüthen- und Blattentfaltung nichts von dem unheimlichen Zauber mancher Giftpflanzen an sich trägt, sie gerade wurde dazu ausersehen, dem Wunder- und Aberglauben ein weites Feld zu öffnen. Die Früchte stehen wie kleine Aepfel zwischen den Blättern, sind blaßgelb und wohlriechend. Bei der weiblichen Mandragora, welche Dioscorides, Thridakias, die schwarze nannte, sind die Früchte viel kleiner und es riechen die Blätter unangenehm und giftig. In diesen runden Früchten sehen wir eine Aehnlichkeit mit ihrer Namensschwester, der Atropa Belladonna. Man vermuthet, daß die Mandragora das Dudaim der Hebräer sei, denn es heißt in der Bibel: Ruben habe auf dem Weizenfelde einen Alraun gefunden und seiner Mutter Leah gebracht. Bei der Mandragora handelte es sich um die Wurzel, die sehr groß, ineinander geschlungen, außen schwarz, innen weiß, der Phantasie allerdings einen gewissen Spielraum bietet. Es hieß, daß die Pflanze nur unter dem Galgen wachse und das Gewinnen der Wurzel nach Josephus Flavius, zu den gefährlichen Dingen gehöre. Man durfte sie nicht berühren und so kam man auf den Ausweg, einen Hund daran zu binden, der sie, durch Schläge angefeuert, endlich aus der Erde riß. Andere zogen mit dem Schwerte drei Kreise und gruben sie mit gegen Westen gewendetem Gesichte aus der Erde, wobei sie vorgaben, den in der Wurzel verborgenen Alraun seufzen gehört zu haben. Hatte nun der Glückliche sein Zaubermännchen nach Hause getragen, welches er in der Form der Wurzel zu erkennen wähnte, dann badete er es in rothem Wein, kleidete es in weiß und rothe Seide, hing ihm wohl gar ein schwarzes Sammtmäntelchen um und hütete es mit aller Sorgfalt. Aus Dankbarkeit brachte der Alraun Glück und Segen in das Haus, mehrte den Wohlstand und zeigte verborgene Schätze an. Selbstverständlich vererbte er sich auf die nächste Generation, und zwar stets auf den jüngsten Sohn. Man wollte nachweisen, daß Johanna d'Arc einen solchen Alraun besessen hätte, dessen bei ihrem Verhör Erwähnung geschah. Auch der in Kunst und Wissenschaft, aber auch in der Mystik bewanderte Kaiser Rudolf II. besaß einen Alraun, den die kaiserliche Hofbibliothek in Wien in Verwahrung hat. So sehr sich die Einen dem Glauben hingaben, daß ein Alraun ihnen wahrhaftig als guter Elf zur Seite stehe, selbst die heilige Hildegardis ihn „zum Troste der Betrübten" empfahl, ließen sich doch hie und da, namentlich unter den Naturforschern, Stimmen vernehmen, die Alles für eitel Lug und Trug

Digitized by Google

erklärten. Ein Mitglied des Collegium curiosorum (XVIII. Jahrhundert) sagt ganz unumwunden in einer Abhandlung über diesen Gegenstand: „Die Historien von solchen Alraunwurzeln halte ich vor unmöglich, weil sie meist von einfältigen Leuten und alten Weibern geglaubt werden; geschehen sie aber durch Zuthun des Teufels, dann sind sie sündhaft.“ Die Illustration zu diesem Tractat zeigt einen Galgen, unter dem angeblich die Mandragora wächst, einen schwarzen Hund und die Devise: „Qui facile credit, facile decipitur.“

Die alten Kräuterkundigen, unter ihnen Parkinson und Mathiolus, in gleicher Weise gegen den Alraunenglauben entrüstet, erwähnen der medicinischen Eigenschaften der Mandragorawurzel, welche in Wein aufgelöst beruhigend wirkt und von Melancholie befreit, eine oft vorkommende Eigenschaft bei einigen Pflanzen, die selbst heut' zu Tage der Ignatia zugeschrieben wird und in unseren aufgeklärten Zeiten in homöopatischen Hand- und Hausbüchern noch besonders bemerkt wird: „Ignatia, gegen unglückliche Liebe.“ Entzündungen und Beulen wurden gleichfalls durch Mandragora geheilt und wie viele andere ihrer Genossen, war sie ein wirksames Mittel gegen Schlangenbiß. Plinius, welcher behauptet, Circe habe sich bei ihren Verzauberungen der Mandragora bedient, nennt sie deßhalb auch Circea, der uns jetzt bekannte Name des Hexenkrautes, ein zartes, niedliches Blümchen, welches den Waldboden ziert.

Man hat die Worte Alraunen und Alrunen (von Runen, Zauberschrift) in Verbindung gebracht, und zwar nicht mit Unrecht. Zauberkünste und mythische Beziehungen gab es bei Beiden; sie konnten Zauber binden und Zauber lösen. Der Genuß der Mandragora brachte Betäubung und Vergessenheit mit sich. Darum sagt auch Cleopatra: „Gebt mir Mandragora zu trinken,“ um die Zeit, welche sie von Antonius trennt, im Halbschlummer, gedankenlos zuzubringen.

Mit dem Betruge, den die Naturforscher bei dem ganzen Gebaren mit den Alraunen nachzuweisen trachten, hatte es seine richtige Bewandtniß. Man schnitzte Nachbildungen aus Rohr und Bryoniawurzel und zeigte vor beläufig 20 Jahren in Paris als Curiosum eine 75 Centimeter lange Weißdornwurzel, welche genau der menschlichen Gestalt ähnlich war, wobei aber der Kopf von verschiedenen Seiten gesehen, einem Raubvogel, einem Wolf und einem Seehund glich, die Kunst also unbestritten dabei das ihrige gethan hatte. Häufig bediente man sich des Allermannsharnisch oder der Siegwurz, einer Lauchart, welcher die Eigenschaft, Glück im Kriege zu bringen, zu dem imponirenden Namen verholfen. Die eingehüllte Zwiebel wurde in die gehörige Form gebracht, angekleidet und von Marktschreiern als echter Alraun verkauft. Rückert sucht den Grund des Schutzes anderwärts:

Digitized by Google

„Der Aberglaube sucht das Kraut auf Feld und Wiese,
Doch kommt's dem Menschen nur herab vom Paradiese.

Das Gottsbewußtsein ist's, das droben ist zu Haus,
Das ist der Strauß, mit dem Du siegst in jedem Straus."

Geheimnißvoller Zauber wird noch gar mancher Pflanze beigegeben. Da ist das Farnkraut, um unsichtbar zu machen, das Beschrei- oder Berufkraut (Stachis recta), der Teufelsabbiß (Scabiosa succisa), deren Wurzel der Teufel dem Menschen nicht gönnte und sie deßhalb abbiß. Mit der Mondraute wollten sie den Stein der Weisen finden und sich auch Gold und Silber in's Haus zaubern. Von Dosten, Dorant und Dillen heißt es: „Die Frauen sollen sie in die Wickelbänder der Kinder stecken, sonst schleppt sie der Kobold fort und legt Wechselbälge an deren Stelle." Alle Johanniskräuter, das heißt solche, die den Namen „Johannes" führen, wirken dem Teufel entgegen, und wir haben schon Anfangs gesehen, wie erbost er auf das reizende Hypericum gewesen. Auch die anscheinend harmlose Minze — Mentha — wird hie und da als Zauberkraut betrachtet. An ihr Dasein kettet sich eine jener vielen Blumenmetamorphosen, wie sie Ovid erzählt. Mentha war die Tochter des düsteren Flußgottes der Unterwelt, Cocytus, dessen schlammiges Wasser durch die Thränen der Sterblichen angeschwellt wurde. Da Pluto in Liebe zu ihr entbrannte, verwandelte sie die eifersüchtige Proserpina in eine Pflanze, die man in ältester Zeit zu Brautkränzen verwendete, bis sie von der Myrthe verdrängt wurde. Das Einsammeln der Minze geschah vor Sonnenaufgang und es wurde dabei eine Zauberformel gesprochen, die uns Apulejus mittheilt: „Dich flehe ich, Kraut Hedyosmos, bei Dem, auf dessen Gebot du wuchsest, komme freundlich zu mir mit deinen Kräften und deiner Wirkung und leiste mir das, was ich mit Vertrauen von dir verlange."

Nicht allein bekannte und genannte Kräuter spielen in die Zauberwelt hinein, es kommt in einem alten Gedichte auch ein ungenanntes Kraut vor, welches mit dem allgemeinen Namen: Nimmerweh bezeichnet wird. In den Mund genommen, half es die Thiersprache verstehen; rieb man die Hand einer Person damit, dann war man deren Zuneigung sicher. Ein Waldfräulein brachte es den Leidenden, die davon gesund wurden. In böswilliger Absicht, um das Geheimniß der Pflanze Niemand Anderem zu verrathen, erschlug der Mann einer Kranken das Waldfräulein; nun aber trieb es keine Blüthenschafte mehr und hieß statt Nimmerweh fortan nur Immerweh.

Sowie es Unglückspflanzen gibt, so finden wir auch Glückspflanzen, unter welche die Wetterkräuter, die vor Blitz bewahren, Regen abhalten oder Regen bringen, zu rechnen sind. Das Eisenkraut (Verbena) ist eine solche

Digitized by Google

Glückspflanze und schon die Druiden brachten der Erde ein Opfer, ehe sie es schnitten. Die alten Deutschen schätzten es als Talisman bei Kriegs- und Friedensschlüssen, auch erwarb es der Frauen Gunst, doch mußte es mit einem silbernen oder goldenen Griffel ausgegraben werden, wie schon ein alter Spruch empfiehlt:

„Verbena hilft Dir sehr, daß Dir die Frauen werden hold,
Doch brauch' kein Eisen, grab's mit Gold."

In den ältesten Sagen wird schon seine Fähigkeit gerühmt, Kraft und Ausdauer, Freundschaft und Liebe zu verleihen. Die Herolde, welche zur Verkündigung des Friedens abgesendet wurden, schmückten ihre Stirne mit Verbenakränzen. In der astrologischen Botanik ist es eines der sieben Planetenkräuter, der Venus geweiht, besonders kräftig, wenn es zur Zeit, da die Sonne im Zeichen des Widders steht, geschnitten wird. Nebstdem, daß es mancherlei Uebel und Gebrechen zu heilen vermochte, galt es auch als Bannmittel gegen Gespenster und Zauberei, verlieh den Kindern Verstand und Lust zum Lernen und brachte, auf Aecker und Weinberge gelegt, einen überreichen Ertrag. So manches Glückskraut mag unbeachtet von dem Vorübergehenden am Wege oder am Waldesrande wachsen und auch das seltsame Gebilde, welches am wilden Rosenstrauch durch den Stich eines Insectes wie eine Mooskugel erscheint und Schlafapfel heißt, soll, unter das Kopfkissen gelegt, von unbezweifelter Wirkung sein.

So wäre denn noch eines merkwürdigen Zauberkrautes, nämlich der Springwurzel, deren Sage morgenländischen Ursprunges ist, zu erwähnen. Es heißt, Salomon habe den berühmten Tempel aus Stein ohne Eisen gebaut, wozu ihm das Würmchen Schamis verholfen habe. In den deutschen Sagen dient die Springwurzel zum passe-partout und besiegt das Eisen. Als Reinfried von Braunschweig die Amazonenkönigin befreit hatte und in den Magnetberg wollte, da gab sie ihm ein wunderbares Kraut, die Springwurzel, womit er seine Eisenkleider theilen, sich ein Boot bauen, aber dabei kein Messer verwenden durfte. In Schweden heißt es, die Spring- oder Sprengwurzel, womit die Euphorbia Lathyris gemeint sein soll, wachse dort häufig und sprenge dem über sie schreitenden Pferde die Hufeisen ab. Grimm zieht eine Analogie zwischen Wurzel und Wort (wort und word der Engländer) und meint damit das Zauberwort, welches Felsen sprengt und Ketten abstreift. Cunrat von Meyenberg spricht in seinem „Buch der Natur" zu dem Leser von der Sprengwurzel: „Sag mir, was ein Vogel sei, der heißt zu Latein Merops und zu Deutsch Baumhäckel und nistet in den hohlen Bäumen, und wenn man ihm sein Kind verschlecht mit einem Zwickel, so bringt er ein Kraut und hält das vor den Zwickel, so fährt er herdann. Das Kraut zu Latein heißt Herba

Digitized by Google

meropis, das heißt Baumhäckelkraut, und heißt in der Zauberer Buch Coro, und wäre nicht gut, wenn man es allgemein kennete, wann Schlösser vor ihm aufgehen. Damit sündigte Niemand, der gefangen wäre auf den Leib."

Auch in der Siegfriedssage begegnen wir der Springwurzel, denn als der tapfere Drachentödter seine Amme, die weiße Hirschkuh, von der sie bedrohenden Schlange befreit und Oda ihn für einen lichtgeborenen Gott hält, meinte er, die Rettung sei bloßer Zufall gewesen, die Hauptsache das Auffinden einer seltsamen Wurzel im Walde.

„Im geweihten Walde die springende Wurzel
Voll seltenen Segens gedacht' ich zu suchen.
Mit ihr gerüstet, entreißt man das Rothgold,
Das die Riesen verborgen, dem Bauch der Gebirge.
Wer stark ist und reich, der erwirbt sich Reiter
Und kann sich ein Königreich flugs erkämpfen.
So hab' ich vernommen. Die Nacht ist des Neumonds,
Drum späht' ich dem Specht nach, welcher die Spur zeigt
Zur springenden Wurzel."

Unter die Zaubermittel gehören auch die Liebestränke, die im besten Falle aus betäubenden Kräutern gebraut wurden, sonst aber manch' eckelhaften Bestandtheil enthielten, wie wir aus vielerlei überlieferten Recepten entnehmen. Wie viel Täuschung und Betrügerei, ja verbrecherische Absicht dabei zu Grunde lag, wird Jedem einleuchten, der dieses dunkle Capitel einer wahnbethörten Zeit durchblättert. Eine bedeutende Rolle spielen die Liebestränke in den alten Dichtungen und Romanen, und es hat uns in neuerer Zeit Wilhelm Jordan in seinen Nibelungen (I. Theil, I. Gesang) eine bezaubernd poetische Schilderung von dem Vorgange gemacht, als Freya ihr Luchsgespann zum Rheine niederlenkt. Erst suchte sie Wuchergebilde, entstanden vom Stich des Wespenstachels, Gallen des Geisbartes, Farnkraut, Veilchenwurzel, Mangold, Märzheu und Mistelzweige, wozu sie ein „funkelndes Bröckchen vom Brising mischte, der an ihrer Brust als glänzendes Geschmeide leuchtet." Darüber hauchte sie nun ihr Sprüchlein:

„Denn erquickend und qualvoll,
Aus Staub und aus Sternlicht,
Aus Himmel und Hölle
Ist Minne gemischt."

In der Gestalt eines alten Weibes, Ilsa, die Aerztin, tritt sie zur Gibichswitwe und bietet ihr den Trank, den Chrimhild dem Siegfried credenzen soll. Schmerzlich beklagt Königin Guta, daß es für sie selbst „zu spät" sei, die Götter mit ihren Gaben geizen.

„Wer sein Glück verspielt hat, dem werfen sie spöttisch
In den Schooß das Geschenk aus Schadenfreude
Und gewähren den Wunsch, wenn er werthlos geworden."

Digitized by Google

Wir fühlen uns bei Betrachtung dieser unheimlichen und geheimnißvollen Seite des Pflanzenlebens in eine Wunderwelt versetzt. Alles lebt, athmet, wirkt Gutes und Böses, Zauberkräfte werden den natürlichsten Vorgängen unterschoben, Wirkungen einfacher Art auf räthselhafte Ursachen zurückgeführt. Wie treffend sagt Grillparzer in wenig Worten:

„Das ist der Aberglaube,
Der nachglaubt, was er erst sich vorgeglaubt."

Von der ältesten bis auf die jüngste Zeit sind wir ja mehr oder weniger einem Phantasieleben unterworfen; und in der That treten uns die Erscheinungen in der Natur, ohne das Mitwirken von Zauberkräften, geleitet durch eine unsichtbare, höhere Macht, mit Recht als Wunder entgegen, was uns doch nicht veranlaßt, unseren Glauben abzuschwören, ist doch: „das Wunder des Glaubens liebstes Kind."

Digitized by Google

Jesus am Brunnen.

Von

Alfred Friedmann.

Das war zu Sichar in Samaria,
Dem Dörfchen nahe, das einst Jacob gab
Dem Sohne Josef, das mit Schwert und Bogen
Er streitbar nahm aus Amoriterhand.
Da wandelte, bestaubt und reisemüde,
Der Sohn Mariens durch das Sommerland,
Mit den Getreuen, die der Herzenstehler
Durch seines Wortes Zauber angezogen,
So wie die einsam düftevolle Rose
Den Bienenschwarm aus seinem Korbe zieht.
Fern von Judäa kamen sie gewandelt,
Am Leibe hungrig, aber auch im Geist
Noch hungernd nach des Lehrers Lebenswort.
Er aber wehrte sanft ihr leises Bitten
Nach buntem Gleichniß, hoher Weisheit Mantel,
Und wußte, daß sie Hungers voll und Durstes.
Da sandt' er sie gen Sichar, und er sprach:
„Zieht ein zur Stadt und kauft uns Brot und Früchte
„Und was die Krämer für die Silberlinge
„Euch sonst noch geben und kehrt dann zurück.
„Ich müder Wandrer will Euch hier erwarten
„An diesem nun verlaß'nen Brunnenrand,
„Der kühl umfaßt das plätschernde Gewässer
„Des Quellchens, das vom Berghang kommt gewandelt,
„Das wir wohl rauschen hören, doch nicht seh'n. —
„So geht denn hin und thut nach meinen Worten!—"

Die Jünger küßten seines Mantels Saum
Und gingen stadtwärts, ihm gehorsam. — Jesus
Saß an dem Brunnenrand, sah ihnen nach,
Und war sehr traurig. — „Eine kleine Zeit,"
So sprach er, „bin ich noch bei Euch und gehe
„Dann heim zu Jenem, der mich hergesandt.

Digitized by Google

„Dann werdet Ihr mich suchen und nicht finden
„Und wo ich bin, da kommet Ihr nicht hin!

„Denn fern in fernste Zukunft geht mein Blick,
„Das Nächste seh' ich und das fernste Ferne,
„Mein nahes Leid und Euer fernes Leid!
„Das schätz' ich sehr gering, daß Einer unter
„Euch mich verräth, und daß mir Rom und Juda
„Das Kreuz errichten, dran ich leiden soll,
„Das ohn' ihr Wissen bis zum Himmel ragt.
„Nein! Daraus blüht gewiß das Heil der Welt,
„Denn Viele werden glaubend selig sein.
„Doch ach, in meinem Namen werden And're,
„Auch glaubend, Ströme Menschenbluts vergießen.
„Ein Volk wird sich empören über'm Andern,
„Ein Königreich sich über's andre heben,
„Und Pest wird sein und theure Zeit und Noth.
„Und wenn verflossen ein paar Tausend Jahr',
„Da werden sie noch immer streiten, morden
„Und tilgen mit dem Schwert, die mich nicht kennen;
„Doch Keiner wird mehr sein, der an mich glaubt,
„Auch unter Denen nicht, die für mich streiten:
„Dann kommt die Nacht, da Niemand wirken kann!"

Und Jesus' schönes Haupt sank müd' herab,
Denn was in jenen Zeiten, die voraus
Sein Seherblick sah, folgen würde, füllte
Sein mildes Herz mit unermess'nem Leid.

Und es ward Abend. Nahe aus dem Dorf,
Deß niedre Häuslein mit den flachen, hellen
Terrassendächern in der Abendsonne
Erglänzten, schallten Kinder-, Frauenstimmen,
Die Männer grüßend, die vom Felde kamen.
Still aber war's noch um den Brunnenrand.
Und Jesus sah umher. Rings schien's ein Garten.
Der Feigenbaum durchwürzte seine Früchte,
Und in der Blüte dufteten die Reben.
In Gruppen mit einander flüsternd standen
Hier hohe Sykomoren — einzeln dort
Streckt' eine andre sehnsuchtsvoll den Zweig
Bis zu den Schwestern, und sie rauschten alle.
Und zwischen diesen und noch niedrern Sträuchern —
Orangenbäume und Citronenstämme,
Schon ganz bedeckt mit gelber, rother Frucht,
Und strahlend doch zugleich in Blüthenpracht!
Sie dufteten so stark, als sei der Heiden,
Der Römer schaumgebor'ne Göttin Venus

Digitized by Google

Mit ihrem Sperlingwagen durchgezogen
Und habe, von der Syrersonne heiß,
Die Falten des durchsichtigen Gewandes
Ein wenig hier vor ihrer Brust geöffnet.
Da ward auch dem Sohn Gottes weh um's Herz
Und er ersehnte der Verklärung Stunde,
Die ihn hinweg von dieser Erde hübe
An's Herz der ewigen, all-einen Liebe.

Ein wenig Schatten aber kam herab
Von den Berglehnen, dran das Dörflein hing,
Mit der Oliven grauem Grün bedeckt,
Sowie ein Schwalbennest im Rebengrün.

In fernster Ferne, überm Todten Meer
Lag düster hingestreckt in dunklem Blau
Die lange Wand arabischen Gebirgs,
Die keinen Gipfel, keine Spitze zeigt,
Nur leise Wellenlinien am kryställ'nen
Gezelt des Himmels, ganz als ob des Malers
Sonst kunstgeübte Hand beim Zieh'n der Linie
Leis ein Unmerkliches gezittert hätte.

Ein Kornfeld stand nicht weit vom Brunnenrand
Schon hoch im Halm, und wenn ein leiser Hauch
Hernieder von des Jordans Wiege strich,
Dann bogen sich die schweren Aehrenhäupter
Und kosten mit dem Mohn und den Cyanen.
Nun aber rauscht' es stärker in dem Korn,
Es theilte sich, und über einem Paar
Vereinten sich die Aehren wie im Bogen,
Gebaut wie zum Triumph der süßen Liebe.

Ein schwarzbraun Mädchen und ein schöner Jüngling
Sie kehrten heim vom Feld und von der Arbeit. —
Er hatte seinen nackten, braunen Arm
Gelegt auf ihre halbentblößte Schulter
Und hielt die Zarte fest an sich geschmiegt.
Sie sah'n sich an und wechselten im Geh'n
Die sanften Worte baldvermählter Liebe.
Sie schritten dorfwärts, Aug' in Aug' und sah'n
Den müden Jesus nicht am Brunnenrand,
Dem war die Seele bis zum Tod betrübt.

Dann zog auch eine Römerschaar vorbei,
In Schuppenpanzerhemden, mit der Hasta,
Zu Pferd, ein Hauptmann an der Spitze, singend,
Mit Schwertern rasselnd und mit funkelndem

Digitized by Google

Gehelm, das in der Sonne blitzte. Einer
Hob hoch ein roth flatternd Tuch, darauf
Vier Lettern eingestickt: S. P. Q. R. —
Doch Jesum sah'n sie nicht am Brunnenrand.

Nun aber wandelte den Dorfweg her
Ein Weib, so schön wie Rosen und wie Frühling,
Wenn Frühlingszeit und Zeit der Rosen ist.
Blond war ihr Haar wie jenes Kornfeld dort
Und Rosen hatte sie hinein gethan,
Und lässig wallte um sie das Gewand,
Das weiße, mehr sie zeigend, als sie hüllend.
Ihr Schreiten war Gesang, ihr Nahen Glück,
Und ein geheimes Wunder war ihr Busen.
Und vor ihr her ging ihres Auges Strahl
Und ihres Mundes süßer Myrrhenduft
Und jener Hauch des jugendfrischen Weibes.

Sie aber kam an der Cisterne Rand
Zum Brunnen Jacob's, und sie sah den Mann,
Und er erschien ihr schön wie Keiner noch,
In seinem Auge las sie tiefe Liebe.
Er aber sah ihr durch's Gewand in's Herz,
Wie durch ein Glas den Wein man funkeln sieht,
Und las darin so deutlich und so klar,
Wie in den Schriften der egypt'schen Lehrer,
Die ihn erzogen, doch die Weisheit selber
Aus Indien hatten, aller Menschheit Wiege.

Sie aber streckte einen Arm, so weiß,
Wie Silberblitz aus lichtverklärter Wolke
Aus dem Gewand und band nun ihren Krug
Ans Seil, daß kühles Naß herauf sie winde.

Und Jesus dürstete: „Gib mir zu trinken,
O Weib!" So sprach er und sie frug darauf:
„Bist Du ein Mann vom Stamme der Judäer?"
Und Jesus neigte sein gelocktes Haupt.
„Wie kommt's," fuhr sie dann fort, „daß Du mich bittest
„Um einen Trunk, mich Samariterin?
„Ihr habt doch sonst Gemeinschaft nicht mit uns!"

Er aber drauf: „Als Jesus Zehn einst heilte,
„Gab nicht ein Samariter Gott die Ehre?
„Trug nicht ein solcher den Erschlag'nen heim?
„Seid Ihr nicht Juden von dem ält'sten Glauben?
„Doch wüßtest Du, wem Du zu trinken gibst,
„Du bätest ihn um's heil'ge Naß des Lebens!"

Digitized by Google

Das Weib, einfält'gen Sinnes, sprach hinfort:
„Wie gäbst Du mir das heil'ge Naß des Lebens?
„Seh' ich doch kein Gefäß in Deiner Hand?"

In's blaue Aug' sah Jesus ihr und sprach:
„Von diesem Wasser habt ihr lang getrunken
„Seit Jacob's Zeit und dürstet immer noch!
„Wer aber trinkt vom Naß, daß ich ihm gebe,
„Der dürstet nimmer bis in Ewigkeit!"

Ungläubig lächelte das schöne Weib,
Doch staunte sie der milden Art des Herrn,
Und frug: „Wie ist's, daß Ihr so mit mir redet,
Denn Keiner that so freundlich noch mit mir?"

Er sah ihr tief in's blaue Aug' und sprach:
„Nicht brauchen eines Arztes die Gesunden,
„Und nicht zu den Gerechten kam ich her —
„Zur Buße rufen soll ich nur die Sünder!"

Da ward sie roth — unwillig rief sie dann:
„Ich aber bin nicht siech und sünd'ge nicht!"

Und Jesus lächelte.
„Was lächelst Du?"
So schrie sie.
Und er sah so tief sie an,
Daß sie die blauen Augen niederschlug:
„Brennt Dir die Sünde nicht im holden Mund
„Wie giftig Wasser aus dem Todten Meer?
„Ist mir Verborg'nes denn nicht offenbar,
„Ist Heimliches, das mir nicht werde kund?" — —

„Nun, wenn Du solch' ein großer Zaub'rer bist,
„So gib mir doch das Naß, von dem Du sprachst,
„Das allen Durst auf einmal stillt, obwohl
„Ich zweifle, ob's nicht besser dürsten ist
„Und hungern, wenn die rechte Zeit genaht,
„Als immer satt sein!" — Also sprach sie neckisch.

„Es gibt ein Sattsein, das ist Himmelslust,
„Und gibt ein Dürsten, das ist Höllenqual!
„Ich will Dir Himmelslust zu trinken geben,
„Doch Dir allein nicht — hole Deinen Mann
„Und auch Dein Knäblein und Dein Töchterlein!" —

Da ward sie zornig und verschwur sich gar
Bei Moses, Abraham und allen Vätern,
Sie sei ein Mädchen in der Mutter Haus.

Digitized by Google

Und Jesus strich die Lüge mit der Hand
Von ihr und sich. „Mich dürstet!“ — sprach er wieder.

„O hätt' ich meine Silberkanne mit
„Genommen, daß ich d'raus Dich tränkte!“ rief sie.

Und er: „Dir tränk' ich wohl aus bloßer Hand,
„Wenn diese weiße Hand nicht heimlich allzu-
„Viel schon geliebkost und gestreichelt hätte!“

Da weinte sie, denn Jesus war ihr werth,
Und viel gelegen ihr an seinem Denken,
Und sie verschwur sich gar bei Abraham,
Bei Gottes Zorn und Moses, den Propheten:
Sie sei ein Mädchen in der Mutter Haus!

Da strich die Lüge Jesus mit der Hand
Von sich und ihr. Sie aber beugte sich
Weit über'n Brunnenrand, ihr Bild zu seh'n
Als Spiegelung tief unten, weil sie eitel.
Er aber sprach zu ihr, und es kam leise
Wie Blüthenfall von der Kastanie
Im Sommermonat ihm vom Mund das Wort.
Da fiel's wie Regentropfen in den Brunnen
Aus ihren tiefen, tiefen, blauen Augen:

„Kaum Zwanzig bist Du, heißest Magdalena,
„Und warst mit Elfen schon ein willig Kind.
„Wenn Dir der Bruder, der in Rom jetzt lebt,
„Des Abends nahm den zarten Schwesterkuß,
„Da bebtest Du, wie nicht die Schwester thut,
„Und wenn der Vater Dir die Haare strich,
„Da zitterte Dein Körper, wie die Espe,
„Der aus der Erde Kraft in Mark und Krone
„Gestiegen kommt. —

Ein Sommerabend war's —
„Da lagen Römer in der Eb'ne dort,
„Und einer (war er Flaccus nicht genannt?)
„Der kam in's Dörfchen oft als Nahrungskäufer.
„Er ging vorbei am Hause Deines Vaters.
„Da las er auch in Deinen blauen Augen
„Schon, daß es nun um Dich geschehen sei!
„Wie küßtet Ihr in jener Sommernacht,
„Die folgte auf den Tag! Dreiviertel nun
„Des Jahres weiltest Du in Zion's Stadt
„Und ließest dort Dein Knäblein. Aber dort
„Gewannst Du lieb des Hohenpriesters Sohn

Digitized by Google

„Und weiltest dann des Jahres Hälfte und
„Noch ihre Hälfte mehr in Galiläa. —
„Dort ließest Du Dein Töchterlein zurück! —
„Dann kehrtest Du in's Heimatsdorf — ein Weib!
„Als Blüte gingst Du, und Du kamst als Frucht,
„Von der zu kosten Keinem Du verwehrt.
„Und gestern noch — — —"

„O schone!" rief das Weib.
„Ich sehe wohl, Du bist von den Propheten!
„Nichts ist Dir unbekannt und nichts verschlossen,
„Das Ferne siehst Du und das Kommende,
„Um meine Sünden weißt Du alle, alle,
„Wenn lieben anders sündigen auch heißt! –
„Warum hat Gott nicht anders mich geschaffen
„Und gab mir dieses heiße, rasche Blut,
„Wenn er mich kalt und ohne Fühlen wollte?"

Und Jesus sprach noch: „Hadre nicht mit Gott!"
Und sie fuhr fort ganz aufgelöst in Thränen:
„Ich sehe wohl, daß Du der Christus bist,
„Von dessen Thun ganz Palästina hallt.
„Ich aber bin so sündig, so voll Fehl,
„Daß Du mich nimmer, nimmer reinen kannst!
„O geh' zu streng nicht mit mir in's Gericht!"
Sie seufzte. Und er nahm sie bei der Hand:

„Das Wasser, das Du mir zu trinken gabst,
„Zu Wein verwandeln könnt' ich's, so ich wollte,
„Und Wasser war doch niemals Wein! Und sollt' ich
„Nicht rein Dich machen können, wie Du's warst?
„Denn nicht zu richten ward ich hergesandt,
„Nein, Selige zu machen und Verlor'ne
„Zu suchen! Magdalena, Dich zu richten
„Begehr' ich nicht, daß mir nicht Richter kommen,
„Dich nicht verdammen, denn auch ich will Gnade!
„Du aber sündige hinfort nicht wieder!!"

Da fiel sie nieder vor ihm in den Staub
Und löste ihrer Flechten üppig Gold,
Die dufteten von Narden und von Myrrhen,
Und tauchte sie in ihren vollen Eimer,
Den sie heraufgewunden aus dem Brunnen,
Und wusch mit ihrem Haar des Heilands Füße. —

Und er ließ sie gewähren. — Doch sie rief:

„Ich glaub' an Dich, von Gott Gesandter, Lichtgott,
„Denn wer verzeiht, der ist von Gott gesendet!

Digitized by Google

„Erhebe, meine Seele, Du den Herrn,
„Der gütig angeseh'n hat seine nied're Magd.
„Von jetzt ab preisen mich die Enkel alle,
„Denn großes Ding hast Du an mir gethan,
„Du, der Du mächtig und deß Name heilig!"

Inzwischen aber war es spät geworden
Und fern im Westen standen Wolkenberge,
Dazwischen wandelte die rothe Sonne.
Und Männer, Weiber, kamen aus dem Dorf,
Und staunten, als sie Magdalena sah'n
Mit ihrem Goldhaar seine Füße kühlen.
Sie schalten sie und geizten mit dem Wasser,
Im Sommer fließ' es spärlich nur zum Trunk,
Sie aber streu' es auf die heiße Erde.
Und Jesus mahnte sie: „Viel gibt's des Wassers,
„Doch mich habt Ihr nicht bei Euch alle Zeit!"

Sie frugen. Und sie rief: „Er ist der Heiland,
„Denn alles weiß er, was ich heimlich that!"

Und als sie so erniedert sah'n die Stolze,
Die sich soviel gewußt mit ihrer Schönheit,
Da glaubten sie an ihn, die Samariter,
Und sprachen: „Ja! Er ist von den Propheten!"

Nun kamen auch die Jünger, die im Dorfe
Gekauft, und sich gestritten mit den Priestern,
Und unter sich, wer wohl der Größ're sei!

Und Einer sah das Weib zu seinen Füßen:
„O Herr, o Herr, wen hast Du da bei Dir?
„Ich kenne sie, und ach, nur zu genau,
„Die Sünderin!"

Und Jesus streichelte
Das Haar des Jüngers, das in Locken fiel
Bis an den weißen Mantel ihm, und sprach:
„Mein lieber Freund! Wenn Du zwei Schuldner hättest,
„Dem liehst Du fünfzig, Jenem tausend Groschen,
„Und beiden schenktest mild Du ihre Schuld —
„Sag' — welcher würde Dich am meisten lieben?" —
Und Simon: „Der, dem ich zumeist geschenkt!" —

„So ist's. Und Diese da hat viel gesündigt,
„Je mehr der Sünden aber ich verzeihe,
„Um so viel mehr wird lieben sie den Herrn!
„Nicht Seelen zu verderben kam ich her,

Digitized by Google

„Nein, Seelen zu erhalten, und zu machen
„Das selig, was nun schon verloren scheint!
„Und noch ein Gleichniß, meine Leidgenossen:

„Hört! Wanderten wir Dreizehn über Feld,
„Und einer unter Euch, der bräche Beeren
„Und suchte Wurzeln tief im Waldesgrund,
„Und ginge einem Schmetterlinge nach,
„Verirrte sich und fände nicht den Weg —
„Würd' ich die andern Elf nicht harren lassen,
„Auf staub'ger Landstraß' unter'm Sonnenbrand,
„Und suchte Jenen, wär' er Judas auch,
„Und brächt' ihn wieder, Arm in Arm gelegt?
„Und also ist es mit der Sünderin,
„Denn ihre Buße ist dem Vater lieber,
„Als hundert Weiber, die kein Lüsten ansicht!

„Und ferner sag' ich Euch: So wie durch diese,
„Die voll der Sünden, die sie ab nun wirft,
„Ein ganzes Dorf zum ew'gen Glauben kam,
„So werden And're sein, die sich bekehren,
„Und von sich werfen ihren Sündenpurpur,
„Und in der Wüste, an die vierzig Jahr',
„Von dreien Broden leben, nur bekleidet
„Mit ihres Haares langen Seidenfalten!
„Durch solches Beispiel wird die große Welt,
„Durch diese und das Martyrthum der Andern,
„Theilhaftig werden ew'gen Seelenheils" —.— —

Da beugten sich die Jünger. Doch die Frauen
Samaria's, schwarzlockig, schön geformt,
Wie Urnen aus des Griechentöpfers Hand,
Sie traten Jesus nahe, daß er bleibe
Zwei Tage und sie lehre. — Und er blieb.

So leiteten sie dorfwärts ihn. Ein König,
So schien's, mit dem Gefolge. Aber Demuth
Erfüllt das Herz ihm. Und er wendet sich
Zur Sonne, die, blutroth, ein müder Held,
In's Purpurwolkenbett des Todes steigt! —

Ein Gleichniß schien es. Doch er sprach's nicht aus. —

Das war zu Sichar in Samaria! —

Digitized by Google

Zu spät.

Novellette

von

Johannes Emmer.

Vor der Hütte auf dem Roßboden sitzt ein blasser Mensch und wendet kein Auge von dem schmalen Fahrsträßchen, dessen leuchtend weiße Linie sich an dem Felsen fortwindet, in den man sie eingemeißelt und eingesprengt hatte, und die dann in einer dunklen Schlucht verschwindet. Durch den Tann dieser Schlucht steigt man hinab auf die breite Straße im Almthale, auf der reisefrohe Menschen in altväterischen Carossen oder leichten Bergwägelchen hin und her ziehen, die Einen nach dem Salzachthale, die Anderen nach dem Bergsee am Fuße des Watzmann. Der Roßboden ist ein breiter grüner Anger, eine kleine Hochebene, bedeckt mit üppig sprossenden Matten und gelblichen Haferfeldern, eingebettet zwischen den waldigen Vorbergen und der Riesenmauer des Untersberges. Wenn einer aus dem Tann der Schlucht heraufkommt, bleibt er halb erschreckt stehen, so düster-trotzig dehnt sich vor ihm der Fels, in die Breite, in die Tiefe, in die Höhe. In fast gerader Linie schneidet die obere Kante in den lichten Aether ein, keine Zacken, keine Spitzen, eine starre, pralle, bunte Wand. Bunt, aber von einer melancholischen Buntheit; grün und grau und gelb und braunes Roth; Farben, wie auf dem Kleide der Bergschotten; Farben, welche nicht das weiße Licht, sondern nächtiges Dunkel zur Erzeugerin zu haben scheinen. Nur gegen Westen ist es hell, und dort schwimmt in blaßblauem Lichte ein bleicher, schlanker, gothischer Thurm: die hohe Spitze des Watzmann. Ein tiefer Riß trennt den Roßboden von dem Südabsturze des Berges, in der Kluft unten rauscht es gewaltig; das ist die Roßboden-Klamm, in welche kein Blick hineinfällt, zu der kein Steig hinabführt.

Den siechen Mann hatte man auf den Roßboden gebracht, damit er in der Bergluft gesunde. Die Steilwände halten die rauhen Winde ferne, und der feuchte, laue Odem des Bergwaldes thut einer kranken Brust so

Digitized by Google

wohl. Wenn die Sonne hoch steht, dann fluthet über den Sattel ein Strom goldenen Lichtes auf den Anger hernieder und weißliche Schleier scheinen sich über Fels und Matten zu breiten; es sind die Dünste, die Morgens und Abends, zu Nebeln geballt, aus der Klamm herauf wallen und im Sonnenlichte zerfließen.

Vor fünf Tagen hatte man ihn heraufgebracht. In der Hütte auf dem Roßboden hatte er eine Kammer gemiethet, klein und dumpf war sie, und Bett, Tisch und Stuhl waren aus schlichtem Holz kunstlos gefertigt. Den ersten Tag hatte er auf der Bank vor der Hütte zugebracht, am nächsten aber vermochte er schon bis an den Rand des Waldes zu gehen und dort sich unter einer mächtigen Fichte zu lagern. Er fühlte sich besser, die frische Luft kühlte den brennenden Schmerz in der Brust; er glaubte wieder an das Leben.

Morgen war sein Geburtstag, der vierzigste. War er denn nicht noch jung genug, um leben zu dürfen? Heute fühlte er sich stark, eine stille Freude flößte ihm neue Kraft ein, sein Puls ging schneller — in Erwartung. Seit Mittag saß er auf der Bank vor der Hütte und sah nach dem Wege, auf welchem *sie* heraufkommen mußte: seine Frau. Sie hatte es ihm ja versprochen, daß sie kommen werde; und — morgen war sein Geburtstag. Oft schon hatte er geglaubt, auf dem weißen Wege ihre Gestalt zu erblicken, wie sie zierlich einherzugehen pflegte, das schöne Haupt etwas zur Seite geneigt, als vermöge es nicht die Fülle des Haares zu tragen. Es war immer Täuschung gewesen, die Ungeduld überreizte seine Nerven.

Schon lag lichtlos der Anger vor ihm und dunkler wurde der breite Schatten, den die Sturzwand warf; nur von Westen schimmerte es hell herüber. Und wie er so dasaß und auf den Weg blickte, der einsam und unbeschritten blieb, da war es ihm, als stiegen aus der Schlucht spuckhafte Gestalten herauf, nebelhaft, in formlosen Umrissen, die immer näher kamen und jetzt deutlicher erkennbar wurden; Gestalten aus längst vergangenen Jahren, sein eigenes Spiegelbild darunter, das vom Knaben zum Jüngling und vom Jüngling zum Manne sich veränderte.

Er sah vor sich, was er gewesen war und was er durchlebt hatte: das glückliche Kind, dem zärtlichste Liebe in reichster Fülle gewidmet war; den begehrlichen Knaben, der nach Idealen die schwache Hand ausstreckte; den Mann, der Liebe und Ideale hingab für den Genuß. In dem Nebel, der aus der Schlucht aufstieg, spielte sich ein Schaustück ab, bewegten sich und agirten Figuren, die er Alle gekannt hatte, stellten sich Scenen dar, die einst wirklich gewesen waren. Unter all' diesen sich formenden und zerfließenden Gestalten suchte sein Auge mit krankhafter Sehnsucht nur *eine*, die manchmal hell in den Vordergrund trat, um plötzlich wieder in den Schatten zu

Digitized by Google

tauchen; nach der sein Herz jetzt begehrte, und die dem sehnenden Rufe nicht folgen wollte. Jetzt schien sie heran zu schweben, vor ihm zu stehen, und mit leuchtenden Blicken streckte er die zitternde Hand aus: um sie zu fassen — da wandte sie sich mit lächelndem Spotte ab und glitt stolz wieder zurück; mit einem gurgelnden Aufschrei erhob er sich: „Hedwig! Hedwig!" — — —

Eine Hand legte sich auf seine Schulter: „Herr, kommen Sie in die Stube; es ist schon zu kalt für Sie da heraußen." Der Bauer war es, der ihn mahnte und bedeutsam auf den Thau wies, welcher das kurze Gras zu seinen Füßen überzog. Noch einmal sah der Mann auf den Weg, der leer blieb; dann trat er in die Hütte. Sie war nicht gekommen, und doch hatte sie es versprochen und morgen war sein Geburtstag.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Georg von Büren war erst vor wenigen Jahren nach der Stadt am Fuße des Berges übersiedelt. Jäher Glückswechsel hatte ihn gezwungen, die Hauptstadt zu meiden und günstigeren Boden für einen harten Kampf um das Dasein zu suchen. Er war bis zum Manne gereift, ohne je empfunden zu haben, wie schwere Bürde das Leben sein könne; er hatte nur freundliches Behagen, frohes Genießen gekannt. In seinen Wünschen und Begehren ein gewisses Maß einhaltend, von Natur aus mit einer verständigen Weltklugheit begabt, welche die Verhältnisse nahm, wie sie waren, hatte er wenig Enttäuschungen erlitten, weil er vom Geschicke nicht Unmögliches forderte. Der eigene Sinn und Willen schmiegte sich den äußeren Umständen an, er schlug den Umweg ein, wenn er bequemer war, als der gerade; er vertrug sich lieber in Güte und gab ein wenig nach, als daß er wahres oder vermeintliches Recht durchgekämpft hätte. Darum besaß er viele Freunde und die Welt nannte ihn glücklich, denn sie sah ihn immer lächelnd und lebensfroh. Starke Leidenschaften hatten ihn nicht bewegt, seine Passionen vermochte er zu befriedigen. Mit dreiunddreißig Jahren hatte er gefreit; aus Liebe, sagte man; aber auch diese Liebe war damals keine gewaltige Leidenschaft gewesen, nur eine lebhaftere Bewegung des Gemüthes. Auch seine Ehe galt als eine glückliche; Hedwig war schön und Viele beneideten ihn, gar Viele, die leidenschaftlicher um das herrliche Weib geworben hatten. Sie hatte ihn vorgezogen, weil er die ganze Sache weniger ernst nahm; ihr versprach, die Ehe zu keiner drückenden Fessel zu machen. Leichten Herzens und leichten Sinnes schritten die Beiden so durch's Leben, nicht Hand in Hand, sondern Arm in Arm, wie auf einer Promenade, wenn man die Augen der Welt auf sich gerichtet weiß. Sie gingen neben einander her, wohl im Einverständnisse darüber, das Leben voll zu genießen; ob der Einklang der Seelen vorhanden sei, kümmerte sie nicht. Ob dies oder jenes Concert zu besuchen, wie das Menu eines Diners zusammenzustellen, ob diese Coiffüre

Digitized by Google

oder jene Robe sensationeller sei, das waren Dinge, über die man sich in Liebe und Güte einigen konnte. Da brach der Boden ein, auf welchem sie sich so sorglos bewegt hatten.

Georg von Büren verlor seine Stellung, sein Vermögen, seine Freunde. Es war ein Glück, daß ihm der Muth blieb, das Unglück zu ertragen. Er lernte zu entsagen und beschloß zu ringen, zu arbeiten. Er verzagte auch nicht, als in der Hauptstadt es ihm nicht gelang, einen ausreichenden Erwerb zu finden. Entschlossen wanderte er fort, um so lieber, als seine Frau lebhaft die Entfernung von dem Orte wünschte, in welchem sie eine glanzvolle Rolle ausgespielt hatte.

Frau Hedwig that auch nicht verzweifelt, als das bisherige „Glück" zusammenbrach, aber sie wurde verstimmt. Die frohe Laune schwand und diese war ihre ganze Seele gewesen. Sie ging auch jetzt neben ihrem Manne einher, nicht Hand in Hand wie Liebende, nicht Arm in Arm, denn Niemand sah mehr auf sie, sondern still, theilnahmslos: an die Vergangenheit denkend und mit Erinnerungen den Mißmuth über die Gegenwart bekämpfend. Georg fand als Sprachlehrer und Musiker Beschäftigung, er mühte sich redlich ab, nicht nur um das nackte Leben zu sichern, sondern auch noch etwas zu erübrigen, um bisweilen einen unausgesprochenen Wunsch der Frau erfüllen zu können. Sie nahm es dann hin, gleichgiltig, als wäre es etwas Selbstverständliches, und dachte nicht, daß die Gabe mit einem Stück von dem Leben des Mannes erkauft sei. Die Arbeit war hart für den Mann, sie rieb seine Kräfte auf. Als die Ferien kamen, rieth der Arzt dringend eine Erholung an, obwohl er wußte, daß sie nicht mehr helfen würde. Frau Hedwig hatte es nicht viel beachtet, daß ihr Gatte von einem Husten gequält wurde, sein Antlitz einfiel und die Wangen sich fieberhaft rötheten. Doch die Mahnung des Arztes unterstützte sie, sie sah ein, daß er etwas ruhen müsse, um wieder arbeiten zu können — für sie. Und so brachte man ihn auf den Roßboden hinauf, damit er in der Bergluft sich stärke.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Frau Hedwig stand auf dem Marktplatze der Stadt und wartete auf den Postwagen, mit welchem sie bis Schellenberg fahren wollte, um von dort auf den Roßboden hinaufzusteigen. In ihrer einfachen Toilette, die aber von dem gebildeten Geschmacke der Salondame zeugte, sah die Frau vielleicht reizender aus als früher. Die natürliche Schönheit war groß genug, um äußerer Zuthaten zu entbehren, ja sie trat noch auffallender hervor, da die Aufmerksamkeit nicht durch kostbaren Schmuck und prachtvolle Kleidung abgelenkt wurde. Drei Herren, Fremde, die eine Vergnügungsreise unternommen hatten, gingen vorüber und ihre Blicke fielen bewundernd auf die Frau, die ungeduldig auf und ab schritt. Der Eine hielt überrascht an,

Digitized by Google

sah noch einmal prüfend auf die ebenmäßige Gestalt, die reizvollen Formen und die Haarfülle, wartete, bis die Frau sich umwendend das Antlitz ihm zukehrte, und näherte sich ihr dann mit höflichem Gruße: „Irre ich nicht, so habe ich das Glück, Frau v. Büren zu sehen."

Sie erröthete, schien zu schwanken, ob sie es zugestehen sollte, rasch aber hatte sie sich gefaßt und mit vertraulichem Zulächeln reichte sie ihm die Hand. „Ja, Sie haben das Glück, Herr Baron, wenn es ein Glück ist für Sie. Wir haben uns ja lange nicht gesehen."

„Ich war auf Reisen," entschuldigte er sich, da er den leisen Vorwurf in ihren Worten fühlte. „Und als ich zurückkam, wußte Niemand mir zu sagen, wohin Sie verschwunden seien."

Letzteres war wohl nicht ganz wahr, aber Frau Hedwig nahm es hin. „Es haben uns gar Viele nicht mehr gekannt, seit — nun, lassen wir das Vergangene."

Er sah mit einem flammenden Blick auf sie, aus welchem Etwas sprach, vor dem sie die Augen senken mußte. „Sie wissen, theure Hedwig, daß ich Sie nie vergessen werde. — Ich bin Ihnen noch immer treu geblieben," setzte er leiser und lächelnd hinzu, „treuer als das Glück. Doch erlauben Sie mir, Ihnen meine Freunde und Reisegenossen vorzustellen, die schon ungeduldig werden." Die beiden anderen Herren hatten mit lebhaftem Interesse die Sprechenden betrachtet, sie traten jetzt näher und die Vorstellung fand statt. Frau Hedwig fühlte sich wieder in die Vergangenheit zurückversetzt, gewann die alte Sicherheit des Welttones zurück und gab sich mit voller Unbefangenheit der langentbehrten Heiterkeit hin. Unbeachtet rollte der Postwagen vorüber, während sie lebhaft plaudernd mit den Herren auf und ab schritt; als sie sich endlich ihres Vorhabens entsann, war es zu spät. „Wir wollten ohnehin morgen nach Berchtesgaden fahren. Wir bitten Sie, gnädige Frau, uns zu gestatten, daß wir Sie begleiten," meinte der Baron. „Freund Büren wird die Gratulation zu seinem Geburtstage wohl auch morgen noch entgegennehmen. Wie beneide ich ihn um den Gratulationskuß," fügte er, sich zu ihr niederbeugend, hinzu.

Frau Hedwig nahm den Vorschlag an; sie willigte auch nach kurzem Zögern ein, mit den Herren das Promenadeconcert im Curparke zu besuchen. Man nahm gemeinsam das Souper ein. Frau Hedwig entzückte die Herren mit der Lebhaftigkeit ihres Witzes, dem Reiz ihres Geplauders; und das Gefühl, bewundert zu werden, machte sie glücklich. Die Herren begleiteten sie nach Hause, und als sie hier Abschied nahmen, drückte der Baron der Frau die Hand und flüsterte ihr zu: „Ich liebe und hoffe." Sie riß sich los und floh die finstere Treppe hinauf, in seltsamer Verwirrung;

Digitized by Google

von Gedanken bestürmt, welche die Pflicht zu bannen gebot, und die doch so süßberauschend waren, daß sie willig sich denselben hingab.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf dunklem Nachthimmel flimmerten die Sterne in unruhiger Bewegung; unruhig, fiebernd, schlaflos wälzte sich der sieche Mann auf dem schlechten Lager in der Hütte. Wenn Ermüdung die Lider über die im krankhaften Glanze leuchtenden Augen drückte, überkamen ihn phantastische Träume und er sah und hörte, was nicht zu sehen, nicht zu hören war. „Sie kommt, sie muß kommen," flüsterten die heißen, trockenen Lippen, und wenn er die Augen schloß, lauschte sein Ohr, ob es nicht einen leichten Schritt vernehme.

— — — Es pocht an der Thür der Hütte: ein-, zwei-, dreimal. Mit einem Schrei fährt der Mann empor, stürzt aus der Stube, reißt die Hausthür auf. Kalte Nachtluft schlägt ihm entgegen, eine junge Ziege, die dem Stalle entlaufen war, springt seitwärts hinweg, er sieht sie nicht, denn er starrt nur hinaus auf den Anger, über welchen weiße Nebel wallen. „Hedwig," ruft er und lauscht — da tritt hell aus dem Schatten ihre Gestalt, sieht ihn an und wendet sich wieder ab, genau so, wie er es Abends geträumt hatte. Mit keuchender Brust, ausgebreiteten Armen eilt er ihr nach, die nackten Füße streifen den Thau von dem Grase, er stürmt vorwärts dem fliehenden Spuck nach. „Hedwig!" ruft es noch einmal laut, dann ein Schrei, ein Poltern — und in der Tiefe der Klamm rauscht das Wasser auf.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In strahlender Klarheit war der Morgen angebrochen. Am Rande der Klammschlucht standen Leute und flüsterten, bange, scheue Blicke nach der Tiefe richtend. „Hier muß er abgefallen sein," meint der Bauer, „man merkt's ja genau. Bis hierher führen auch die Tritte im Grase." „Wird wohl so sein," antwortet ein Holzknecht, „dem ist nicht mehr zu helfen. Wir werden, wenn die Stricke kommen, uns ablassen und ihn suchen, daß er wenigstens ein ehrlich Begräbniß finde. Beten wir ein Vaterunser für die arme Seele."

Wie die Leute niederknieen, erscheinen auf dem Wege Menschen; der Baron führt Frau Hedwig und diese lacht über die Begleiter, die aufstöhnend sich den Schweiß von der Stirne trocknen. Sie lacht und ihr helles Lachen tönt hinüber zu den Leuten, die am Rande des Abgrundes für einen Todten beten.

Digitized by Google

Gedichte

von

Josephine Baronin von Knorr.

Einem jungen Künstler.

Was willst den Tod Du mahlen
Auf Deiner jungen Bahn?
Mit Farben und mit Strahlen
Sieht Dich das Leben an!

Lebendige Gestalten
Begehrt der Morgenschein;
Den Müden und den Alten
Laß Schädel und Gebein!

Die Kunst, die Dich begeistert,
Die Deine Stirn geweiht,
Hat Nacht und Tod bemeistert,
Führt zur Unsterblichkeit!

Abends.

Geschehen mag es hie und da im Kreise,
Nach eines Menschenschicksals trübem Lauf,
Daß sich die Wolken lösen leise, leise,
Als gieng' ein Licht im tiefen Nebel auf!

Es stehen Luft und Flur in hellen Strahlen
Verklärungsschimmernd nach den Donnern bang;
Gewitterpfade rosenroth sich mahlen
Noch ganz zuletzt, zum Sonnenuntergang!

Digitized by Google

Des Herzogs Wort.

Von

Albert Ripper.

Die Sonne sank schon unter, es bricht nur trüber Schein
Kaum merkbar durch den Nebel, und dunkel strömt der Rhein,
An seinen Ufern aber nicht heut' erst aufgestellt,
Füllt Herzog Albrechts * Lager das weite nächt'ge Feld.

Denn schwer ward er beleidigt von Basels Bürgerrath,
Doch nun verrann die Milde, die Rache ward zur That.
Wer wollt' auch länger tragen die Schmähung mit Geduld?
Bald sinken ihre Mauern, bald büßen sie die Schuld! —

Doch horch! welch' dumpfes Rollen! ist fern ein Wetter los?
Doch scheint dies nicht von oben, es stöhnt der Erde Schoß,
Es wanken die Gezelte — was ist's, was sie bewegt?
Es schnauben wild die Rosse — was ist's, was sie erregt?

Noch immer bebt die Erde, horch! wie es bricht und kracht,
Als wäre Donnergrollen mit eins verhundertfacht,
Wie plötzlich die Lawine im Abgrund sich begräbt;
Wer jemals kühn geheißen, heut' zagt er und erbebt.

Nun ist der Boden ruhig, doch immer kracht und bricht's,
Allein noch sieht das Auge, das ringsum spähet, nichts,
Da tiefe Nacht die Erde in schwarze Wolken hüllt,
Und um die schwanken Zelte der Sturm gewaltig brüllt.

Doch seht! Welch' neues Wunder! wie warmes rothes Blut
Erquillt vom düst'ren Grunde dort lohe Flammenglut,
Erst schwach, dann immer stärker, die Alles rings erhellt,
Erst klein, doch bald gewaltig, vom Sturmeshauch geschwellt.

* Herzog Albrecht II. von Oesterreich.

Digitized by Google

Und welch' ein Bild, das jetzo jedwedes Aug' entdeckt!
Es liegt der Stolz der Städter in Schmach dahingestreckt,
Aus einem Wald von Trümmern ragt einsam nur heraus
Hier einer der Paläste, dort noch ein Gotteshaus.

Allein was aus dem Sturze noch ungebrochen stand,
Das droht jetzt zu verschlingen der grimme Drache Brand,
Er springt mit gier'gen Klauen auf seine Beute ein,
Und Sturm, der wilde Bruder, mag freudig Helfer sein.

Wie da das Lager jubelt: „Ersteigen wir den Wall!
Die Stadt ist nun gewonnen! Seht unsr'er Feinde Fall!"
Und mancher ist, der munter frühzeitig schon erkürt,
Was er sich aus dem Reichthum als Siegerlohn entführt.

Auch in des Herzogs Rathe wird gleiche Stimme laut;
Allein wie er doch heute durchaus nicht fröhlich schaut!
Sie nah'n ihm ehrerbietig und künden frisch sein Glück,
Allein er gibt die Antwort mit stillem Ernst zurück:

„Gott sei davor, ihr Herren, daß ich, ein Christenmann,
An meines Nächsten Falle je frohes Glück gewann;
Hat doch mich der Allmächt'ge mit manchem Sieg erfreut!
Hab's immer so gehalten, und so halt' ich's auch heut'!

„Die Städter, die verbrochen, sind nun gestraft, mich däucht!
Und wenn nicht zu dem Unglück auch die Vernunft entfleucht,
So kommen bald die Herren und bieten förmlich Fried;
Doch nun vernehmt, was jetzo ich billig selbst entschied.

„Die Noth, ihr werten Räthe! kennt nimmer Freund und Feind;
Da also für die Weile der Krieg beendet scheint,
So geh' ein Theil der Mannen und biete Hilfe an;
So wird vielleicht dem Brande doch Einhalt noch gethan.

„Auch send' ich meine Wäldler mit reichem Holz herein,
Daß sie zum Wiederaufbau erwünschten Beistand leih'n!
Was dann, wir werden's sehen; jetzt zieh'n wir andern fort!" — —
Hoch klinget noch die Kunde vom edlen Fürstenwort.

Digitized by Google

Gedichte

von

Rudolf Winter.

Postillon d'amour.

Ging vom fröhlichen Gelage
Heimwärts einst um Mitternacht
Durch die menschenleeren Gassen
Bei des Mondlichts stiller Pracht.

Kam des Wegs ein schönes Knäblein
Im phantastischen Gewand,
Trug ein Ränzelchen am Rücken,
Ein Trompetchen in der Hand.

Staunend rief ich an das Knäblein:
Halt, wer bist Du und wohin?!
Und es rief mit lautem Lachen:
„O Du weißt wohl, wer ich bin.

Komm' zu Dir voll Pünktlichkeit
Fast in jeder stillen Nacht,
Hab' im Traume tausend Grüße
Deiner Holden Dir gebracht.

An die Lippen süßer Mädchen
Leg' mein lauschend Ohr ich sacht:
Leicht entdeck' ich ihr Geheimniß,
Fort bin ich, eh' sie erwacht.

Und in leisem, flücht'gen Gange
Hab' ich noch zur selben Nacht
Ihrem träumenden Geliebten
Holde Grüße überbracht!"

— „Dank Dir," rief ich, „lieber Knabe,
Für Dein Wirken, segensreich,
Welche Botschaft bringst Du heute?
Künd' sie mir zur Stelle gleich!" —

Ach, das Knäblein flog von hinnen,
„Schlemmer," rief es mir zurück,
„Sittig bleib' bei Nacht zu Hause,
Nur im Traume bring' ich Glück!" —

Pagensehnsucht.

Schöner Knabe, Deine Wange
O wie glüht sie purpurroth,
Trägst die Schleppe Deiner Herrin,
Holder wie das Morgenroth.

Und Du folgst ihr zum Turniere,
Tapf'rer Ritter höchster Lust,
Und reicht freundlich sie die Preise,
O wie schwer wird Dir die Brust.

Möchtest heut' noch Ritter werden
Und, die Preise zu empfahn
Kühner ritterlicher Thaten,
Ihrem Blumenthron Dich nahn.

Glaub', es würde nicht genügen,
Wärst Du Ritter schon, mein Knab',
Dir der schimmernde Pokal,
Den zum Lohn die Schöne gab.

Digitized by Google

Denn wie Sehnsucht Dir den Busen
Heut nach Ruhm und Ehre schwellt,
So der Liebe gold'ner Lichtstrahl
Bald Dein junges Herz erhellt.

Dann wirst Du den Preis nicht achten,
Den die schöne Herrin giebt,
Hat ein Blick Dir nicht gestanden,
Daß sie Dich, den Sieger, liebt.

An —

Wie in des Kerkers Dunkel
Ein leiser Lichtstrahl bebt,
Und Trost zu dem Gefang'nen
Gleich einem Cherub schwebt,

So traf Dein holdes Lächeln
Mein schwer gequältes Herz,
So ließ Dein süßes Trösten
Vergessen Gram und Schmerz.

Doch gleich dem Strahl, dem gold'nen,
Der in des Kerkers Nacht
Auf seinen lichten Flügeln
Befreiung nicht gebracht,

So auch Dein holdes Lächeln
Erlösung mir nicht bot,
War es nicht Deiner Liebe
Verkündend Morgenroth! —

Was grünst Du, schöne Eiche . . .

Was grünst Du, schöne Eiche,
Der Sommer ist dahin,
Die Blüthen, die Dich schmückten,
Die Düfte sind dahin.

Die Nester auf den Zweigen
Verließ die junge Brut,
Sie trieb nach fernem Süden
Die Sehnsucht, die nie ruht.

Was grünst Du, schöne Eiche . . .
Die lieblich holde Maid,
Die oft Dein Schatten kühlte,
Sie ist von Dir so weit! —

Digitized by Google

Gedichte

von

Wilhelm Ritter von Ratzenhofer.

Familienbild.

Wenn bei der Mutter mit den Silberhaaren
Mein Mädchen ich erschau', das blonde kleine,
Was war — was sein wird — dann im Dämmerscheine
Vor mir auftaucht, der ich noch jung an Jahren.

Ob jenes Haupt, das Freud' und Leid erfahren,
Ob theurer mir das Kindeshaupt, das reine?
Ich weiß es nicht! Sie beide im Vereine
Mit einem dritten möcht' ich mir bewahren!

Dies dritte Haupt, vom Myrtenkranz umwunden
Vor wenig Jahren, — ach! viel trübe Stunden
Sind Schatten gleich an ihm vorbeigeflogen.

Dir Gattin aber ziemt noch schönes Hoffen,
Dir Kleine steht der Erdenhimmel offen,
Der, Mutter, Dir vom Abendroth umzogen!

Das Kloster.

Es rauscht der Bach die Wehr hinab,
Will wol ein Mühlrad treiben;
Doch ist's im Haus still wie im Grab —
Kein Mühlrad darf er treiben.

Da hauset keine Müllerin,
Da hört man nichts von Scherzen:
In Staub gebückt das Knie, den Sinn,
Und himmelwärts die Herzen.

Es singt der frommen Schwestern Schaar
Mit weichen süßen Stimmen!
Ob sie der Welt erstorben gar,
Ob Wünsche noch entglimmen?

Ob sie bei Arbeit und Gebet
Den süßen Frieden finden?
Ob drinnen manches Herz vergeht? —
Es plaudern's nicht die Linden.

Hier Frühlingslust und Finkenschlag,
Dort drinnen Litaneien —
Die Lerche jauchzt in Feld und Hag,
Die drinnen sich kasteien!

Wir lesen in der Bibel so —
Ach, daß es Alle übten! —
„Seid mit den Fröhlichen nur froh,
Und weint mit den Betrübten!"

Digitized by Google

Tag und Nacht.

Parabolische Novelle

von

Hans Grasberger.

„Sei ein Mann und folge mir nicht nach."
Goethe.

Doctor Fritz Egger lebte seit Jahren in Rom. Die wenigen Bande, welche ihn noch an die deutsche Heimat geknüpft, waren zerrissen oder stark gelockert und eine bescheidene Selbstständigkeit erlaubte ihm, seinen Studien zu leben und dort seßhaft zu sein, wo er für sie den ergiebigsten Boden fand. Er trieb Geschichte und Archäologie und nach jeder Sommerfrische in den Albaner- oder Sabinerbergen, nach jedem Ausflug auf schweigende Ruinenfelder, denen er gleichwohl manches neue Bekenntniß abzulauschen verstand, kehrte er wieder zu seiner Hauswirthin Sora Vittoria und auf sein hochgelegenes Stübchen zurück, zu dessen Fenster herein ihn der Morgensonnenstrahl und die grünen Wipfel des Pincio grüßten.

Vittoria's Töchterlein Carmine war ihm zugethan; er scherzte und koste mit ihr, bis ihn eines Tages aus ihren großen dunklen Augen ein Strahl traf, der eine magdlich-spröde, abwehrende Seele verrieth. Das liebliche Kind hatte sich in eine scheue Jungfrau verwandelt, die den gelehrten Hausgenossen und Freund nach wie vor in Sachen der Lectüre zu Rathe zog, ihm aber ihre unschuldigen Herzensregungen vorenthielt. Egger betrachtete mit heimlichem Entzücken diese schöne Metamorphose, die ihm in dem Grade mehr einen empfänglichen Geist erschloß, als sich vor ihm des Mädchens Herz mit seinen beginnenden Geheimnissen zurückzog. Er empfand Etwas wie Lehrerstolz, denn er durfte sich sagen, daß er unmerklich auf Carminens Bildung einen leitenden Einfluß ausübte, obwohl deren Mutter

Digitized by Google

selbst auch ihrer Aufgabe als Erzieherin vollständig gewachsen war. Er liebte das Mädchen wie ein geistiger Pathe und das jungfräuliche Herz gefiel ihm um so mehr, als er, nach Dante auf der Mitte unseres Lebensweges angelangt und keinen Anspruch auf dasselbe erhebend, ebenso befähigt als unbefangen war, es zu durchschauen.

Ein anderer Liebling des deutschen Gastes war der kleine Eugen der Nachbarin. Frau Modesta machte ihrem Namen Ehre. Sie war in keinem Zuge eine auffallende Schönheit, in jedem Betracht aber eine anmuthige Erscheinung. Man übersah sie leicht das erste Mal, wer jedoch öfter in ihre Nähe kam, hegte für sie wachsende Verehrung. Sie war eine Dulderin, ohne sich damit zu brüsten und ohne Mitleid zu beanspruchen. Sie lebte ihrem Kinde, ihrer Würde, war freundlich ohne Vertraulichkeit, tugendhaft, ohne an ihrer Tugend schwer zu tragen. Ihr Gatte war ein politischer Flüchtling und ließ wenig von sich wissen. So viel erfuhr man vom Hörensagen, sie selbst klagte und schwatzte niemals. Der kleine Eugen, den sie regelmäßig auf seinen ersten Schulgängen begleitete, war ihr Trost, ihr Stolz; aber, eine verständige Mutter, verhätschelte sie ihn nicht. Wenn nun Egger den lebhaften Knaben ans Herz drückte, so dachte er dabei gar innig an dessen Mutter und wünschte, daß all' seine Liebkosungen bei ihrem kostbaren Herzen zu kräftigen Dolmetschern und Fürbittern würden. Seit einem Jahre und darüber war sie der ausschließliche Gegenstand seiner stillen Huldigungen. Und Frau Modesta war nicht blind dafür, stellte sich auch nicht, als verstünde sie dieselben nicht. Sie war ihrem Verehrer gut, sie behandelte ihn mit Vertrauen, mit Auszeichnung und Wärme und doch, mit keinem Wort, keinem Schritt trat sie jemals aus dem Kreise frauenhafter Weiblichkeit heraus, in welchem sie sich, ohne ihn ängstlich abzumessen, sicher fühlte.

Es gab keinen größeren Gegensatz, als der zwischen Sora Modesta und Sora Filomena, welch' Letztere mit einer alten Anverwandten, nur eine Treppe tiefer, dasselbe Haus bewohnte. Auch sie war Strohwitwe, auch ihr Gatte lebte im Exil — die Herrschaft der Monsignori verstand politische Flüchtlinge und Strohwitwen zu machen, und nicht selten fand sich der hartnäckige Verfolger des Verbannten und der aufmerksame Tröster der zurückgebliebenen Ehehälfte in einer und derselben gefeiten Person. Der lachenden Strohwitwen gab es daher im päpstlichen Rom nicht wenige, die grollenden aber, von den geistlichen Verwaltern der Pensionen und milden Stiftungen kurz gehalten, kleideten ihre Hoffnung in trikolore Farben. Für eine lachende Witwe galt auch Sora Filomena, doch war sie es nicht aus niederer Berechnung, sondern aus Temperament. Sie war ein naives Kind des Instinktes, keine Kokette. Ihre Augen lachten selbst noch hinter Thränen,

Digitized by Google

und wenn der schöne ernstere Mund mit einem Lächeln mit einstimmte, so konnte die glückliche Stunde kein berauschenderes Gesicht zeigen. Die fröhlichen Augen blau, weiß und rosig das Incarnat, die langen Wimpern gleich den hochbogigen Brauen und der reichen Fülle des Haares schwarz, die Züge zum Ausdruck olympischer Sorgenlosigkeit gestimmt: war Filomena eine Schönheit, die leuchten mußte, wo sie erschien. Aber sie wußte nicht, wie schön sie war; Huldigungen, ihrer Schönheit dargebracht, mißfielen ihr. Doch wenn ihr junges Herz sprach und in eines Mannes Brust ein gleich rückhaltloses Echo weckte, so feierten zwei Menschenkinder einen Liebesbund, wie solcher ursprünglicher selbst im goldenen Zeitalter nicht geschlossen wurde. Ja, Filomena war liebebedürftig, aber sie suchte nicht hinter der schmalen faltenlosen Stirn nach einer bequemen Lebensphilosophie, sondern folgte den Impulsen des Herzens. Sie konnte ebenso spröde sein als sie liebeseelig im Hochgefühle aufging, und die Verehrer, welche sie kalt und grausam schalten, waren gewiß zahlreicher als die, in deren Leben sie eine süße Erinnerung wob. Sie liebte, liebte viel, aber schleppte niemals an Verhältnissen und gab sich niemals preis. Und ebenso aufrichtig, wie sie liebte, litt sie auch. Wenn sie in Stunden der Selbsteinkehr des fernen Gatten gedachte, war ihr Schmerz nicht Einbildung oder Verstellung, sondern wahre Zerknirschung; dann fehlte ihr nichts zu einer büßenden Magdalena als die Ausdauer. Einst hatten Filomena's schöne Augen auch dem deutschen Gelehrten gelacht, aber Egger begriff zu schwerfällig, und die Römerin wandte sich gleichgiltig von ihm ab. Seither gingen Beide wie friedfertige Nachbarn aneinander vorüber. Filomena blickte mit Verwunderung zum kalten Germanen auf und Letzterer mußte das glückliche Naturkind mehr beneiden als er's verdammen konnte. Daß sein Herz ihn zur stilleren Nachbarin hinzog, wußte sie nicht — auch hätte sie's ihm keineswegs mißgönnt.

Das Haus beherbergte noch Viele, es war ein Miethhaus von unten bis oben; der Barbier rechts und der Krämer links vom Thore bildeten das Stäteste im Wechsel von Kommen und Gehen. Die Bekannten Egger's nannten das gastliche Haus die Burg der Strohwitwen und versäumten keine Gelegenheit, ihn mit diesen schönen Insassen aufzuziehen. Da der Spott nach Filomena's Seite hinzielte, ließ ihn Fritz auch ruhig über sich ergehen. Er lebte eingezogener als die meisten seiner Landsleute, obwohl Keiner rüstiger über die Campagna wanderte, wenn es den Besuch einer geschichtlichen Fundstätte galt. Ueber die Hast und den Sensationstaumel frischangekommener Romfahrer war er hinaus.

Seit einigen Tagen hielt er das freundlichste Zimmer seiner braven Hauswirthin mit Beschlag belegt. Die festliche Woche der Centenarfeier Petri und zahlreicher Heiligsprechungen, für welche Rom Gäste, fromme

Digitized by Google

wie profane, nach Hunderttausenden erwartete, nahte heran und der Fremdenzufluß aus der Heimat sollte ihm einen lieben Schüler und Freund bringen. Es war dies Carl von Kirchberg, dessen Jugend er einige Jahre geleitet und dessen weitere Entwicklung er nicht ohne Besorgniß aus der Ferne verfolgt hatte. Carl war der einzige Sohn eines Bankiers, der es, ohne an Credit und Achtung Einbuße zu erleiden, vom Comptoirmenschen zum Gutsbesitzer, vom Bürgerlichen zum Adeligen gebracht hatte. Die Standeserhöhung des Vaters machte sich in der Erziehung des Sohnes als gewaltsamer Schritt fühlbar; anfänglich zum Kaufmann bestimmt, sollte Carl zum Cavalier erwachsen. Nicht genug an diesem Zwiespalt, kam bald noch eine dritte Strömung im elterlichen Hause zur Geltung. Carl hatte einen Onkel von mütterlicher Seite, der sich als streitbarer Kirchenfürst einen Namen machte. Selbstverständlich ergriff der geadelte Bankier für die Sache seines geistlichen Schwagers Partei und der pastorale Eifer dieses zog als Pietismus ins Haus der Schwester.

Auf Carl übten die gehäuften Neuerungen einen verwirrenden Einfluß aus. Er wurde an der Bedeutung der Berufswahl irre, fand die adeligen Prätensionen hohl und lästig und fühlte das Frommthun seiner Umgebung als Mehlthau auf seiner Lebensfreude. Ein starkes Naturell hätte gleichwohl zwischendurch seinen Weg gefunden, doch Carl war wohl eine gerade, aber zugleich lässige, mehr innerliche als active Natur. Er konnte den einander bekämpfenden Einwirkungen nur passiven Widerstand entgegensetzen und was er durch Leben und Thätigkeit hätte auskämpfen sollen, ward für ihn zum Gegenstand mattherziger Grübelei. Bald traten an ihn auch die Anforderungen als an den Stammhalter eines neugebackenen Adelsgeschlechtes heran: er sollte heiraten. Der Vater ließ Andeutungen fallen, die Mutter schmeichelte um eine Schwiegertochter, Muhmen und Basen hatten schon die passendste Vorwahl getroffen. Aber, du lieber Gott, für Alles wußte der Eltern und Verwandten Sorgfalt Rath zu schaffen, für ein Edelreis zum beginnenden Stammbaum, für Rechtgläubigkeit und Seelenheil — nur das Herz des guten Carl war unfähig, Ja zu sagen. Des Vaters Tod führte nur einen Stillstand herbei, um die Sache nachher desto dringlicher zu machen. Carl wußte, daß er nicht lange mehr werde widerstehen können und wurde ein menschenscheuer Hypochonder.

So viel hatte Carls ehemaliger Erzieher erfahren — genug, um sich bewogen zu fühlen, noch einmal in das Leben seines Zöglings einzugreifen. Egger wollte ihn seiner doppelt dünkelhaften Umgebung entrückt sehen, wollte ihn in der Nähe haben. Die Centenarfeier und die Canonisationen boten ihm eine willkommene Gelegenheit; eine Einladung nach Rom zu kommen und sich an den außerordentlichen kirchlichen Festlichkeiten zu betheiligen,

Digitized by Google

mußte Carl mit Freuden annehmen und konnten deſſen bigotte Angehörige unmöglich verdächtigen. Carl von Kirchberg meldete auch ſofort ſein Kommen. Und als er vor den Ueberreſten der Diocletians-Thermen, in die ſich Kirche, Kloſter, Kreuzgang und Fouragemagazine einträchtig theilen, aus dem Waggon ſtieg, warf er ſich, ein ſchmucker, blonder Mann, mit treuherzigen aber melancholiſchen Augen, ſeinem Lehrer und Freunde in die Arme.

Von Sora Vittoria wurde der neue Gaſt mit jener Herzlichkeit begrüßt, mit jener Aufmerkſamkeit behandelt, welche ſie dem Freunde Egger's ſchuldig zu ſein glaubte. Aber ſie brauchte ſich dabei nicht Gewalt anzuthun, denn der junge Mann gefiel ihr ſichtlich. Noch merkwürdiger war, daß auch die ſpröde Carmine dem Ankömmling ohne Befangenheit entgegentrat, ihm die Hand reichte, ihn mit klangvoller Stimme willkommen hieß. Ja, während die Hauswirthin und Fritz die Effecten Carl's vorläufig dem Zimmer einordneten, verharrten die jungen Leutchen im Geſpräch mit einander, als ob ſie ſich ſchon Mancherlei zu ſagen hätten.

Für eine der erſten Nachtſtunden, welche Vollmondſchein verſprachen, ſchlug Fritz einen Beſuch des Coloſſeums vor. Sein kranker Freund ſollte zunächſt der Vorwelt Geiſtergruß vernehmen, und mochte dieſer auch überwiegend elegiſch berühren, ſo war er doch zugleich ſo mächtig, daß des Beſchauers Seele, dem eignen Ich entriſſen, ſich fremden großen Eindrücken gefangen geben mußte. Als es zum Auszug kam, geſchah es wie ſelbſtverſtändlich, daß Carl dem Mädchen den Arm reichte und daß Carmine den ihrigen nicht zurückhielt. Das junge Paar ſchritt voraus. Deſto beſſer! dachte ſich Egger — das iſt der rechte Cicerone für ein ſchwermüthiges Herz; mögen immerhin die Alterthümer diesmal zu kurz kommen, es kommt einem jungen Leben zu ſtatten.

Vor Neptuns Muſchelwagen mit den ſchnaubenden Roſſen und den ſchmetternden Tritonen hielt man etliche Minuten. Das Waſſer der Fontana Trevi rauſchte bergſtrommächtig und das ſchräg einfallende Mondlicht ſchien Leben und Bewegung in die marmornen Glieder des Meerbeherrſchers und ſeines Gefolges zu bringen. Carmine wußte ſelbſt nicht, wie ihr der Gedanke kam, ihrem Begleiter vom Mythus des ſchönen Brunnens, von ſeinem Cultus und daß ein Abſchiedstrunk aus ihm eine baldige Wiederkehr nach Rom verbürge, zu erzählen. Es war ihr bisher noch niemals eingefallen, daß derlei wiſſens- oder mittheilungswerth ſei.

Nachdem man auf den Corſo eingebogen, fragte Carl nach dem Namen der mächtigen Burg mit den ſcharf geſchnittenen Zinnen, die halb im Licht, halb im Dunkel zur Rechten breit und ſtolz ſich vorſchob. Carmine nannte den Palazzo di Venezia und fügte hinzu, Federigo behaupte, daß die Steine zu dieſem Bau vom Coloſſeum genommen worden.

Digitized by Google

„Was muß das für ein Coloß sein," erwiderte Kirchberg verwundert, „von welchem dieser Palast eine ausgebrochene Rippe vorstellt!"

Dann gings auf der breiten Treppe zum Capitol hinan, welches, ein richtiger Januskopf, mit den heiteren Renaissancepalästen dem gegenwärtigen Rom zugekehrt ist, während das andere greisenhafte und tiefgefurchte, aber noch in einzelnen Zügen Hoheit verrathende Angesicht auf Schutt und Trümmer des alten Forums blickt. Es wurde wenig gesprochen auf dieser weltgeschichtlichen Warte; von den Gestalten der Gegenwart war Niemand mit herauf gefolgt und lautlos, aber im Schimmer der Verklärung lag das Ruinenfeld der Vergangenheit da.

Die alten schlanken Säulen, einzeln, zu dreien, zu fünf und mehr schienen, ihren wunderlichen Schattenbildern nach zu urtheilen, gewachsen und blühten im Jugendglanze; die Reliefs an der schwerfälligeren Pracht der Triumphbogen erwachten aus der Erstarrung; die Theile antiker Architektur an anderen Bauten traten in stärkeren Linien hervor und wiesen die modernen Zuthaten als unebenbürtig hinter sich: es war als spiegle sich das Alterthum in seinen schönen Trümmern und suche sich über seinen Verfall zu täuschen.

„Dort liegt der tarpeische Fels versteckt," wies Egger.

„Und dort unten" — mahnte Carmine — „die breite Masse, halb Tag halb Nacht, mit der lichten Kante ist das Colosseo."

Man stieg auf's Forum hinab, wandelte durch die junge Allee, die in klassischem Schutt wurzelt, schritt unter den Victorien des Titusbogens hindurch und sah aus dem riesigen Tonnengewölbe der Constantin-Basilika die schwarze Nacht vorglotzen.

Da eilte Egger einige Schritte voraus, beantwortete den Anruf des Wachpostens und wies, auf die Mitfolgenden deutend, seinen Permesso vor.

Schon was sich als Schale des Ei's, als schlankes leichtes Gehäuse des Colosseums darstellt, ist ein gewaltiges Labyrinth von Hallen, Gängen, Treppen, Gemächern, und Schlupfwinkeln neben- und übereinander, mit geborstenen Gewölben, sturzdrohenden Felsstücken und schwarz- oder silberhaarig niederhangendem Strauchwerk. Tritt aber der Fuß auf die Arena hinein, so vollzieht sich vor den Blicken, was im Auge selbst vorgeht, sobald es ins Dunkel späht; wie nämlich die Pupille sich erweitert, so dehnt sich das Amphitheater vor dem Eintretenden weiter und weiter aus. Ein eigenthümliches Zagen verkürzt den Schritt, die Stille und Majestät des Raumes nöthigt dem Besucher Schweigen und Ehrfurcht auf. Wer schwatzend oder lachend hereingeschritten käme, müßte für einen Profanen, einen Tollen gelten. Von dem feierlichen Frieden der Nacht scheint eben ein Stück Einsamkeit eigens ausgeschieden und hier eingehegt worden zu sein. Und

Digitized by Google

wie die endlose Wüste den Wanderer die Einsamkeit einschüchternd und athembeklemmend fühlen läßt, so hier trotz des hohen Mauerwalls die bleiche, nur an dem einen Rande tief dunkelnde Arena. Damit sich der Mensch in diesem Riesenoval als Herrscher fühle, muß er zu vielen Tausenden erscheinen.

Carl und Carmine ließen sich auf die Stufen des großen Passionskreuzes nieder, während Sora Vittoria und Fritz bei einer der vordersten Kreuzweg-Kapellen Platz nahmen. Jetzt erst wurde man gewahr, daß auch noch andere Besucher in der weiten Runde waren. Dieselben unterhielten sich flüsternd, und wenn ja ein lautes Wort gesprochen wurde, so weckt' es befremdlichen Nachhall. Dieser Stätte mochte allerdings nur der Applaus oder das ungeduldige Gemurmel von Hunderttausenden geziemen. Der Sternhimmel leuchtete herab, und wenn eine einsame Silberwolke hoch oben vorüberzog, so konnte man an ihr die Größe der Rotunde ermessen — oder auch an der Weile, die ein an diesem Ende aufgestörter Nachtvogel brauchte, um an's andere Ende zu gelangen. In den oberen Bogengängen blitzt' es von Zeit zu Zeit auf; waghalsige Männer steigen bei Laternenschein im alten Gemäuer herum und gleichen Wichtlein in braunen Erzgängen.

„Ich wundere mich nur über meine schüchterne Carmine," begann die würdige Donna leise zu Fritz; „so zutraulich benimmt sie sich sonst nicht einmal gegen Sie."

„Gewiß; aber auch Carl ist ein Anderer, als ich befürchtet habe. Er wurde mir als Hypochonder und widerspenstiger Ehecandidat geschildert und hier zeigt er sich seit dem ersten Auftreten als galanten Ritter."

„Ein bischen melancholisch scheint er aber immerhin zu sein."

„Ich betrachte mich als Arzt seiner Seele und bin mit dem Anfange der Kur mehr als zufrieden. Als Cicerone hoff' ich ihn angemessen zu beschäftigen; Landsleute und Geschäftsfreunde seines Vaters werden mir behilflich sein, seinen Muth aufzurichten, und je besser er sich in Rom umsieht, desto mehr wird sich sein Blick über die engen häuslichen Verhältnisse hinaus erweitern."

„Es ist wohl der Umstand, daß er leidet, was meine Tochter anzog; sie hat ein gutes Herz."

„Sollten die jungen Herzen nicht mehr für einander fühlen können?"

„Grausamer Spötter? Ein armes Mädchen, das froh sein muß, wenn es einen braven Geschäftsmann oder eine Mitgift für's Kloster findet. . ."

„Aber er gefiele der Mutter doch nicht minder als, gesetzt den Fall, der Tochter?"

Digitized by Google

„Ich soll wohl gar mithelfen, dem jungen Ding' den Kopf zu verdrehen? No, signor medico, als Pille für Ihren Patienten halten wir uns für zu gut."

Rechtfertigte das Benehmen der jungen Leute diese Anzüglichkeiten? Allem Anschein nach mit nichten. Sie saßen ruhig neben einander und was sie sprachen, hatte eher einen ernsten als einen leichtfertig schäckernden Inhalt.

„Es sei ein Glück," meinte Kirchberg, „unter so großen Eindrücken und Erinnerungen wie in Rom aufzuwachsen; man dürfe an so vielen würdigen und schönen Dingen Interesse nehmen, daß man sich unmöglich ganz einsam und unglücklich fühlen könne; er sehe hier viel mehr lichte Gesichter als jenseits der Alpen."

„Wenn man aber nicht selbst andere Länder gesehen habe, oder sich's von Fremden sagen lasse," erwiderte Carmine, „so wisse man's doch nicht, wie schön man es habe."

„Man lebe und genieße hier eben wie Kinder, welche nicht wissen, wie glücklich sie sind."

„Aber am Rhein und an der Donau sei's doch auch schön, wie Federigo sage; und der Sommer sei dort grün und frisch, und wir hätten gar keinen rechten Wald, behaupte der Doktor."

„Ob sie wohl Lust hätte Deutschland zu sehen?"

„Warum nicht? Aber wie die Engländerinnen möchte sie nicht reisen. Ihr Bruder sei in Livorno und dahin sei auch sie schon gekommen. Die Mutter könne nicht fort, und sie seien arm."

„Arm, aber zufrieden!" bemerkte Carl tonlos für sich. Nach einer Weile fragt' er, „ob sie gern lese, und ob sie ihm zuweilen Etwas vorlesen wolle, damit er daran sein Italienisch verbessern könne?"

„Mit Vergnügen! Aber er spreche jetzt schon besser als Federigo, da er bereits ein Jahr in Rom war."

Beide überließen sich wieder dem überwältigenden Eindruck der Umgebung, bis Carl die unvermittelte Frage stellte: „Wie aber, Fräulein Carmine, wenn ein Bräutigam käme und Sie mit sich fortnehmen wollte?"

Unbefangen antwortete das Mädchen: „Lieber wär' es mir schon, wenn er zu uns zöge, als daß ich mich von der Mutter trennen müßte."

„Recht so! Sie sind ein gutes Kind," versicherte Kirchberg und drückte der Gefährtin Hand mit Wärme. Und nun sich die Hände einmal gefunden hatten, wollten sie auch nicht sobald wieder von einander lassen.

In diesem Augenblick betrat, an seiner Uniform leicht erkenntlich, ein Zuavenofficier mit einer Dame die Arena. Der Säbel klirrte auf dem klassischen Boden, die Schöne tänzelte an der anderen Seite des modernen Galliers. Rasch trat das Pärchen aus dem Schatten und mit galant-theatralischem Pathos rief der Ritter aus: „Hier wollen wir ein Schauspiel

Digitized by Google

aufführen, von welchem diese alten, an Blut und Gräuel gewohnten Mauern nichts wissen: ma chère, laß' Dich küssen!"

Unangenehm berührt von dieser Scene stand Carmine auf, entzog ihre Hand der des neuen Bekannten und sagte, vor die Mutter tretend: „Laß uns nach Hause gehen."

Carl, der durch eine frivole Farce seine ritterliche Aufmerksamkeit carikirt sah, begriff des Mädchens jungfräuliches Zartgefühl und war selbst taktvoll genug, auf dem Heimweg der Mutter den Arm zu reichen.

Doch nur Mutter und Tochter zündeten ihr Cerino an und stiegen sogleich in ihre Wohnung hinauf. Fritz wollte mit seinem Freunde noch beim „Genio" zusprechen, wo er um diese Stunde eine heiter anregende Gesellschaft versammelt wußte. Da rückten nämlich, wenn sich die unruhigen Zugvögel zerstreut hatten, gewöhnlich einige erbgesessene Landsleute zusammen, die mit rosiger Laune alter Kunst, alter Meister und alter Zeiten gedachten.

Der „Grieche" fehlte selten, als biederer Baier so genannt, weil er längere Zeit im Ottonischen Griechenland studirt und gemalt und von daher die Vorliebe für Fez und hellseidene Gürtelschärpe mitgebracht hatte; ein Großvater in spe, wiegte er seine elastische Gestalt noch wie ein Tänzer oder Turner, und übertraf an lebhaftem Naturell ebenso sehr seinen Sohn, als dieser auf dem besten Wege war, in der Kunst den Vater zu überholen — der jugendliche Alte sah's mit vieler Freude.

Wie der Baier Griechenland, so kannte der schwäbische „Freund des Cardinals" Rußland, das er an der Seite eines kränklichen Generals jahrelang nach verschiedenen Richtungen durchwandert hatte; von dorther kamen ihm Pension und Aufträge zu. Eine beneidenswerthe Natur, war er zufrieden mit dem, was er schuf, und fand auch alles Andere „in seiner Art" gut. Seine Harmlosigkeit hatte ihm die Freundschaft eines der feinsten Köpfe des kirchlichen Senats, des deutschen Cardinals nämlich, zugezogen, von dessen Offenbarungen er „in seiner Art" discreten Gebrauch machte.

Der „Freskant" hingegen dachte pessimistisch von der Kunst und ihrer Entwicklungsfähigkeit, seit das Zittern seine Meisterhand befallen; während die Nazarener in verzückten Blicken und Wundmalen schwelgten, hatte er einige Stanzen eines vaterländischen Königsschlosses im Sinne Uhlands mit geschichtlichen Wandgemälden geschmückt, welche deutsche Kraft und italische Schönheit glücklich vereinigen; als schöner Jüngling und Mann zaudert' er so lange, seinen südlichen Verehrerinnen vor den heimatlichen Blonden, oder umgekehrt, den Vorzug zu geben, bis die Zeit des Freiens um war — übrigens gab es keinen dankbareren Hüter süßer Erinnerungen als ihn.

Die dunkle hagere Gestalt des „Romantikers" fiel weiterhin auf; ritterlichen Geblüts jagte er zeitlebens, ein moderner Don Quixote, verblichenen

Digitized by Google

Idealen nach und paarte umfassendes Urtheil mit einer unglücklichen Hand. Sein Schatten war ein blasser Baron, Convertit, der zu Zeiten die Lust verspürte, mit Blut und Eisen unter die Ketzer zu fahren; in zahmeren Stunden beschäftigte er sich mit dem Mikroskop und spießte Käfer; während des Corso's auf dem Pincio aber war er ein Elegant, der nach einer Braut ausspähte.

Ruhig im Urtheil, fein im Umgange, kenntnißreich, ein versöhnendes Element dagegen war der „Schlesier." Er schaffte täglich das volle Stundenmaß in seinem Studio, aber Keiner seiner Bekannten konnte sich rühmen, je ein Werk seiner Hand gesehen zu haben; er hatte eine Römerin zur Frau, die noch schöner und frischer war, als ihre heirathsfähigen Töchter erster Ehe.

Das süße, allzeit beschäftigte, vorwurfslose Nichtsthun hatte sodann Niemand in Rom gründlicher als der alte „Prager" inne. Seine Heimat lag eigentlich an den Ufern des Rheins und über seine Beziehungen zu vornehmen Persönlichkeiten duldete er mysteriöses Gerede. Er rühmte sein Madonnenbild und einen Pokal, den er vor einem Menschenalter geformt. Ersteres hatte die Züge einer längst verwelkten Geliebten. Er trug das Haar gelockt wie in den Jugendtagen, ging dem guten Tropfen nach und schwatzte, zwar etwas aufdringlich aber zugleich sehr anregend, über Kunst und Künstler.

Der „Erbe" i. e. des künstlerischen Nachlasses und der Tochter eines der Koryphäen der neuen deutschen Kunst, schwieg meistens, da ihn seine zunehmende Schwerhörigkeit dazu verurtheilte. Er zählte zum engeren Kreise des alten Königs Ludwig von Baiern, der an dem gleichen Gebrechen litt; zwischen König und Künstler gab es Mißverständnisse der ergötzlichsten Art, so z. B. wenn der Mäcen sich galanter Weise nach dem Befinden von dessen Gattin erkundigte und der Erbe in Gedanken an Statuen oder Bilder eifrig antwortete, ihr fehle Nase und rechter Vorderarm, oder er hoffe nächster Tage mit der Restauration zu Ende zu kommen.

Nicht vollzählig endlich hätte sich die Gesellschaft gefühlt, wenn das „Kind" ausgeblieben wäre. Es war dies ein altes Kind, an die achtzig Jahre alt; aber es saß in Hemdärmeln da, wenn die Jungen froren und sich gegen den Zug verwahrten. Es war ein unverwüstliches Muster künstlerischer Frohnatur, ohne je selbst ein großer Künstler gewesen zu sein; bei seinem Anblick wurden die Alten jung und schämten sich die Jungen ihres begeisterungsträgen Fischblutes.

So schilderte Fritz auf dem Wege zum „Genio" seinem Freunde die Gesellschaft, in welche derselbe eingeführt werden sollte. Er wies auf die ehrwürdigsten Häupter der Tafelrunde hin, wie ja auch ein Wald nach den ältesten Stämmen geschätzt wird. Einen kleinen Sparren hatte fast Jeder der

Digitized by Google

Stammgäste zu viel — aber solch ein Quentchen Narrheit macht das Leben erträglich und fördert die wechselseitige Kurzweile.

Die Beiden wurden herzlich empfangen und manche Foglietta ihnen zu Ehren geleert. Aber bereits war ihnen ein Gast zuvorgekommen, der selbst für Fritz eine neue Erscheinung war. Es war dies die ausgeprägteste Bourbonen-Physiognomie, die sich denken läßt: groß und dunkel das Auge, stolz gehöckert die Nase, gemächlich rund Kinn und Unterkinn. Dem glattrasirten Gesicht und der dunklen Kleidung nach konnte man in dem Unbekannten einen Weltpriester vermuthen, unmöglich aber auf den Gedanken gerathen, daß ein Carmelitermönch unter den Augen seines Ordensgenerals seinen braunen Habit mit einem bequemen Civilanzug vertauscht haben sollte. Und doch bekannte sich Fra Filippo — so nannte sich der Fremde — als Carmeliter und Missionspriester in Nordamerika. Seine Wiege stand im Algäu, dem fetttriftigen Lande der Käskönige, und in seine Rede flochten sich Nachklänge deutschen Studentenhumors. Er sprach lebhaft und gewandt, und mit eingewobenen englischen Vocabeln verlieh er seinen Mittheilungen eine fremdartige Verbrämung. So erzählte er von Missionspfarren, die größer seien als italienische Erzbisthümer, von Versehgängen, welche an Ausdehnung die canonischen Visitationsreisen europäischer Bischöfe übertreffen, von Kathedralen, die aus einem Blockhaus bestehen, von Hochmessen, bei welchen der Celebrant sein eigener Ministrant sei, von Predigten unter einem rohgezimmerten Kreuz in Urwaldsmitte, von kirchlichen Insignien, bei welchen eine Hanfschnur die goldene Prälatenkette vertrete und das Kreuzlein daran aus Holz geschnitzt sei, von Gemeinden, in welchen der Missionär als Priester, Schulmeister und Friedensrichter zugleich wirke. Die Kirche sei frei in Amerika und der Priester genieße die Rechte des Staatsbürgers; aber sich gegen die Gesetze des Staates aufzulehnen, lasse er sich ebensowenig beikommen wie in kirchlichen Angelegenheiten den Arm der weltlichen Gerechtigkeit anzurufen. In den Augen des Amerikaners gelte der Bischof für einen Geschäftsmann und Gentleman wie jeder Andere — Standesprätensionen würden ihn lächerlich erscheinen lassen. Ehe und Schule regle der Staat; wer über die gesetzliche Ordnung hinaus ein religiöses Bedürfniß habe, komme zum Priester. Für Kirchen- und Schulstreit mit dessen manigfach verquickten Voraussetzungen habe man jenseits des Oceans wenig Verständniß.

Kirchberg horchte auf; er, der in dem Federkrieg, den sein hochwürdiger Onkel so hartnäckig mit der Regierung führte, zum Clericalen gedrillt worden, lernte nun statt eines bureaukratischen und rechthaberischen ein einfaches, thätiges, bescheidenes Christenthum kennen, das sich nicht auf Rechte und Privilegien, sondern auf Pflichten steifte. In diesem Sinne

Digitized by Google

richtete Carl auch Fragen und Einwendungen an Fra Filippo, der schließlich auf den speciellen Anlaß seiner Romfahrt zu sprechen kam.

Seit Jahren habe nämlich sein kleiner Convent den Weinbedarf durch einen und denselben Agenten bezogen und sei mit den bezüglichen Sendungen wohl zufrieden gewesen. Vor Kurzem habe sich besagter Agent mit seinen Probeflaschen wieder eingestellt und man sei auf dem Wege gewesen, handelseins zu werden, da der Prior von der alten Sorte zu dem alten Preise mit der Bemerkung verlangte, daß diese Qualität sich auch am besten zum Messewein eigne. „Zum Messewein?" wiederholte der Agent. „„Warum nicht?"" fragten die Patres. Darauf Jener: er sei zwar kein Katholik, glaube aber zu wissen, daß zum Meßopfer Rebensaft, wirklicher Rebensaft nothwendig sei. „Selbstverständlich!" antwortete man ihm verwundert. Und der Agent fuhr fort: wenn dem so sei, so fühle er sich als Gentleman denn doch verpflichtet zu bekennen, daß der Wein, wie ihn seine Firma liefere, seines Wissens bis zur Stunde auch nicht mit Einem Tropfen Rebenblut noch Bekanntschaft gemacht habe. Darüber große Bestürzung im ganzen Convent. Man sann und schlug nach und brachte heraus, daß man mindestens drei Jahre lang tagtäglich auf die verschiedensten Stiftungen und frommen Meinungen von diesem sauberen Wein geopfert hatte. Es fragte sich nun, ob diese Messen nicht sammt und sonders ungiltig seien? Ob man sie auf die gleichen Meinungen und mit echten Opferstoff nicht noch einmal persolviren müsse? Oder ob der entschuldbare Irrthum sie saniren, respective Dispens erwirken könne? Die Sache auf dem schriftlichen Wege anhängig zu machen, dazu hatte der Convent weder Zeit noch Lust, es hätte endlose Schreibereien abgesetzt; daher habe man sich für eine mündliche Berichterstattung entschieden und ihn, den Sprecher, nach Rom geschickt, damit er den Fall in kürzester Zeit zu einem glimpflichen Austrag bringe.

Der ebenso ergötzliche als schwierige Casus wurde von den Tischgenossen mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit aufgegriffen, und an ungebetenen Gutachten hatt' es keine Noth. Einige meinten, der gute Glaube rette den Werth der fraglichen Messen. Andere entgegneten, da es an der gehörigen Substanz gefehlt habe, so sei eine Transsubstantiation gar nicht möglich gewesen und mithin auch keine Messe zu Stande gekommen. So könne nur ein Utraquist argumentiren, warf man von dritter Seite ein; von den beiden Gestalten, Brod und Wein, sei wenigstens die erstere ordnungsmäßig vorhanden gewesen und in den mystischen Leib, in Christi Fleisch und Blut verwandelt worden, und das genüge. Ein Vierter bemerkte, die Controverse habe Aehnlichkeit mit der Wiederholung der Taufe für den Fall, daß bei der ersten Vornahme ein wesentliches Gebrechen mitunterlaufen. Tausende von Messen wiederholen?! riefen Etliche ungläubig aus. Nicht Wiederholen,

Digitized by Google

sondern „Biniren“ wäre das Richtige, urtheilte der „Romantiker;“ mit der Intention einer neuen Messe lasse sich ausnahmsweise je eine der früheren, unvollständig persolvirten Meßintentionen verbinden. Das schien Vielen als recht und billig einzuleuchten. Der „Freund des Cardinals“ bot in verschämter, der blasse Baron, der in der päpstlichen Dataria ein- und ausging, in officiös-zuversichtlicher Weise dem interessanten Carmeliter für seine kitzliche Sache Vermittlung und Unterstützung an. Fra Filippo aber dankte Beiden, indem er lächelnd bemerkte, er sei nach Rom gekommen, den Papst zu sehen.

Als es zum Aufbruch kam, erboten sich Kirchberg und Egger, den transatlantischen Mönch bis an die Klosterpforte das Geleit zu geben. Dieser aber wehrte: „Nicht doch — ich wollte nicht meinen ehrwürdigen Brüdern in ihren engen Zellen zur Last fallen; drum hab' ich mir ein Privatlogis gesucht; ich wohne . . .“ und er nannte Gasse und Nummer, welche dasselbe Haus bezeichneten, das auch die Freunde beherbergte. Man war beiderseits zufrieden mit diesem Zufall, der die junge Bekanntschaft wie ein kräftiger Ruck förderte, und als man sich auf dem Stiegenabsatz trennte, hatte man schon für den nächsten Tag ein Wiedersehen verabredet.

Eindrücke, wie sie nicht leicht eigenartiger und verschiedener gedacht werden können, begleiteten sonach den jungen Kirchberg in seine späte Nachtruhe. Im Colosseum hatte der Geist des Alterthums zu ihm gesprochen; im „Genio“ war er in die Fragen und Interessen des modernen, des päpstlichen Rom hineingezogen worden; einen neuen, freieren Himmel wußt' er über sich ausgespannt und eine liebliche Frauenknospe hatte leise an sein Herz gerührt. Wie mächtig auch Natur und Geschichte, Vergangenheit und Gegenwart auf ihn einwirkten, sein letzter Gedanke hieß doch — Carmine.

Egger hatte für seinen Freund keine ängstliche Tagesordnung aufgesetzt; er wollte ihn nicht ermüden oder übersättigen, nicht durch Galerien, Museen, Kirchen und Paläste jagen, nicht von Hügel zu Hügel oder aus einer Villa in die andere zerren, nicht Antikes und Modernes, Heiliges und Profanes ihm in greller abstumpfender Folge vorführen. Carl sollte gut sehen, mit Muße genießen, bequem studiren, sollte nachhaltige Eindrücke empfangen und vor Allem den Freund und Lehrer nicht so bald wieder verlassen. Hatte daher eine berühmte Gallerie die Aufmerksamkeit in erhöhtem Grade in Anspruch genommen, so sorgte ein Abendgang durch eine der idealen Landschaften, welche man römische Villen nennt, oder der Ausblick von St. Onofrio über das Ave-klingende Rom für eine beruhigende Ausgleichung; hatte man zu lange in der Vergangenheit und bei den großen Todten geweilt, so wurde um so bereitwilliger in geselligem Kreise das

Digitized by Google

Recht der Lebenden anerkannt, und von dem Hohen und Pathetischen ließ man sich gern auf die Niederung der Idylle und des Genres herab.

Auch die häuslichen Stunden der Siesta waren nicht ausschließlich vegetabilisch-dumpfer Ruhe gewidmet. Carmine hielt ihr Versprechen, sie las ohne declamatorisches Pathos mit warmer Stimme vor und hob Stellen poetischer Empfindung durch wahrhaft mitfühlendes Verständniß. Carl berauschte sich schon an Klang und Sprache, bis ihn ein tieferes Dichterwort aus Mund und Herz des Mädchens mit doppelter Gewalt traf. Aber Carmine sollte dafür auch an allen schönen Genüssen theilnehmen, welche Carl in so reichlichem Maße außer dem Hause fand; er nöthigte sie auf die Promenade mit, wenn die stolzen aristokratischen Carossen in jähem Räderschwung um den Obelisken des Pincio bogen, er schlug ihr vor, in der lauschigsten Osteria außerhalb der Mauern mit ihm den Kaffee zu nehmen, er plante einen gemeinsamen Ausflug nach den Wasserfällen und Felsengrotten Tivolis, ja sie hätte bald nicht mehr von seiner Seite weichen können, wenn die Mutter und Fritz nicht in stillschweigendem Einverständniß mit schonenden Ausreden und unerwarteten Hindernissen dazwischen getreten wären. Sie thaten dies nicht etwa, weil sie dem ritterlichen Geiste Kirchbergs mißtrauten, sondern weil sie fürchteten, daß Carmine in ihrer Unerfahrenheit und mit der lebhafteren Empfänglichkeit einer Italienerin den Huldigungen des deutschen Gastes eine zu tiefe Bedeutung beilegen könnte. Und Carmine selbst auch schien zufrieden, wenn sich das Zusammensein mit Carl auf die Stunden häuslicher Geselligkeit beschränkte, sei es, daß sie den widerlichen Auftritt im Colosseum noch nicht verwunden, sei es, daß sie bereits für ihr Herz fürchtete.

So war ein ungewöhnlich frischer Morgen herangekommen, welchen die beiden Freunde zu einem Ritte auf die Via Appia benützten. Vor der Porta di S. Sebastiano ließ man die Pferde tüchtig ausgreifen — Roß und Reiter befanden sich wohl dabei. Dem Naturgenuß, zu welchem die frühe Tageszeit so ermuthigend lud, mußten die historischen Erinnerungen, welche in räthselhaften Denkmaltrümmern die classische Straße säumen, einstweilen noch nachstehen. Man sprengte der jungen Sonne entgegen, ließ zur Rechten und Linken die aneinander gehalfterten Bogen alter Wasserleitungen zurückweichen, begegnete manchem schwerfälligen und stier blickenden Büffelgespann und erwiderte den Gruß der Campagnuolen. Die Campagna war durchmessen, sachte gings zu dem grün gebetteten Albano hinan.

Hier bot sich Rast, Imbiß und Umschau bis zu dem fern aufleuchtenden Meeresstrand. Hier fühlten sich die Beiden angeweht von dem großartigen Charakter des alten ager Romanus, dessen Schilderung ein Epos, dessen stumme Sprache eine Symphonie ist. Bald eine fette Trift, bald ein weitgedehntes goldenes Ackerfeld, das viele Hunderte von blitzenden Sicheln

Digitized by Google

auf einmal beschäftigt, bald unter unsäglicher Glut eine fieberbrütende Wüste; bald im reichsten Frühlingskleid und dann im schwülen Schatten, im jähen Blitzesleuchten sommerlicher Gewitter: ist die Campagna schon im Wechsel der Jahres- und Tageszeiten ein mächtiges, eindruckvolles Tableau. Denkt man sich aber statt der Jubiläumspilger, statt der in reifiger Weihnachtfrühe des Weges ziehenden Pifferari, statt der modernen Touristen, Künstler, Fuchsjäger und Sportsmen als Staffage die zur Weltherrschaft ausziehenden Legionen oder den Ansturm Reiche zertrümmernder Barbaren oder die fehdelustigen Fähnlein stolzer Barone, welche Tempel und Grabmäler in Trutzburgen verwandelt haben, oder die Heere jener fremdländischen Schirmvögte, welche der Papst berief, um seine dreifache Krone mit ihren dreifachen Machtansprüchen aufrecht zu halten: so zuckt nicht nur ein rother Widerschein von jenen Scheiterhaufen, auf welchen an der Legionenstraße die alten Römer bestattet wurden, nicht bloß ein Glutstrahl von Hirten- oder Lagerfeuern über die schweigende Campagna, sondern sie liegt ausgebreitet vor den sinnenden Blicken des Eintagsmenschen als eine Riesenurkunde, in welche alle Wetter und Mächte der Welt sich eingezeichnet haben.

In diesem Sinne betrachteten die Freunde die braune Ebene, auf welche sie, ernster gestimmt, wieder herabstiegen. Jetzt, nachdem sie den großen Eindruck empfangen, wollten sie dem Detail ihr Augenmerk zuwenden. Aber Egger war kein pedantischer Cicerone; er kramte nicht sein archäologisches Wissen aus, sondern begnügte sich, Carl auf die hervorragendsten Grabmalstrümmer aufmerksam zu machen, culturhistorische Stätten und Momente zu erörtern, auf landschaftliche Reize und Ausdrucksformen hinzuweisen und zu belächeln, wie naiv-wohnlich sich da und dort moderne Genügsamkeit in den antiken Grabstätten einzunisten verstand.

So kam man zum Monumente der Cäcilia Metella, dem stolzesten und besterhaltenen Denkmal an der Via Appia, das, auf der Höhe eines der größeren Wellenhügel der Campagna gelegen, mit seinem marmorblanken Rundbau aus Quadern weithin das Land beherrscht. Die barbarische Fehdelust des Mittelalters brach Schießscharten in das geschlossene Rund, setzte dem feinen Grabtempel plumpe Zinnen auf und fügte ihm Schloßhof und Kirche an, tribut- und zollsüchtig die Straße absperrend. Aber diese jüngeren Zubauten verwittern, und schöner und weißer schält sich wieder die antike Rotunde heraus, deren Fries aus Guirlanden und Stierschädeln das Auge des Kunstsinnigen entzückt. Sie warf einen breiten, gastlichen Schatten hügelabwärts. Fern stieg die Peterskuppel empor und über der Stadtmauer wurde der Statuenkranz des Laterans sichtbar.

Kirchberg stieg vom Pferd und lagerte sich, Fritz folgte seinem Beispiele.

Digitized by Google

„So oft ich an diesem eleganten Mausoleum vorüberkomme," begann Letzterer, „fühl' ich einen leisen Vorwurf, daß ich Junggeselle geblieben! Es muß denn doch etwas Herrliches sein um ein gut geartetes Weib, wenn es eines solchen Denkmals für würdig befunden werden konnte und wenn die zerstörungseifrigsten Jahrhunderte Sorge trugen, daß uns in leuchtenden Lettern der Name dieses Weibes erhalten bleibe."

Kirchberg schnellte halb empor, als fühlt' er sich von einer absichtlichen Stachelrede getroffen und verletzt. Doch das Gesicht seines Freundes war ruhig und lauter. Fritz hatte bei dem Worte ohne Nebenabsicht ausschließlich an sich selbst gedacht oder wenn ja noch an eine Person, so sicherlich nur an Sora Modesta.

Carl zauderte noch eine Weile, dann erwidert' er: „Du lösest mir die Zunge, Freund; ich wollte Dir schon dieser Tage sagen, daß ich liebe, daß ich heiraten will, aber . . . ."

„Wirklich?" rief Egger aus, auf dessen Gesicht sich eine aufrichtige Ueberraschung spiegelte. „Du thust gut daran und wirst mit diesem Entschluß alle Deine Angehörigen beglücken."

„O nicht, wie diese wollen!" wehrte Jener unwillig. „Entweder Carmine oder Keine."

„Carmine!"

„Was wunderst Du Dich? Ich bin kein Courmacher von Profession und müßte mich all' der Aufmerksamkeiten für das Fräulein schämen, wenn sie nicht vom Anfang an einen ernsteren Hintergrund gehabt hätten."

„Carmine! . . . aber bedenkst Du auch, daß Alle, welche auf das neue Geschlecht und Wappen Derer von Kirchberg stolz sind, an der Seite des einzigen Stammhalters ein Edelfräulein zu sehen wünschen?"

„Carmine ist eine Römerin."

„Mit ihrem Taufschein als romantischem Adelsbrief dürfte sie von den Deinigen kaum als ebenbürtig anerkannt werden."

„So ist sie dafür eine Musterkatholikin, eine päpstliche Unterthanin."

„Und die Nichte weiland eines Monsignore oder gar eines Cardinals, wie ich Dir verrathen zu dürfen glaube; aber sie ist nicht bigott."

„Nun dann sollen die Meinen von ihr Herzensadel und wahre Frömmigkeit lernen! Ich bin volljährig."

„Ja, sie ist eine Perle an Geist und Herz . . . den diabolus Rotae zu spielen, fällt mir schwer genug. Aber bist Du ihrer Gegenliebe gewiß? wird sie Dir folgen und von der Mutter lassen?"

„Vorläufig denk' ich in Rom zu bleiben und mich, um keinen Müssiggänger abzugeben, mit einer Capitalseinlage und einigen Stunden

Digitized by Google

Comptoirdienst an dem Bankiergeschäft des wackern Consuls Kolb zu betheilen. Ich habe bereits bei meinem ersten Besuch für diesen Gedanken die Meinungen ausgeholt und ihm nicht abgeneigt gefunden. Damit, daß ich vor der Hand bleibe, gewöhne ich mich am besten an Charakter und Wesen meiner lieben Braut, an den Localton ihrer Ansichten und Lebensweise. Ueber's Jahr, wenn es in Deutschland duftet und blüht, besuche ich mit Weib und Schwiegermutter die Heimat. Geschieht dies mehrmals, so lebt sich Carmine unschwer in die deutschen Verhältnisse ein. Schließlich wird sich's ja zeigen, ob wir uns dies- oder jenseits der Alpen für die Dauer niederlassen sollen."

„Nicht übel," meinte Egger, und mit steigender Wärme fuhr er fort: „Und Deine schonende Sorgfalt ist gewiß der beste Beweis Deiner Liebe. Euch als ein glückliches Paar zu sehen, Du glaubst gar nicht, wie mich das freuen würde. Ich bin dem Mädchen gut, wie es nur immer ein Bruder, ein Lehrer und Mentor sein kann. An der Seite des rechten Mannes ist die Italienerin eine vortreffliche Gattin und Mutter, und vollends Carmine — o, sie ist ein seltener Schatz. Ich könnte mir diesen Edelstein in einer schlechten oder dürftigen Fassung gar nicht denken. Lieber leuchte er für sich allein — so dacht ich mir, ehe Du kamst, staunend, wie herrlich sich das schöne Kind an Leib und Seele entwickelte."

Entzückt horchte Carl auf. Als wollt' er ihm danken, als wollt' er ein stilles Gelöbniß in seine Hände legen, drückt er dem Freunde wieder und wieder die Rechte. Und eh' man sich zu Pferd setzte, warf er sich ihm mit Ungestüm an die Brust. Der Kuß, den er ihm gab, war gewiß der vollen Bedeutung nach ein Verlobungskuß, nur diesmals auf den Mund des Freundes, statt auf die Lippen der Braut gedrückt. Erst nach diesem Gefühlsausbruch war man im Stande, die Sache weiter zu besprechen, und in gehobener Stimmung ritt man in die Stadt zurück.

Dort erwartete den jungen Kirchberg aus dem Gesandtschaftspalais eine Einladung zum Diner. Egger empfing das gleiche Billet; da aber sein ehemaliges Verhältniß zu Carl als das eines Lehrers zum Schüler im Palais bekannt war, so zog er es diesmal vor, fern zu bleiben, denn er mochte auch nicht einen Schatten des Verdachtes aufkommen lassen, als ob er auch in Rom noch seinen Freund bevormunden wollte.

Er gehörte also diesen Abend wieder einmal sich selbst an.

Aber er war in einer eigenthümlichen Gemüthsverfassung. Das Glück des Freundes hatte auch ihn berauscht, dessen Werbemuth auch seinen Muth gehoben, und sein einsames Herz sehnte sich mehr als je nach Liebe. Er, der zwei ihm gleich theueren jungen Herzen zu einem schönen Liebesbunde verhalf, fühlte zugleich doch auch Etwas wie Neid, so weit solcher

Digitized by Google

überhaupt ein edles Gemüth zugänglich findet. Er wehrte nach Kräften dieser selbstischen Anwandlung und rief ein über's andere Mal: „zu spät! zu spät!“ aus.

Aber diese triste Beschwörungsformel vermochte sein Verlangen nicht zu beschwichtigen; es war da als ein schönes Herzensbedürfniß, als ein Feuer, das wirklich brannte — warum also zu spät? Er vergegenwärtigte sich das von mildem Zauber umflossene Bild Modesta's, er wußte sie in seiner Nähe, fast Thür an Thür — oh! und erwog Worte, zündende Worte, ihr Herz zu rühren. Er kannte ihre einfache Hausordnung, kannte jeden ihrer Schritte. Jetzt stand sie in der Küche und bereitete an dem rasch aufzüngelnden Röhrichtfeuer für den herzigen Kleinen und sich das schmale Abendmal; jetzt bringt sie unter Liebkosungen ihren Eugen zur Ruh. Es ist finster in ihrem Stübchen; sie sitzt an der Seite des Kindes und belauscht dessen Athemzüge. Jetzt ist er fest eingeschlummert und jetzt tritt sie geräuschlos noch einmal in die Küche heraus, um an der verglimmenden Herdglut ihre mehrschnäbelige Oellampe anzuzünden, an welcher sie wachen, träumen und sich härmen will, bis ein mildthätiger Schlaf auch ihre Augen überkommt. So heute wie gestern — arme Verlassene! starkes Herz!

Egger sprang auf. Wenn er jetzt, wie um zum „Genio“ zu gehen, sein Zimmer verließ, so mußt' er sie am glutblinkenden Herd erspähen, so konnt' er sie begrüßen, ein paar Worte mit ihr wechseln, ihr die Hand drücken . . . jetzt oder nie!

Und schon trat er aus der Thür. Modesta blickte ruhig auf, als sie seinen Schritt hörte; freundlich und ruhig erwiderte sie seinen Gruß, ruhig fuhr sie fort, ihre Lampe anzuzünden, als er näher kam, und selbst ihre Hand entzog sie ihm nicht.

Fritz aber flüsterte mit brennenden Lippen: „Signora, sind wir nicht thörichte, undankbare Kinder? Wir sollen uns des Lebens freuen und thun es nicht; wir versäumen den letzten Rest der Jugend und haben davon die Reue! Die Tugend, welche Ihr übt, ist für kalte, stolze Herzen. Um die schuldlos verlassene Ariadne zu trösten, kam ein Gott; aber glaubt mir, mehr als ein schöner, wankelmüthiger Gott ist das treue Herz werth, welches ich Euch biete.“

Modesta erröthete und senkte das Haupt tief gegen die drei Flämmchen ihrer Lampe nieder; der Arm, den sie leise abwehrend erhob, zitterte; es zitterte ihre ganze Gestalt am stützenden Herdrand. Noch antwortete sie nicht, noch blickte sie nicht auf, sondern ihre Augen schienen mit den wehenden Flammen Zwiesprach zu halten.

Endlich bewegt sie sich mit dem Licht sachte gegen die Zimmerthür und winkt zu schweigen und zu folgen; dies Alles, ohne Fritz anzusehen.

Digitized by Google

Glückesahnung und Zweifel zugleich durchzuckt diesen, da er den Raum betritt, der sich seinem Sehnen und Drängen noch niemals erschlossen. Heftig schlägt sein Herz — es weiß nicht, welche Entscheidung seiner harrt.

Modesta ist an ihr Bett getreten, dreifaches mildes Licht fällt auf weiße Kissen und Linnen, und des Mannes Seele durchschaudert's wunderbar.

Und wieder winkt sie Schweigen und schlägt leise, leise die Decke zurück und — da liegt nun, von der hoch gehaltenen Lampe beleuchtet, im seligsten Kindesschlummer der kleine Eugen!

Egger blickt vom Kind zur Mutter auf, deren Antlitz vor Stolz und Freude glänzt, deren verklärtes Auge dem seinen nicht ausweicht.

„Ein Amorino, ein wahrer Amorino!" ruft Fritz gedämpften Lautes aus. Und drängender fährt er fort: „Ich will sein Vater sein, Modesta! O wie schön, wie reich an Liebe muß Dein Herz sein. Hörst Du mich, Geliebte? Vergessen wir in glücklicher Stunde Welt und Fesseln."

Die Lampe auf den Tisch stellend, ängstlich ihr Kleinod wieder verhüllend und sich mühsam aufrichtend erwiderte die Mutter, in einem Tone, der nach Festigkeit rang: „Ich will, daß er sich niemals seiner Mutter zu schämen brauche. Und sein Schlaf ist mir heilig."

„So seid Ihr selbst eine Heilige, Signora!" stöhnt Egger drauf, scheu zurücktretend, mit unsäglichem Weh' in Wort und Herzen.

„O nein, nein!" jammert das Weib, plötzlich in Thränen ausbrechend und krampfhaft an das Herz fühlend. „O daß ich's wäre, Federigo! Du weißt nicht, was ich leide. Ich wollte, daß greis mein Schädel und träg mein Blut und daß ich nichts wüßte von Liebe als nur für mein Kind."

„Du liebst also? Du liebst mich, Modesta?" jubelt Fritz auf. „Laß' fahren die Sorgen; einst wird Eugen unseren Bund begreifen und ihn segnen. O meine süße Modesta, o mein Weib!"

Und schon hielt er sie innig umschlungen und bedeckte ihr Antlitz mit feurigen Küssen.

Sie aber wehrte ihm, wehrte ihm mit verlangender Seele und mit widerstrebenden Armen — unseliger Kampf, davor ein Gott in Mitleid erbeben, darüber das Herz des Menschenfreundes brechen könnte!

„Laß ab, laß ab!" bat Modesta mit ersterbender Stimme. „Ich ertrag' es nicht, ein verlornes Weib zu sein, nicht das Glück und nicht die Schande!"

Und mit Riesenkraft sich entwindend, eilt sie ans Bett und reißt den schlafenden Knaben in ihre Arme und ruft mit dem Aufschrei einer zu Tode gequälten Seele: „Sei du mein Schützer, wie ich Dich beschütze bei Tag und Nacht! Kind, rette Deine Mutter!"

Digitized by Google

Als der kleine Eugen seine sturmbeschwichtigenden Kindesaugen aufschlug, war sein erstes Wort: „Warum ist der bon Dottore so bleich? Mama, ist er krank?“

„Ja, mein Kind!“ bestätigte Modesta mit erzwungener Fassung: „er ist krank, und ich will ihm in der Küche Etwas bereiten, das den Schmerz stillt! Inzwischen sei recht lieb und artig mit ihm.“

So, mit blutenden Herzen spielten die Beiden Comödie vor den fragenden Blicken des Kindes.

Als Fritz aus dem Stübchen taumelte, war ihm, als käme er aus einem Grab, darin all' sein Lieben und Leben zurückgeblieben. Er irrte in die Nacht hinaus, irrte durch Gassen und Gäßchen und wurde, ein Schiffbrüchiger, endlich an die gastliche Schwelle des „Genio“ verschlagen. Als er sich im Kreise der Tischgenossen sah, wußt' er nicht, wie er hiehergekommen.

Sora Modesta aber weinte und schluchzte die Nacht hindurch. Ihre Thränen brannten um so schmerzlicher, als sie dieselben vor ihrem Kinde zu verbergen suchte. Sie küßte und herzt' es mit heftiger Zärtlichkeit. Eugen weinte in der Mutter Armen, und eh' ihm wieder die Augen zufielen, fragt er mehr als einmal: „Mama, bist auch Du krank?“

Er ahnte nicht, wie weh' diese Frage that.

Begreiflicher Weise nahm Egger diesen Abend an der Unterhaltung der „Genio“-Gesellschaft nur geringen Antheil; seine Gedanken weilten anderswo; in seinem Herzen zitterten Hoffnung und Enttäuschung nach und der Sturm der Aufregung hatte sich noch nicht völlig gelegt. Obwohl er Mannes genug war, sich Andern gegenüber zu beherrschen, so lud sein Gesicht doch nicht wie sonst zu einem heitern Kampfe mit Stichelreden ein. Man ließ ihn daher, nachdem man sich nach dem Verbleiben seines jungen Freundes erkundigt, möglichst unbehelligt. Ohnehin war man heute weniger lebhaft als sonst, oder aber der Wolkenschatten auf dem Einen Gesicht trübte den ganzen Himmel der Geselligkeit.

Fritz erinnerte sich, seinen Schlüssel zum Appartamento der Sora Vittoria dem voraussichtlich später nach Hause kehrenden Freunde abgetreten und sich mit keinem zweiten versehen zu haben. Er wollte daher zeitlich aufbrechen, um seine Hauswirthin und deren Gäste nicht mit Glockengeklingel wecken zu müssen, Einlaß begehrend. Dem widersetzte sich aber Fra Filippo: „Nichts da, Doctor. Wir gehen zusammen und Sie schlafen bei mir; meine Kammer ist geräumig, ich trete Ihnen den weichen Theil des Bettes ab und lagere mich mit dem Strohsack auf den Boden. Als Missionär bin ich nicht verwöhnt und weiß mich in noch viel schlimmeren Fällen zu behelfen.“

Egger willigte ein; es drängte ihn eigentlich gar nicht Hause, und heute noch einmal an Modestas Thür vorüber zu müssen, hätte ihn Ueberwindung

Digitized by Google

gekostet. Er empfand eine zugleich schmerzliche und heilige Scheu vor dieser Schwelle.

Die Theilung des Lagers vollzog sich verabredetermaßen, nur daß nach wechselseitigem Nöthigen und Weigern der Mönch schließlich mit dem Strohsack im Bett verblieb und Fritz, weicher liegend, auf dem Estrich sich's bequem machte.

Man sprach noch von Diesem und Jenem, eh' sich der Schlaf einstellte, obgleich sich Egger meist auf's Zuhören beschränkte und selbst dieses ein getheiltes war.

Doch welchen Ton schlug der Frate jetzt an? Sonderbar — unglaublich — spricht der feurige Genzanowein aus ihm? redet er irre?

Sein, des Doctors Gesicht — erzählte der Carmeliter geheimnißvoll — habe ihm vom ersten Augenblick Vertrauen eingeflößt; in seiner Nähe fühle er sich sicher, er bitte, ihn nicht zu verlassen, denn er sei ein Verfolgter. Mörder seien ausgeschickt, ihm aufzulauern, alle Welt sei bestochen, ihn zu verrathen. Er kenne seine Feinde, aber sei machtlos, da man ihm keinen Glauben schenke. So könne er nur fliehen, sich da und dort verbergen und müsse beständig auf seiner Hut sein. Nicht die Jesuiten seien die Schlimmsten, sondern die Benedictiner, die ihm aufsäßig geworden, als in seinem Heimatsconvent zu Pittsburg die Madonna „vom guten Rath" wunderthätig zu wirken begonnen. Es geschehe aus purem Neid, daß sie ihm nachstellten, denn zu ihrer Madonna sei noch keine Seele gepilgert, vor ihr habe noch kein Brandytrinker sein Laster abgeschworen. Sie hätten gegen ihn die Rothhäute aufgebracht, ihm auf langer Prärienwanderung den Proviant wegstehlen lassen und das Schiff angebohrt, auf welchem er über den Mississippi setzen wollte. Und konnten sie ihm nicht schaden, so neckten sie ihn doch; so finde er Teufelsfratzen in seinem Brevier, Weiberwäsche unter seinen Effecten und Spinnen in seinem Kelch. Der Argen Aergster sei Pater Fridolin; er habe denselben, wie sehr er auch stets vermummt war, jetzt unter den Passagieren, jetzt unter den Matrosen am Bord der „Cimbria," jetzt in der Kajüte, jetzt auf dem Zwischendeck herausgefunden und sich nur dadurch vor dessen Gift zu wahren gewußt, daß er auf der ganzen Ueberfahrt fast nur mit kalten Speisen sein Leben fristete. Um dem Feind zu entkommen, sei er schon in Havre ans Land gestiegen, aber sowie Jener diese Flucht merkte, habe derselbe sich vom enteilenden Schiffe in die See geworfen, um schwimmend und landend sein Opfer vor Abgang des nächsten Trains noch einzuholen. In Marseille sei er Tag und Nacht von einem Hotel ins andere, aus einer Straße in die andere bis zum Hafen hinaus von zwei Strolchen verfolgt worden; als Dritten im Bunde und als Hetzer habe er ganz deutlich den Pater Fridolin erkannt. Um die Mörderbande irre zu führen, hab' er sich auf dem Postdampfer einschreiben lassen,

Digitized by Google

aber vor dessen Abfahrt sich insgeheim auf ein früher auslaufendes italienisches Boot geflüchtet. So sei er mit einem kleinen Vorsprunge in Rom angekommen, aber er dürfe sich dessen nicht freuen, denn wahrscheinlich sei ihm schon wieder der Verfolger auf der Spur und habe wohl auch schon unter den „Genio"-Gästen seine Vertrauten. Und wenn er schon hier das Leben lassen müsse, so solle die Welt wenigstens wissen, wer die Hand dabei im Spiel gehabt, und die Meuchlersippe kennen lernen.

So erzählte und phantasirte der unglückliche Mönch, und wenn Fritz im wirren Durcheinander sich auch an die scheinbar vernünftigsten Gänge des Raisonnements hielt, so mußte er sich doch fragen, wie dieser gesunde, tüchtige und praktische Mann zu all den peinigenden Vorstellungen gekommen? Daß dieselben dem Aberwitz angehörten, daß der Mann am Verfolgungswahn litt, war länger nicht mehr zu bezweifeln. Quälend drohte das furchtbare Nachtleben des Gefährten auch Egger's Hirn umspinnen zu wollen und doch kannt' er nicht einmal noch die Grenzen des Spukes, denn immer toller und wüster wurden Fra Filippo's Reden und Bilder — er erzählte nicht mehr, sondern sah und erlebte, und was er schaute und im Traum durchmachte, begleitete er mit furchtbaren Ausrufen. Rauchgeschwärzt tauchte seines Feindes Antlitz aus der Glutstätte des Dampfers empor, die gewaltigen Arme desselben rasten in der Maschine, trieben Rad und Schraube, um das Schiff zum Scheitern zu bringen; er hielt das Steuer gefaßt, er folgte als beutegieriger Hai, er sprang als Raubthier aus des Urwalds Dickicht, vertrat ihm höhnend den Weg auf die Kanzel, mischte mit Unrath seinen Opferwein, umlauerte ihn als italienischer Bandit und warf sich mit gezücktem Dolch auf den Schlummernden.

Und Fra Filippo sprang vom Strohsack, zündete ein Licht an und leuchtete unters Bett, hinter den Kasten, gegen die versperrte Thür, an die geschlossenen Fensterbalken — erst hastig, dann ruhiger, erst wild erregt, dann besonnener.

Fritz verfolgte den Paroxismus des Frate mit wachem Ohr und halbgeschlossenen Lidern. Er regte sich nicht, athmete kaum, aber seine Schläfen pochten; sein Wille stählte die Spannkraft der Glieder und auf's Aeußerste gefaßt, sann er nach, wie einem Wuthausbruch des Zimmergenossen zu begegnen sei.

Jetzt sah er, wie der Kranke vor ihm hielt, sich über ihn beugte und ihm in's Gesicht leuchtete — und er durfte mit keiner Wimper zucken.

Des Mönches Mienen drückten Schrecken und Wuth aus, doch nur kurze Zeit. Sie glätteten sich; er schien den vor ihm Liegenden zu erkennen oder doch für harmlos und ungefährlich zu halten.

Digitized by Google

Diesen günstigen Augenblick nahm Egger wahr; er that, als wehrt' er halb unbewußt einem einfallenden Lichtstrahl, that, als erwacht' er eben und fände sich nicht gleich zurecht, und fragte dann mit freundlichem Erstaunen: „Sie noch wach, Hochwürden? Es muß doch schon spät sein, oder besser vielleicht schon früh am Morgen. Verzeihen Sie, wenn Ihre interessanten Erlebnisse mich in den Schlaf gelullt, auch Scheherazade's wunderbare Beredtsamkeit wirkte wie Mohn. Oder hab' ich zu lebhaft geträumt, hab' ich geschnarcht? und Sie erinnerten sich nicht sogleich, welche unbequeme Einquartierung sich Ihre Gastfreundschaft aufgeladen?"

„Mir muß der ungewohnte Wein — wie heißt er nur gleich? — etwas zu Kopf gestiegen sein," erwiederte Fra Filippo kleinlaut; „allerdings vergaß ich einen Augenblick auf Ihre liebe Gegenwart. Aber fürchten Sie keine Störung mehr. Nochmals gute Nacht!" —

Als wär es nicht schon genug, eine Nacht an der Seite eines Geisteskranken zubringen zu müssen, ohne ihn verstehen und ihm helfen zu können, bekam Egger noch eine Scene zu belauschen, die seinem offenen Herzeleid gegenüber wie der grausamste Spott sich ausnahm. Schon während des kläglichen, wilderregten Zustandes des Frate hört' er aus nächster Nachbarschaft ab und zu rasches, jäh abbrechendes Geflüster. Er achtete nicht weiter darauf, so lange all seine Aufmerksamkeit und Theilnahme vom Stubengefährten in Anspruch genommen war.

Nun dieser sich beruhigte und allem Anscheine nach in tiefen Schlaf versank, sucht' er zu errathen, was den nebenan die Nachtruhe störe. Selbst schlafen konnt' er ohnehin nicht; ihm fieberte im Kopf und im Herzen, und seine Sinne waren krankhaft geschärft.

Er orientirte sich unschwer; an seine heutige Herberge mußte die Wohnung der Sora Filomena stoßen. Das nächstgelegene konnte ihr Schlafgemach sein; sonach war er nur durch eine dünne Wand von der lachenden Strohwitwe, von Modesta's ungleicher Schicksalsschwester, geschieden. Ja, das ist ihre Stimme, ihr Lachen, und das kann wohl nur ihr süßes Liebesgeflüster sein. Oh, es fiel wie siedend Oel in die frische Herzenswunde Eggers! Ein glühender Rost däuchte ihm sein Lager; kein Büßer kasteite sich je grimmiger, als er litt.

Oh, wer reulos genießen könnte, wie diese Weltkinder! seufzte er tiefstinnerlich. Wie sagtest Du, meine Heilige? „Ich ertrüg' es nicht, ein verlorenes Weib zu sein, nicht das Glück und nicht die Schande." Auch nicht das Glück! Wie arm die Tugend machen kann! Aber, Du meine Heilige, lacht uns das Schicksal nicht selbst in's Gesicht? Sieh, hier zu meiner Linken eine süße Hölle und zur Rechten ein Auserwählter, der von allen Schreckgespenstern des Wahnwitzes gepeinigt wird, und ich, Dein treuer Verehrer,

Digitized by Google

schuldlos — welch' bitterer Trost! — schuldlos im Purgatorio zwischen Beiden! Und was hast Du davon, daß Du so hoch über Sora Filomena stehst als der Himmel über der Erde? Wohl Dir, wenn sich Dir niemals diese Frage aufdrängt!

Und er horchte abermals auf, ihm war, als sollt' er auch die zweite Stimme in des Liebestammelns Raserei erkennen. Ja — und Blut und Gedanke stieg ihm gleichzeitig zu Kopf — ja wenn er's wäre, Carl, Carminens Verlobter, der draußen beim Denkmal der Cäcilia Metella in seine Hand und an seinen Lippen den Treuschwur gethan?! Nein, nein, wehrte der Gefolterte, es ist nicht möglich! Und er hauchte mit brennendem Athem vor sich hin: Carmine, Filomena! gleichsam als wollt' er sich überzeugen, daß es nicht angehe, Beide in Einem Athemzug zu nennen. Und doch, er lauschte wieder und konnte den Verdacht nicht bannen, den Stachel nicht los werden, der sich tiefer und tiefer in sein Herz bohrte. Kam Carl nicht von einem feinen epikureischen Male? Fritz wußte aus eigener Erfahrung, daß Freisinn und Lebenslust im gesandtschaftlichen Palais, wo ein Junggeselle residirte, mit am Tische gesessen. Und wenn Filomena in verschwiegener Stunde den Heimkehrenden anlachte: oh, wer konnte der verführerischen Schönheit dieser Sirene widerstehen? Fritz hatte seinen jungen Freund mit Vergnügen in jenen heiteren Kreis treten sehen; er wollte, daß dessen Lebensmuth geweckt werde, er hätte ihm unter anderen Umständen gern ein Schäferstündchen in weichen Armen gegönnt — aber Carminens Bräutigam in Filomenas Schlingen, das reine holde Kind um einer selbstsüchtigen Buhlerin willen vergessen, wenn auch nur einen Augenblick, einen Augenblick getrübter Zurechnungsfähigkeit lang vergessen: das schnürte sein Herz zusammen. Er stöhnte tief auf und warf sich auf die andere Seite. Am liebsten wär' er aufgesprungen, das Haus mit der Frage durchgellend: Ist Carl zurück? schläft er in seinem Zimmer, seinem Bett? ist ruhig sein Schlaf und schlägt sein Herz reulos? Ach, daß er seinen Zögling noch wie einst richten gedurft! Aber wenige Stunden waren erst seitdem verflossen, da er selbst vor den fragenden Blicken eines Kindes die Augen niederschlagen mußte.

Es war ein wohlthätiger Strahl der Morgensonne, welcher endlich in Fra Filippo's Zimmer drang, Spukgestalten bannend, Gedanken klärend und Empfindungen läuternd. Ob er auch schon nebenan die schöne Sünderin weckte und ihres Gewissens Fackel entzündete? Ob wirklich Carl ihres süßen Frevels Genosse gewesen? Egger dachte zunächst weder an ihn noch an sie, noch an die entsagende Dulderin Modesta. Die Eindrücke der letzten Nacht lagen chaotisch schwer auf seiner Seele und sein Denken war dumpf. Er sehnte sich aus der Nacht in den Tag, aus dem Kerker in die Freiheit,

Digitized by Google

aus dem Engen in's Weite. Ihm verkündete der Sonnenstrahl Klarheit und Befreiung.

Von seinem räthselhaften, unglücklichen Gastfreund, der ruhig und noch schlummerbedürftig schien, nahm er mit kurzen Worten Abschied und eilte, ohne zuvor sein Zimmer zu betreten, auf die Straße. Gleichgiltig wohin, nur nicht unter Menschen! Er wollte sich ergehen und auf dem Wege Sammlung und Gleichmuth wiederfinden. So zog er Hügel ab und Hügel an gegen die hehr thronende Maria Maggiore, und von da nach dem noch stilleren Lateran. Daß er durch volkreichere Gassen den Rückweg einschlug, wurde er kaum gewahr, so sehr war er noch mit sich selbst beschäftigt.

Nach Hause kommend, traf er Carmine allein; die Mutter war auf dem Gemüsemarkt. Erst bei dem Anblick des lieblichen Mädchens war es ihm, als seien nun alle Schatten der Nacht geschwunden. Nicht Schuld noch Wahn hafteten an der magdlichen Erscheinung, welche Schönheit, Jugend und Glückeswürdigkeit mit noch schlummernden Wünschen war. Eggers Seele und Mienen heiterten sich auf vor diesem Bilde.

Er wurde aber mit Vorwürfen empfangen. „Ihr habt uns in Angst und Sorge versetzt, Sor Federigo," begann Carmine. „Warum sagtet Ihr uns nicht, daß Ihr die Nacht über ausbleiben wolltet? Wohl errieth wir, daß Ihr keinen Schlüssel bei Euch hattet, aber Mama und ich hofften von Stunde zu Stunde, daß sich die Klingel rühren würde. Erst heute Morgen erfuhren wir, daß Ihr bei Fra Filippo unten geschlafen. Das war nicht nothwendig, und es war recht garstig von Euch, uns solche Besorgniß zu bereiten. Wartet nur, bis die Mama nach Hause kommt "

Rasch entschlossen, die günstige Gelegenheit zu benützen, um einen Blick ins spröde Herz des Mädchens zu thun, erwiderte Fritz: „Ei, ei, strenge Carmine, wie konnt' ich solche Theilnahme voraussetzen? Gelt' ich denn noch Etwas bei Euch?"

„Welche Verstellung! Als ob Ihr nicht wüßtet, daß Ihr fast den Beichtvater bei mir ersetzt."

„Es ist eine eigene Sache um so einen weltlichen Beichtvater; er wird nur in die schönen und harmlosen Geheimnisse seines Beichtkindes eingeweiht."

„Setzt Euch in den Beichtstuhl, dann beicht' und bekenn' ich Euch auch die anderen."

„Es käm' auf die Probe an. Sollte der Unterschied zwischen beiden Bekenntnissen ein so unerheblicher sein? Wer's glaubt . . ."

„Dottore!"

„Ihr laßt mich längst nicht mehr in euren Augen lesen."

Digitized by Google

„Längst!“

„Oder doch seit einiger Zeit.“

„Das heißt billig beigeben.“

„Gleichviel; zwischen Längst und Jetzt und näher dem Letzteren liegt doch Etwas, das vielleicht nur der wahre Beichtvater zu errathen bekäme.“

„Auch der nicht!“

„Noch nicht?“

„Ihr werdet unausstehlich, dafür, daß man um Euch in Sorge ist; auch Euer Freund Carlo fragte schon zweimal recht ängstlich nach Euch.“

„Bei Euch? Uebrigens ist dieser Vorwurf nicht unverdient — wer weiß, wie lange wir ihn noch haben.“

„Reist er schon so bald wieder?“

„Seine Familie will, daß er sich häuslich niederlasse und heirate.“

„So hat er wohl schon eine Braut?“

„Fast glaub ich's.“

„Ist sie schön und gut?“

„Wozu diese besorgte Frage?“

„Weil ich glaube, er müsse immer was Gutes und Freundliches um sich haben, damit er nicht wieder traurig werde.“

„War er's? und ist er jetzt anders?“

„Schaut ihn Euch selbst an; warum kam er so melancholisch hieher, wenn er eine Braut hat, die ihn liebt?“

„Ihr bezweifelt also, daß er Bräutigam ist?“

„Was geht es mich an? Ich mag nicht vermuthen, wo Ihr bereits wißt. Behaltet übrigens euer Wissen für Euch.“

Und damit kehrte das aufgeweckte Kind dem Inquisitor den Rücken.

„Ei du Schlänglein mit dem Taubenherzen!“ rief ihr, aber leise für sich, Egger nach; „übrigens hast du doch mehr verrathen, als du vielleicht wolltest — ich weiß, was so bald zu erfahren ich kaum hoffen konnte, und bin zufrieden. Glückesahnung ist in dein Herz gezogen und hat deinen Witz behende, dein Zünglein beweglich gemacht. Und er ist deiner nicht unwürdig, er kann's nicht sein ... es war ein verleumderischer Spuk der Nacht! Deine glückliche Zuversicht kann nicht trügen. Die ernste Carmine munter, und der melancholische Carl wie umgewandelt und dem Leben wieder gegeben: o, junge Herzen finden und verstehen sich so schnell, daß sie mit einander schon im Klaren sind, wenn wir mit unseren alten Sinnen aufzumerken beginnen.“

Es war eine reine Freude, mit welcher er so das Glück der beiden ihm so lieben Herzen überdachte. Seine Theilnahme hatte sich von aller selbstischen Beimischung gereinigt. Auf die Stunde, in welcher ihn selbst

Digitized by Google

gestern die Entscheidung getroffen, blickte er wehmüthig wie auf die Spuren eines Sturmes zurück, welcher Klärung brachte, wenn er auch eine schöne Hoffnungssaat vernichtete. Dafür sproßte und blühte die Hoffnung des theuren jungen Paares um so herrlicher; das richtete ihn auf und macht' ihn seines eigenen Unglückes im aufrichtigen Antheil an dem Glück der Freunde vergessen. Schon berechnet' er den Tag, da Carl von Kirchberg entweder unter Zustimmung seiner Angehörigen oder aber Jenen zum Trotz als Eigenberechtigter vortreten und von Carminens Lippen den Brautkuß werde empfangen können. Er fühlte eine wahre Ungeduld nach diesem beseligenden Augenblicke, als fürcht' er instinctiv die Wetterwendigkeit des Glücks, auch wo es mit andern als bloß seinem Herzen spielt.

O Ahnung, die so selten täuscht, wenn sie Unheil kündet!

Es war um Mitternacht, der Tag hatte schön geendet; man hatte den Abend traulich verplaudert, Carl und Carmine hatten sich häufiger die Hände gedrückt und innig und inniger einander in die Augen geguckt. Ersterer hatte sich lyrisch, schmachtend, liebekrank wie ein rechter Bräutigam gegeben — es war um Mitternacht, als es leise an Eggers Thür pochte. Auf seine Frage: „Wer ist's? Was gibt's?" wurde ihm geantwortet: „Laßt mich ein, Sor Federigo; es darf Niemand geweckt werden, ich habe nur zu Euch Vertrauen."

Er erkannte Vittoria's, seiner Hauswirthin, Stimme; sie klang besorgt.

Er öffnete und die würdige Donna kam flüsternd auf ihn zu: „Der Kaufmann aus Perugia, der gestern eingezogen, ist plötzlich erkrankt. Ich wollt' eben zu Bette gehn, machte aber noch die Runde, um zu sehen, ob Alles in Ordnung sei. Als ich an seiner Thür vorüberkam, hört' ich ihn ächzen. Ich habe mich überzeugt, daß der Fall kein unbedenklicher ist."

„Plötzlich — kein unbedenklicher: was meint Ihr damit, Signora?"

„Ich kenn' Euch als muthigen Mann und nehme Eure Hilfe in Anspruch, also darf ich Euch meine Besorgnisse nicht verschweigen. Der Zustand des Kranken scheint leider zu denjenigen Fällen zu gehören, welche von den Aerzten aus begreiflichem Interesse nicht beim rechten Namen genannt werden."

„Um Gotteswillen, die Cholera? Also wirklich Cholerafälle? Bei diesem Fremdenandrang!"

„Pst! ich bitt' Euch! Wir müssen ruhig handeln."

„Wo liegt der Mann?"

„Im Hinterstübchen, mit der Aussicht auf's Hausgärtchen."

„Thür an Thür neben Carl? Schrecklich, ihn tödtet die Furcht, wenn er nur davon hört."

Digitized by Google

„Fürs Erste müssen wir daher das Bett des Kranken möglichst weit von der gemeinsamen Wand entfernen und ihm selber eindringlich Ruhe empfehlen. Dann muß ein Arzt gerufen werden. Dr. Parenti wohnt uns am Nächsten und ist ein erfahrener Mann — hier die Adresse: Angelo custode, das Haus neben der Apotheke, zweiter Stock. Ich kann der Tochter wegen nicht fort — geht also Ihr, bon Dottore! Und nehmt für alle Fälle aus der Apotheke einige Limoni und etwas Ricinusöl mit. Ich stell' Euch eure Schuhe vor das Thor des Appartamento und laß' es offen, vergeßt Zündhölzchen und Wachskerze nicht. Mich trefft Ihr in der Küche. Nur Eile und kein Geräusch! . . . Doch zuvor müßt Ihr mir ja noch das Krankenbett auf die andere Seite bringen helfen."

Die Umsicht und Fassung der würdigen Donna machte Egger zum willfährigen Werkzeug und Boten. Er sah den Erkrankten und schloß von dessen unsympathischem Aeußern auf einen ausgedorrten Junggesellen, auf einen geizigen Alten, an welchen Samariterdienste zu verschwenden, ein reines Geschenk der Menschenliebe war.

Auf dem Weg zum Arzt erwog Fritz, obwohl von Haus aus muthig, mit Schaudern die Ueberfüllung Roms, den verheerenden Charakter der Cholera und den Beginn der sommerlichen Fieberzeit. In wenigen Tagen erreichten die kirchlichen Feste ihren Höhepunkt. Die Forestieri, andächtige und profane Festgäste, zählten bereits nach vielen Decaden von Tausenden und noch täglich, stündlich nahten neue Scharen von Pilgern und Schaulustigen auf den Schienenwegen, auf schnellen Schiffen und auf den staubigen Campagnastraßen. Und unter diese alle sollte die Cholera fahren? Fürchterlich, grausam! Der apostolische Himmelspförtner, dem zu Ehren man erstaunlichen Aufwand machte, und die neue Schar von Heiligen, denen man als erklärten Wunderthätern Cult, Tempel und Altäre feierlich zuerkennen wollte, sollten nicht besser für ihre Verehrer und Gäste aus allen Theilen der Welt zu sorgen vermögen? Das wäre die ungeheuerlichste und bitterste Ironie.

Und doch mehrten sich die bedenklichen Erkrankungs- und Sterbefälle, und was der Prete, der Hotelier, der Custode, was die Curie und das ganze mitinteressirte Rom laut zu nennen krämerschlau vermieden, ging heimlich von Mund zu Mund, der Name Cholera. Erst, als im nahen Albano in wenigen Stunden dem Würgengel Hunderte erlagen, als man im allgemeinen Schrecken Nachts qualmende Scheiterhaufen zündete, händeringend die Schutzpatrone umlagerte, barfüßige Bittgänge veranstaltete oder aber, von Freunden, vom eigenen Fleisch und Blut verlassen, mit einem gräßlichen Fluch auf den schwarzen Lippen verschied; als die Sommerfrischler aus Rom wieder dahin zurückflüchteten, um, statt von der rechten, von der linken Hand des Todes gefaßt zu werden, und als die Zuaven herbeieilen mußten,

Digitized by Google

Todtengräberdienste zu verrichten: erst dann fiel die Larve und nannte man das Ding bei seinem Namen. Allerdings waren da die festlichen Tage bereits vorüber, war die Ernte bereits eingeheimst. Als ungebetene Nachfeier konnte ihr die Cholera keinen Eintrag mehr thun.

Die Erkrankung des Kaufmanns aus Perugia war einer derjenigen Fälle, in welchen sich die Epidemie vorerst nur anmeldete. Der Arzt, welcher in der Nacht zum Patienten gerufen worden, schüttelte den Kopf, schwieg gründlich und verordnete energische Mittel. Aber es stand nicht bloß das eine Leben auf dem Spiele — das Miethhaus war bis ins letzte Gemach besetzt: verlautete von dem bedenklichen Zustande des einen Hausgenossen, so konnte panischer Schrecken alle übrigen ergreifen und die Herberge in ein Lazareth verwandeln. Es war daher äußerste Vorsicht vonnöthen, der Wissenden konnten nur wenige Verläßliche sein und keine Veränderung im Hause sollte die Arglosen stutzig machen.

Dem still waltenden Geiste Donna Vittoria's gelang es, jeden aufregenden Verdacht von den Gesunden fern zu halten, und ihre großherzige Fürsorge sah sich auf's Schönste belohnt, als der Arzt am dritten Tage erklärte, der Patient habe das Schlimmste überstanden und bedürfe nur mehr stärkender Ruhe.

An eben diesem dritten Tage aber war's, daß der junge Kirchberg, dessen Kommen, Weilen und Gehen bisher keine besondere Befangenheit verrieth, zu ungewöhnlicher Stunde eintrat und hastig nach Fritz verlangte. Er ging diesen mit scheinbarer Ruhe an: „Ist es wahr, Fritz, daß wir in Rom die Cholera haben?"

„Einige wenige verdächtige Fälle sind verbürgt, alles Uebrige ist Gerede der Müßigen und Aengstlichen. Bedenk' aber auch den Fremdenandrang und die Jahreszeit. Einige Kranke oder Todte mehr böten in den gegenwärtigen Tagen kaum etwas Auffallendes."

„Und gerade unser Haus sei ein Herd der Epidemie, hört' ich im Café de Rome erzählen."

„Ich weiß zur Stunde im ganzen Hause nur eine einzige Person unwohl, und selbst diese befindet sich nach ärztlichem Ausspruche entschieden auf dem Wege der Besserung."

„Der Arzt wurde in der Nacht gerufen und es ging sehr ängstlich und heimlich zu, erzählt man sich. Ich mußte an Carmine denken und eine unerklärliche Besorgniß trieb mich nach Hause."

„Carmine hat den starken Geist der Mutter. Sei versichert, Carl, es ist Nichts."

„Ich glaube Dir ja und bin für meine Person durchaus nicht ängstlich; aber wenn wir für alle Fälle denn doch an ein sicheres Asyl in den Bergen

Digitized by Google

dächten? . . . Ich will mich noch heute erklären, um ein Anrecht zu haben, prophylaktisch einzugreifen. Ich finde früher keine Ruhe."

„Ich wehr' es Dir nicht, lieber Carl, aber vor der Hand . . ."

„Ist keine Gefahr zu besorgen, ich weiß es. Doch versprich mir, wenn sich die Anzeichen mehren sollten, mich davon zu verständigen; es ist immer besser, wenn ich's von Dir, als durch entstellende Gerüchte erfahre. Mich brauchst Du nicht zu schonen, denn für meine Person bin ich nicht ängstlich."

„Verlass' Dich darauf. Und sag' mir: bleibt es bei dem für heute beabsichtigten Spaziergang nach der Acqua acetosa, welche Goethe so gern besuchte? Mama und Carmine könnten mitgehen."

Fritz hätte gern anders gefragt. Des Freundes verstörtes Wesen rief ihm, er wußte nicht wie, das Liebesgeflüster der schrecklichen Nacht ins Gedächtniß. Und seltsam wehmüthig wollte ihn der Ton berühren, in welchem Kirchberg antwortete:

„Nimm mir's nicht übel, guter Fritz, ich möchte heute lieber mittels einiger Briefe die Entscheidung aus der Heimat beschleunigen. Und wenn Mama Vittoria Abends auch für mich decken ließe und wir wieder so traulich wie vor einigen Tagen beisammen säßen, so würde mich's heute gar nicht mehr gelüsten, auszugehen. Wie gesagt, ich möchte mich heute aussprechen."

„Ich will den goldenen Tropfen beistellen und zur Eifersucht der süßen Braut erzählen, daß das Bundessiegel, draußen bei der Cäcilia Metella, zuerst auf meine unwürdigen Lippen gedrückt worden."

Das sollte scherzend klingen.

Es kam nicht mehr zum goldenen Tropfen, nicht zum traulichen Beisammensein, zum Liebesbekenntniß, zum Brautkuß — wohl aber ging Carl von Kirchberg nicht wieder aus; er wurde getragen, da ihm seine Freunde das letzte Geleite gaben.

Er war nicht ängstlich für seine Person — traurige Selbsttäuschung! Der Muth hatte seinen Posten verlassen und der schleichende Tod bei unbewachter Pforte Eingang gefunden. Dieser verwüstete und brach das schöne junge Leben in wenigen Stunden.

Als er sich die Beute schon völlig gesichert sah, trat er für Augenblicke bei Seite, um sich triumphirend daran zu laben, wie die armen Lebenden von dem Sterbenden Abschied nahmen. Heute Dieser, morgen Ihr — meines Reiches ist kein Ende!

In einem Blicke unsäglicher Liebe und unsäglichen Weh's auf Carmine, in einer leisen Handbewegung, die verlangend und ängstlich abwehrend zugleich war, in dem klagenden Hauche: Carmine! weilte, zuckte und tönte noch das scheidende Leben — dann blieb von Carl von Kirchberg nichts als eine erstarrende Leiche.

Digitized by Google

Egger stierte sie an. Ein Wort des Bekenntnisses oder der Widerlegung von den kalten Lippen, welch' kostbares Vermächtniß wär' es für ihn gewesen! Fiel wirklich ein Schatten tragischer Schuld auf dieses geknickte Leben? Fritz verschloß die Frage in seiner Freundesbrust als nagenden Zweifel.

Er ist todt! bestätigte tonlos der Arzt und Todtengebete intonirten die geschäftigen Lippen der beiden Geistlichen.

Aber Carmine entriß sich dem Arme der Mutter und warf sich auf den Todten, aufschreiend: „Nein, er ist nicht todt . . . er muß leben, er ist mein!"

Als man sie aufhob, schien sie eine Leiche, gleich ihrem Geliebten.

Die Glocken Roms hatten noch insgesammt den Triumph der neuen Heiligen zu verkünden — kaum ein einziges Geläut wollte sich zu einer Todtenklage hergeben, als man Kirchberg auf offener Bahre nach dem Campo santo der Deutschen trug. Es ist dies ein kleines Leichenfeld neben der riesigen Peterskirche. Hinter der Bahre folgte der Mann, welcher die Todtentruhe trug, und zwar so auf dem Rücken trug, daß sie weit über seinen Kopf hinausragte. Zu den Seiten schritten Bruderschaftsmitglieder, vermummt, mit spitzen Kapuzen auf dem Kopfe und brennenden Wachsfackeln in den Händen. Mönche mit vollen Bärten und geschorenem Scheitel psalmodirten hinterdrein, und die Leidtragenden aus der deutschen Colonie, welche den blonden Mann rasch liebgewonnen hatte, gingen gesenkten Hauptes. So der Grieche, der schwäbische Freund des Cardinals, der Romantiker, der Erbe und das alte Kind — insgesammt lebende Reste einer verklungenen Zeit, ein junges Leben zu Grabe geleitend, dem die Zukunft gebührte! Und doch, hätte man sie auf's Gewissen gefragt, diese gewiß ehrlichen Trauergäste, sie hätten heimlich bekannt, daß sie noch freue ihr eigenes bischen Leben und ihr glücklicher Sparren!

Der Zug bewegte sich rasch durch die Gassen und über die Engelsbrücke — man sucht in Rom schnell aufzuräumen mit den Todten. Unter dem grünen Rasen neben der Peterskirche liegt seit Carl des Großen Tagen gar mancher deutsche Mann; aber keinem hatte das Schicksal mit grausamerer Willkür den Lebensfaden durchschnitten, als dem jungen Carl von Kirchberg.

Fast zu derselben Stunde, da man Carl bestattete, sagte der genesene Kaufmann der Ewigen Stadt Lebewohl und kehrte nach Perugia zurück. Egger, der davon hörte, rief aus: „Recht so! das dürre, unfruchtbare Reis muß geschont werden. Geduld, lachende Erben! der alte Filz lebt noch. So will's das wunderbare Weltregiment."

Den kranken Mönch, bei welchem mittlerweile der Verfolgungswahn von Neuem zum Ausbruche gekommen, holten Ordensbrüder in eine enge

Digitized by Google

Zelle ihres Klosters ab. Wieder fuhr Egger aus dumpfbrütendem Groll empor: „Was maßte sich der Mann auch an, mit einem Herzen voll Menschenliebe, mit einem Mund voll Gotteswort seine Haut unter die Wilden zu Markte zu tragen? Sind die Wilden nicht besser dran, als wir? Er hat seinen Lohn."

Schon ruhte Carl in der Grube, darin Tag und Nacht keinen Unterschied mehr macht, und noch liefen für den Hingeschiedenen Grüße aus der Heimat, artige Briefchen, Einladungen und sonstige Aufmerksamkeiten ein. Egger, der alle diese verspäteten Liebesbezeugungen sammelte und aufhob, bemerkte wehmüthig: „Die Ihr ihn lieben und auszeichnen wolltet, was säumtet Ihr so lange? Seht, er wollte freien und der Tod betrog ihn um den Brautkuß, weil er säumte. Nichts ist unwiederbringlicher als eine verlorene Liebesstunde. Wer auf Freuden ausgeht, muß sein wie ein Raubthier, geschickt zu Ueberfall und Ueberwältigung."

Herzzerreißend war Carminens Zustand. Sie trug all' ihr Leid verschlossen. Ein Wort des Zuspruches, des Trostes brachte sie in leidenschaftlich abwehrende Aufregung. Manche Weile stierte sie, wie an allen Sinnen gelähmt, vor sich hin; dann aber brachen plötzlich Thränen vor, heiße Thränen tiefstinnerlichen Weh's. Doch keiner Klage gab sie Worte, nie sprach sie den Namen Carls aus, trug auch kein Verlangen, ihn zu hören oder sich mit Wehmuth in den Erinnerungen und Umständlichkeiten des traulichen Beisammenseins zu ergehen. Diese äußerliche Fühllosigkeit, diese Spiegelglätte, unter welcher ein Sturm tobte, war vielleicht noch die minder bedenkliche Seite ihres Zustandes. Denn es kamen nächtliche Fieberstunden, in denen sie mit wildem Begehren nach ihrem Geliebten verlangte und leidenschaftlich den Mörder ihres Glückes verwünschte. Als solchen betrachtete sie ihren und ihres Geliebten treuen Freund — Egger. Sie haßte ihn, konnte seinen Anblick nicht ertragen und beantwortete seine Worte mit Wuth und Abscheu.

Sich von seiner Carmine, von diesem überaus geliebten und bedauerten Wesen so verkannt und behandelt zu sehen, das schmerzte den guten Doctor mehr als alles Leid der letzten Tage. Das schnitt so tief in sein Herz, daß er meinte, der bessere Theil desselben müsse sich für immer von seinem Leben trennen. Er fand keinen Grund für dieses Paradoxon, für diese Entartung des Gefühls, für diesen Haß des kranken Mädchens, selbst wenn er die verzweifelte Logik des Wahnwitzes oder des Galgenhumors zu Hilfe rief.

Sein Fühlen und Denken versank tief und tiefer in Nacht. Die Gedanken, welche er ausfliegen ließ, glichen Raben, welche krächzend sein Haupt umschwärmten und weiter und weiter ihre Kreise zogen, um aus Welt

Digitized by Google

und Leben trostlose Kunde zu bringen. Und nur zu bereitwillig lieh Egger Gehör dieser Rabenbotschaft. Um sie zu narren, führt das Schicksal Menschen zusammen; es bindet und löst nach grausamer Laune. Eine leidige Uebereinkunft zwischen Schuldigen und Unglücklichen ist die Weltordnung; die Schuldlosen sind geächtet, und die zu bekennen wagen, daß sie glücklich, finden ihres Bleibens nicht. Es ist so bestellt, daß das Unglück des Einen dem Andern zu Trost und heimlicher Befriedigung gereicht und daß man in der Schwäche des Nächsten eine Entschuldigung für den eigenen Fall erblickt. Wer sich durch's Leben schlagen will, werde hart; eine Seele mit Narben und Schwielen widersteht dem Mitgefühl und genießt, was man Erdenfreuden nennt, wie hausbacken Brot . . . freilich auch nur wie hausbacken Brot! Doch vielleicht ist dies Alles, und jenes Glück, welches so beschaffen ist, daß der Mensch wenigstens für ungezählte Augenblicke, ohne Vor- oder Rückschau, mit all' seinem Fühlen und Sein, und wär' es auch mit dem letzten Hauch der Seele, darin aufgeht, ist ein Wahngebilde. Dann wehe Jenen mit feinen Fühlern, mit den zartesten Organen für das Glück! Sie sind am Schlimmsten daran; sie müssen zusehen, wie dasselbe plumpdreisten Händen als Beute zufällt und gleich einem Raub genossen wird; sie werden eingeschüchtert, versäumen zuzugreifen, gewahren zwischen Verlangen und möglicher Befriedigung einen ungeheueren Abstand, sprechen dem Glück als rohem Stoff in rohen Händen jeden künstlerischen Werth ab und hungern lieber, als daß sie mit dem Gesinde aus Einer Schüssel äßen, verzichten lieber, als daß sie ihre Anforderungen ermäßigten, und verachten schließlich, was sie kaum kennen. Was sie kaum kennen. . . .

Derlei Erwägungen gingen einem jähen Umschwung in Egger's Wesen voraus, einem Umschwung, wie solcher aus weichen Menschen harte, aus Menschenfreunden Menschenverächter, aus Tugend Laster zu machen im Stande ist.

Carpe diem! rief er mit der Grimasse eines Lächelns aus, und mit dem Muthe eines Verzweifelnden wollt' er sich in den Strom des Lebens stürzen, wollte genießen, was er zu erhaschen vermochte, ohne der nächsten Stunde von der vorhergegangenen Rechenschaft zu geben; in jeder Minute wollt' er ganz aufgehen, gleichgiltig, ob er sich in der nächsten wiederfände; nicht die Kunst des Genießens gelüstete ihn zu lernen, sondern die erträglichste Art des Selbstvergessens, der Selbstvernichtung.

Neapel! hieß sein Losungswort. Dort, sagt' er sich, ist die Natur aufrichtig in ihrem Anreiz, wie in ihrer Tücke, in ihrer Einfalt, wie in ihrem Cynismus und lügt nicht in stolzen Erinnerungen und gewaltigen Ruinen. Das ist der echte Sirenenstrand: lachende Leiber vorn und nacktes Gebein im Hintergrund. Als ob man bei letzterem nicht so wie so ankommen müßte!

Digitized by Google

Ein Thor, wer die lockenden Weiber umgeht! Mag man nun den Tag oder die Nacht genießen, die richtige Philosophie ist, sich genussessatt dem Vesuv zu Füßen zu betten und mit keiner Wimper zu zucken, mag er mit Lavaströmen oder Aschenregen drohen.

Egger machte sich reisefertig. Sora Vittoria hielt ihn nicht zurück. Die Nachbarinnen Filomena und Modesta, die sein Reiseziel in Erfahrung gebracht, händigten ihm Briefe an ihre Gatten, die Beide in Neapel lebten, mit der Bitte ein, selbe einer auf der Adresse näher bezeichneten alten Frau zur Weiterbeförderung zukommen zu lassen. Solche Wege pflegte die Correspondenz mit Exilirten einzuschlagen. Fritz versprach treuliche Bestellung. Filomena's Augen waren thränenverschleiert — hatte die Magdalenastimmung die Oberhand?

Sora Modesta, ruhig und würdevoll wie immer, reichte dem Scheidenden die Hand und sagte mit Wärme: „Bleibet stark, lieber Doctor; Ihr habt dieser Tage viel gelitten."

„An mir und an Andern," erwiderte Fritz bitter, „aber ich will den Baum der Empfindung tüchtig beschneiden; ohnehin eine Trauerweide, hat er noch unnöthige Wassertriebe. —

Auch Neapel hielt nicht, was es versprach. Egger weilte nun schon etliche Wochen hier und fühlte sich eher angewidert als angezogen, eher abgestumpft als erregt, fühlte sich blasirt ohne Befriedigung gefunden zu haben. Es ist unrichtig, daß, wer den ethischen Sinn abgethan zu haben meint, deswegen schon den ausschließlich natürlichen Instincten zurückgegeben sei. Es bleibt noch ein gewisses Reinlichkeitsbedürfniß der Seele zurück und das ästhetische Gewissen nimmt den Richterstuhl der Tugend ein. Wer einmal durch die Cultur gegangen, findet den Weg nicht wieder zur Natur zurück; er kann entarteter werden als der Wilde, meist wird er nur unglücklicher, ihm *gleich* in naiver Selbstbeschränkung von Bedürfniß und Genuß niemals.

Was Egger fand und finden konnte, war entweder ein Lethetrank in eckler Schale oder in kostbarem Gefäß schlechter Taumelwein. Kostbar und untadelig nach Inhalt und Kelch ist doch nur, was die Liebe kredenzt, und Liebe, wie sie einem verfeinerten Herzen und Geschmack Bedürfniß ist, läßt sich nicht erjagen, nicht kaufen. Sie ist ein freiwilliges Wechselgeschenk und selbst als solches oft nur ein kurzer Wahn.

Noch eins brachte den lebenskranken Doctor um die gehofften Früchte. Er begriff, daß gleiche Naivetät auf beiden Seiten oder gleiche Verblendung oder gleiche Erfahrenheit und selbst gleiche Schlechtigkeit sich im Liebestaumel finden und verbinden könne; aber daß Findigkeit die Unerfahrenheit, Verderbtheit die Unschuld überliste, strich wider seinen geraden Sinn.

Digitized by Google

Und dieser blöde deutsche Mann hielt sich für verderbt genug, um mit den Sybariten des parthenopeischen Gestades in die Schranken zu treten!

Einst, als Fritz gelangweilt aus dem Theater S. Carlo kam und die Toledostraße entlang flanirte, gesellte sich zu ihm ein geschmeidiger Mann, der ihm mit guter Suada und vieler Weitläufigkeit begreiflich zu machen suchte, daß eine Donna, die seinem Gasthof gegenüberwohne, sich lebhaft für ihn interessire.

„Schön, jung?" fragte Egger, der des Mannes nächtliches Gewerbe auf den ersten Blick errieth, gleichgiltig.

„Und blond wie eine Deutsche," erwiderte Ersterer.

„Werde mir's überlegen."

„Zu Ihren Diensten, Signor."

Fritz fühlte eine Visitkarte in seiner Hand. Es war ihm in dem lächelnden und zugleich unternehmungsdreisten Gesichte des Zudringlichen Etwas aufgefallen, weßhalb er vor dem nächsten Café einen Blick auf die Karte warf. Er hatte Mühe, eine grelle Lache zu unterdrücken. „Das also ist der Schatten, welcher zwischen mir und ihr stand?" rief er aus. „Ein Mann, der sie für ein gut Geld mir eigenhändig zugeführt hätte!"

Auf der Karte war nämlich zu lesen: „Eugenio Rocca, Romano." Rocca hieß mit ihrem Zunamen — Sora Modesta und Eugenio hieß ihr herziger Kleiner, der vom Vater einige Züge hatte.

Fritz fühlte gute Lust, seiner Heiligen die Karte zu schicken, aber, um ihren Tugendstolz zu demüthigen, mit einer kleinen Aenderung: statt Romano sollte R—no, statt der Bezeichnung der Heimat die des schändlichen Gewerbes zu lesen sein. Doch er unterdrückte die Schadenfreude.

Das Zusammentreffen mit dem Gatten der einen Strohwitwe reizte Egger an, auch den anderen Exilirten, Philomena's Mann, kennen zu lernen. Es war nicht leicht, ihn aufzufinden. Er wohnte ärmlich, lebte wie ein unbekannter Privatgelehrter, sah abgehärmt aus, hatte aber leidenschaftlich sprühende Augen. Sobald sich Fritz als Sora Philomena's Hausgenosse und Ueberbringer ihres jüngsten Briefes eingeführt hatte, ward der Professor Feuer und Flamme. „O ich weiß" — rief er aus, den Gast zum Sitzen nöthigend — „wie die Dulderin lebt; aber die Tage der Trennung sind hoffentlich gezählt und dann soll ihre Verherrlichung groß, soll sie der Neid aller Frauen des alten, wie des befreiten, neuen Rom sein. Von diesem Epos, das ich seit Jahren unter der Feder habe, hoff' ich, daß es den Sturz der Priesterherrschaft vom Capitol herab urbi et orbi verkünden werde. Darf ich Ihnen einige Ottave Rime vorlesen? Gewiß, die Deutschen haben ja auch große Poeten und Sinn für Poesie. Und da Sie meine Frau kennen, so sagen Sie unumwunden,

Digitized by Google

wie Ihnen diese Allegorie gefällt und ob die damit verknüpfte Apotheose eine unverdiente ist?"

Und der Professor las. Die Verse ließen sich rhetorisch an und strotzten von Invectiven gegen Priester und Priesterherrschaft; manche derselben entbehrten epigrammatischer Würze und Spitze nicht, aber wirklich epischer Vorgang, epischer Styl war nicht zu gewahren. Allmälig hob sich aus einer umständlichen Schilderung der sittlichen Verderbtheit des päpstlichen Rom eine heroinenhafte Gestalt empor, die mit jedem Zuge mehr — der blonden lachenden Strohwitwe Philomena glich. Und dieser Philomena fiel im Gedicht die Aufgabe zu, an Reinheit, Seelenstärke und Frauenwürde, einer modernen Lucretia oder Virginia gleich, alle Frauencharaktere des Alterthums zu übertreffen!!

Sora Philomena eine Lucretia, eine Virginia! Das war für Egger an Apotheose und unfreiwilliger Satyre zu viel. Er sprang auf, drückte dem Poeten die Hand und stürzte auf die Gasse, ausrufend: „Das lächerlichste und pitoyableste Geschöpf auf dieser schlechten Welt, wahrhaftig, das ist der Idealist!"

Wenige Tage darauf verlautete von einem Unglücksfall auf der Höhe des Vesuv's. Ein Forestiere sei zu waghalsig auf dem obersten Kraterrande vorgedrungen; der feurige Athemzug des Berges, mit seiner schwefelträchtigen Rauchwolke durch einen Windstoß von der gewöhnlichen Richtung abgelenkt, habe ihn wahrscheinlich betäubt, und nachdem er einmal am losen heißen Lavagerölle den Halt verloren, sei er unrettbar den ungeheuren Feuerschlund hinabgerollt. Er müsse ein Gelehrter gewesen sein, ein Deutscher.

Es war dies Fritz Egger.

Er selbst auch war ein Idealist, aber ein wehleidiger, der sich an den Kanten und Schroffen des Lebens wund stieß und darüber das Gleichgewicht verlor. Und, so wie hier, schlägt nur zu oft feiger Idealismus in Pessimismus und Verzweiflung um. Es verlohnte sich, an einem deutsamen Fall der Modekrankheit unserer Zeit auf den Grund zu spüren.

Nur noch wenige Tage Geduld, und reichliches, würdiges Lebensinteresse hätte sich dem Muthlosen von Neuem dargeboten. Ein Brief der Sora Vittoria, der ihn vergeblich suchte, meldete, daß Carmine den Typhus glücklich überstanden habe und in der Genesung rüstig vorschreite; sie gedenke mit Wehmuth des blassen Deutschen, für den sie doch nicht viel mehr als tiefe Theilnahme gefühlt haben könne, und verlange mit rührender Sehnsucht nach ihrem liebsten Freunde — Federigo.

Und kurze Zeit darnach fiel Eugenio Rocca, Modesta's Gatte, bei einem liederlichen Abenteuer, von der Kugel eines Engländers getroffen, der

Digitized by Google

sich die schamloseste Ausbeutung von ihm und ähnlichen frechen Gesellen nicht ruhig gefallen lassen wollte.

So hätte für Egger noch Manches ein anderes Gesicht bekommen, wenn er ausgeharrt hätte bis an's Ende, das ohnehin Jedem nahe genug bevorsteht.

Carmine ist zur Stunde glückliche Gattin und Mutter. Ihr Mann ist ein namhafter Professor an der Sapienza in Rom.

Digitized by Google

Gedichte

von

August Silberstein.

Der Weise und das Weltkind.

„O weiser Efendi, in meinen letzten Tagen,
Eh' sie mich Weltkind zu Grabe tragen,
Laß' Dich befragen!

Wann lebt' ich wirklich? In meiner Jugend Erheben
Beschaut' ich das Dasein und dachte eben:
So ist's ein Leben!

Jedoch in's Mannesalter getreten, in's wicht'ge,
Erschien mir die Jugend als unreif nicht'ge,
Und jetzt das Richt'ge!

Dann ward ich ein Greis, das Haar des Hauptes bleichte,
Und Alles verwarf ich, nur nicht das Seichte,
Das dann Erreichte!

Jetzt ist's zu Ende, und da will Alles zerstieben.
Verlor'nes Dasein! Nur Eins scheint geblieben:
Ein Leben drüben!" —

Da sprach der Weise, zum Segen erhoben die Hände:
„Du lebtest Dich aus in jeglicher Wende,
Ganz bis zum Ende!

Du fandest Dich stets und dennoch zum Neuen gestaltet,
Im Leben erfahrend, daß, wenn es veraltet,
Noch and'res waltet!

Zieh' hin in Frieden und laß Dich mit Erd' bedecken,
Nur Wandlung ist's, des Wurmes Strecken
Zum Falter-Erwecken!"

Digitized by Google

Im Arme hielt ich Dich.

Im Arme hielt ich Dich, Du süßes Kind,
Du sankest mit zurückgebog'nem Haupt,
Da habe ich, Gott Amor gleich, geschwind
Der Psyche Feuerkuß Dir kühn geraubt!

Ja göttergleich den Liebesflug empfand
Ich da, voll unbegrenzter Seligkeit,
Tief unter mir versank das ird'sche Land,
In alle lichte Himmel flog ich weit!

Zur Zeit, wenn Astern blühen.

Zur Zeit, wenn Astern blühen,
Da geht der Sommer zu Ende,
Als letzte Sterne glühen
Sie in dem Blumengelände.

Wenn meine Sonne gehet
Und wenn mein Leben sinket,
Ob noch ein Blümchen stehet,
Das mir mit Liebe winket?

Viel Vöglein grüßend ziehen:
Leb' wohl! zur Herbsteswende —
Ach, was wird grüßen, blühen,
Geht's mit mir zu Ende!

Mozart.

In's Album der Mozart-Hütte in Salzburg.

Die hehren Alpen mächtig ragen,
Und Du in Deiner Majestät,
Aus jenen längstversunk'nen Tagen,
Von denen Gleiches nicht besteht!

Der Fürst, der eine Kron' getragen
Und Dich als Diener einst geschmäht,
Er sank, nachdem sein Reich zerschlagen
Und seine Macht in Staub verweht.

Du aber lächelst, Geisterkönig!
Und einem Reiche ohne Grenzen
Gebeut Dein Zauber wundertönig.

Die Herzen sind Dir unterthänig.
Du fällst mit letzten Frühlingskränzen
Und letztem Alpenfirnenglänzen.

Digitized by Google

Aus „Przedświt.“

Nach Sigmund Graf Krasiński.

Deutsch von

Albert Weiß.

Denkst Du noch Italiens Himmels,
Blauend über Gletscherschnee?
Denkst Du noch der Alpen-Firne,
Spiegelnd sich im klaren See?
In der Ferne Duft verschwimmend,
Starrt ihr Gipfel eisbedeckt;
Näher ihnen, immer näher
Hügel sich an Hügel reckt.

Rosen dufteten, Epheu, Reben
Ranken um dies Paradies,
Drin vom Morgen bis zum Abend
Sich der Himmel niederließ.
Auf der Berge Felsenstirnen,
Auf der silberhellen Fluth —
Eine Gottheit thront auf Beiden,
Eine Schönheit, frohgemuth.

Und Du stehst auf meinem Nachen,
Mit der Harfe, wie gewohnt;
Schon am Himmel zittern Sterne,
Ueber Alpen klimmt der Mond.
Heut noch seh' ich Dich vor Augen,
Wie Dein Händchen, zart und klein,
Rührt die Saiten, um die Schläfen
Der Begeist'rung Heil'genschein!

Engelsschön, verklärt vom Schimmer
Bald des Strahlennetzes, bald
Von der Fluth Krystallgeflimmer,
Leuchtet Deine Huldgestalt.

Digitized by Google

So auf lichtumfloss'nem Pfade
Gleitet leicht mein Nachen hin;
Auf dem Saphir dieser Tiefen
Wird so selig mir zu Sinn!
Rings den stillen See umragen
Schwindelnd steile Felsenhöh'n —
Und wir sind allein selbander,
Und die Welt ist hier so schön!

Gleit' auf lichtumfloss'nem Pfade
Weiter denn, mein Nachen, hin —
Engel können nicht empfinden,
Wie so selig mir zu Sinn,
Wie so mannesstolz und muthig!
Schwester, wenn Du bei mir bist,
Scheint es mir, als ob erschienen,
Mir die heil'ge Jungfrau ist!

Weiter immer führt des Mondes
Antlitz uns auf unser'm Pfad,
Und wir segeln ohne Ende,
Bis der — letzte Hafen naht,
Wo, versenkend Felsen, Fluthen,
Himmel, Erde, Raum und Zeit,
In die Welt der Ideale
Wandelt sich die Wirklichkeit,
Wie Krystall in Silberschaum —
Lass' mich träumen solchen Traum!

Digitized by Google

Am Ufer des Zeitstromes.

Rückblicke und Ausblicke

von

Cajetan Cerri.

> Die Aufgabe des Menschen hier auf Erden ist nicht, die Wahrheit zu finden, sondern die Wahrheit zu suchen.
>
> B. Pascal.

Ob nicht der ernste, schweigsame Mann, der da — nur auf sich selbst angewiesen — stromaufwärts strebt, in Wahrheit ganz etwas Anderes bezweckt, als die gedankenlose Menge glaubt, oder zu glauben vorgibt? Ob er nicht etwa den Urquell dieser in eines Meeres Abgrund führenden Fluthung kennen zu lernen, überhaupt auf den eigentlichen Grund der Dinge zu kommen sucht, weil nur dadurch deren Wesen begriffen, deren Wirkung beherrscht werden kann? Ist's mir doch, als habe selbst Börne geschrieben: „In gewissem Sinne heißt gegen den Strom schwimmen nichts Anderes, als mühevoll nach dem Ursprunge forschen; bequemer und lohnender ist es allerdings, mit dem Strome zu gehen."

Unsere Zeit könnte man am prägnantesten charakterisiren als: Die Zeit der angenehmen Lügen und der unangenehmen Wahrheiten. — So habe man den Muth, unangenehm zu sein!

Weh! dem Jahrhunderte, welches dem gekünstelten Worte der Täuschung den Sieg über den natürlichen Ausdruck einer ehrlichen Gesinnung ermöglicht, und so das Beglückendste in der Menschenbrust vernichtet: den Glauben an Wahrhaftigkeit.

Wer da sagt, daß man das Ideal leben müsse, leben könne, der weiß nicht, was er sagt. Nicht das Ideal, sondern das Streben nach dem Ideal kann und sollte, statt des Gegentheils, gelebt werden. Gerade in diesem ewig klärenden und niemals abschließenden Drange birgt sich der erlösende Läuterungsproceß der Menschheit, und zugleich das Pfand unsterblicher Glücksverheißung: die Sehnsucht! Wem aber dieses Streben nicht im Ernste eigen ist, der sollte dann wenigstens es auch unterlassen, durch Ausbeutung und Nutznießung der Scheinformen des Ideals ein unwürdiges Falschspiel der Welt vorzuspielen, das in

Digitized by Google

Wahrheit beschämend und bedauernswerth zugleich, eigentlich nur die Ohnmacht der Schwäche repräsentirt, da jedwede Hypokrisie bekanntlich nur eine Huldigung ist, welche das Böse dem Guten darbringen muß.

„Verba docent, exempla trahunt . . .“ Eben weil das Beispiel anspornt, wo das Wort nur belehrt, sollten vor Allem Priester, Pädagogen und Dichter, welche gleichsam die Docenten der Menschheit sind, bestrebt sein, was sie lehren, auch durch das Beispiel des Lebens fruchtbar zu gestalten; denn, wie Schopenhauer trefflich bemerkt, — „an den Thaten allein lernt ein Jeder sich selbst, sowie die Anderen, empirisch kennen, und nur sie belasten das Gewissen.“ — Mit schönen Worten allein, wohlfeil wie Brombeeren, und leicht zu wenden, wie alte Röcke, ist kläglich wenig gewonnen.

Eines steht fest: Je weiter man die Genesis der Dinge zurückverfolgt, je tiefer man in das Wesen der Erscheinungen blickt, umso lebendiger und zwingender drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß die Gesellschaft Das, was sie heute an wirklichen Gütern der Civilisation und der Gesittung noch ihr eigen nennt, nicht gerade den Thaten der Politik, als solche, sondern zunächst und vor Allem dem Zusammenwirken der drei in höherem Sinne gedachten sociologischen Factoren, genannt Religiosität, Autorität und Moralität, verdankt, welche von jeher, selbst im Sturme politischer Conflagrationen, Dasjenige, was den Lebensbedingungen und Glückspostulaten der Staaten — nicht bloß der einzelnen Parteien und Individuen — entspricht, erhalten und zusammengehalten haben; wohlverstanden ausschließlich zu Gunsten des civilisatorischen Fortschrittes, da sonst die Gesellschaft dem Barbarismus zurückverfallen würde. Daher Bonghi mit vollem Rechte sagt: Nur der Conservative kann ohne Gefahr liberal sein.

Wohin mit den neueren Bestrebungen, die Gesellschaft confessionslos zu erziehen? — Eine Generation aus ihrem geschichtlichen und culturellen Elemente gewaltsam herausreißen, und sie dadurch, losgelöst von den Bedingungen ihrer bisherigen Entwicklung, isoliren, heißt so viel, als die Wurzeln eines Baumes der Mutter Erde entreißen, und ihnen so jedweden Zusammenhang mit dem gemeinsamen Boden befruchtender Kräfte entziehen, erklärt eine berufene Stimme. Sehr wahr. Man sehe sich nach einiger Zeit solchen Baum an! Der gemeinsame Culturboden der Menschheit, seit Urbeginn derselben, heißt aber: Religion. In diesem Gedanken begegnen sich die edelsten Geister der alten und der neuen Zeit. Schon Cicero lehrte: „Die Religion ist eine Emanation des Volksgeistes, wie die Sprache und das Recht,“ und Professor Lazarus, der moderne Verfasser der „Idealen Fragen,“ schreibt in eben diesem Werke: „Die Religion ist das Herz im Organismus des Volksgeistes. Hört dieses Herz zu schlagen auf, so tritt auch Fäulniß, Verderbniß, Verwesung ein.“

Was, wie, wo wären wir heute, wenn vor beiläufig zweitausend Jahren das Christenthum, oder, sagen wir, die christliche Ethik, den fast nur vom brutalen Heidenthume beherrschten Erdkreis nicht erobert und erlöst hätte? Möge man diese Frage doch einmal objectiv an sich herantreten lassen, dann wird man das religiöse „Vorurtheil“ Derjenigen, welche gläubig zum Leitsterne

Digitized by Google

Milton's, Klopstock's, Tasso's, Chateaubriand's — also edelster Vertreter edler Culturvölker — emporblicken, vielleicht anders beurtheilen, anders bezeichnen, als es heute durch die banalen Schlagworte nachschwätzender Reflex-Menschen geschieht.

Fast will es mir dünken, daß überall im Leben und Streben der Menschen das gewichtigste, weitgreifendste, vielsagendste Wort gerade das kurze, unscheinbare, kleine Wörtchen „Maß" sei.

Die moderne Gesellschaft weiß recht gut, warum sie rastlos, unaufhaltsam fort und fort dahin jagt. Es könnte im selben Augenblicke, wo sie ihren rasenden Lauf unterbräche, ein Luftzug kühlen Denkens die Schweißtriefende anfrösteln — und das wäre ihr Tod.

Ob der Einzelne im politischen Parteigetriebe rechts, links oder in der Mitte steht, hat schließlich bei dem Kreislaufe der Dinge nicht viel zu bedeuten; wenn er nur als Charakter am rechten Platze ist und diesen ehrlich und ehrenvoll ausfüllt. Für das Ganze sorgt so wie so durch die ewigen Reproductionen der Geschichte dieselbe Ordnerhand, welche auch den Kreislauf der Erde regelt. Nur, daß diese gewaltige Hand sich oft gewaltiger und gewaltsamer Mittel bedient, und daß dann verblendete Völker erst durch blutige Kriege oder entsetzliche Revolutionen zu jenen Endresultaten gelangen, die sie, bei rechtzeitiger Einsicht und Einkehr, in friedlicher Entwicklung erreicht haben würden.

Es wäre vielleicht kein bloß interessantes Werk, wenn einmal die allgemein giltigen Erklärungen und Bekenntnisse gesammelt würden, welche im Laufe eines Jahrhundertes bedeutsame Persönlichkeiten in ihre letztwilligen Aufzeichnungen mitunter einzustreuen pflegen. Was eine solche Persönlichkeit, die, an das Ende ihres Erdenwallens gelangt, alle Menschenschwäche und alle Menschenstrebung von sich abgestreift hat, noch einmal aus vollem befreitem Herzen bietet, muß in Wahrheit echt und gewichtig, wie unverfälschtes Gold, sein. Als Beitrag zu einem solchen Buche der Zukunft citire ich hier folgenden Satz, welcher im Testamente des als Staatsmann, Schriftsteller und Künstler bedeutsamen Massimo d'Azeglio verzeichnet erscheint: — „Ich erinnere die Italiener daran, daß die Freiheit eines Volkes aus der Reinheit des Charakters resultirt. —"

Der Pelikan ist ein Charakter; das Chamäleon hat Tact.

Wer, ein opferwilliger Soldat höherer Menschenpflicht, auf einem verlornen Posten für das Recht, und im Sinne der klaren und unzweideutigen Parole des kategorischen Imperativs, bis an's Ende kämpfend ausharrt, der ist, glaube ich, umso achtenswerther, je mehr er, von allen Hilfstruppen verlassen, allein seine Aufgabe zu erfüllen hat.

Nicht bloß auf jenem Schauplatze, welcher die Welt bedeutet, sondern auch auf jenem, welcher die Welt selbst ist, gilt der Erfahrungssatz, daß reeller, bleibender Erfolg nur aus dem inneren Werthe, nur aus eigenster Tüchtigkeit

Digitized by Google

und Richtung sich herausentwickeln kann. Durch äußere Reizmittel, durch Inscenesetzung, Ausschmückung und Mache allein vermag weder eine Schauspielgesellschaft, noch die Gesellschaft überhaupt auf die Länge zu floriren.

Verlockt nicht allzuoft die Massen auf die schmutzige Straße hinaus! Die Straße ist und bleibt nun einmal die Stätte der verheerenden Stürme und der zusammenbrechenden Bauten, und es ist wahrlich nicht klug, gewisse Elemente damit zu sehr vertraut zu machen.

Nebst Abstammung und Ritterschlag gibt es noch drei Dinge, welche, wenn man nicht gerade auf den Gotha'schen Almanach reflectirt, den Menschen adeln: Charakter, Humanität und Patriotismus — vorausgesetzt, daß sie *echt* gedacht werden.

Wenn es auch einerseits bedauerlich ist, daß heutzutage, Dank der Sophistik und falschen Humanität einer neuen, popularitätshaschenden Advocatenschule, es fast aussieht, als ob es kein strafwürdiges Verbrechen mehr gebe, als das Verbrechen Jener, die das Verbrechen strafen wollen, so läßt sich anderseits nicht leugnen, daß die gründliche Sanirung einer so furchtbar klaffenden socialen Wunde, wie es gegenwärtig die stetig zunehmende Gewohnheit des Verbrechens ist, auf anderem Wege, als auf jenem, der zum Landesgerichte führt, zu suchen wäre. Schon die Stimme, welche täglich mit der beredeten Ziffernsprache der Justizrapporte anklagend klagt, sollte uns ernsthaft daran mahnen, daß nicht die nachträgliche Züchtigung, sondern die vorausgehende Zucht allein, mit Aussicht auf bessere Resultate, berufen ist, zum Schutze der Gesellschaft, die im Menschen lauernde Bestie zu zähmen und in Schranken zu halten. Sagt doch Montesquieu ebenso knapp als überzeugend: „Der Mensch geht so weit, bis er Schranken findet!"

Die geheimen Rücksichten auf Freundschaft und Bekanntschaft haben stets und auf allen Gebieten, eben weil ungreifbar versteckt, der Gerechtigkeit mehr geschadet, als selbst die offenen Rücksichtslosigkeiten des eigentlichen Unrechtes.

Mit dem Moralgesetze hat es so ziemlich dasselbe Bewandtniß, wie mit dem positiven Gesetze und dem Gesetze überhaupt, wo es in erster Linie auch auf die Essenz, auf den geistigen Kern ankommt, da es sonst beispielsweise geschehen könnte, daß Jemand *drei* Frauen heiratet, weil eventuell das positive Gesetz seines Landes, dem Wortlaute nach, *zwei* Frauen zu nehmen verbietet. Dennoch ist die Ansicht Jener absolut unrichtig, die da behaupten, das Moralgesetz sei, weil ohnehin in seiner ganzen Formulirung und Correctheit für's praktische Leben undurchführbar, eigentlich etwas Ueberflüssiges. Man hat geschrieben, daß die stricte Einhaltung der aristotelischen Kunstgesetze nur mittelmäßige Tragödien erzeugen würde. Möglich! Ebensogut, als selbst die scrupulöseste Befolgung der Lehrmeinungen des Horaz und des Boileau über „poetische Kunst" an und für sich ganz gewiß kein dichterisches Gedicht schafft, wie dies durch gar Vieles aus der sogenannten „akademischen" Epoche der Literaturgeschichte bewiesen wird. Aber *ohne* die Synthesis besagter Gesetze des zeitweiligen Schülers Plato's und jener des römischen Dichterphilosophen, oder

Digitized by Google

selbst jener des „Entdeckers Molière's," würde auch schwerlich je eine gute Tragödie, je ein formgenügendes Gedicht geschrieben worden sein. Da steckt's.

Zu viel Glanz, allseitig Glanz, nur Glanz, das ist vom Uebel. Es blendet, beunruhigt, verwirrt und weckt förmlich die Sehnsucht nach dem heimelnden Schatten einer dunklen Stelle. Daher berühren uns, besonders an dominirenden Menschen, einzelne Schwächen, wenn sie nicht den Charakter schädigen, so überaus liebenswürdig, anziehend. Nicht nur, daß sie, wie der kleine Mohr in einigen farbenglänzenden Bildern von Rubens, zur gesteigerten Wirkung des Ganzen beitragen; sie rücken uns auch das menschlich Ungewöhnliche, Fernliegende näher, ergänzen es zum vollen Menschenthume, machen es zugänglicher, faßbarer, berechenbarer. Man muß Etwas von den „défauts de ses vertus," Etwas von der Pedanterie seiner Gewissenhaftigkeit, von der Heftigkeit seiner starken Empfindung u. s. w. an sich haben, um überhaupt verstanden zu werden. Es ist somit psychologisch ebenso begreiflich, daß Aristides durch Ostracismus verurtheilt wurde, als daß Cato, der, bei all' seinen starken Tugenden, mancherlei Schwächen an sich hatte, in ganz Rom ziemlich gern gelitten war.

Chopin's Weisung bezüglich des von Clavierspielern zu beobachtenden Verfahrens, daß nämlich die linke Hand, welche gleichsam der Kapellmeister sei, nicht weichen, nicht wanken dürfe, wofür mit der rechten Hand Jeder thun möge, was er eben vermag, kann bildlich auf das allgemeine Verfahren der Menschen überhaupt angewendet werden. Es handelt sich zunächst um die strenge Einhaltung einer leitenden, hauptsächlichen Richtung; das Nebensächliche möge eben nebensächlich, je nach der sittlichen Kraft des Einzelnen, berücksichtigt werden. Noch ein Bild drängt sich mir an dieser Stelle auf, das Bild vom Compaß. Die eine Spitze wird, so frei sie auch herumfahren möge, gewiß keine regellosen Kreise ziehen, wenn die andere Spitze im rechten Mittelpunkte, den wir hier den „Herzenspunkt" nennen wollen, placirt, denselben absolut nicht verläßt.

Sonderbar! Das Herz behauptet, daß nur jene Liebe ganz ist, die getheilt ist.

Denk' ich an Schönes und Edles, an Hochherziges und Hochsinniges, so denk' ich an Frauen — wie ich sie mir denke.

Wenn allseitige Erfahrung und allgemeine Giltigkeit mit zu den Kriterien wissenschaftlicher Berechtigung zählen, so hat Das, was man unter dem Ausdrucke „Frauenemancipation" versteht, auch wissenschaftlich gar keine Berechtigung. Von jeher und bei allen Völkern wurde nämlich, gleichsam als etwas Selbstverständliches, unter verschiedenen Formen und Modalitäten den Frauen jene von der Natur selbst vorgezeichnete, scheinbar mindere sociale Stellung angewiesen, welche man mit dem Worte „Häuslichkeit" collectiv andeuten könnte. Ich sage absichtlich „scheinbar mindere" Stellung; denn was auch Dialectik und Phrasenthum dagegen vorbringen mögen, steht dennoch das Eine fest: Einen Mann beglücken, Kinder gut erziehen, in einem Familienkreise Ordnung, Sitte, Arbeit und Wohlsein fördern, ist in Wirklichkeit der Frauen größte und bedeutungsvollste Mission, die allerdings unendlich viel an

Digitized by Google

opferwilliger Mühe aufbürdet und unendlich wenig an Befriedigung alltäglicher Eitelkeit abwirft.

Alles Entzücken und alles Entsetzen, das dem Menschenherzen zu Theil wird, liegt in den zwei kleinen Wörtchen: Ich bin!

Freude und Schmerz, sie binden beide die Menschen enger aneinander. Nur ist Freude eine Blumenkette, die gar leicht zerreißt; Schmerz eine Eisenkette — schwer, dunkel, einschneidend, aber gewöhnlich unlösbar.

Sei nicht so sehr um den Eingang, als um den Ausgang besorgt; sonst könntest Du leicht in eine Mäusefalle gerathen.

Vor dem Donner zitterst und bebst Du — und er ist unschädlich; den Blitz beachtest Du weniger — und er tödtet. Nicht vor zornig aufbrausenden, losbrechenden Menschen, sondern vor den stumm und schlangenartig Dich umzingelnden fürchte Dich.

Der gewaltige Stier, ebensogut wie das täppische Schaf, können verfolgt durch raschen Schritt eingeholt, durch kräftige Hand festgehalten werden; den mächtigen Adler, ebensowenig wie den kleinen Sperling, kann man, sei der Schritt noch so flink, und die Hand noch so gefügig, nicht fangen. Warum? Weil Letztere es vermögen, sich emporzuschwingen. Willst Du im Leben der schlimmsten Mißhandlung der alle Welt verfolgenden Welt so viel als möglich entgehen, so binde Geist und Seele nicht allzu fest an irdische Dinge, sondern verleihe ihnen Schwung und Fittige, auf daß Dein Streben nach den ewig ungetrübten Höhen des Ideals gerichtet sei.

Eigenthümlich! Einst warfen selbst Könige sich vor dem Thiere anbetend in den Staub; heute mißhandelt auch der letzte Fuhrmann das wehrlose Geschöpf auf das Grausamste. Feigheit dort, Feigheit hier.

Der subjective Maßstab für Menschengröße, und Größe überhaupt, pflegt sich gewöhnlich nach dem eigenen gesellschaftlichen Umgange in uns herauszubilden. Wer daher vorwiegend mit zu Größen aufgebauschten Nullen verkehrt, lauft Gefahr, schließlich alles Verständniß und alles Augenmaß für wahre Größe zu verlieren.

Wenn ich lese, daß Carl V. sich bis auf den Boden bückte, um den der Hand Tizians entfallenen Pinsel aufzuheben, anderseits aber, daß Cardinal Hyppolit von Este dem „Tizian der Poesie," Ariosto, für die Widmung des „Orlando furioso" nicht besser zu danken wußte, als daß er ihm, bei zufälliger Begegnung auf der Straße, geringschätzig zurief: „Wo habt Ihr nur, Messere, all' das närrische Zeug hergenommen?" — so weiß ich bereits, auch ohne die Geschichte weiter zu consultiren, welcher von beiden großen Herren der wirklich „große" war.

Was befähigt, das Licht der Sonne zu sehen? Die Sonne! — Was befähigt, das Vorhandensein des Talentes zu sehen? Das Talent!

Digitized by Google

Wenn man die literarische Ueberproduction der Neuzeit prüft, so empfängt man den fast beunruhigenden Eindruck unter Anderem des Ueberstürzten, des Flüchtigen, des Unfertigen. Die heutigen Schriftsteller scheinen in der geschäftigen Hast des quantitativen Producirens sich keine Zeit zur amendirenden Feilung zu nehmen, und das Horaz'sche „nonumque prematur in annum" ist, mit vielem Anderen, auch längst zum „überwundenen Standpunkte" geworden. Wie anders damals, als ein Kritiker, behufs literarhistorischer Nachweisung, eigens von Parma nach Ravenna reiste, um am Originalmanuscripte des Hauptwerkes Ariosto's — der bekanntlich an der Vollendung einer Octave oft wochenlang arbeitete — durch Autopsie festzustellen, ob an gewisser Stelle wirklich ein Komma sich befinde, oder nicht; als Boileau von jedem Verse der vier Gesänge seiner „Art poètique" vorher ein Dutzend Varianten verfaßte; als selbst, viel später noch, der scheinbar nachlässig arbeitende Heine dem ganz kurzen Gedichte „Du bist wie eine Blume" nachgewiesene zwanzig verschiedene Skizzen vorausschickte! Und doch warf schon Baretti, der erbarmungslose Schwinger der „Frusta letteraria" zu Anfang des Jahrhunderts, den zeitgenössischen Autoren viel zu viel Ueberstürzung und Selbstgenügen vor und führte ihnen, in frivoler Wendung, zu Gemüthe, daß ja „zu allererst Gott selbst, wohl der größte aller Autoren, seiner eigenen Schöpfung durch die Sündfluth gründlich den Kopf gewaschen" habe.

Was Voltaire vom Vergnügen sagt — „Toujours du plaisir, ce n'est pas du plaisir" — gilt auch vom ewigen Geistreichthum unserer Tage, das immer wieder nur den Verstand montirt, selten aber das Gemüth befriedigt. Der jüngere Dumas hat bekanntlich erklärt, es langweile ihn, stets nur geistreich genannt zu werden, woraus folgt, daß selbst der moderne Obergott des Esprit-Cultus den Werth der Sache nicht sehr hoch anschlägt. Und fürwahr! Es wäre Zeit, daß einmal ein anderer Lessing käme, welcher der Welt — allerdings nicht durch den Mund einer kaum autoritativen Kammerzofe — verkünden würde: Es ist verdammt wenig, wenn man nur geistreich ist!

Vom Erfolg, selbst wenn er kein fictiver, erkünstelter ist, lebt, als von Etwas rein Aeußerlichem, keine Individualität und keine Bestrebung auf die Dauer ungestört fort. Der Erfolg von gestern ist die Niederlage von heute, und was uns morgen als aura popularis schmeichelnd umwehen wird, kann später als Sturm uns beugen und zu Boden werfen. Im höheren Sinne handelt es sich bei wirklich Berufenen auch gar nicht vor Allem um Erfolg, das heißt um Licht und Glanz nach Außen, da auch die Fäulniß leuchtet; sondern um die thatsächlich und stetig im inneren Lebenskerne lichthältige, lichtmächtige Kraft. Mag da der Sturm immerhin die einzelne Flamme ersticken — man ist ja dann in der Lage, eine andere erstehen zu lassen.

Das Willkommenste, weil es das Erlösende und Befreiende ist, bleibt bei jeder Aufgabe — das Ende.

Digitized by Google

In der Natur.

Aus dem Böhmiſchen des Vitězslav Hálek im Versmaß des Originals

Von

V. Kaderávek.

1.

Wie ein Mädchen in Gedanken
Steht der Klee im Blütenkleid,
Und ein Vierblatt, hier das einz'ge,
Träumt von einer ſüßen Maid.

Und ich ſandte goldne Käfer,
Um zu ſuchen, wo es ſteckt,
Und die Bienen, ſo genäſchig,
Ob's nicht ſüßer Honig deckt.

Gab's ein Fragen, Liebewerben,
Wie beim Feſt, das fröhlich rauſcht,
Und das Vierblatt, ſchamhaft ſteht es,
Einer Jungfrau gleich, die lauſcht.

Nun erſchien ſie, gleich der Sonne,
Wie des Frühlings holdes Weh'n —
Süßes Mädchen, deine Träume
Werden in Erfüllung geh'n.

2.

Was ſagt ihr da, ihr guten Leute,
Daß ſchon entſchwand der Märchen Zeit!
Die wird erſt kommen — und ich öffne
Ihr Thor und Thüren angelweit.

Dann wird im ſtolzen Zuge kommen
Des Frühlings Held, ſo anmutreich,
Mein friſcher Mai, in ſeiner Jugend
Dem unbewölkten Monde gleich.

Digitized by Google

Da wird mit Duftgefolg' erscheinen
Des Frühlings stolze Königin,
Die volle Rose, schön vor Allem,
Was je als Blume mir erschien.

Und Blumenglocken werden tönen
Im feierlichsten Festgeläut,
Und Aeolsharfen werden klingen
Vom Morgen bis zur Abendzeit.

Dann gibt's ein Minnen, Freien, Werben
Am Bache und im Waldgeäst —
Und blieb euch nur ein Stück vom Herzen,
Dann könnt Ihr Gäste sein beim Fest.

3.

Nichts bin ich mehr, als wie die Rose,
Nicht mehr als eine Nachtigall,
Im Sommer welken meine Blätter,
Mein Lied verstummt beim Blätterfall.

Und wie die Rose Duft verbreitet,
Und wie der Vogel fröhlich singt,
So hat der Geist auch seine Weile
Wo Alles, was in ihm, erklingt.

Mir reicht es hin, daß ich die Lieder
Zur rechten Zeit zum Kranze wand,
Daß ich den Jubel ohne Klage,
Den Schmerz als Trost im Liede fand.

Dann mögen über meinem Grabe
Die Winde zieh'n beim Blätterfall,
Ich war zur Zeit der Rosenknospen
Doch nur des Liedes Nachtigall.

4.

Wir Menschen sind nur wie ein Baum,
Der Wurzeln faßte eben:
Beschneidet ihn, versetzet ihn,
Er dorret. statt zu leben.

Auch unser Sinn weilt an dem Ort,
Wo unsre Wiegen standen,
Wo wir der Freunde frohe Schaar
Beim Kinderspiele fanden.

Digitized by Google

Weilt unser Sinn doch in der Zeit
Wo er nach Herzenstriebe
Sich zu der holden Freundin fand
Mit Worten süßer Liebe.

Und der Gewohnheit trautes Band,
Das süße Edenwähnen —
Beschneidet und versetzt den Baum,
Das Leben wird zu Thränen.

5.

Mir däucht, wenn einst mein Grab versunken,
Und Menschensinn es nicht mehr sieht,
Erkannt wird's von den Frühlingsvögeln,
Sie weihen's ein mit ihrem Lied.

Erkannt wird's von den goldnen Sternen
Und von dem Mond am Himmelsblau,
Und ihre traumhaft holde Liebe,
Sie weiht's mit Glanz und Himmelsthau.

Mich dünkt, daß selbst des Waldes Seele
Nicht läßt die Vögel aus dem Arm,
Bevor die Nachtigall, das Waldherz,
Mir nicht am Grab schluchzt ihren Harm.

Es kann nicht sein, daß sie vergessen
Den Liedermund und auch den Freund,
Der Alles nur bei ihnen schöpfte,
Was durch sein Lied so selig weint.

6.

Drei Burschen saßen im Waldrevier,
Nicht fern von Tannen und Fichten:
„Das Feuer lodert, erzählen wir
Uns Märchen und Wundergeschichten."

Der Erste weiß, daß ein König war,
Der trug sich in Gold und Seide,
Doch als ihn besiegt der große Zar,
Da schlich er im schlichten Kleide.

Von Elfen der Zweite zu sagen weiß,
Berückend mit Mund und Augen,
Wie sie dem schlafenden Knaben leis'
Die Seel' aus dem Körper saugen.

Digitized by Google

Und als die Reihe den Letzten traf,
Da schaut er traurig und trübe,
Er sprach verworren und wie im Schlaf,
Von der Waldfrau und ihrer Liebe.

Wie sie so hold beim Sternenlicht
Den Jüngling weiß zu bethören —
Und als er's gesagt, da sprang er auf
Und rannte ins Dunkel der Föhren.

Digitized by Google

Knirps der Grosse.

Ein Märchen

von

Hermann Rollett.

Ihr meint vielleicht: Der ist nun schön in Verlegenheit, wie er seine Geschichte anfangen soll? — Warum nicht gar! — In Verlegenheit ist nur der, der nicht weiß, was er will, der erst mühsam suchend herumtappen muß. Ich könnte übrigens auch frischweg anfangen: Es war einmal —, welcher Anfang gar nicht so übel ist, als Ihr glaubt, wenn er auch schon hundertmal dagewesen. Ich brauch' ihn aber gar nicht, diesen Anfang; ich weiß mir einen ganz andern. Hört nur zu!

„Aller Anfang ist schwer" — sagte halblaut eine junge Kreuzspinne, die ihr allerliebstes kleines Kreuzlein gar zierlich am Rücken trug, und die an einem Felsspalt im Bergwald, mit einem freilich nicht sehr hörbaren Seufzerchen, ihr erstes Fädlein spann.

„Du bist halt noch ein ungeschicktes Tölpelchen!" rief das daneben an einer hundertjährigen Föhre im wunderbarsten Netz hängende alte Kreuzspinnenweib — welches schon sein ordentliches Kreuz am Buckel hatte, an dem es aber auch nicht schwer trug. — „Spinn' nur zu, es geht ja von selbst! und wenn alle Stricke reißen, so fang' halt wieder von vorn an; du versäumst ja nichts, — wir haben ja Zeit dazu!"

Das junge Spinnlein folgte dem guten Rath und arbeitete fleißig an seinem ersten Faden. Wie aber weiter? Es wollte sein Netz über den Felsspalt spannen. Es saß am oberen Rande des Spaltes und ließ sich an dem dort sorgsam befestigten Fädchen vorsichtig ein paar Spannen lang herab und suchte sich in schaukelnde Bewegung zu setzen, um einen der Seitenränder zu erreichen und nach dort befestigtem Faden das Weitere zu ermöglichen;

Digitized by Google

aber der Spalt war etwas zu weit; trotz aller Anstrengung, sich in den rechten Schwung zu bringen, gelangte es nicht an's Ziel. Es kletterte also hurtig wieder hinauf, kroch um den Rand herum an die Seite, wo es den nachgezogenen Faden — nachdem es ihn so weit als nothwendig angezogen hatte — wieder sorgfältig befestigte; und so schaffte es in dieser Art fort, und spann und spann, und siehe da, — bald spannte sich das zierlichste kleine Spinnennetzchen, das man je gesehen, über den Spalt.

Ein Sonnenstrahl drängte sich eben durch die Bäume, daß es rings aufleuchtete, wie grünes Gold — denn es gibt auch grünes Gold, sowie es rothes gibt — und das vom Strahl getroffene Netzchen schimmerte auf dem dunklen Hintergrund des Felsspaltes durch das gebrochene Licht in allen Farben des Regenbogens, daß es eine helle Freude war.

„Mir scheint, es thut's!" sagte vergnügt das Spinnlein, mit ausgestreckten feinbehaarten Beinchen — nicht wenig stolz auf seine erste gelungene Arbeit — im Mittelpunkt des Netzchens sitzend.

„Jetzt soll nur bald ein Mückchen kommen," — meinte die alte Spinne daneben, — „damit du dich stärken kannst nach der Arbeit, mein Kind!"

Das lauernd dasitzende Spinnlein wollte gerade beistimmen, als ihm das Wort vor Schreck im Halse stecken blieb; denn aus dem Spalt drang plötzlich ein lautes Fluchen heraus, welches die Luft so gewaltig erschütterte, daß nicht nur das Netzchen erzitterte, sondern auch das Spinnlein selbst erbebte am ganzen Leib.

Der mit dünner, aber kräftiger Stimme herausgestoßene Fluch kam aus dem Mund des alten Gnomen, der seit undenklichen Zeiten die Felskluft, die im Innern in mehrere Gemächer auseinanderging, bewohnte.

Der Gnom war Knirps der Große. Er war zwar sehr klein — nicht viel größer, als sein grauer silberschimmernder Bart; da er aber unter den Kleinen der größte war, so hieß er: Knirps der Große. — Er war von einnehmendem, in seiner Art würdigem Aussehen, und war verhältnißmäßig sehr stark; und dennoch war er nicht im Stande, ein Spinnennetz zu zerreißen. Daher sein Zorn, weil ihm heute, wo er einen so wichtigen Gang vorhatte, der Ausgang aus seinem Felsenhause versperrt war. — Zerrissen hätt' er es zwar leicht, das Spinnengeweb', wenn er es nur über sich gebracht hätte, es anzugreifen; doch das war er nicht im Stande. Er hatte — wie auch so manches Menschlein — einen unüberwindlichen Abscheu vor einem Spinnengeweb'. Ein Gruseln durchfuhr ihn, es lief ihm kalt über den mit graziösem Höcker besetzten Rücken, wenn er nur von weitem ein verwünschtes Spinnengeweb' sah.

Der wichtige Gang, den er eben vorhatte, war zur Frau Föhre drüben, wo unter den starken, weitverzweigten Wurzeln des alten Stammes der

Digitized by Google

Baumgeist in weiblicher Gestalt hauste, und zu dessen Wohnung ein von Gerank halbverdecktes Loch zwischen den Wurzeln führte.

Knirps der Große, der sich in der Felskluft gefangen sah, rief nun aus vollem Halse der Frau Föhre zu in seiner Bedrängniß.

Es dauerte nur wenige Augenblicke, da sauste es durch die Aeste der Föhre, und es erklang in leisem Ton:

Amsel, Amsel! Flieg' zum Stein —
Spinnet dort ein Spinnelein!

Sogleich drehte die auf dem Wipfel der Föhre sitzende Amsel ihr glattes Köpfchen scharf schauend nach dem Fels, hob die Flügel, schwang sich nieder, und — wupps, das arme Spinnlein hatte sein kurzes Leben ausgeathmet und es hatte nicht einmal Zeit, vorher: Weh' mir! zu rufen.

„War schon der Mühe werth" — meinte spöttisch die kohlschwarze, gelbschnabelige Amsel für sich. „Doch, wer das Kleine nicht ehrt — predigte mir immer meine Mutter — ist des Großen nicht werth; — und ich sag's ja auch immer meinen Kindern!"

Das alte Spinnenweib mit seinem Kreuz auf dem Rücken (das beiläufig um ein paar Millionen Jahre älter ist, als das der Christenmenschen) war klug und weise und hielt sich ganz still; und — gerade gierig eine große Fliege verzehrend — sagte es nur heimlich zu sich: „Soll ich vielleicht gar: Mord und Tod! schreien und mich dabei verrathen, daß ich hier bin, damit ich am Ende auch noch verspeist werde von dem hungrigen Thier? Ist ohnedem ein Wunder, daß ich diesem gefräßigen Vieh entgangen bin; — das nächste übersieht man eben meist!"

So kalt berechnend sprach die um ihre ganze erste Brut gekommene, nun kinderlos gewordene Mutter. Solche Spinnenwesen haben zwar acht Augen, aber kein Herz. — „Fahr' wohl, mein Kind!" — so schloß die alte Spinne, mehr resignirt, als gerührt, — „fahr' wohl! du hast es überstanden!"

Der Ausgang aus der Felsenhöhle, oder vielmehr aus dem Gnomenschloß, war nun frei; das heißt, die Amsel hatte, als sie zur Freude Knirpsens das Spinnlein weggeschnappt, im Flug zugleich das Netzchen zerrissen. Das hing aber noch zu beiden Seiten flatternd herab, was Knirps den Großen noch immer sehr genirte.

Der alte Gnom besann sich eine Weile, besah sich das Ding, und drehte sich endlich hastig um, verdeckte sich mit beiden Händen die Augen, und Knirps der Große ging so, mit dem Rücken voraus, in gebückter Haltung rasch aus der Kluft.

In wichtigthuender Eile trippelte er nach Besiegung dieses argen Hindernisses über den Sammetteppich von in zartestem Blau schimmernden

Digitized by Google

Globularien zur Nachbarin, Frau Föhre, hin, und er hätte in der Hast des Gehens bald ein paar goldglänzende Chysomelen zertreten, die von einer auf dünnem Stengel ragenden Rispe herabgefallen waren, als er im Vorübereilen mit der Nase daranstieß; und ein kleiner Abendschwärmer, eine Zygaene von der besonders die Voralpen schmückenden, reizend-zierlichen Art Onobrychis, flog gerade noch zur rechten Zeit sich flüchtend auf.

Flugs war der eilende Gnom beim Eingang zwischen den in grotesken Verschlingungen sich verzweigenden Wurzeln der Föhre. So klein Knirps der Große war, und so groß das Loch zwischen den Baumwurzeln gewesen, so mußte er sich doch noch etwas bücken, um hineinzukommen.

Du machst da ein Gesicht, als wolltest du sagen: Das kann ich mir nicht recht vorstellen mit dem „Groß" und „Klein." Nun, die Andern können sich's schon denken; und wir wollen uns nicht aufhalten dabei; — die Meisten möchten ja auch schon gern wissen, was er denn so Wichtiges zu thun hatte bei der Frau Föhre, der kleine Knirps der Große.

Er drückte sich also, das krause Geranke einer leicht herabhängenden Waldrebe bei Seite schiebend, achtsam hinein und schaute, daß er nichts in Unordnung brachte an der zarten Mooseinfassung des Eingangs am Fuß des Baumes.

Und Du glaubst vielleicht, er konnte gleich so „mir nichts dir nichts" weiter gehen zur Frau Föhre? — Das wäre schon gewesen! Das wäre ein rechter Schluf für allerlei Gethier gewesen — von allen andern Mißständen nicht zu reden —, wenn der eigentliche Eingang zum Innern des Wohnsitzes der Baumfee so ganz offen dagestanden hätte.

Das Loch zwischen den Wurzeln führte nur in ein kleines Vorgemach, und der Hineingehuschte stand nun vor einem großen, von den Wurzeln festgehaltenen Stein, der wie eine Wand aufgestellt war.

Knirps klopfte in bestimmten Absätzen dreimal an den Stein, und der Stein rückte langsam nach Innen und ließ, sich sogleich wieder vorschiebend, den vertrauten Besuch hinein.

Der alte Gnom stand nun vor seiner hochverehrten Freundin, und sie saß da in lieblichem Ernst und in wunderbarer Schönheit; denn die Baumgeister — „Dryaden" nannten's bekanntlich die Griechen — altern nie und vergehen nur mit ihren Bäumen.

Sie bemerkte anfangs gar nicht, daß Jemand eingetreten, so vertieft war sie in ihrer Arbeit. Ihr wäret nämlich in gewaltigem Irrthum, wenn Ihr glauben möchtet, daß diese Baumfeen nichts zu thun hätten und an Langerweile litten. Die haben vollauf zu thun. Tief drunten heißt es sehen, daß die Feuchtigkeit des Bodens von den Würzelchen ordentlich aufgesogen wird; dann das Verwandeln der Feuchtigkeit in den nährenden Baumsaft;

Digitized by Google

das Ueberwachen der Weiterleitung durch die Holzzellen und die Verbreitung bis in die Zweige und äußersten Aestchen und in die zahllosen Blätter; das Athmen der Blätter, durch welches sie selbst mit dem Baume lebt; das jedesmalige Blühenlassen und Fruchtansetzen; das Bilden des Jahresringes der den Stamm stärker und stärker macht — u. s. w., u. s. w. —; ich meine, das wäre Arbeit genug, um vor Langerweile und vor dem Vorwurf zu schützen: unserm Herrgott — wie das Sprichwort lautet — den Tag abzustehlen!

Da nun der schon eine Weile vor ihr stehende Gnom sah, daß er nicht bemerkt wurde, räusperte er sich und scharrte etwas mit einem Fuß.

Die Baumfee wendete sich jetzt gegen ihn, schaute ihn groß aber freundlich an, und nickte, indem sie die Hand, welche einen Bund von Wurzelfasern umfaßte, herabgleiten ließ, mit anmuthvollem Lächeln zum Gruße.

Knirps machte einen Kratzfuß und begann sogleich resolut sein großes Anliegen vorzubringen. Nach einer Entschuldigung über sein vielleicht zu ungelegener Zeit gekommenes Eindringen, stellte er ihr vor und legte ihr mit bewegter Stimme dar, daß ihm eine große Gefahr drohe; sein ganzes bisheriges maßgebendes Ansehen in der Gnomenwelt, welches er durch seine Größe unbedingt und unbestritten genossen, sei erschüttert worden und beginne zu schwinden. Ein Nachbargnom habe nämlich plötzlich einen so großen Höcker bekommen, daß nicht nur sein Höcker dagegen nahezu wie ein Nichts erscheine, sondern auch sein bisheriger Vorzug der Körpergröße sei dadurch zur Nebensache geworden. Es bleibe ihm jetzt nur Eines übrig, um sein bisheriges Ansehen und seine Machtstellung zu bewahren — er müsse in den Besitz von etwas ganz Außerordentlichem kommen, und dazu könne ihm die Frau Nachbarin verhelfen.

„Ich?“ sagte erstaunt Frau Föhre.

„Ja!“ versetzte Knirps mit Bestimmtheit, — sie könne es, und sonst Niemand.

„Nun, wie wäre das wohl?“ entgegnete neugierig und gütig zugleich die reizende Fee des Baumes im sanften Ton ihrer melodischen Stimme.

Mit kurzen und geraden Worten setzte ihr nun Knirps auseinander, daß er glaube, ja, daß er die Ueberzeugung habe, ein Edelstein von besonderer Größe und Schönheit könne ihm zu seiner Absicht verhelfen und ihm das alte Ansehen — ohne welchem er gar nicht existiren wolle — verschaffen; und — wie er sicher wisse, habe sie, die Frau Föhre, an ihrer Herzwurzel einen solchen hängen.

Die lächelnd lauschende Baumfee schaute ihn verwundert an und sagte: woher er denn das so gewiß und so genau wisse?

Digitized by Google

Schon längst — entgegnete der Gnom — habe er als richtiger Erd- und Berggeist das Ding gespürt. Alle unterirdischen Strahlungen seien von dem übermächtigen, aus diesem Punkte kommenden verdunkelt worden. Vor Kurzem sei er aber durch seine untrüglichen geheimen Berechnungen darauf gekommen, daß der unschätzbare blaue Diamant bestimmt an der besagten Stelle sich befinde. Er hätte nun zwar ohneweiters und ohne ein Wort darüber zu sagen, hingraben können bis zu diesem Punkt; aber aus Besorgniß, es könne dies der wahrhaft verehrten Nachbarin vielleicht gar an's Leben gehen, habe er in alter Freundschaft das unterlassen, und er komme nun freimüthig mit seinem dringlichen Anliegen zu ihr, an welchem Begehren — wie sie einsehen müsse — seine ganze Zukunft hänge.

Die liebliche Baumfee war gerührt von der Rücksichtnahme des gutmüthigen alten Nachbars und sagte mit melancholischem Lächeln: So dankenswerth die edle Rücksicht sei, die er ihr gegenüber genommen, so wäre es am Ende doch für sie fast besser gewesen, durch ihn mit einem Ruck in Folge des Untergrabens ihrer Lebenswurzel zu vergehen, als durch den schon lauernden, hartherzigen Harzmacher langsam absterben zu müssen. — „Ach" — setzte sie betrübt hinzu — „wir armen Föhren haben das schrecklichste Loos unter allen Bäumen! Meine Schwestern sind schon längst dahin. Mich hat nur der Zufall vor dem gleichen Schicksal des Stammanhauens, Abziehens des Lebenssaftes und jammervollen Hinsiechens und Verderbens bewahrt. Nicht der gute Geschmack oder feinere Sinn, sondern die eigensinnige Laune des Gutsherrnsohnes, der diese Waldgegend oft betrat und diesen Platz hier seit jeher durch mich besonders geziert fand — weils bei Gelegenheit einer Jagd eine der Beherrscherinnen seines Herzens gesagt und weil er sich deßhalb denselben ohne mich gar nicht denken konnte —, wußte es beim Förster durchzusetzen, daß jener nutzbare Baumfrevel nicht auch schon längst an mir verübt worden ist. Unlängst ist jener unbedeutende Dutzendmensch aber — wie ich mit eigenen Augen sah — an dieser abgelegenen Waldstelle in übermüthigem Zweikampf gefallen, und nun ist's wohl auch mit mir bald aus! — Ich bringe also kein großes Opfer, liebster Nachbar, wenn ich, selbst auf die Gefahr hin, mir in's innerste Leben zu greifen, Deinen Wunsch erfülle und Dich, der Du ja — glücklicher als wir — so lang lebst, als dieser allerdings endlich auch absterbende Erdenball, in Besitz des unschätzbaren Edelsteines setze."

„Wie großherzig und schön!" rief, die kurzen Arme lebhaft ausbreitend, der Gnom.

Die Baumfee beugte sich nun mit leichter Bewegung nach der Tiefe des Bodens zu, ergriff den an der Herzwurzel haftenden Edelstein — ein Riß, ein Zuck und Zittern durch ihre Glieder und durch den ganzen Baum

Digitized by Google

— und, in einer Mischung von Wehmuth und befriedigter Heiterkeit, legte sie den hervorgeholten funkelnden Edelstein schweigend in des Berggeistes verlangend entgegengestreckte Hand.

Fast geblendet vom Leuchten der in himmelblauem Zauberlicht erstrahlenden Glanzgluth des Edelsteines kniete sich der Gnom in voller Erregtheit vor sie hin und überdeckte ihre schlanken weißen Hände heiß mit schallenden Küssen.

„Ich werde dankbar sein!" rief er aufspringend aus, und mit einem nachdrücklichen „Auf Wiedersehn!" verließ er eilig die Fee.

„Wir werden uns nicht wiedersehen!" sagte sie, noch bleicher werdend, als sie in den letzten Augenblicken schon geworden, und senkte — dem durch die Steinpforte mit seiner glücklichen Errungenschaft selig wieder hinausschlüpfenden Gnom nachschauend — das goldlockige Haupt, und zwischen ihren langen, wachszarten Fingern, die sie vor ihre unsäglich schönen Augen legte, rollten schmerzblitzende Thränenperlen reich herab in den wehdurchzitterten Raum.

Getrost! getrost! bald ist's vorüber!

Der eilende Knirps, aus der Pforte gelangt, stolperte — in seiner Seligkeit dahinhastend — über eine Knorre der querlaufenden Wurzeln, und mit verzogenem Gesicht auf dem Boden sitzen bleibend, strich er sich — während er mit der andern Hand den Talisman seines Glückes triumphirend emporhielt — mit einem wiederholten „Au! Au!" über die Stelle, auf die er ganz tüchtig gefallen.

Knirps der Große bot in dieser Lage eine komisch-klägliche Erscheinung.

Als er sich von dem argen Sturz etwas erholt hatte, bemerkte er erst, daß es kein Wunder gewesen, zu fallen, denn es war bereits die Dämmerung eingetreten und der Vollmond stand schon, ein reizvolles aber unsicheres Zwielicht verbreitend, lichtströmend am klaren Himmel.

Die Hand, in welcher er fest sein kühn errungenes Kleinod hielt, an die Brust drückend, erhob er sich nun, um, so gut es eben ging, hinkend zu seiner Felsenwohnung zu gelangen und ohne Säumen Vorbereitungen für die Geltendmachung seines, wie er überzeugt war, unfehlbar wirkenden Zaubermittels zur Herstellung seines früheren Ansehens zu treffen.

An den Felsspalt gelangt, war er aber nicht wenig betroffen, wieder, gleichwie beim Herausgehen, ein Hinderniß in dem Weg und den Eingang versperrt zu finden.

Der nach Hause trachtende Knirps war, ohne aufzuschauen, hingetrippelt, und stieß nun mit der Stirn an einen Gegenstand, der über dem Spalt, die Höhle versperrend, lang herunterhing.

Digitized by Google

Er trat ein paar Schritte zurück, schaute am Fels hinauf und entdeckte nun die Ursache, die eigentlich das Hinderniß seines Eintrittes war. Ein leibhaftiger lebendiger Menschenfuß war es, der über den Spalt herunterhing; und auf den Fels saß eine jugendliche Mädchengestalt, welcher dieser Fuß gehörte.

Verwundert trat er noch ein wenig weiter zurück und stellte sich hinter einen Busch, um zu beobachten, was denn da eigentlich los sei.

Er sah nun im Licht des steigenden, immer heller leuchtenden Vollmondes — der die Waldgegend wie ein Zauberer in eine unbeschreibliche Wunderwelt verwandelte — das schöne Mädchen mit gesenktem Angesicht sinnend dasitzen; und nur von Zeit zu Zeit erhob sie das mit vollen Haarflechten geschmückte Haupt, um forschend nach einer Seite hinzulauschen.

Es war Gertraut, die arme Anverwandte des Besitzers der Brettersäge am Waldbach drunten im nebenliegenden Thal.

Auf einmal rauschte es von der Seite her, nach welcher Gertraut erwartend geblickt, und ein junger Mann, von abgehärmtem aber anständigem Aussehen brach eilig durch das den Fels umwachsende Gesträuch unter den hohen Bäumen.

Gertraut sprang hastig auf, flog dem Kommenden entgegen und mit dem Ausruf: „Florentin!“ fiel sie ihm an die Brust.

„Gertraut!“ rief der entzückte Florentin — und die Beiden hielten sich mit langem Kuß umfangen.

Die Amsel sang dabei auf der höchsten Spitze der Föhre ihren letzten Jubelschrei für diesen Tag.

„Du kannst seh'n“ — sagte nach einer Weile Gertraut, ihn bei der Hand fassend, — „Du kannst seh'n, welches Vertrauen ich zu Dir hab', daß ich in der Abendzeit Deinem Begehr'n gefolgt und hierher gekommen bin. Und ich hab' Dich nicht warten lassen wollen und war zuerst da am Platz.

Sie sprach das im Ton einfach natürlicher Wahrhaftigkeit, der sich in ihrem österreichisch-deutschen Dialect besonders gut ausnahm. Die Gegend, wo das vorging, war nämlich in einem Theil der Ausläufer der steierischen Alpen gelegen.

Florentin — ein armer Schreiber in der nächsten Kalkgewerkschaft, der nach allerlei verunglückten Anläufen und Versuchen, etwas Rechtes zu werden, diesen nothdürftigen Anhaltspunkt gefunden — entgegnete, ihr innig die Hand drückend: „Du sollst auch seh'n, daß Dein Vertrauen nicht am unrechten Ort angebracht ist, und Du sollst niemals irr' werden an mir!“

„Das hoff' ich auch von Dir!“

„Glaub's, Gertraut! bei meiner Seel'!“

Digitized by Google

„Florentin! wenn Du mich aber wirklich gern hast" — sagte sie darauf, die das feste, selbständige Wesen ihrer längst verstorbenen Mutter hatte, — „so ist das heut' das erste und letzte Mal, daß wir uns treffen!"

Sie drückte ihm dabei die Hand und schaute ihm bewegt in's Gesicht.

„Gertraut! Weißt Du nichts anders jetzt" — rief Florentin mit bebender Stimme — „als mich aus allen Himmeln reißen, in die mich eben jetzt der Beweis Deiner aufrichtigen Lieb' versetzt?"

„Es muß sein, Florentin! Wir wollen uns nicht was vormachen, was nicht ist! Ich hab' nichts, Du hast nichts, — und wir werden auch nicht leicht zu Etwas kommen. Jedes für sich allein kann sich noch so fortbringen in der Welt; aber — miteinander ist's nichts für uns, besonders bei der Zeit!"

„So red'st Du, Gertraut, die mir — ich sag's noch einmal — gerad' jetzt einen solchen Beweis gegeben von wahrer Lieb'?"

„Ich kann nicht anders, Florentin! und Du wirst's noch einsehen — ich hab' recht!"

„Aber bedenk' doch, — was nicht ist, kann werden!"

„Sollt's besser werden mit Einem von uns Zweien, so weißt Du mich immer zu finden. Mein Herz gehört Dein, und ich werd' Dir treu verbleiben in aller Zeit. Aber für jetzt bleib' ich auch bei dem, was ich gesagt hab'. Leb' wohl, Florentin! — wir wollen uns den Schmerz des Abschied's nicht verlängern. Leb' wohl! und denk' — und denk', das Schicksal will's!"

Sie hörte auf zu reden, weil sie nicht mehr sprechen konnte; ein Schluchzen erstickte ihre Stimme! Und so bot sie ihm den Mund zum Abschiedskuß.

Ein heißer Thränenstrom lief zwischen ihnen herunter.

Florentin's Herz zuckte krampfhaft auf. Auch er brachte kein Wort mehr heraus.

Es war ein Augenblick des größten Weh's. Die tiefe Waldstille wurde zum mitfühlenden schmerzlichen Schweigen.

Dem alten Gnom, der gespannt dem Ganzen zuschaute und zuhörte, ging das Ding ebenfalls nicht wenig zu Herzen. Es packte ihn recht arg, ein so gescheidtes, bildschönes Wesen (denn er wußte auch, was schön ist), in solcher Kümmerniß, in solchem, durch die unerbittlichen Verhältnisse des Menschenvolkes herbeigeführten Trübsal zu sehen. — So viel wahre Liebe und zugleich so viel Verstand und Selbstverleugnung waren ihm noch gar nicht vorgekommen, so viel ärgsten Schmerz hatte er noch gar nicht beobachtet, ja, gar nicht für möglich gehalten; und es griff ihm in sein Innerstes hinein. — Der Gegensatz zwischen dem soeben von ihm errungenen Glück und zwischen dem unnennbaren Weh dieser armen, vor ihm in Schmerz und Drangsal

Digitized by Google

bebenden Menschen war so groß, daß Knirps der Große, während die beiden unglücklichen Liebenden im Abschiedskuß verschlungen dastanden, ohne viel Bedenken, auch etwas Großes zu thun beschloß.

Er neigte sich leise ein wenig vor, bückte sich sacht, und legte an die Seite des Busches heimlich sein Höchstes hin, sein theures Gut, welches er so sehnsuchtsvoll erstrebt, welches er so glücklich errungen — den kostbaren, für ihn so verheißungsvollen, herrlich leuchtenden Edelstein. Der sollte eine Rettung für die zwei armen unglücklichen Liebenden sein; sie sollten den Schatz finden und sich mit dem Werth desselben das verdiente Los für ihre wahre, tiefe, reine, treuinnige Liebe bereiten.

Daneben in der Föhre blickte die sterbende Baumfee freudig verklärt auf, als sie durch einen Ritz im Stamme die edelschöne That des Gnomen sah. Und durch die Luft ging es zugleich voll und lind wie ein warmer Athemzug der Luft.

„Also sei gescheidt jetzt, Florentin!" — sagte endlich, sich aus der Umarmung losmachend und sich die Thränen abwischend, Gertraut — „und bis zum Thalweg geh'n wir miteinander!"

Dabei machte sie einige Schritte vorwärts, und wie sie da — des sichern Trittes wegen — zu Boden blickte, rief sie auf einmal, stehen bleibend, aus: Ja, was ist denn das da, Florentin? — das flammt ja wie's helle Feuer!"

Florentin, der ihr willenlos gefolgt war, schaute, durch den Zuruf aufgerüttelt, nach der lichten Stelle, hob hastig den im Widerschein des Mondes nur noch stärker sein blaues Licht ausströmenden Edelstein auf, und rief, aus seiner Verlorenheit wieder ganz zu sich kommend: „Gertraut! am Ende ist das Hilf' in unserer Noth!"

„Das wär', wie vom Himmel g'fallen!" sagte Gertraut ruhig, aber doch mit innerlicher Bewegung über die nun vielleicht wunderhaft eintretende Möglichkeit des Erreichens ihres Zieles.

Knirps, der erwartungsvoll hinter dem Busche verborgen stand und den sein aufopferndes Thun keinen Augenblick reute, der im Gegentheil voll Besorgniß war, der Edelstein könnte von den Beiden am Ende übersehen werden, — Knirps hätte, als er sah, daß seine Absicht gelungen, vor Freude in die Hände geklatscht, wenn er nicht gefürchtet hätte, sich damit zu verrathen.

„Das scheint wirklich ein Edelstein zu sein" — sagte Florentin aufgeregt im Weitergehen, und ließ den Leuchtenden im Mondlicht blitzen.

„Ja, wahrhaftig!" rief Gertraut — indem sie wieder ein wenig stehen blieb —, den eben so überraschenden, als verheißenden Fund mit pochendem Herzen betrachtend.

Digitized by Google

„Woher soll er denn aber nur gekommen sein, der brennhell funkelnde Stein?“

„Vielleicht aus den Türkenzeiten stammt er“ — versetzte Florentin schnell —; „da mag man ihn einem niedergemachten Hohen abgenommen und dann verloren oder vergraben haben; und jetzt ist er vielleicht von einer Schermaus herausgewühlt worden aus der Erd'!“

In solchem Gespräch, das voll durchwogt von allem dem war, was in plötzlicher Wendung nun Freudiges kommen könne — wie sie meinten — waren sie zum Thalweg gelangt; und so trostlos der Scheidekuß droben an der hohen Föhre war, so hoffnungdurchzittert war das „Gute Nacht“ jetzt drunten im Thale, und sie trennten sich freudig bebend mit der Verabredung, daß Florentin gleich am nächsten Morgen mit dem Fund nach der Stadt eile und sich Gewißheit über denselben verschaffe und alle Vorbereitungen treffe zur baldigen Sicherung der Begründung ihres Glückes. —

Nachdem sich die beiden Liebenden weit genug entfernt hatten und Alles still geworden war, machte sich Knirps wieder hervor aus seinem Versteck und ging langsam auf den Fels zu. Sein erster Gedanke war: wie er es nun anfangen solle, auf andere Weise sein Ziel zu erreichen, dem er nach seiner Meinung durch den Besitz des aufgeopferten Edelsteines so nahe gewesen; es wollte ihm aber kein Mittel dazu einfallen, und er fühlte sich in diesem Augenblicke — aber ohne Bedauern dessen, was er gethan — so recht in seinem vorigen Nichts.

Im Begriff, durch den nun von keinem Hinderniſſe verlegten Spalt hineinzuschliefen in seine für ihn jetzt ganz trostlose Wohnung, hörte er, und er wendete sich rasch um, hinter sich Etwas rascheln. Es war aber nur ein flinkes Eichhörnchen, welches flugs über den schattendurchzogenen Raum lief, am Stamm der hohen Föhre mit unglaublicher Geschwindigkeit, wie ein wahres Teufelchen des Waldes, in langen Sätzen hinaufkletterte, am obersten Ast sich auf die Hinterbeinchen stellte, dann herumschaute, als wollte es von seinem Alles überragenden Standpunkte aus sich die von der Mondfluth zauberhaft überströmte Gegend betrachten, und welches nach kurzem Verweilen wieder im Flug, von Zweig zu Zweig sich schwingend, auf den Buchenbaum zurückeilte, auf welchem es seinen Wohnsitz aufgeschlagen.

Als er nun darin war, der gute Gnom, in seiner Höhle, und nachdenklich hinschritt an der dunklen Wand, die durch einen aus dem Hintergrunde hervorglühenden Karfunkel matt beleuchtet war, da fuhr es ihm plötzlich wie ein Blitz durch den trübselig gesenkten Kopf, den er nun — ausschauend — mit schnellen Blicken hob.

Die Eingangshöhle und auch der sich daran schließende größere Raum, welchen er nun betrat, die kamen ihm — gleich allen Neben-

Digitized by Google

gemächern — auf einmal so klein, so eng vor. Er wunderte sich, daß ihm dies nicht längst aufgefallen.

„Das kann nicht so bleiben! Das muß anders werden!“ rief er aus; — „ich muß da eine große Halle, einen alles Aehnliche an Ausdehnung überbietenden Saal schaffen. Das Gnomenvolk soll, statt in anderen Bergwerken herumzulungern, hier ein mächtiges Werk vollführen; und, wollen sie nicht, so mache ich es allein! — Ja, ich hab's! ich hab's! Ein neues Mittel ist gefunden! Ich schaffe eine riesengroße Gnomenhalle, wie sie nirgends zu sehen, und — mein altes Ansehen und meine alte Macht, sie sind gewonnen. — Seid glücklich, ihr Beiden, durch euern Edelstein, — ich werde es durch meine Arbeit werden!“

Sogleich durchschritt er mit prüfendem Auge alle Räume, überblickte im Gedanken die ganze Gestaltung und den ganzen Zusammenhang des Bergstockes, in welchem er hauste, und bald hatte er das Richtige herausbekommen. Schon längst war von ihm bemerkt worden, daß mitten im dichten Gestein, welches sich um die von den Gnomen bewohnten Höhlungen lagerte, eine mächtige Schicht von ganz anderer Art eingeschoben war. Das Material dieser Schicht splitterte und sprang sehr leicht, und daran schloß sich eine andere Schicht von kohlschwarzer Farbe.

„Das muß hinaus!“ — rief er — und meine Halle ist vollendet!“

Und auch die Frage: wohin mit allen dem Material? beantwortete er sich bald. Vom Thalweg zweigte ein unwegsames, fast unbetretenes Seitenthal ab. In dieses beschloß er Alles zu befördern. Da konnte er ungesehen und ungestört vom Menschenvolk sein Werk vollbringen. —

Soeben kehrten die Gnomen Alle zum Nachttisch heim, und er säumte keinen Augenblick ihnen die Sache vorzubringen, und er wußte, nachdem er das Vorhaben — ohne seine eigentliche Absicht zu verrathen — mit den richtigen Worten eingeleitet, ihnen das Ganze so wünschenswerth und zweckmäßig vorzustellen, daß sie Alle sogleich einverstanden waren, und sie erklärten einstimmig, am nächsten Morgen schon sich an's Werk zu machen, in aller Früh!

Das geschah denn auch.

Das Erste war, daß sie vom Seitenthale aus einen Stollen anlegten, der nach genauer Berechnung zu dem richtigen Punkte führen mußte. Bald waren sie so weit im Berge, daß der Sonnenstrahl des Tages vom Eingange her nur wie ein kleiner blitzender Stern zu sehen war, der immer kleiner und kleiner wurde, bis er ganz verschwand. Und sie hatten gar nicht sehr lange gegraben, als sich schon Spuren des erwähnten Materiales zeigten, welches vollständig ausgehoben werden sollte, um die kühn erdachte riesengroße Halle herzustellen.

Digitized by Google

Die Arbeit ging rasch von Statten. Ein Wetteifer war in Alle gefahren, und am meisten spornte es sie an, daß der alte Knirps selbst Hand anlegte und so rastlos mitarbeitete, als wäre er der Jüngsten einer. Es war eine Herzenslust, Knirps den Großen mit seiner kleinen Butte, die er sich selbst angefertigt hatte, daherkommen zu sehen, fröhlich schleppend, wenn auch manchmal keuchend von der schweren Last. —

Doch, wie steht's mit Florentin und Gertraut?

Der arme, plötzlich wieder in den siebenten Himmel versetzte Schreiber hatte, ebenso wie der Gnom, ohne Säumen Alles gethan, was zunächst nothwendig war, um das Erreichen des wie durch ein Wunder nahegerückten Zieles zu ermöglichen.

Es verlief aber bei ihm nicht so günstig, wie es bei Knirps vorläufig der Fall gewesen.

Vor Allem war er mit seinem Fund in die Stadt gegangen, zu seinem einzigen dortigen Freunde. Es war das ein kleiner, doch emsiger, ehrlicher Geschäftsmann, der einen äußerlich unansehnlichen, dabei übrigens nicht uninteressanten Bilderladen hatte, in welchem sich nicht selten die wenigen Kenner der Stadt einfanden, weil dort mancher Schatz von Kunstblättern (worunter z. B. Schongauer's und Rembrandt's in bestem Abdrucke) verborgen war, welchen Schatz der kenntnißreiche, stillbegeisterte Händler sorgsam hütete, und der sich fast unglücklich fühlte, wenn sich einmal ein Käufer für eines oder das andere seiner werthvollsten Blätter fand. Ja, er besaß sogar ein Blatt, von welchem er sich um keinen Preis trennen wollte; das war — und es hat seinen Grund warum dies hier ausführlicher erwähnt wird — das war ein sogenannter Niello-Abdruck, der Abdruck von einer Silberplattengravirung des im 15. Jahrhunderte zu Florenz ruhmvoll thätig gewesenen Goldschmiedes Finiguerra, welcher Abdruck sich in der damaligen Zeit, wo der dadurch eben veranlaßte Kupferstich noch nicht erfunden war, durch Zufall von selbst gemacht hatte. Es war dieses Blatt — die „Thronende Maria" darstellend — ein Unikum, und eine kunstliebende hohe Person in der Residenz hatte dem sonst gar nicht reichen Händler vergebens schon Tausende dafür geboten. — Auch ein paar interessante Kunstgegenstände anderer Art besaß der sonderliche Alte, von denen er sich durchaus nicht trennen konnte, nämlich ein paar Gemmen, welche zwei Werke der delicaten, reizenden, ganz in den Hintergrund getretenen, nur von wenigen Verständnißvollen gewürdigten Miniaturplastik der sonst so einfache, schmucklose, wenn auch immer sauber und reinlich gekleidete alte Junggeselle sogar täglich trug. Das eine dieser Schmuckstücke war eine Busennadel mit einem Onyx-Cameo, welcher in seiner weißen Schicht auf dunkelbraunem Grunde einen allerliebst gearbeiteten sitzenden Amor mit

Digitized by Google

einem Blumenkörbchen darstellte, der freudig eine handvoll Blumen emporhält, — ein Werk des Alterthums aus der besten Zeit griechischer Kunst; das andere war ein Ring, ein einfacher Goldreif, mit einem ebenfalls antiken Carneol-Intaglio, der die Inschrift „Jucunda“ trug, und welcher zwar keinen Kunstwerth und nur ein archäologisches Interesse hatte, aber welcher doch, als ohne Zweifel einstmaliges Geschenk einer liebeseligen römischen Jungfrau an ihren glücklichen Verlobten, zu einer ganzen Gedankenreihe Anregung gab. —

Was schaut Ihr denn gar so besonders mich an, seit den letzten Sätzen? Ihr seht wohl da an mir eine Busennadel und einen Ring, die beide Euch jetzt bekannt vorkommen? Nun — und ich will Euch dies zur Charakteristik des trefflichen Alten noch kurz einfügen — der Verfasser dieser Märchengeschichte besitzt in der That die eben erwähnten glyptischen Werke seit vielen Jahren als Eigenthum; denn als der wahrhaft schätzenswerthe Alte starb, fand sich in seinem Testamente die Bestimmung, daß diese zwei geschnittenen Steine jenem Studenten gehören sollen, der manchmal ein Blättchen in seinem Laden von seinem Taschengelde gekauft, und immer so großes Interesse für diese Gemmen gezeigt.

Und der Student war ich! —

Dieser eigenthümliche, als einsamer, still-heiterer Greis sparsam lebende, brave, freundliche Mann nun, ein geborener Schweizer, war für Florentin, den er zufällig kennen gelernt hatte und dessen gute Eigenschaften der gemüthstiefe Alte mit kundigem Blicke zu schätzen wußte, stets nach Möglichkeit mit Rath und That ein guter Freund, ohne welchen er sicher bereits gescheitert wäre im schwanken Kahne seiner Lebensfahrt.

Diesem wollte er Allem sich anvertrauen mit dem gefundenen Steine.

Der alte Bilderhändler schaute groß darein, als ihm Florentin seinen Fund gezeigt.

Nach genauer Betrachtung desselben und nach längerer Ueberlegung sagte der alte Freund mit ernster Miene bedächtig: er wisse keinen besseren Rath, als den gefundenen Gegenstand ohneweiters wieder dahinzulegen, wo er sich gefunden; denn, meinte er, entweder ist es — wie es ihm am wahrscheinlichsten vorkomme — ein Stück farbiges Krystall, und dann habe es eben keinen besonderen Werth, oder es ist wirklich ein Edelstein, und in diesem Falle müsse er ohne allen Zweifel die größten Unannehmlichkeiten von der Welt gewärtigen. Wenn man auch ihn, den Finder, nicht überführen könne, daß er auf unrechtmäßige Weise in den Besitz des Edelsteines gelangt sei, so werde man doch einen solchen Verdacht nicht ausschließen, und es dürfte also der Stein nicht sobald zur Verwerthung kommen, und

Digitized by Google

auch nicht so leicht an Mann gebracht werden, besonders da er — wenn wirklich echt — in der That unschätzbar sei. Wer sollt' ihn kaufen!

„Fort damit!" rief der geradsinnige alte Schweizer. „Es wird sich schon noch ein anderer Weg finden zum Lebensglück!" —

Der verblüffte Florentin war wie niedergedonnert. Es schien ihm zwar nicht unrichtig, was der verehrte Freund gesagt, aber er wollte sich von der Schwelle der Seligkeit, an der er ja schon fest gestanden, nicht so schnell verdrängen lassen.

Die Meinung des alten Bilderhändlers war in Allem aber so maßgebend für Florentin, daß dieser sich vornahm, falls Gertraut einverstanden wäre, dem Rath des Freundes — wenn auch sich Gewalt anthuend — unbedingt zu folgen.

Durch das ihm vertraute Kräuterweib, welches seit mehr als fünfzig Jahren fast täglich das Thal, in welchem die Brettersäge lag, durchschritt, und welches betagte, immer geschäftige Mütterlein mit Natur und Menschen in steter Verbindung stand, war die Verständigung mit Gertraut — Mittheilung und Antwort — bald erfolgt.

So unglücklich Gertraut darüber war, von der höchsten Lust wieder in das tiefste Leid zurückgestürzt zu werden, so stimmte sie doch fest und ohne Zögern dem Rathe des bewährten Freundes Florentin's bei, und sie fügte noch hinzu, daß ihr bei aller Freudigkeit über die bevorstehende glückliche Aenderung doch immer ein eigenes Gefühl die Brust beengt habe, und daß ihr jetzt — im wahren Sinne des Wortes — ein Stein vom Herzen gefallen sei. — „Es wird schon noch auf andere Weise gehen" — schloß sie —, „wenn's das Schicksal will!"

Florentin machte sich also, ohne viel nachzudenken darüber, zwar mit einem bitteren Gefühl, aber resolut auf den Weg zur hohen Föhre und legte schweigend den leuchtenden Stein wieder an die Stelle, an der sie ihn beide so hoffnungerfüllt gefunden.

Kein Laut regte sich im ganzen Umkreis; ein leises Pochen vom Fels daneben her, das wie ein Pulsschlag durch den Berg ging, beachtete er nicht, und nur eine schimmernde grüne Eidechse huschte, ihn klug und freundlich anschauend, in den Busch.

Florentin blieb einen Augenblick stehen, warf noch einen Blick auf den weggelegten Stein, und machte sich mit langsamen Schritten auf den Rückweg. Das Bewußtsein der nun wieder vorhandenen Trostlosigkeit seiner Herzensangelegenheit drückte ihn so sehr nieder, daß er fast gedankenverloren war; und nur als er, an der Föhre vorüberschreitend, bemerkte, daß sie traurig abzusterben beginne, rief er — an ihr hinaufblickend — aus: „Du machst dich auch schon zurecht, um in die Brettersäg'

Digitized by Google

hinabzukommen! Vielleicht fallen doch ein paar Ausschußbretter ab für meinen Sarg!"

Er schritt, ohne auf den Weg zu achten, weiter.

Auf einmal fiel ihm auf, daß ihm Alles rundherum ganz fremd war, daß er ganz falsch gegangen. Er befand sich in einem öden Thale, in welchem er noch nie gewesen. Im dumpfen Hinbrüten hatte er die Richtung von der hohen Föhre aus verfehlt, und war nun in das unwegsame Seitenthal gelangt, welches dem Gnomen zur Ablagerung der aus dem Berge geräumten Massen diente.

Sogleich hatte auch Florentin, nachdem er sich über den Ausweg aus diesem ihm unbekannten Theile des Gebirges orientirt, an der Lehne des Felsenberges an der einen Seite des Thales einen mächtigen Haufen der schönsten Steinkohlen, die er je gesehen, bemerkt. Mit Erstaunen hob er ein Stück davon auf, und er konnte sich gar nicht erklären, wie das zusammenhängen mochte.

Umherblickend entdeckte er jedoch bald ein Loch im Berge, aus welchem nach den sich zeigenden Spuren die Steinkohlen herausgebracht sein mußten.

„Ein verlassenes Steinkohlenwerk!" dachte er halblaut bei sich — „und ein vergessenes noch dazu!" sagte er etwas lauter vor sich hin, bereits in eine gewisse Lebendigkeit der Stimmung gekommen. — Vergessen müsse es sein, meinte er; denn so bekannt er in der ganzen Gegend wäre, so habe er doch niemals davon gehört.

Er steckte das aufgehobene Stück in die Tasche, und ganz versunken in Nachdenken über dieses merkwürdige Steinkohlenwerk, von dem wahrscheinlich keine Seele etwas wußte, eilte er nach der Stadt, um seinem Freunde über die Ausführung des von ihm gegebenen Rathes zu berichten, und ihm zugleich seinen neuen Fund zu zeigen.

Aufmerksam hörte der alte Bilderhändler zu, als ihm Florentin von seiner sonderbaren Entdeckung im öden Thal erzählte; und als er ihm das mitgebrachte Stück Steinkohle zeigte, da rief der alte Mann mit einer bei ihm sonst ungewohnten Lebhaftigkeit: „Das — das ist ein Diamant, der unzweifelhaft echt und unschätzbar ist! — Morgen ist Sonntag, da wollen wir hin an Ort und Stelle, und wenn alles so ist, wie ich's jetzt gehört, so wollen wir über diese schwarzen Diamanten, über den Schatz der menschheitwohlthätigen Steinkohlen des öden Thales, noch sprechen!"

Am nächsten Tag fand der das ganze gleich von der geschäftlichen Seite auffassende Schweizer seine Erwartung weit übertroffen. Und auch Florentin war noch überrascht; denn die Masse der Steinkohlen — das ließ er sich nicht nehmen, wenn auch der alte Freund ungläubig lächelte —

Digitized by Google

hatte seit gestern um ein Bedeutendes zugenommen. Und noch mehr überraschte sie ein Blick in's Innere des Berges.

Die Berechnung des erfahrenen Geschäftsmannes, der auch in diesen Dingen zu Hause gewesen, über das Ganze war bald gemacht und er erklärte dem freudig aufhorchenden Florentin, daß er entschlossen sei, alles einzuleiten und zu veranlassen, um dies Kohlenwerk nutzbar zu machen und zu betreiben und daß er ihn, als den Finder desselben, ganz selbstverständlich zum Gesellschafter nehmen werde.

Im Gedanken an Gertraut jauchzte Florentin im Innersten auf.

Der Alte hielt Wort.

Noch an demselben Tag expedirte er ein Schreiben, in welchem er jener hohen Persönlichkeit mittheilte, daß er nun sich entschließen wolle, das so lang zurückgehaltene Niello-Blatt zu verkaufen.

Es war das für ihn zwar ein schwerer Entschluß; aber bei der jetzigen Sachlage siegte in ihm die praktische Natur über den ziemlich großen Theil von Idealismus, mit welchem sein Wesen sich eigenartig versetzt gezeigt.

Der Verkauf des kostbaren Blattes war rasch abgeschlossen, der reiche Kunstsammler war glücklich, das seltene Stück endlich sein nennen zu können, und eine schöne Anzahl von Tausendern lag in des Bilderhändlers rostiger Eisenkiste bereit, um die Sache in Angriff zu nehmen.

Zunächst suchte nun der ordentlich in neuer Jugendkraft auflebende Alte zu erfahren, ob das betreffende Grundstück, das jedenfalls pachtweise zu erhalten war, nicht vielleicht sogar als Eigenthum zu erwerben sei; und es wurde dasselbe auch ohne Schwierigkeit, als öd' liegende Schlucht, um den geringen Preis von ein paar Hundert Gulden wirklich angekauft und mit erwartungsvoller Zuversicht in Besitz genommen.

Inzwischen war schon der nothwendige Fachmann zur Anlage des Werkes und zur Betriebsleitung ausgemittelt, der die nöthigen Maschinen bestellte und zuerst auch die entsprechende Verbindung mit dem Thalweg herstellte, um mit der Hebung, Verführung zur nahegelegenen Eisenbahnstation und Verwerthung der vorhandenen, die allerbeste Qualität zeigenden Kohlenmassen zu beginnen.

Es ging alles nach Wunsch. Das Werk war bald in Gang, und, was die Hauptsache war — die Herzenssehnsucht Gertraut's und Florentin's nahte der Erfüllung.

Was war das für ein reicher Ersatz für den mit Bangen und Zagen aufgeopferten, doch immer unberechenbar gewesenen Edelstein! —

Nicht weniger glückselig war aber auch der emsig schaffende Gnom, der nicht rastende, mit größter Ausdauer unverdrossen die schwere Last

Digitized by Google

schleppende Knirps, der mit Staunen sah, welche ausgiebige Hilfe er auf ganz unerwartete Weise bekommen.

Beide Theile arbeiteten sich gegenseitig in die Hände. Es hatte sich bald von selbst eine gewisse Ordnung in der gemeinschaftlichen Arbeit hergestellt. Bei Tag war die Menschenarbeit thätig und in der Nacht arbeiteten die Gnomen.

Daß auf diese Art das Unternehmen ungemein gefördert wurde und das Geschäft einen ungeahnten Aufschwung nahm, ist begreiflich; und — der Hochzeitstag des glücklichen Paares (zu welchem Feste allerlei funkelnder fremdartiger Schmuck als Geschenk gekommen war — man wußte nicht woher), diese so sehnsüchtig erwartete Vermälungsfeier war so freudig, wie man es nicht bald erlebt.

Bei der Hochzeit sah Gertraut so edel-schön und liebeselig verklärt aus, wie eine Madonna aus einem Raphael'schen Bild; und zum Pfarrer — einem vernünftigen heiteren Mann, der im Innersten bedauerte, nicht ebenfalls ein solches Lebensglück erreichen zu können und der bei der Tafel im Gemeindewirthshause wacker mithielt und am Abend auch ganz lustig mittanzte — zum Pfarrer sagte sie in Seligkeit und in Banguiß zugleich: „O, wenn nur nicht der böse Feind neidig wird auf so viel Glück!" —

Nun sag' mir einmal ein Mensch, — gibt es nicht auch Dinge in diesem freilich meist von Kampf und Sorge erfüllten, traurig-flüchtigen Erdendasein, die Einen mit all' der Mühsal und mit all' der Trostlosigkeit unseres Schicksals wenigstens theilweise versöhnen, und die es doch der Mühe werth machen, daß man nach Kräften strebt und wirkt, daß man — lebt? —

Der vergnügt das glänzende Gedeihen des sich immer mehr entwickelnden Unternehmens betrachtende Bilderhändler hatte nach einiger Zeit das ganze Geschäft dem sich von Tag zu Tag tüchtiger zeigenden Florentin vollständig übergeben und in seinem Testamente setzte ihn der alleinstehende Greis, nach seinem wahren Herzensbedürfniß, zum Universalerben ein.

Die prächtigen jungen Leute haben ihr glückliches Schicksal auch verdient. —

Mit der Vollendung des Abbaues der kohlenführenden Bergtheile an dieser Seite — worauf sodann ein nebenliegender, sich eben so reich weisender Theil der Bergschlucht angeschürft werden sollte — war auch das große, so ausdauernd angestrebte Ziel Knirps des Großen erreicht. Die riesige Halle war fertig.

Seinen unzweifelhaften Triumph vorhersehend, veranstaltete der Gnom sogleich ein großes Fest, zu welchem alle Gnomen nicht nur der Umgegend, sondern des ganzen Landes geladen wurden; und im pomphaft

Digitized by Google

mit allen Wunderdingen der unterirdischen Welt ausgestatteten Riesensaal verschwand förmlich der mächtige Höcker jenes Gnomen, der durch den hochragenden Auswuchs damals den Vorrang vor Knirps dem Großen erreicht hatte, und — des Letzteren altes Ansehen war wieder gewonnen im reichsten Maß. Zum Ueberfluß leuchtete auch noch von seiner Stirn mit flammendem Strahl der wunderbare blaue Diamant, den er — da er täglich zur sterbenden Föhre gegangen — gleich an jenem Tag zu seiner Verwunderung zwischen den Wurzeln derselben wieder gefunden und den er sich vorne an seiner Kappe befestigt hatte; — und sein Ansehen war dadurch auf's Höchste gestiegen, für jetzt und für alle Zeit. —

Und wie steht es mit der armen Föhre?

Die wurde, als sie rettungslos verloren erschien, zum Glück nicht erbärmlich in einzelne Bretter zersägt; — die ragt als stolzer Mast, von freien Lüften umbraust, von bunten Flaggen umflattert, auf einem der größten Kauffahrer im wogenden weiten Ocean. —

Auf dem großartigen Bankett beim Gnomenfest — auf welchem auch allerlei kuriose Funde ausgestellt waren, die sie in den nahen Höhlen aus der sogenannten Steinzeit der Urmenschheit gemacht hatten, brachte jener Gnom mit dem gewissen Buckel den schallenden, ein vielfaches Echo an den schimmernden Wänden weckenden Trinkspruch aus: „Es lebe Knirps der Große, und es leben alle Knirpse!"

Und alle Gnomen stimmten unter einem Tusch, den eine Gnomenmusikbande auf Instrumenten von versteinerten Muscheln und Schnecken schmetternd spielte, mit Jubelrufen ein. —

Nun, Du kleines Gestaltchen dort in der Ecke, die Du so aufmerksam und gespannt dieser Märchengeschichte mit großen Augen lauschtest, Du spitzest dein Mäulchen, als wolltest Du auch mit einstimmen und rufen: „Ei freilich! Alle Knirpse sollen leben! Denn, was klein ist, ist herzig!"

Sollst recht haben! Und, — halt ein wenig! Da hast Du einen Kuß auf deinen kleinen herzigen Mund! —

Gute Nacht! Und laßt Euch etwas Schönes träumen!

Digitized by Google

Christabend.

Nach dem Norwegischen des Henrik A. Wergeland

von

Pauline Schanz.

Wer denkt des Wetters nicht in jener Nacht,
Da aus der Hölle schien der Seelen Schaar
Gestiegen, die seit Kains Zeiten
Verdammt vom Herrn und ausgestoßen war
Vom Erdball und des Himmels Seligkeiten?

Des Wetters, das der Urahn nicht vergißt,
Da Jeder wähnt': Der Herr hat es gesandt
Um meiner Sünde willen auf die Erde,
Mich sucht im Sturmgeheul des Rächers Hand,
Auf daß, was ich verbrach, gesühnet werde?

Des Wetters, da des Stärksten Herz erschrak
Und er des eignen Namens Widerhall
Von Geistern hörte, die die Windsbraut jagte
Durch die empörte Luft mit Donnerschall,
Und rabenheiser jeder Wipfel klagte?

Da ins Geklipp der Rabe kroch; der Wolf
Vergaß des Hungers; in der Höhle Grund
Der Fuchs sich barg; des Lichts und Herdes Brände
Man in den Hütten löscht; den Kettenhund
Herein man nahm und faltete die Hände?

* * *

In solchem Wetter — es war Weihnachtabend
Und wurde Nacht, des Tages Maaß war voll —
Durchschritt ein alter Jude, fast erliegend,
Die Tirndswaldung, Schwedens Wüstenei.
Aus Dörfern diesseits eilt er jenen zu,
Die jenseits lagen, da zum Weihnachtsfest

Digitized by Google

Die Mädchen seiner harrten. In dem Kasten
Lag Spang' und Band und Schmuck verschiedner Art,
Bestimmt zum Christfest und zur Neujahrfeier.
Man harrte sein sehnsüchtig, doch nicht bange,
Denn nie noch blieb der alte Jacob treulos
Am Christfest aus. Er kam so sicherlich,
Wie Weihnacht selbst.
In solchem Wetter, denkt! —
Horch, war Das Sturmgeheul,
Das durch die Aeste fuhr mit wildem Schrei?
Nun schreit es wieder. Und der Alte steht
Und lauscht entsetzt, ob er's noch einmal hört.
Jetzt ist es still. Der Sturm schlang es hinab,
Gleichwie der Sturzbach mit dem Wogenschwall
Verschlingt den Aufschrei des Ertrinkenden.
Er schreitet weiter. Still! Da gellt's noch einmal:
Ein Wehlaut, der durch's Ungewitter dröhnt.
„Die Eule ahmt den Schrei des Kindes nach;
Wer schickt ein Kind wohl aus in solchem Wetter?
Das thut der Wolf mit seinen Jungen nicht."
Und weiter stampft der Alte durch den Schnee.
Da noch ein Schrei! Er kann nicht länger zweifeln,
Da der Orkan, der ob des Waldes Wipfeln
Ein ganzes Schneegebirge wirbelnd treibt,
Ein Wort ihm zutrug, nur ein einzig Wort.
Dorthin stürzt er, von wo dies Wort erscholl,
Sich tiefer in des Waldes Dickicht wühlend,
Tiefer durch Schnee und rabenschwarze Nacht,
Die vor ihm, einer dunklen Felswand gleich,
Bei jedem Schritte steht, indeß Gestöber,
Wie tanzende, verschleierte Gespenster,
Den ganzen Wald mit Wehgeheul erfüllend,
Im luftgen Reigen ihm den Weg versperrend,
Aufwirbelnd fliehen, wachsend riesengroß,
Und im Gewirr der Stämme sich verlieren.
Doch kämpft der Alte durch den Sturm sich fort,
Und wandert wenn er wächst; wenn er sich legt
Und Athem schöpft, lauscht er, aufs Knie gesunken.
Doch schnellt er auf und tappt im Finstern fort,
Wie sich der Gnom durch schwarzes Erdreich windet.
Nichts hört er mehr. Da faßt ein Grausen ihn,
Ob böse Geister ihn vielleicht geneckt,
Und die Gebete lallt er, die er kennt.
Da stöhnt's auf Neue. Nah', ganz nahe jetzt.
Sein eigner Ruf ist's, den als Widerhall
Der Sturm zurückwirft. Aber dort, ja dort,
Zehn Schritt von ihm, da regt sichs schwarz im Schnee,
Als ob der Wirbelsturm sein Spielwerk habe

Digitized by Google

An einem Baumſtumpf, der im Grund gelockert.
Ein Arm! Jehovah! Ja, ein Menſchenarm!
Ein Kind ſcheint es zu ſein; ein todtes Kind! —
Ach, ſahen denn die Sterne jener Nacht,
Die um den Stern von Bethlehem ſich ſchaarten,
Die Liebesthat nicht, die ſich hier begab?
Sah Keiner, wie der alte Jacob freudig,
Als hätt' er einen ſeltnen Schatz entdeckt,
Schnell ſeine Habe von ſich warf, den Kaſten?
Abriß den engen Mantel, drein zu hüllen
Des Kindes Glieder? Seine Bruſt entblößte,
Den kalten Körper dran zu wärmen, bis
An ſeines Herzens Schlag das Kind erwachte?
Da ſprang er auf. Wohin nun, da der Sturm
Verweht hat jede Spur? Doch bangt er nicht,
Da er im Sturmgeheul des Wipfelmeeres
Jetzt Davids Jubelharfenton vernahm,
Im Schneegeflock er Cherubime ſah,
Die ihm den Weg mit weißen Flügeln wieſen,
Und er im dunklen Drang, der fort ihn trieb,
Den ſtarken Fingerzeig des Herrn erkannte.

Doch wie ein Haus nun im Tirndwalde finden
In ſolcher Nacht, wo man kein Feuer brennt?
Ein einzig klein Gehöft lag mitten inne,
Deß niedrig Dach vom Schnee nicht, deſſen Wände
Vom Felsgerölle nicht zu unterſcheiden.
Doch, wunderbar, er fand das Hüttchen doch.
Da ſank er hin, erſchöpft und kräftelos,
Und mancher Windſtoß fegt' daher, bevor
Mit ſeiner Bürde er die Thür erreichte.
Erſt klopft er leiſe, da das Kindlein ſchlief,
Und nun fehlt ihm der Kaſten, den zuvor
Er weggeworfen, ſo, daß er nichts hatte,
Den guten, armen Leuten anzubieten,
Die gaſtfrei ihm die Thüre öffnen würden.
Ach, oftmals klopft er, eh' es drinnen rief:
„Wer kommt in ſolcher Nacht in Jeſu Namen?"
„Der alte Jacob; kennet ihr mich nicht?
Der alte Jude." — „Jude?" Klangs entſetzt,
Von einer Frauen- und einer Männerſtimme.
„Geh' fort, wir haben nichts, Dir abzukaufen
Und Unheil brächtſt dem Haus Du in der Nacht,
Da Er geboren ward, den Du getödtet!"
„Ich?" „Ja dein Volk, und dieſe Sünde erbt
Als Fluch ſich bis in's tauſendſte Geſchlecht."
„Heut Nacht, da ſelbſt dem Hund man Obdach gibt?"
„Dem Hund, doch nicht im Chriſtenhaus dem Juden."

Digitized by Google

Er hörte nichts mehr. — Kälter als der Sturm
Durchschaudert grausig ihn das harte Wort
Und schleudert in den Schnee ihn, wo er zitternd
Das Kind, das friedlich schlief, umschlossen hielt.
Da schien's ihm, während er zum Fenster starrt,
Ob nicht von dort ein Blick noch nach ihm schaue,
Als ob auf weiche Daunen er sich strecke,
Und süße Wärme rann' durch seine Adern,
Als ob bekannte Wesen, flüsternd wie
Der Sommerwind im Gras auf Aeolsharfen,
Ihn lind umschwebten, bis, erhobnen Fingers:
„Er schläft! Kommt!" Einer unter ihnen rief;
Und seitwärts schwand in einen hellen Saal
Die ganze Schaar. Das Kind nur blieb bei ihm,
Zu Füßen seines Lagers, mehr und mehr
Mit weichen Kissen leis ihn überdeckend,
Bis es ihm däuchte, daß er sanft entschlief.
— Das war der Schnee, aufwachsend um die Todten.

„O Jesus, sieh', dort sitzt der Jude noch!"
Rief, morgens Früh der Mann, durch's Fenster schauend.
„So jag' ihn fort! Es ist ja Christtag heute!"
Fiel ein die Frau; „sieh' nur den Judenschelm,
Wie drückt sein Bündel fest er an die Brust,
Zudringlich ist er doch mit seiner Waare.
Mit stierem Aug' blickt er herein, als ob
Wir Geld, von seinem Kram zu kaufen, hätten.
Doch säh' ich's gern, was er im Bündel hat!
Zeig', Jude her! — Sie traten aus dem Hause
Und wurden bleich, noch bleicher als der Todte,
Als sie der starren Augen Eisglanz sahen;
Sie schauderten vor Reu' und Schreck. Herr Gott!
Welch' grausig Bild! — Sie hoben ihn empor
Mit sammt dem Bündel, öffneten den Rock —
Da hing, die Arme um des Juden Hals,
Ihr Kind Margrethe, starr und kalt wie er!
So schlägt der Blitz nicht, trifft nicht Schlangenbiß,
Wie Schmerz und Schreck die Eltern traf. So weiß
War nicht der Schnee rings, wie des Vaters Wangen,
So heult' der Sturm nicht, wie die Mutter schrie:
„Gott straft uns! Nicht der Frost nahm unser Kind,
Getödtet hat es unf're Grausamkeit!
Vergeblich wie an unf're Thür der Jude,
An's Thor der Gnade mögen wir nicht klopfen!"
Da wegbar war der Wald, traf Botschaft ein
Vom Hof, wo Grota lebt' als Pflegekind,
Und woher sie, beim Heiligabendläuten
Heimwärts geeilt, eh' losgestürmt das Wetter,

Digitized by Google

Das Weihnachtsfeſt zu feiern mit den Eltern.
Doch nach dem Kinde frug man nicht allein,
Des Dorfes Mädchen forſchten nach dem Juden,
Auf den ſie warteten, um ſchön geſchmückt
Am Neujahrstag beim Kirchgang ſich zu zeigen.

Da lag er todt im Stübchen vor dem Herde,
An dem der Mann, mit Augen, eiſesſtarr
Wie die der Leiche, und gekrümmt wie jene,
Die Aſche ſtörte in der rothen Gluth,
Damit, durchthaut vom Feuer, man den Todten
Ausſtrecken könnt und ſeine Hände kreuzen.
Doch vor ihm kniete zitternd Grota's Mutter,
Bemüht, der Kleinen ſtarre, kalte Arme
Noch feſter um der Leiche Hals zu ſchlingen.
„Nicht unſer iſt ſie mehr;“ ſchluchzt ſie, „er hat
Erkauft ſich unſer Kind mit ſeinem Tode.
Wir dürfen Grota nicht mehr von ihm trennen,
Da ſie den Heiland fleh'n mag, daß beim Vater
Er unſerthalb fürbitte. Denn verklagen
Wird uns bei Ihm gewiß der arme Jude.“ —

Digitized by Google

Das „Ding an sich."

Philosophische Skizze

von

Anton Ganser.

Ich habe in früheren Jahrgängen dieser Blätter (1878, 1880) philosophische Aufsätze veröffentlicht und dabei den Zweck verfolgt, dem geehrten Leser, der etwa nicht sich selbst mit neuerer Philosophie und Naturwissenschaft eingehend beschäftigt, womöglich ein Bild zu geben von dem, was meiner Ansicht nach heute aus den sich einander vielfach bekämpfenden und vielfach sich kreuzenden Meinungen der oben bezeichneten Wissenschaften dem gebildeten Laien als richtig und wahr erscheinen mag.

Die folgenden Zeilen haben dasselbe Ziel im Auge, indem sie das — von Kant so genannte — „Ding an sich" einer Beleuchtung unterziehen.

Jener Theil der empirischen Forschung, welcher aus blinden Kräften und zufällig vorhandenen Stoffen alles Werden und Geschehen und auch das Empfinden und Denken mechanisch herleiten und erklären will, hat wohl insofern Recht, als der „Stoff" allerdings das Material ist, aus dem die Welt aufgebaut wird, und zwar durch die „Kraft", welche dem Stoffe innewohnt.

Darwin, Häckel und andere Forscher ähnlicher Richtung haben sicher Recht, wenn sie den Weltproceß als einen Entwicklungsproceß darstellen. Daß gewisse Stoffe, Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, organbildende Stoffe sind — es ist nicht zu bezweifeln; daß höhere Organismen aus niederen sich entwickeln können — es ist nicht zu leugnen; ich muß aber hinzusetzen: nichts entwickelt sich ohne Intelligenz!

Das große Unrecht, welches die materialistische Richtung der Forschung begeht, der große Fehler, den sie macht und gegen den die echte Philosophie aller Zeiten immer angekämpft hat und immer ankämpfen wird,

Digitized by Google

liegt darin, daß die Schule, von der ich spreche, das Dasein einer ursprünglichen Intelligenz leugnet und behauptet, die Welt sei aus unintelligenten Kräften und Stoffen zusammengesetzt, gleichsam zusammengewürfelt!

In der Synthesis der Kräfte liegt aber das Wesen der Intelligenz!

Dies ist jene Wahrheit, welche die bezeichnete Schule theils wirklich nicht versteht, theils aber auch nicht verstehen will, aus Furcht, daß die Menschheit in der Synthesis aller Kräfte untereinander etwa wirklich den Geist eines höheren Wesens erblicken und etwa gar auch begreifen könnte. Daher denn auch von der extremen Seite dieser Partei schon wiederholt die Frage aufgeworfen wurde, ob es denn wirklich „Naturgesetze" gäbe!? Gibt man nämlich zu, daß in der Natur Gesetze herrschen, so ist die Frage nach dem Gesetzgeber nicht mehr weit, ja überhaupt nicht leicht mehr zu vermeiden; — was aber eben, im Sinne der bezeichneten Schule, vor allem Anderen vermieden werden soll.

Ich kann nicht umhin, hier einige Worte Kant's anzuführen; er sagt:* „Nun ist ein Wesen, das den Handlungen nach der Vorstellung vom Gesetz fähig ist, eine Intelligenz — vernünftiges Wesen — und die Causalität eines solchen Wesens nach dieser Vorstellung der Gesetze ein Wille desselben; also ist die oberste Ursache der Natur, insofern sie zum höchsten Gut vorausgesetzt werden muß, ein Wesen, das durch Verstand und Wille die Ursache, — folglich der Urheber der Natur ist und das ist Gott!" aus welchen Worten ersichtlich ist, daß auch Kant die Natur hervorgegangen betrachtet aus einem, aus Verstand und Wille bestehenden Wesen.

Können wir aber ein solches Wesen mit Rücksicht auf unser heutiges Wissen nicht etwa doch begreifen?

Fragen wir heute den Naturforscher, den reinen Empiriker: was ist die Welt? so wird er, vorausgesetzt daß er unbefangen urtheilt, wahrscheinlich sagen: Ein Kraftsystem! oder vielleicht auch nur Eine Kraft, welche stets und schon an und für sich, also ursprünglich, ein System verschiedener Wirkungsarten ihrer selbst repräsentirt. Diese Wirksamkeiten der Kraft betiteln wir mit verschiedenen Namen, wie: Schwere oder Fallkraft, Wärme, Elektricität, Chemismus ꝛc. ꝛc.; aus der Theilung und Wiedervereinigung der an sich wahrscheinlich einheitlichen Kraft entsteht Dasjenige, was wir Kräfte und Stoffe nennen. Weder Kraft noch Stoff kann verloren gehen. Die beiden wichtigsten Gesetze der Natur sind das Gesetz von der Erhaltung des Stoffes und jenes von der Erhaltung der Kraft; daher man eigentlich, vorausgesetzt, daß man die Naturkraft als eine

* „Kritik der praktischen Vernunft." V. Abschnitt.

Digitized by Google

einheitliche betrachten will, auch richtig sagen könnte: Die Kraft ist ewig! welcher Ausdruck das oberste Gesetz der Natur heißen sollte, da in ihm die beiden Gesetze vereinigt ausgedrückt erscheinen.

Fragt man aber den Philosophen, der die Welt als die Schöpfung, als die ewige That, eines einheitlichen Geistes betrachtet wissen will: was ist die Welt? so wird er sagen: ich unterschreibe die Ansichten dieses Naturforschers, füge aber hinzu: in der Theilung der Kraft in verschiedene Wirkungsarten oder in der Art und Weise, wie die Kraft überhaupt wirkt, liegt das Wesen der Intelligenz.

Die Kraft ist ein unveränderliches System verschiedener Wirkungsarten ihrer selbst, Wirkungsarten, die sich gegenseitig bedingen (in Folge dessen eben Dasjenige hervorgeht, was man mit dem Namen: „Naturgesetz" bezeichnet), und die wir in ihrer Gesammtheit als Causalität auffassen. Vom subjectiven Standpunkte aber, der auch der metaphysische genannt werden kann, weil im Subjectspunkte das letzte und innerste Wesen aller Kraft zum phänomenalen Selbstbewußtsein gelangt, muß ich noch Folgendes sagen: jede Kraft ist ein Streben, jede Form des Strebens ist Intelligenz. Das Wesen der Dinge aber, als eine Einheit betrachtet, ist eine nach Befriedigung in irgend einer Form strebende Substanz Versteht man unter „Substanz" Dasjenige, was ist, ohne daß es von etwas außer ihm Seienden bedingt wäre, so hat eine solche Substanz als logisches Attribut das ewige Sein. In unserem Selbstbewußtsein finden wir den Glückseligkeitsdrang: er wird also auch der Substanz, deren secundäre Erscheinung wir sind, beizulegen sein. Als nothwendige Correlate des Glückseligkeitsdranges ergeben sich ferner der Wille zum Leben, d. h. zum Dasein in irgend einer Form einerseits und die Intelligenz als formbildendes Element anderseits. Die einheitliche Substanz, will sie nicht in dauernder Unthätigkeit verbleiben, wird also in ein getheiltes Streben sich auflösen müssen. Ist dies der Fall — und es ist thatsächlich der Fall, da eine Vielheit von Erscheinungen vor uns liegt — so muß dann diese Substanz als ein Kraftsystem, die Form dieses Systems aber als Typus der Intelligenz in die Erscheinung treten.

Aus Kräften und aus Formen besteht die Welt!

Das unseren Sinnen nicht mehr wahrnehmbare Stoffmolecul: es ist ein Kraftsystem, ebenso, wie das Sonnensystem ein solches ist. In Allen aber herrscht Bewegung, als Ausdruck des Strebens nach dem Dasein in irgend einer Form und alle Formen — von der Form des Stoffmoleculs angefangen bis zur Form eines Sternensystems oder bis zu jener sehr complicirten Form des menschlichen Daseins — sind lebendige Zeugen des formbildenden Elements der ewigen Substanz.

Digitized by Google

Objectiv betrachtet ist also das „Ding an sich" ein Kraftsystem, subjectiv betrachtet eine mit Wille und Verstand ausgerüstete Substanz.

Die Objectivirung dieser, das Weltall, alle Unendlichkeit nach Raum und Zeit erfüllenden Substanz — die wir ihrer absoluten Einheit wegen auch Gott benennen — geschieht durch die Theilung, durch die Differenzirung ihrer selbst, und ich will versuchen, hier Einiges beizubringen, was den Weltentstehungsproceß auch einigermaßen zu versinnlichen im Stande sein dürfte.

Denken wir uns den unendlichen Raum — das ganze Weltall — mit nur zwei einander diametral gegenüberstehenden Bestrebungen erfüllt, z. B. a) einem Streben, in einem Punkte zu beharren, und b) in einem Streben, sich von einem Punkte aus nach allen Richtungen hin ins Endlose auszudehnen — einem Begriffe, der dem eines der Zeit und dem Raume nach unendlichen Wesens auch logisch am Besten entspricht — so ist sofort zu begreifen, daß beide Bestrebungen, da beide sich gegenseitig nicht zu überwinden vermögen, in ein Verhältniß der Spannung zu einander treten müssen. Diese Spannung aber ist unter solchen Umständen eine unversiegbare Quelle der Kraft. Man kann sich diese Spannung als latente Bewegung denken und dann annehmen, daß aus der Auflösung dieses Zustandes, je nach dem Freiwerden des einen oder des anderen Strebens Dasjenige entsteht, was man einerseits wägbare Materie „Stoff" nennt, anderseits als imponderable Kräfte oder als „Kraft" überhaupt bezeichnet. *

Aus dieser einfachen Annahme, welche auch den Kant'schen Lehren von lebendiger Kraft ** nicht widerspricht, ist zu entnehmen, was die Substanz — physikalisch betrachtet — sein werde. Nimmt man aber ferner an, daß diese verschiedenen Kräfte sich weiter zu differenziren und verschiedene Verbindungen, z. B. je nach ihrer Bewegungsform, einzugehen vermögen, so wird man zu einer Theorie der Entstehung von Welten- oder Sternensystemen gelangen, welche die bisher in Geltung stehende Kant-Laplace'sche Theorie erweitert, und welche mit den Thatsachen, soweit solche bekannt sind, schwerlich im Widerspruche stehen wird.

* Was es mit dieser „wägbaren" Masse für eine Bewandtniß hat, will ich hier durch folgende Bemerkung etwas illustriren. Wenn man sich die wägbare Masse unseres Sonnensystems gleichmäßig vertheilt denkt in einer Kugel, deren Halbmesser bis zur halben Entfernung des nächsten Fixsterns von der Sonne — eine Entfernung, die bekanntermaßen auf 4 Billionen geographische Meilen veranschlagt wird — reicht und dann aus den von der Astronomie heute allgemein als annähernd richtig bezeichneten Daten über die Masse der Sonne und der Planeten ꝛc. berechnet, wie viele wägbare Materie z. B. auf eine Kubikmeile Raum entfällt, so findet sich, daß erst die Masse von vielen Kubikmeilen ein Gewicht von einem Gran ausmachen würde. Wo bleiben da die „untheilbaren" und „undurchdringlichen" Atome? Anmerkung des Verfassers.

** Neue Schätzung der lebendigen Kräfte.

Digitized by Google

Ich habe hier weder den nothwendigen Raum zur Verfügung, noch die Absicht, diese Theorie weiter zu verfolgen, sondern will nur einige Consequenzen andeuten, welche sich aus derselben ableiten lassen.

Nach dieser Theorie gäbe es im Weltall keine eigentliche Materie, insbesonders keine untheilbaren Atome, sondern nur Eine Kraft, aus deren Auslösung und Differenzirung sogenannter „Stoff" entstehen kann; alle Bewegung erschiene als Aenderung der ursprünglich vorhandenen Spannung und auch die Annahme eines sehr hypothetischen Aethers, als Mittels zur Bewegung, schiene überflüssig, da die imponderable Kraft ganz gut ohne das Vorhandensein eines Zwischenmittels wirkend gedacht werden könnte. J. R. Mayer, der Erfinder des Gesetzes der Erhaltung der Kraft, schreibt ebenfalls der Bewegung Substanzialität zu, und sagt unter Anderem*: „Es gibt in Wahrheit nur eine einzige Kraft. Die Bewegung ist eine Kraft. Bei Aufzählung der Kräfte verdient sie die erste Stelle."

Raum und Zeit aber sind rein phänomenale Eigenschaften der allen Raum und alle Zeit erfüllenden Kraft, welche erst durch die eintretende Differenzirung derselben zur Geltung gelangen. Vom Standpunkte der secundären, auf einer gewissen Entwicklungsstufe stehenden menschlichen Daseinsform erscheint dann der sogenannte wirkliche Raum als begrenzte Kraft, die wirkliche Zeit als gehemmte Bewegung. Raum und Zeit werden wir in unserem Bewußtsein inne durch die Fixirung des Subjectspunktes in uns selbst, welche Fixirung aber einzig allein dadurch möglich wird, daß wir selbst, unserem Wesen nach, getheilte Substanz oder anders ausgedrückt, ein Kraftsystem sind. Die Begriffe von Raum und Zeit machen wir uns allerdings erst a posteriori klar; die Möglichkeit hiezu ist uns aber a priori angeboren, und zwar dadurch, daß wir unserem Wesen nach selbst getheilte Kraft sind.

Der Mensch, wie jedes Individuum, welches durch das Zusammenwirken differenzirter Kräfte zu einer Einheit entstanden ist, besitzt diesen Subjectspunkt in seinem „Ich," welches einerseits ebenfalls phänomenale Erscheinung, anderseits aber der Punkt ist, in welchem jedes Subject, jedes „Ich," mit dem Wesen aller Dinge unmittelbar verknüpft ist, und in welchem die Auslösung oder Umkehrung der auf den Subjectspunkt einwirkenden Kräfte geschieht; mit dieser Umkehrung der Kräfte tritt Empfindung und Bewußtsein auf, zugleich aber auch die Befriedigung des Weltwesens, des „Dinges an sich," welches überall und immer in irgend einer Form da sein will, und in jedem Subjectspunkte zum mehr oder minder deutlichen Bewußtsein des Daseins seiner selbst gelangt.

* J. R. Mayer. „Die Mechanik der Wärme."

Digitized by Google

Treviranus* sagt in seiner „Biologie und Physiologie der lebenden Natur," daß in jedem lebenden Wesen die Fähigkeit zu einer endlosen Mannigfaltigkeit der Gestaltung vorhanden sei, durch welches Vermögen die Fortbildung der Art sich erklären lasse. Er sagt weiter, daß das Individuum zwar ein eigenthümliches Leben besitze und insofern auch eine eigene Welt bilde, daß aber eben deßhalb, weil das Leben desselben beschränkt ist, es doch auch ein Organ des allgemeinen Organismus ausmache. Nach Treviranus besteht jeder lebende Körper durch das Universum, aber das Universum auch gegenseitig durch ihn.**

Ungeachtet nun aller Lehren von der Undurchdringlichkeit der „Materie;" ungeachtet aller Lehren von einer „Kraft, welche aufgewendet wird" ꝛc. ꝛc. schweben Millionen und Millionen Sterne am Himmel, leuchten immer neue Weltnebel durch den dunklen Raum und erzählen uns von seienden und werdenden Sternensystemen; ungeachtet aller pessimistischen Unkenrufe von der Schlechtigkeit und Vergänglichkeit alles Gewordenen, klingt beim Anblicke der großen Natur immer wieder das feierliche Lied an von der Herrlichkeit der Natur, von der Unsterblichkeit ihrer Kraft! Und ich glaube — mit Recht!

Die Kraft der Natur ist eine ewige, unvergängliche Synthesis ihrer eigenen Theile, sie bildet an sich eine höchst intelligente Form, welche ebenso unzerstörbar ist, als „Kraft" und „Stoff," die dualistischen Götter der „exacten" Forschung unvergänglich sind.

Und das „Ding an sich?" Es ist das Eine, von dem Meister Göthe, der so manchen tiefen Blick in das Wesen und Wirken der Natur gethan hat, sagt:

„Freudig war vor vielen Jahren
Eifrig so der Geist bestrebt,
Zu erforschen, zu erfahren,
Wie Natur im Schaffen lebt.
Und es ist das ewig Eine,
Das sich vielfach offenbart:
Klein das Große, groß das Kleine,
Alles nach der eignen Art.
Immer wechselnd, fest sich haltend,
Nah und fern und fern und nah;
So gestaltend, umgestaltend —
Zum Erstaunen bin ich da!"

* Geboren 1776, gestorben 1837.

** Ich führe Treviranus hier an, weil ich glaube, daß er den Kern der Sache besser zum Ausdrucke gebracht hat, als alle Biologen der neueren Zeit.

Anmerkung des Verfassers.

Digitized by Google

Die Franzosen von Sorrent.

Von

Faust Pachler.

Sorrent! Sorrent! Wie weinen Deine Frauen,
Wie jammern Bürgerschaft und Podestà!
Vor Deinen Thoren ist der Feind zu schauen,
Der Frankenfeldherr und sein Heer sind da.
Sie wollen Dich und welche Dich bewohnen
Nur um ein hohes Lösegeld verschonen.

Ob auch Dein Ruhm bis an die Sterne fliege,
Du Paradies in Paradieses Land,
Was kümmert sie, daß Du des Tasso Wiege!
Du wirst bedroht, Sorrent, mit Mord und Brand;
Das Kostbarste, das Liebste heißt es geben
Für Frauenehre und für Mannesleben.

Geleert sind schon die Schränke, sind die Spinden,
Und alle Kisten, alle Truhen leer;
Kein Stäubchen Werts ist irgendwo zu finden
Und doch verlangt der Feind noch immer mehr!
Aus jeder Kehle hört man tobend schallen:
„Sorrent muß büßen oder es muß fallen!"

Wohl kommt die Jugend aus der Stadt geschritten,
Und mit ihr fleht die Schönheit heiß und bang;
Doch Macdonald läßt nimmer sich erbitten
Und mindert nichts am Preis, den er bedang.
Bis morgen gibt er Zeit, den Rest zu decken,
So lange wartet er mit seinen Schrecken.

Heim kehrt zu Denen, die von Angst vernichtet,
Selbst in Verzweiflung, der Gesandten Schaar;
Wenn nicht ein Wunder dieses Wirrsal schlichtet,
So ist der Tod Erlösung, nicht Gefahr.
Da schwört das ganze Volk vor den Altären
Zu fallen für die Ehre und in Ehren.

Digitized by Google

Die Gattin hält den Gatten in den Armen
Der Prieſter ſegnet Jungfrau, Kind und Greis —
Sie wiſſen all', der Feind hat kein Erbarmen,
Der nur von Habſucht und von Rachgier weiß.
Und gleicher Sterbensmut, und gleiche Trauer
Eint mit dem Bürger Edelmann und Bauer.

Der Podeſtà geht durch die alten Straßen,
Noch ein Mal will er ſie, die Theuren, ſeh'n.
Weh! Kämpfend wird er morgen drin erblaſſen
Und ihre Häuſer werden nicht mehr ſteh'n;
Nicht ſeines, das zum Wohnſitz er erkoren,
Noch jenes, wo einſt Taſſo ward geboren.

Auch dieſes nicht, wo Taſſo's Schweſter lebte,
Die ihn zur Kunſt, zum Ruhm zurückgeführt
Und — o des Grimms, in dem der Wack're bebte!
Auch dieſes nicht, das Taſſo's Bildniß ziert,
Ein herrlich Bild und — ach! er kann's nicht retten — —
Es zieht ihn hin mit unſichtbaren Ketten.

Er muß, er kann nicht anders. Voll von Grauen
Vor dem, was kommen wird, zu Tode matt —
Allein das Bild will er noch einmal ſchauen,
Sich d'ran erquicken, wenn auch Lebens ſatt.
Ihm war ja ſtets, als ſpräche ſüß und milde
Der edle Dichter ſelber aus dem Bilde.

Ins Rathhaus tritt er nun. Zum letzten Male! —
Der ſchwerſte Gang wohl, den er jemals ging!
Bis in den Feſtraum, bis zum ſtolzen Saale
Wo an der Wand das ſchöne Bildniß hing.
Er grüßt es liebevoll und ruft im Weinen:
„Bald wird der Tag auf Deine Aſche ſcheinen!"

Er kann die Blicke nicht von Taſſo trennen —
Denn Taſſo iſt es, den er vor ſich ſieht.
Ihm pocht das Herz, die naſſen Augen brennen,
Er wendet ſich, er kehrt zurück, er flieht,
Kommt wieder, nimmt das Bild in ſeine Hände
Und küßt's zum Abſchied, küßt es ohne Ende.

„Nein, Taſſo, nein, Dir ſoll kein Leid geſchehen"
Ruft er und birgt das Bildniß im Gewand,
„Dir nicht! Sorrent allein mag untergehen,
Du aber leb', wenn gleich in Feindes Hand."
Raſch eilt er fort, fragt nach dem Feldherrn wieder
Und legt das Bild zu ſeinen Füßen nieder.

Digitized by Google

„Herr, dieſes iſt Torquato Taſſo's Bildniß!"
Spricht er entſchloſſen den Erſtaunten an.
„Sei ſeine Vaterſtadt in Zukunft Wildniß,
Er ſelbſt hat Deinem Heere nichts gethan.
Ein Bild kann keinen Untergang verdienen,
Als Deine Feinde ſind nur wir erſchienen."

Der Feldherr nimmt das Bildniß in die Hände
Und ſieht es an mit leuchtendem Geſicht;
Er kennt den vollen Wert der ſchönen Spende,
Kennt Taſſo's Namen ja, kennt ſein Gedicht,
Und flüſtert leiſe, ohne es zu merken,
Die ſchönſten Strophen jetzt aus Taſſo's Werken.

Ihm iſt, als hörte er den Dichter ſagen:
„Warum drohſt Du Sorrent mit Feu'r und Schwert?
Ehrſt Du den Ruhm nicht von vergangnen Tagen,
So biſt Du Deiner Tage Ruhm nicht wert.
Sorrent, das mich Italien gegeben,
Sorrent, o Herr, verdient ein ewig Leben.

„Und mehr noch, Herr! Du ſtammſt aus einem Volke,
Dem über Alles theuer iſt der Ruhm;
Du kannſt, Du darfſt nicht mit der Feuerwolke
Verheerend treten in ein Heiligtum.
Ehrſt Du den Ruhm nicht fremder Nationen,
Wer ſoll den Glanz dann Deiner eig'nen ſchonen?

„Dich krönet Lorbeer, denn Du biſt ein Sieger.
Weißt Du, daß Lorbeer auch den Dichter ſchmückt?
Es lebte noch kein Held, es lebt kein Krieger,
Deß Ruhm im Liede nicht noch mehr entzückt.
Ehrſt Du das Schwert, das Gottfried hat geſchwungen,
Dann ehr' auch mich, der dieſes Schwert beſungen!"

So ſpricht das Bild. Und viele tauſend Ohren
Vernehmen Taſſo's ſtolzes Dichterwort.
Als wäre ſelbſt die Luft mit ihm verſchworen,
Schnell pflanzt es ſich durch's ganze Lager fort.
Vom Zelt des Feldherrn bis zur letzten Reihe
Gewinnt es Macht, verbreitet's tiefe Weihe.

Ein Ruf, ein Wink, und alle Waffen hallen;
Der Feldherr zeigt das Bild im Sonnenglanz.
Weit brauſend hört man durch die Lüfte ſchallen:
„Hoch Taſſo, hoch! Hoch ſeines Ruhmes Kranz!"
Und Macdonald zum Podeſtà gewendet,
Gebeut: „Nimm wieder was Du hergeſendet. —

Digitized by Google

[illegible]

Digitized by Google

Das Christkind.

Von

Gabriele Marek.

Es war in den Fünfziger Jahren. Im donauumwogten Markte Z..., im gastfreien Hause des Zimmermeisters ging es fröhlich her. Hatte er auch selbst eine zahlreiche Familie, zu der seit einem Jahre zwei vaterlose Enkelinnen zählten, so hinderte dies nicht, daß seine Söhne Studiengenossen, seine Töchter Freundinnen aus der Stadt über die Weihnachtsferien heimbrachten und das väterliche Haus in einen Bienenstock verwandelten.

Das milde Auge, die waltende Hand der Hausfrau bereitete jedem ein herzliches „Willkomm." Dafür gaben die jungen Gemüther von dem reichen Schatze ihres Frohsinns ab, was sie nur geben konnten, und wie neuer Wein durchströmte er die Adern des alten Hauses. In allen Pulsen pochte Lebenslust, bis zum Dachgiebel fanden die Geister des Uebermuthes ihren Weg. Da gab es keine „gemachte" Unterhaltung, nur launige Einfälle, die sich ununterbrochen aneinander reihten, und schöne Freude floß aus reinster Quelle.

Der Christabend sank in rascher Dämmerung auf die schneebedeckte Erde. Zwei Kinder saßen in einem Zimmer auf Schemeln vor einem niederen Tischchen, bauten aus verwischten Häusern eine Stadt auf und bevölkerten sie mit steifen Puppen, einem dreibeinigen Kameele und zwei nickenden Eseln, die sie in unschuldiger Meinung hinter die Fenster des Rathhauses aufpflanzten. Eine Ballerine im kurzen Röckchen hing am Arme eines langen Kapuziners, in dessen ehrwürdiges Antlitz, mit dem schneeigen Barte aus flockiger Wolle, ein gedankenloses Menschenkind hellrothe Wangen gemalt hatte, während eine niedliche Dame im blauseidenen Schleppkleide in Gesellschaft eines Zinnsoldaten vor einer Bude stand und unter den hölzernen Schinken und Kuchen, die daselbst ausgebreitet lagen, zu wählen schien.

Digitized by Google

Derlei Arrangement ging jedoch nie ohne Meinungsverschiedenheit der Geschwister ab und wurde sie noch von unterstützender Gestikulation begleitet, so wankte der Tisch und die kleine Schöpfung fiel über den Haufen. Nach solch' lärmender Eruption richteten sich die vier schnellen Augen der Mädchen scheu auf die verschlossene Thüre des Salons, hinter welcher das Mysterium der Bescheerung stattfinden sollte und meist erhob sich auch drinnen ein warnendes Pochen von unsichtbaren Fingern, das die kleinen Ruhestörer rasch zur Ordnung rief.

Die bunteste Stadt, die zierlichsten Puppen, die gräulichsten Thiere werden endlich langweilig. Immer schneller folgte dem Aufbaue das Erdbeben, immer unruhiger wurden die Kleinen. Sie liefen an die geheimnißvolle Thüre um zu lauschen, sie stiegen auf den Tisch und schauten durchs Fenster in die Luft hinaus, ob nicht das Christkind mit dem strahlenden Baume geflogen käme, sie pochten an die Wand der Küche, in welcher es briet und kochte und das Geräusch der Arbeit tönte, und hielten es vor Ungeduld kaum mehr aus. Hinaus durften sie nicht, wer aber des Weges kam, ward wie eine Beute überfallen und mußte Red' und Antwort stehen, aber wer antwortet so einem im Fragen unermüdlichen Kinde zur Genüge?

„Maman! Maman!" hielten sie die eilende Mutter an, „es wird finster, warum kommt das Christkind so lange nicht?"

„Nur noch ein wenig Geduld, die Sterne müssen erst Licht machen, damit es den Weg findet."

Wieder eine lange Pause; dann erhaschten sie die Köchin, welche so rothe Backen wie der bemalte Kapuziner hatte und deren Kleider einen unangenehmen Fischgeruch ins Zimmer brachten: „Bety, sage uns nur schnell, hast Du das Christkind gesehen?"

„Freilich sah ich's," entgegnete Bety mit verschmitztem Lächeln, „es glich einem schönen Engel bis auf's Haar —"

„Ja, bis auf's Haar, schwarz wie Tinte und vom Tabaksqualm inficirt," lachte im Eintreten Julius, der Sohn des Hauses und da er die erstaunten Augen seiner kleinen Nichten auf sich gerichtet sah, fügte er bei: „Ihr seid viel zu schlimm gewesen, nichts bekommt ihr als eine Ruthe!"

„Großmaman!" weinte die jüngere Emilie, einer älteren Dame entgegenlaufend, „Onkel sagt, wir bekommen nichts!"

Das war ein Schmerzensruf, doch die Trösterin auch die rechte. Wo fände eine Großmutter nicht gute Worte für ihre Enkeln.

Wieder versuchten die Kinder still zu sitzen, doch schon nahten Tritte, durch alle Thüren drängte, lief und schritt, was da im Hause zwei Füße besaß, denn bis zum Knechte herab ward heute alles beschenkt.

Digitized by Google

Zu der jüngsten Tante, ihrer Namensschwester, gesellte sich das ältere Kind: „Tante Ella, wo ist Robert?“

Liebkosend strich das kurz der Schule entwachsene Mädchen über der Nichte Haupt: „Robert befindet sich bei seiner Mutter. Er hat sie lange nicht gesehen. Ein armer Student kann nur alle heiligen Zeiten nach Hause fahren.“

„Wenn ihm das Christkind doch etwas brächte,“ flüsterte die kleine Ella mitleidig; die große Ella aber zog eine Börse aus der Tasche, steckte sie dem Kinde unter die Nase, wohl wegen des Juchtengeruches und lächelte bedeutungsvoll. Der liebste Freund des Bruders sollte insbesonders von ihr bedacht werden.

Ella warf sich erfreut dem Tantchen an den Hals.

„Hast Du Roberten denn so lieb?“ fragte diese belustigt.

„O ja, sehr lieb. Er weiß die schönsten Geschichten. Die vom munteren Stiefelzieher und der schläferigen Nachtmütze höre ich am liebsten.“

Die Neigung der kleinen Ella zu dem Studenten hatte wohl einen sehr eigennützigen Grund und das junge Tantchen wollte eben mit altkluger Miene eine moralische Sentenz loslassen, als der helle Ton einer Klingel dazwischenfuhr.

Die Thüre des Salons flog auf. Heller Lichtglanz, der feine Duft des Nadelholzes, der kräftigere des Wachses strömte heraus. Mit einem Aufschrei des Jubels stürzten die Kinder allen voran über die Schwelle, um im nächsten Momente erschreckt zurückzuprallen, denn vor ihnen stand das Christkind in höchst eigener Person und seine goldenen Flügel schienen noch müde zu zittern von dem weiten Fluge.

Mit bangem Schauer blickten die Kleinen auf das Wunder. In langen, weißen Gewändern, von dem sternbesäeten Schleier dicht verhüllt, die goldene Krone auf dem Haupte, die ominöse Ruthe in der Rechten, so stand die hohe, majestätische Gestalt des Himmelsboten glanzumflossen neben den reichen Gaben, die er gebracht hatte und die kleinen Herzen pochten laut.

„Ella, Emy!“ befahl die Mutter „küßt dem Christkinde die Hand für die schönen unverdienten Geschenke.“

Das war ein schreckliches Ansinnen. Wie der Blitz verschwanden die Töchterchen hinter Großmutters Rücken, allein das bewirkte bloß, daß diese selbst die Kinder an der Hand nahm und mit sanftem Zuspruche ihrer Pflicht entgegenführte. Das Kleingewerbe mag auch im Himmel manches zu wünschen übrig lassen, denn so luxuriös der Anzug des erhabenen Gesandten auch war — seine Handschuhe glichen genau denjenigen des Kutschers, wenn er an Festtagen die Familie spazieren fuhr; dennoch küßten die Mädchen das schlechte Leder des Jenseits mit frommer Dankbarkeit — und als das

Digitized by Google

Christkind im hohen Diskant das „Vater unser“ verlangte, gehorchten sie schnell. „Die zehn Gebote“ befahl es zum anderen Male und das brachte neuen Schreck hervor. Emilie wußte erst zwei, Ella nicht mehr als fünf; während Emy jedoch das unbestimmte Gefühl hegte, daß ob der sträflichen Unkenntniß urplötzlich die ganze Bescheerung in Nebel aufgehen werde, hatte Ella ihre Fassung wieder erhalten. Sie fing an die Gebote herzusagen und dabei maßen ihre Augen fortwährend die hohe Gestalt und gruben sich ordentlich in die Falten des Schleiers ein, so daß das Christkind — ehe sie noch mit ihrem „Wissen“ zu Ende war — schon segnend die Hand erhob und bedeutungsvoll nach den Gaben wies, was ein blitzartiges Lächeln auf des Kindes erregte Züge hervorrief.

Jetzt galt es einen Theatercoup ausführen. Das Christkind mußte verschwinden — und es verschwand in dem Augenblick als sich die Aufmerksamkeit der beiden Mädchen auf die schönen Spielsachen richtete. Niemand wußte ihnen Auskunft zu geben wie das geschehen war, und es befanden sich doch so viele Menschen im Salon.

Einige Minuten später, steckte ein Jüngling seinen dunklen Krauskopf zur Thür herein: „Ich komme wohl schon zu spät?“ fragte er lächelnd.

„Leider, lieber Robert“ antwortete die Großmutter, „das Schönste ist vorüber, doch kommen Sie nur herein, das Christkind hat Sie nicht vergessen.“

Nachdem er von allen begrüßt worden war, rannte die kleine Ella mit der neuen Puppe auf ihn zu, deren mächtiger Zopf mit der rothen Masche ihre vollste Begeisterung erweckt hatte.

Robert hob seinen Liebling empor, küßte ihm die heißen Wangen und sagte: „Ach, was Dir das gute Christkind für schöne Dinge gebracht hat.“

Da neigten sich die kleinen Lippen schelmisch an sein Ohr:

„Das Christkind warst Du selber!“

Was man auch versucht hat dem Mädchen den süßen Wahn zurückzugeben, es hielt an seiner Ueberzeugung fest. Ein zerrissenes Gewebe, so kunstvoll man es auch stoppt, läßt sich nicht mehr unversehrt machen; aber das Christkind ist ihm darum auch nie mehr persönlich erschienen, denn wie kann es dulden, daß man es identisch erklärt mit einem übermüthigen Studenten, für den alle Wunder des Himmels längst kraftlos geworden sind und der schon damals mit sehr irdischen Gefühlen eine Börse an die Lippen drückte, deren Juchtengeruch ihn wie Ambra umschmeichelte.

Digitized by Google

Die Tage rauschen unaufhaltsam fort wie die Wellen eines Stromes; man sieht stets dieselbe Bewegung, denselben Strom und denkt nicht an das Meer, welches mit jedem seiner tiefen Athemzüge eine Welle nach der andern verschlingt, bis uns ein entführter Blumenkranz, oder das dahintreibende Wrak eines Schiffes an ihre unhemmbare Flucht mahnt.

So verrinnen im Meere der Zeit der Tag und die Jahre. Man zählt sie erst nach dem, was sie uns geraubt haben.

Wieder bedeckt das weiße Email des Schnee's die Erde; wieder zeichnet der Christabend mit ungelenkem Finger starre Gebilde an die Fenster des Zimmermeistershauses; wieder flammt ein duftender Tannenbaum in Kerzenpracht, an dessen Zweigen Confituren und goldene Nüsse hängen, verschwunden aber sind die Spielsachen, die Ketten, die Sterne; kein jubelndes Kinderjauchzen begrüßt den silbernen Glockenklang, doch immerhin sind es meist jugendliche Gesichter, meist holde Gestalten die dankbaren Herzens die Gaben der Freundschaft empfangen. Man sieht es — Stürme haben über das Familienleben geweht, manche Blume aus seinem Kranze gerissen und die kostbarste dazu: „Des Hauses Herrin!"

Da steht auch die kleine Ella zum regelrechten Backfische gereift, mit allen Attributen desselben: den langen Gliedmaßen, dem unreinen Teint, der schlechten Tournure; dafür aber prangt die große Ella neben ihr in voller Jugendschöne und ihre andalusischen Augen haben schon manche Bresche in starke Männerherzen geschossen. Soeben hat sie in ihrer gewinnenden Weise dem Bruder für ein Armband gedankt, und dieser fährt sich befriedigt durch den goldblonden Vollbart, dreht sich auf dem Absatze um und applicirt Emilien einen Nasenstüber, welche, den Mund mit Backwerk verstopft — nur in unnatürlichen Lauten ihrer Entrüstung Ausdruck verleiht. Halb im Schatten eines Vorhanges sitzt der Großvater. Sein Haar ist grau — sein Auge trübe geworden. Er hat Maschinen gebaut, seine Kinder wohlhabend, seinen Namen bekannt gemacht, doch was blieb ihm selbst von seiner Lebensmühe? Seine Gefährtin in guten wie in bösen Tagen, seine treueste Rathgeberin hat ihn verlassen und allen Glanz des Hauses mit fortgenommen. Sie — und noch ein Paar der Fröhlichsten von damals sind zu dem echten Christkinde gegangen.

Ja, man zählt die Jahre erst nach ihrem Raube.

Ella verläßt mit vollgepfropfter Schürze, ein mächtiges Buch balancirend, den Salon. Sie durcheilt ein matterleuchtetes kleines Zimmer in spinneartigen Schritten. Vor einer einsamen Gestalt in der Fensternische hält sie an: „Robert, was ist Ihnen, warum haben Sie sich zurückgezogen?"

Seine Augen blicken düster: „Ach fragen Sie nicht, Sie verständen es doch kaum."

Digitized by Google

Heiß überfluthet es ihr Gesicht: „Ich verstehe, daß Sie Kummer haben."

„Das läßt sich leicht errathen, allein zu meiner Vertrauten kann ich Sie nicht machen."

„Nicht?" klingt es schmollend zurück, „Sie behandeln mich als Kind und Tante Ella nennt mich Freundin."

Er packt sie am Arm, daß ihr schönes Buch zu Boden stürzt und beugt sich mit hastigen Flüstern zu ihr: „Wenn das so ist, müssen Sie mir sagen können — ob — ob mich Ihre Tante lieb hat, so recht lieb!"

Erschrocken starrt ihn das Mädchen an. Gerade so groß — so durchdringend scharf hat sie vor Jahren durch des Christkindes Schleier geblickt. Damals wie heute schaute sie durch das Gewebe der Wahrheit in's Antlitz, heute wie damals wurde ihr Herz um eine Illusion ärmer.

Mit fliegendem Athem führt der junge Mann fort: „Ich bin arm, meine Mutter ist alt. Ich gebe Stunden um Brod zu verdienen und opfere die Nächte dem Studium. Ich habe, wie Sie wissen, Medicin erwählt, allein daheim bestürmen sie mich, daß ich's aufgebe. Ich soll Geistlicher werden, damit ich bald zur Selbstständigkeit gelange. Begreifen Sie Ella was dies bedeutet? Es heißt allem Glücke entsagen und einem unliebsamen Berufe angehören bis zum Tode; aber die Sorgen meiner Familie, meine eigenen würden ein Ende nehmen und das fällt schwer ins Gewicht. Ich verlangte Bedenkzeit und mache nun mein Schicksal von Ella abhängig. Liebt sie mich, so will ich's durchkämpfen, wenn nicht, so will ich meinetwegen Trappist werden, dann ist's mir gleich. Verstehen Sie mich?"

„Ja, ja, doch lassen Sie mich los" klingt die Erwiderung rauh zurück, und fort stürzt das Mädchen in unbegreiflicher Eile.

Robert bleibt aufgeregt zurück. Wie soll er Ella's Benehmen deuten? Was wird sie jetzt beginnen? Soll er es bereuen, sein schmerzliches Geheimniß ihrer unerfahrenen Seele anvertraut zu haben? Geht sie vielleicht hin, um die wunderliche Kunde der Gesellschaft wie ein Märchen zu erzählen? Nein, so tief unrecht darf er seinem Liebling nicht thun; aber Ella ist ein großes Kind — sie kann Gutes bezwecken und Thörichtes vollbringen; was dann, wenn sie im Eifer ein Unheil anrichtete — wenn sie zu Julius oder gar zu Ella selbst ginge, die seltsame Märe zu berichten? Wird sie es verstehen, sein Anwalt zu sein? Es überläuft ihn heiß bei dem Gedanken, seine glühende Stirne beginnt zu schmerzen. Er preßt die Hände vor die Augen und seine verzweifelte Lage entlockt ihm einen schweren Seufzer.

Ueber die Schwelle treten zwei lichte Gestalten.

„Robert!" klingt es sanft an sein Ohr, während schlanke Finger seinen Arm berühren. Erschreckt sieht er auf und blickt in das geliebte Antlitz

Digitized by Google

Fräulein Ella's. Sie beginnt zu reden. Was sie sagt lautet gütig, weise sogar, wie ein philosophisches Buch. Es klang als lese man in einer Seelendiätetik, wie man sich am vernünftigsten mit seinem Schmerz oder Schicksal abzufinden habe; doch Robert hörte aus dem allen nicht ein tröstendes Wort, nur grausames Versagen seiner Wünsche, das Knirschen seines scheiternden Schiffes.

Sein Auge wendet sich nicht von ihr. Er gesteht sich, daß Ella ebenso schön und klug sei, als er unglücklich ist und fühlet das fieberische Pochen seiner Pulse mit schmerzlicher Wollust. „Ich bin krank — ich werde sterben" denkt er, nickt mit dem Haupte und antwortet mechanisch: „Ja — ja!"

An der Thüre lehnt die kleine Ella. Sie hört mit allen Sinnen. Sie weiß, daß, sobald die Tante schweigt, Robert fortstürzen wird auf Nimmerwiederkehr. Sie hebt die Arme ihn zu halten, sie läßt sie zaghaft sinken. Was kann sie für Robert thun? Nichts! Was gilt sie ihm? Nichts! Sie hat das Beste gewollt; was nützt aber ein Wille ohne Macht. Sie war ein armes, armes Mädchen.

Das letzte Wort — es fällt. Die Tante schreitet langsam heran. Wie sie an ihrer Nichte vorbeikommt, nimmt sie diese am Arme und führt sie fort. Ella sieht Thränen in den schönen Augen und bricht gleichfalls ins Weinen aus: „Tante!" ringt es sich von ihren Lippen los „Tante ich will ins Kloster gehen."

Ella hebt die langen Wimpern mit staunendem Blick. Dann fährt sie mit kosender Hand über das wirre Haar der Nichte und küßt sie auf die freie Stirne: „Wenn alle thörichten Mädchen ins Kloster gingen" sprach sie sanft, „gäb' es bald keine Mütter mehr. Komm', kleine Ella, der Großvater will speisen!"

Wieder sind Jahre seitdem hingegangen. Die große Ella, welche sich glücklich nach Herzenswahl verheirathete, hat gesorgt, daß die Mütter in Oesterreich nicht aussterben, während die kleine Ella sich als Blaustrumpf gefällt und lange Geschichten schreibt. Im alten Zimmermeisterhause, welches noch fest steht wie eine Königsburg, hält Julius die Dynastie aufrecht. Er setzt konservativ den Christbaum auf dieselbe Stelle, wo ihn die älteren Sprößlinge umringt hatten und sieht in seinen Kindern ein liebliches Geschlecht erblühen.

Robert aber? Er wird auch heuer wie seit vielen Jahren in den Weihnachtstagen die Kanzel besteigen; mit seiner klaren ruhigen Stimme von der

Digitized by Google

Freude — wie der Trübsal der Menschen sprechen, erzählen, daß in der Christnacht der Erlöser niederstieg zum Heile der Sünder. Er wird in seine dichten Locken fahren und seine Rede wird tönender werden, so er einer fernen Zeit gedenkt, wo er im weißen Faltenkleide als Christkind erschien, in einem röhlichen Hause, ein fröhliches Herz in der Brust; oder der Zeit, wo in jenem Hause sein Heil verloren ging, an ein paar braune Augen, wo ihm die Flügel gebrochen wurden — wie jene von Goldpapier, und ein junges Mädchenherz ihm nachweinte so manche lange Nacht.

Das war des Christkindes Dornenkrone.

Digitized by Google

Die Soldatenbraut.

Von

Curt v. Zelau.

„Mein Schatz, sie sagen, Du wärest todt,
„O komm' und strafe sie Lügen,
„Mit meiner Treue hat's keine Noth,
„Ach kämst Du, ach könntest Du fliegen!
„Mit blutigem Haupt,
„Die Rüstung bestaubt,
„Mit ehrendem Kranz
„Komm', Liebster, zum Tanz.
„Doch nein — Du bist ja im kühlen Grab;
„Warum nicht nahmst Du mich mit hinab?"

Wohl drang von Walter die Mähr' in's Land,
Daß er im Felde geblieben;
Denn, wo zuletzt im Kampfe er stand,
Da blitzt' es von stählernen Hieben.
Manch' Tapferer sank
Bei blutigem Gang,
Manch' Opfer im Krieg
Erheischet der Sieg;
Doch heil blieb Walter und unversehrt,
Wär' besser nimmer zurückgekehrt.

Das Heer zog heimwärts aus ruhmvollem Streit,
Umbrauset vom Jubel der Menge,
Das Volk, von Bangen und Furcht befreit,
Bereitet ein festlich' Gepränge.
Die Feldmusik schallt
Durch Städte und Wald;
Im festlichen Kleid
Prangt manch' eine Maid.
Doch Walters Liebchen, vom Wahn erfaßt,
Gewahrt den Siegeszug und erblaßt.

Digitized by Google

Da plötzlich tritt er zur Thür herein,
Sein Antlitz strahlt von Entzücken;
Und stürmisch will er die Liebste sein
An's Herz, an's pochende drücken.
„Zurück, weich' zurück,
„Du kündest kein Glück,
„O trügerisch Bild,
„Von Tücke erfüllt!
„Wozu die Maske, wozu die List,
„Da Du doch nimmer mein Liebster bist!"

„Darauf sang das Mädchen ein Klagelied,
„Unheimlich klang ihre Weise;
„Vor Walter bittend sie niederkniet
„Und flüstert innig und leise:
„Es kann ja nicht sein —
„Begraben? Ach nein!
„Geh', hole ihn mir,
„Stets danke ich's Dir."
Und flehend starrt sie zu ihm hinan,
Voll Mitleid blickt sie der Krieger an.

Die Liebste raufte ihr dunkles Haar,
Sie thät's mit Thränen benetzen:
Ihn, der bestanden des Kriegs Gefahr,
Erfasset Weh' und Entsetzen:
„Erkennst Du mich nicht?
„Dein Freund ist's, der spricht,
„Dein Freund, der Dich küßt,
„Dich innig umschließt." —
„Du bist's, mein Liebster, verlaß' mich nicht" —
Sie spricht's — darauf sterbend ihr Auge bricht.

Sein Lieb' begrub der getreue Soldat
Im Schmerz, der stumm und verschlossen;
So tief er auch sie betrauert hat,
S' ist keine Thräne geflossen. —
Das folgende Jahr
Willkommen ihm war;
Das Heer zog in's Feld,
Mit ihm unser Held.
Da hat in Bälde die erste Schlacht
Ersehnten Tod dem Krieger gebracht.

Digitized by Google

Von zehn zu zehn Jahren.

Ein Lebensbild

von

Florus Retland (J. Tandler).

Wer sein ganzes Leben hindurch im Schoße der Kirche gewiegt worden ist, der wünscht auch im Tode ihr nahe zu bleiben, und wenn sich für ihn in dem weiten kühlen Gruftgewölbe kein Winkelchen findet, so hofft er doch wenigstens auf eine tiefe, stille Grube in den Vorhöfen der geheiligten Räume.

Je bescheidener aber die Todten in die Tiefe sich zurückziehen, desto anspruchsvoller suchen die Lebenden sich auszubreiten; sie bauen sich dicht an die Friedhöfe an und tragen auch nach den letzten paar Streifchen Landes Verlangen, wohin sich die Vorangegangenen zusammengedrängt haben, ja sie verläumden sie sogar und verbreiten von ihnen, daß sie ungeachtet der grünen Rasen und Epheudecken, der Blumenbeete, Hängeweiden und Cypressen, die Luft mit Pesthauch erfüllen und manches blühende Leben vor der Zeit hinabziehen in die kalte Umarmung des Todes. Selbst der rüstige Greis, Meister Scharrein, der, im Friedhofsgarten wohnend, es zu hohen Jahren gebracht hat, konnte sie keines Besseren belehren. Längst schon dachten sie daran, etwas für ihre Unsterblichkeit thun zu müssen. Sie durchbrachen die Grenzen des Ruhelandes, rissen Denksteine und Kreuze aus dem geweihten Grunde, stampften die Gräber flach und verwiesen die morschen Gebeine ihrer Altvordern weit weg vor die Stadt, noch eine gute Strecke hinter das gemiedene Haus der Bresthaften, wo sie Niemand heimsucht, wohin ihnen zu folgen selbst die Erinnerung ermüdet.

Die Klosterkirche von St. Gallus konnte sich vor dieser Todtenverbannungs-Bill rühmen, zwei Gärten den lieben Dahingeschiedenen offen gehalten zu haben; in dem einen geräumigen ruhten die Erwachsenen nach

Digitized by Google

den Mühen ihrer Tage, in dem zweiten, viel kleineren, schliefen die Kinder. So sehr auch manche Mutter sich gesehnt haben mochte an die Seite ihres Lieblings gebettet zu werden, mußte sie doch fern bleiben dieser Kinderstube der Entschlafenen, wo Englein als Kindergärtnerinnen den armen Kleinen fromme Liedchen vorsangen und ihnen liebliche Träume zuflüsterten.

Hinter der Altarnische des linken Seitenschiffes der Kirche lag dieses schmale Stückchen Erdreich, abgeschlossen von dem vielbetretenen Wege nach dem Kloster durch eine niedrige Mauer, in die eine kleine, überwölbte Pforte gebrochen war. Vor der Gitterthüre hing von innen eine alte Leinwandtapete, damit nicht jeder Vorübergehende das Gärtchen, denn als ein solches wurde jetzt dieses Plätzchen benützt, überblicke und nach den Rosen begehre, die in ungewöhnlicher Ueppigkeit dort emporschoßen, blühten und dufteten. Der Gärtner mußte über Damaskus seine Wanderung hieher gemacht haben, denn er verschmähte jede andere Blume und duldete nur noch einen alten Mandelbaum, der die Mauer überragte und alljährlich den Frühling mit einigen Blüthen begrüßte, aber niemals eine Frucht zur Reife brachte. Der Rosenduft zog sich an den Strebepfeilern aufwärts und vermengte sich mit den bläulichen Weihrauchwölkchen, welche aus der geöffneten Luftklappe des schmalen Kapellenfensters hervordrangen. Schwalben nisteten unter den Deckplatten der Wasserschläge und ihr Gezwitscher unterbrach die Stille, die den größeren Theil des Tages über zwischen den Rosengebüschen herrschte.

Ein Knabe, an zehn Jahre alt, näherte sich in der Abendstunde der verhängten Pforte. Er schob unmuthig einige Steine bei Seite, die spielende Kinder auf die Schwelle gelegt hatten und öffnete die Thür, die er hinter sich in's Schloß warf. Auch zwischen den Beeten lagen Trümmer, die nicht von Meteorsteinen herrührten. Der Knabe schaufelte in einer Ecke des Gärtchens eine Grube aus, um die aufgeklaubten Steine zu versenken, wobei er ein metallenes Kreuzchen in den Schollen fand, das einst auf das stillstehende Herzchen einer Kinderleiche gelegt worden war. Er befestigte es an die rauhe Mauer der Kapelle, setzte sich auf die Rasenbank, der Thüre gegenüber und ließ sich alsbald von dem Inhalte eines Büchleins fesseln, das ihm die Wunder entfernter Weltgegenden vorzauberte. Er überhörte die leisen Schritte, mit denen ein Mädchen von beinahe sieben Jahren dem Gitter sich näherte und eine der schadhaften Stellen der Tapete suchte, durch die ein Blick in die heimliche Rosenwelt zu gewinnen war, die sie so sehr anzog. Nachdem sie die Ueberzeugung erlangt hatte, daß Otto, aber auch niemand Anderer, im Garten sei, klopfte sie erst leise, dann stärker an das Gitter, bis Otto aufsprang, zur Thüre eilte und fragte wer davor stehe. Die Kleine wagte kaum ihren Namen zu nennen.

Digitized by Google

„Ei, bist du es, Klärchen," sprach der Knabe, indem er öffnete und das Mädchen eintreten ließ. „Was hast du mir zu sagen?"

Das Kind wurde verlegen, es war offenbar auf diese Frage nicht gefaßt; da aber Otto immer wieder zu wissen verlangte, was die Kleine von ihm wolle, lispelte sie zögernd, sie möchte gar so gern die schönen Rosen sehen, die den ganzen Weg bis zur Schule hinauf mit Wohlgeruch erfüllen.

„Nun, da du schon hier bist, magst du dir die rothen und weißen Rosen besehen, die mein Vater so gut zu pflegen versteht, aber für gewöhnlich darf ich Niemand in den Garten einlassen und dich am allerwenigsten, weil du schlimme Augen hast."

Das Mädchen hob den bisher zu Boden gesenkten Blick und sah den Knaben verwundert an. Dieser fuhr fort: „Ja, meine Mutter hat es jüngst zu meinem Vater gesagt: Victor's Klara hat gefährliche Augen."

Das Mädchen verstand den Sinn dieser Worte ebensowenig wie der Knabe selbst, der, durch die Bemerkung seiner Mutter aufmerksam gemacht, jetzt erst dem schüchternen Kinde recht genau in das Gesicht sah. Wie naturgemäß im Kindesalter die Harmonie der Körperformen erst im Herausbilden begriffen ist, so waren auch bei Klärchen die wunderbar schönen Augen nicht im vollsten Einklange mit den viel zu zarten Umrissen ihrer Stirn, der Wangen und des Mundes, und nur die wohlgeformte Nase trat annähernd in das richtige Verhältniß zu den großen, braunen Augen, die jetzt unruhig geworden, dem Blicke des Knaben auszuweichen versuchten.

„Ja, ich habe es jüngst in einem illustrirten Buche gelesen, daß es Menschen gibt, die einen bösen Blick haben, und mir kommt beinahe vor, als müßte auch ich schwindelig werden, wenn du mich mit deinen weit geöffneten Augen anstarrst."

Das Mädchen senkte die dicht bewimperten Lider und fragte zaghaft: „Darf ich mir aber doch die Rosen besehen, ich will dabei dich gar nicht anschauen, damit du nicht krank werdest."

Dem Jungen beschlich menschliches Erbarmen, auch war sein Glaube an das malocchio nicht gar so felsenfest, denn er machte dem Kinde das gewünschte Zugeständniß.

Klärchen schlich einige Male um die Büsche, roch auch zu einer der Rosen, die ihre Knospen tiefer angesetzt hatten und blieb dann mit halb abgewandtem Gesichtchen vor Otto stehen. „Wie glücklich bist du, hier sitzen zu dürfen," sagte sie leise."

„„Ich freue mich auch immer auf ein ungestörtes Stündchen zwischen diesen Rosenhecken. Was ich hier lese, gefällt mir doppelt gut.""

„Muß ich jetzt schon fortgehen?"

„„Nun, du kannst dich auch ein Weilchen setzen.""

Digitized by Google

Klärchen ließ sich das nicht zweimal sagen, sie erklomm den Rasensitz mit einer Hast, als fürchte sie den Widerruf. Sie wandte aber, als Otto den Platz an ihrer Seite einnahm, sich von ihm ab.

„„Bist du mir böse geworden?““

„O nein, ich will nur nicht, daß du meine häßlichen Augen zu sehen bekommst.“

„„Nun, da wollen wir bald helfen. Ich binde dir mein Tuch um den Kopf, wie es die Nonnen tragen, so daß es ein Dach bildet, welches die Augen beschattet; dann kannst du immerhin wieder dich zu mir wenden. Klärchen ließ es gern geschehen, so schwül ihr auch unter dem Kopftuche geworden sein mochte. Sie rückte nun ihrem Freunde etwas näher und bat ihn, sie in das rothe Buch sehen zu lassen, wenn Bilder darin sind. Sie legte vertraulich ihre kleine Hand auf die Achsel Otto's und ihre großen Augen ruhten kaum öfter auf dem Buche, als auf den vom blonden Lockenhaare beschatteten Zügen des schönen Knaben. Diese kleine Gruppe in der Einrahmung hochragender, blüthenreicher Rosenhecken war ganz geeignet, ein liebliches Bild abzugeben, dessen Wirkung noch verstärkt wurde durch die epheuumsponnenen, blaugrauen Quadern des Hintergrundes, über welchem das gothische Fenster mit dem wundersamen Glasgemälde sich erhob, das die flackernde Altarlampe nur wie einen funkelnden Rubin durchschimmern ließ. Der Widerschein einer rosigen Abendwolke, die über dem Kirchendache hing, verklärte dieses winzige Gartenland zu einem wahren Rosenwunder, und als die Orgeltöne und die Gesänge der Vesper aus dem fernen Hauptschiffe der Klosterkirche gedämpft herüber drangen und dazwischen leise Glockenzeichen ertönten, da wurde es den beiden Kindern so fromm um's Herz, daß sie, wie arge Sünder, recht reumüthig mit ihren Händen an die Brust schlugen.

Aus dieser Verzückung weckte sie ein Ruf, der vom Nachbarhause herüberdrang und dem guten Klärchen galt. Das Mädchen erschrack, riß die Vermummung vom Kopfe und eilte der Thüre zu. Die Kinder reichten sich flüchtig die Hand, riefen „gute Nacht“ und trennten sich.

Es war nicht das letztemal, daß Klärchen vor dem kleinen Paradiese sich einfand. Sie wurde aber nicht wie die verbannte Peri behandelt; die Pforte blieb nicht verschlossen. Seit der Erfindung des, alle Gefahr abwehrenden Nonnenschleiers, auf die Otto nicht wenig stolz war, gaben die schlimmen Augen kein Hinderniß mehr ab und Klärchen durfte öfters hinter die alte Tapete schlüpfen. So saßen denn die Kinder neben einander auf dem Rasenbänkchen und wußten sich täglich mehr zu erzählen von ihren Spielen und Büchern, von den gefangenen Singvögelein, den Geburtstaggeschenken, von ihrem eigenen Aussehen, von Haaren, Mund, Nase und

Digitized by Google

Augen und Otto beruhigte seine kleine, entzückte Nachbarin mit der Versicherung, daß ihre Glotzäugelein sich immer mehr zusammenziehen, und daß sie bei weitem nicht mehr so unheimlich schwarz sind. Sein Halstuch möge sie aber immerhin für alle künftige Fälle behalten.

Die Blüthen und Blumenmonde schwanden, auch der Erntemond war bald dahin und für Otto, der den Drang eines Humboldt in sich fühlte, eröffnete sich die freudige Aussicht auf eine Ferienreise. Bevor er die Stadt verließ, kam er noch einmal mit Klärchen zwischen den Rosenhecken zusammen, die jetzt nur selten eine Knospe zur Entfaltung brachten. Er sprach mit Begeisterung von der bevorstehenden Wanderung in des Alpenland, wo er Berge mit ewigem Schnee zu sehen hoffe und die See'n mit dem grünen, durchsichtigen Wasser, hundertmal so groß und breit wie der Teich im fürstlichen Parke und viele, viele fremde Städte, Orte, Weiler und Trümmer alter Ritterburgen. Es schien, daß ihm der Abschied von seiner kleinen Freundin gar nicht schwer falle, während diese in der Trennung ein Ereigniß von so trauriger Art erblickte, daß ihr die hellen Thränen in die argbeleumundeten Aeuglein traten. Um sie zu beruhigen, brach Otto zwei Rosenknospen vom Strauche, nahm das Metallkreuzchen von der Wand, flocht die Rosenzweiglein um dasselbe und reichte es dem Mädchen als ein Andenken. Klärchen hatte, nach einem kurzen aber heftigen Kampfe, die Scheu vor dem Geschenke aus dem Grabe überwunden, sie hüllte Blumen und Kreuz in das Kopftuch und verließ schweren Herzens dieses weltvergessene Eiland der Kinderseligkeiten.

2.

Otto's Abwesenheit vom Hause währte nur einige Wochen und doch hat sich während dieser Zeit manches Unerwartete zugetragen. Ein dienstlicher Ruf entführte Klärchens Vater aus der Stadt nach einem kleinen Grenzorte, wohin ihm seine Familie folgte.

Als in früher Morgenstunde der schwer bepackte Wagen langsam die Klostergasse herabfuhr, vorbei an allen Erinnerungsstellen einer unwiederbringlichen Kinderzeit, vorbei an Otto's Rosengebüschen, die Klärchen von ihrem hohen Sitze jetzt ganz übersehen konnte, da beschlich ein bitteres Weh das viel zu weiche Herz des Mädchens, und es nahm von diesen stillen Plätzchen schmerzlichen Abschied ohne Zuversicht, sie wieder zu sehen. Auch schien dem Kinde heute das winzige, noch im Schatten der hohen Bauwerke liegende blüthenlose Stückchen Gartenland, wo kein Gespiele mehr weilte, öde, düster und nicht begehrenswerth.

Die weite Reise mit ihren wechselnden Eindrücken und Beschwerden löste Klärchens Gedanken, soweit diese noch an den Bildern der jüngsten

Digitized by Google

Vergangenheit hafteten, von diesem allmählig versinkenden Hintergrunde ab und führte ihr die gewagtesten Voraussetzungen für die Zukunft vor. Traten auch diese anfänglich als Befürchtungen auf, so wandelten sie sich doch in kurzer Zeit in Wünsche und Erwartungen um, welchen von zusagenden Verhältnissen begünstigt, die Erfüllung nachfolgte. Dieses Gedeihen verbreitete sich sonnig über die ganze Familie Victor. Sie alle hatten sich nicht über ihr neues freundliches Heim zu beklagen; sie fanden die Menschen, mit welchen sie verkehrten, über alles Verhoffen gut und verständig, eine Landschaft voll malerischer Abwechslung umgab sie; eine reine, kräftige Gebirgsluft umwehte sie; aus mancher beengenden Verbindung gebracht und von drückenden Verpflichtungen los und ledig, war ihr Thun und Walten ein freieres und lebensfreudigeres und trug das Gepräge der förderlichen Einwirkung dieser Ortsveränderung.

Klärchen hatte den Drang und den redlichen Willen die Fädchen der Erinnerung in ihrer schwachen Hand festzuhalten. Sie machte die größten Anstrengungen um ihrem Jugendfreunde einen Brief zu senden, der alles enthalten sollte, frohes und trauriges, was bis jetzt ihr Herzchen bewegte, doch Papa's Censur ließ davon nur so viel übrig, daß auch sie eine weite Reise gemacht, daß ihr aber das Reisen gar nicht gefallen habe, weil es die Menschen, die sich gut sind, trenne, daß zu ihrem Wohnhause ein Garten gehöre, groß und schattig und voll von Blumen, daß ihr aber Otto's Garten unvergessen bleibe. Und nun wünsche sie von ihm viele, viele Briefe zu erhalten, seinen Vater aber müsse er bitten, künftig die Reise über Neufurt, ihrem jetzigen Wohnort, zu machen und ihn mitzunehmen.

Otto antwortete mit einer ausführlichen Reisebeschreibung, die sogar bis zu einigen Ziffern sich verstieg über die Höhe eines Berges oder die Tiefe eines See's. Doch eine Vorstellung von den überwältigenden Reizen der großartigen Alpennatur wußte er bei Klärchen nicht zu wecken und sie fand den Brief, den sie so heftig erfaßt und mit Entzücken empfangen hatte, gar nicht nach ihrem Sinne, zumal da er nichts darüber enthielt, ob Otto sie vermisse. Der zweite Brief, den sie ihm schrieb, fiel ihr um vieles schwerer als der erste und ihres Vaters Beihilfe machte, daß endlich für ihre eigenen Gedanken gar kein Plätzchen mehr übrig blieb. Otto antwortete spät und kurz, that groß damit, daß er in die Studien eingetreten und sehr beschäftigt sei. Als Klärchen an einen dritten Brief zu gehen sich anschickte, wurde ihr bedeutet, daß jetzt Otto keine Zeit erübrigen könne, um einen solchen Briefwechsel fortzusetzen und daß es ihm überlassen bleiben müsse, ob überhaupt noch hin und wieder geschrieben werden soll. Otto schwieg und so begann allmälig dieses Freundschaftsverhältniß der beiden Kinder bis auf ein stilles „Deingedenken" einzuschrumpfen.

Digitized by Google

In Klärchens Erinnerung ging die ihr liebgewordene Erscheinung Otto's niemals gänzlich unter. Die mustergiltigen Vorbilder trefflicher Jünglinge, von denen sie las, trugen seine Züge, sie bedurfte seiner als Modell jetzt für einen Helden, nächstens für einen Heiligen. Otto zahlte nicht mit gleicher Begeisterung. Möglich, daß er irgend ein Geniusköpfchen mit den Zügen Klärchens belebte; doch der junge Studiosus, der seine Phantasie aus classischen Quellen nährte, konnte bei den Götterbildern der Pallas-Athene, Here und Aphrodite oder bei den verherrlichten Gestalten einer Egeria, Sappho oder einer Amazone unmöglich an das schüchterne Kind hinter den Bergen erinnert werden.

Eine neue Welt, eine neue Zeit lag zwischen ihnen und ihren Kindertagen; sie gehörten sich nicht mehr an. Sie verfolgten die ihnen vorgezeichneten Pfade ohne auch nur zufällig zu erfahren, wohin der eine oder der andere gelange und ob er frohen Muthes den Weg dahin ziehe.

Jahre reihten sich an Jahre, dem Mädchen in einer unerkannten, behaglichen Eintönigkeit, dem Jünglinge in flüchtigem Wechsel der Eindrücke, im Aufnehmen eines reichen Wissens und wachsender Erfahrungen. Dabei entwickelte sich seine Reiselust nahezu bis zur Leidenschaft. Er ermüdete niemals Länder zu durchjagen, wenn Zeit und Mittel zur Verfügung standen und keine Entfernung engte seine über alle Breitenkreise reichenden Wanderpläne ein. Auch er übersah im Weiterschweifen das nahe Schöne, und längst schon trieb es ihn nach den Fjorden Scandinaviens und den Firnen der Schweiz, bevor er nur daran dachte, daß auch das Grenzgebirge des Landes, dem er angehörte, einen Ausflug lohnen könne. Erst als geologische Werke ihm Abbildungen vaterländischer Gebirgsformationen vorführten, die als nur einmal vorhanden oder als mustergiltig gepriesen wurden, faßte er den Vorsatz über diese Hügel seinen Weg nach dem, ihm fremden Osten zu nehmen. Bisher hatte er noch alle Reisen an der Seite seines Vaters machen können, diesmal begleitete ihn ein befreundeter Architekt.

Otto stand im zwanzigsten Lebensjahre. Was er als Knabe zu werden versprach, ging in Erfüllung. Er war ein vollendet schöner Mann, von schlankem und doch kräftigem Körperbau. Die etwas gebräunten Wangen, deren edlen Schwung kein Vollbart verdeckte, trugen die Farbe der Gesundheit; um Lippe und Kinn wellte sich ein blonder Flaum. Der lebhafte Blick seiner klaren, blauen Augen schweifte über Alles hin, gleich einer Libelle, die keine Blume unbesucht lassen will. Er mußte den Frauen auffallen und konnte von den Männern nicht übersehen werden. Auf Reisen trug er einen niedrigen, runden Hut mit breiter Krämpe, unter der sein gelocktes Haar hervorquoll; gegen Wind und Wetter

Digitized by Google

schützte seinen wohlgehaltenen Anzug ein dunkler Plaid, ein Kleidungsstück, welches damals noch nicht zur unvermeidlichen Ausrüstung der Touristen gezählt worden ist.

So kam er herabgestiegen von den ersten Ausläufern des Gebirges, weit mehr befriedigt, als er erwartet hatte. Mitten in einer wilden Senkung breitete er auf einem der grauen Steinblöcke, die sich hier zusammen gefunden hatten, die Karte aus, um gemeinschaftlich mit seinem Begleiter den Weg zu wählen, der sie zu den sehenswerthen Stellen des nächsten Gebirgszuges führen sollte. Da las er unverhofft den kleingedruckten Namen „Neufurt." Mit einem Male überkam ihn die Erinnerung an seine Kinderzeit und an die schlichten, guten Menschen, die nach diesem, scheinbar von aller Welt vergessenen Oertchen verwiesen worden waren, mit ihnen auch seine liebe, kleine Gespielin, die ihm so sehr anhing. Neufurt lag zwar nicht in der Richtnng, die er verfolgte; auch war ein minder wegsamer Bergrücken zu übersteigen. Gleichwohl fand es Otto viel zu lockend, sich an der Ueberraschung der Familie Victor zu weiden, als daß er geneigt gewesen wäre, die schwachen Einwendungen seines Freundes gelten zu lassen; seine plötzlich erwachte Sehnsucht hätte Tunnels durch den Bergwall bohren mögen. Er zögerte nicht lange und schritt mit der Ausdauer eines erprobten Wanderers die steilen Pfade auf und nieder.

Nach einem Marsche, der nicht länger als einen halben Tag währte, traten die Reisenden zwischen den letzten Bäumen eines Hochwaldes auf eine Bergfläche hervor, die gegen ein anmuthiges, von dem wolkenlichten Bande eines Flusses durchzogenes Thal sich sanft abdachte. Bis an die Berglehne waren die ersten Häuser eines stattlichen Ortes gereiht. Fuhrwerke und Menschen bewegten sich den, schon halb im Schatten liegenden Platz entlang; kleine Rauchsäulen entstiegen den niedrigen Schloten und Abendsonnengold glühte in einigen Fenstern der oberen Stockwerke der alterthümlichen Wohnhäuser. Das war der friedliche Markt Neufurt, den ein dichter Kranz von Gärten einschloß und den bisher nur eine Fahrstraße durchbrach, die den Verkehr mit der übrigen Welt offen hielt.

Auf Otto machte dieser Anblick einen ungewöhnlichen Eindruck; er, der sonst nur vom Erhabenen entflammt wurde oder der Gewaltiges und Einschüchterndes mit Genuß auf sich wirken ließ, träumte diesmal von einer Idylle. Sanft bewegt schritt er den Berghang hinab, den ersten Häusern zu. Kinder saßen auf der Schwelle und sahen verdutzt die beiden Fremden an. Otto rief ihnen über den Weg hin die Frage zu, wo Victor wohne. Die Kinder wandten sich scheu ab und blieben stumm. Da hüstelte es hinter einer Schlehdornhecke und eine Alte, die Gras sichelte, wiederholte mehrmals mit schwacher Stimme „Beim Erzengel!"

Digitized by Google

„Bravo! das ist eine gute Vorbedeutung," sprach Otto. „Also frisch darauf los, unseren Engel gesucht." Da dieser aber nicht sogleich hinter der nächsten Straßenecke zu finden war, hielt Otto einen entgegenkommenden Bergmann an und frug abermals nach Victors Wohnung. „Im Schöpferhause" gab dieser zur Antwort.

„Nun wahrlich, unsere Gastfreunde müssen hier wie im Himmel wohnen, im Hause des Schöpfers von Engeln behütet," rief Otto. Es klärte sich bald auf, daß Victor das alte Schöppenhaus bewohne, über dessen Thüre das Bildniß des Erzengels Gabriel prange. Zwei vollästige Lindenbäume standen davor und deckten die Vorderseite fast gänzlich. Ein etwas niedrigerer Anbau wehrte den Einblick in das Hausgärtchen. Schmale Wege, den Pfahl- und Heckenzäunen entlang, führten zwischen den Gärten hindurch in's Freie.

Bevor sie das Haus erreicht hatten, blieb Otto stehen und horchte. „Hinter dem Dickicht dieser bescheidenen Birnbäumchen birgt sich eine Nachtigall seltener Art, der ich näher zu kommen wünsche. Sehen Sie, verehrter Freund, nach der Stirnseite, ich will es mit der Rückseite versuchen und wir wollen sehen, wer von uns Beiden den Engel früher zu Gesicht bekommt.

Der Architekt besah sich die Häuserfronten, während Otto zwischen den Zäunen verschwand. Er schritt im kühlen Schatten der Bäume leise dahin, hob den Hut vom Haupte und blieb dann, an ein Seitenpförtchen gelehnt, regungslos stehen. Ihm gegenüber, aus einem von Kletterzweigen des wilden Weines dicht umsponnenen Häuschen drang eine jugendliche Mädchenstimme von ungewöhnlicher Lieblichkeit hervor. Sie besaß jenen Zauber, welcher in der angeborenen Klangfarbe, in der vollen Ursprünglichkeit einer glücklichen Tonentwicklung beruht. Dabei ließ ein Nachempfinden dessen, was Dichter und Tonsetzer in Wort und Musik zu legen beabsichtigten den ungeschmückten Vortrag zu einer Wirkung gelangen, wie diese von wohlgeschulten Künstlerinnen nicht immer erreicht wird. Das Lied vom „Heideröslein," das alte, einfache, schlichte Liedchen war es, das den Horcher in athemloser Spannung gefangen hielt. Die Anmuth, mit welcher die Sängerin die Eingangsstrophe vortrug, hatte ihn schon für sie gewonnen, und nun bei dem Höhepunkte des Liedes angelangt, welche sittliche Würde lag in dem mädchenhaften Widerstande „und ich will's nicht leiden." Wie drang endlich der Unmuth und das Mitgefühl aus den Worten hervor:

Und der wilde Knabe brach
Röslein auf der Heiden,
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihm doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.

Digitized by Google

Welche zutreffende Abstufung brachte sie jedesmal in den Schlußreim: „Röslein, Röslein, Röslein roth, Röslein auf der Heide!“ Und dabei ging sie doch nicht selbst in dem Röslein auf; sie schuf das Liedchen nicht in eine dramatische Scene um; sie wußte sich auf dem Standpunkte der verständnißinnigen Erzählerin einer Romanze zu erhalten.

Aus dem offenen Fenster schallte der laute Beifall der kleinen Gesellschaft hervor, welche um die Sängerin versammelt war. Auch Otto fühlte sich hingerissen in diesen Jubel einzustimmen.

Da trat ein Mädchen in die grüne Einrahmung der breiten Blätter um mit aller Unbefangenheit nach dem zufriedengestellten Horcher auszuspähen, den sie im Garten vermuthete und der, wie sie annahm, Niemand anderer als ihr Vater sein konnte. Als sie aber den fremden Jüngling an der Pforte stehen sah, trat sie einen Schritt zurück, doch vermochte sie nicht zu fliehen. Sie erfaßte die Erscheinung mit dem schärfsten Blicke; ihre schönen, braunen Augen traten stärker hervor als gewöhnlich; das waren wieder die gefürchteten Augen, vor denen Otto's Mutter ihren Sohn gewarnt hatte und die jetzt starr in sein Antlitz brannten. Mit der ganzen Macht der Ueberzeugung rief es in ihm: „Das ist Klärchen!“ Und dieser Ruf pflanzte sich bis zu seinen Lippen fort und jubelte laut den Garten entlang.

Das von der Erregung des Singens höher geröthete Mädchen erblaßte, die Lider der feuchtglänzenden Augen senkten sich; sie wollte auch recht freudig den Namen „Otto“ herausschreien, doch sie brachte ihn kaum hörbar hervor, aber eine Beseligung ohne Gleichen leuchtete aus ihren Zügen. Da hielt es den Burschen nicht länger mehr hinter dem Gitter; er rüttelte und hob daran, bis er es aus den Angeln riß. Er hatte sein Röslein gefunden!

Er lief nun schnell es nah zu seh'n,
Es war so jung, so morgenschön,
Er sah's mit vielen Freuden!

Inzwischen hatte der Architekt den Erzengel hinter den Linden entdeckt und war auch schon in das Haus gedrungen, um sich dem Familienhaupte vorzustellen. Beide gingen nun aus, den anderen Eclaireur zu suchen; sie fanden ihn schon ganz heimisch im Kreise der Frauen.

Ein bewegteres Leben machte sich jetzt im alten Schöppenhause bemerkbar, in welchem es für gewöhnlich still herging, wie in den meisten Familienkreisen, wo Söhne fehlen. Den Angekommenen wurde ihr Zimmer angewiesen und bald vereinigte die Theestunde alle Hausbewohner bis auf Klärchen, die sich nicht einfand und von der Mutter entschuldigt wurde. Um so unbeirrter konnte Otto das schöne Talent Klärchens als Sängerin aner-

Digitized by Google

kennen. Der Vater berief sich auf das Urtheil eines wackeren Gesanglehrers, der das Mädchen unterrichte, der es aber auch warne, der Vorliebe für den Gesang zu sehr nachzuhängen, weil die Eigenthümlichkeit dieser Stimme und der organischen Anlage wohl gute, aber keine große Leistungen zulasse. „Sie erfreut uns manchmal mit einem Liedchen," schloß er „damit sind wir zufrieden und dabei soll es auch bleiben."

Otto erwartete nicht erst die Aufforderung das Wichtige und Anmuthende aus dem entscheidensten Decennium seines Lebens mitzutheilen. Früh genug lenkte er in die Richtung ein, der seine Neigung zusteuerte. Er sprach viel und gut von seinen Reisen. Kaum daß er von diesen Kreuz- und Querzügen zu reden begonnen hatte, bewegte sich eine Seitenthür leise in den Angeln und die Vermuthung lag nahe, daß in der dunklen Stube noch jemand den Abenteuern des jüngsten Odysseus lausche. Und als er nach langer Irrfahrt endlich in Neufurt angekommen war, erinnerte die sorgliche Hausfrau ihre Gäste daran, daß sie der Nachtruhe bedürfen und so schloß dieser Abend ohne jeden Mißklang, ohne daß es jemand in den Sinn gekommen wäre, der so langen Unterbrechung aller Beziehungen zwischen den beiden Familien zu gedenken. Die guten Leute nährten keinen Groll, auch waren sie lebensklug genug, sich an die willkommene Thatsache zu halten, daß Otto ihrer gedacht und sie aufgesucht hatte.

Man trennte sich mit dem Uebereinkommen den nächsten Tag zur Besichtigung des Ortes und der Umgebung zu benützen. In früher Morgenstunde sollte es geschehen, weil Victor später durch Geschäfte verhindert, seine Gäste nicht würde begleiten können. Diese fanden sich auch zur verabredeten Zeit im Frühstückzimmer ein und bald darauf durchzogen sie den Markt, bei seinen ältesten Gebäuden, Denkmälern, Mauerresten und sonstigen Wahrzeichen verweilend. Die Kirche, in ihren Haupttheilen aus der vorgothischen Zeit herstammend, zog ganz besonders die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich. Rings um die Kirche, unter unscheinbaren Hügeln ruhten all' die ehrenfesten, achtbaren und ehrsamen Ortsangehörigen, die mit ihrer Lebensaufgabe fertig geworden waren. Kein allzu weiter Raum war ihnen zugemessen; den Friedhof umfing eine Mauer mit einer starken Brustwehr, ein Befestigungswerk ältester Zeit. Zwei gedrungene, runde Thürme, im oberen Geschoße mit Schießscharten versehen, hatten jetzt die Bestimmung in ihren brunnenähnlichen Kellern die Gebeine der früheren Geschlechter aufzunehmen, entrissen ihren Gräbern um für die täglich Nachsterbenden Raum zu gewinnen. Auf einem Mauervorsprunge im Innern dieser Beinhäuser standen in der Runde einzelne Schädel, die man für zu gut befunden hatte, um mit den Knochenresten Namenloser in die modrige Tiefe geschleudert zu werden. Die meisten trugen den Namen, der ihnen gebührte,

Digitized by Google

als sie den Lebenden angehörten, auf dem glatten Stirnbeine, mehrere waren mit Kränzen bemalt oder mit Flitterkronen geschmückt, einige auch in weiße, selbst in kostbare Tücher gehüllt. Dieses pietätsvolle Bestreben dem Vergessen und der Zerstörung zu wehren, blieb zwischen den Freunden nicht unbesprochen. Auch wies Victor auf ein, von Raben umflattertes, verfallenes Mauerwerk hin, das die Mitte der Vorstufe einer kahlen Berglehne einnahm und der Ruine eines viereckigen Thurmes glich. Nachdem die Reisenden in Muthmaßungen sich erschöpft und diesem alten Gemäuer eine, mit der ehemaligen Befestigung des Ortes in Zusammenhang gebrachte Bedeutung zuerkannt hatten, überraschte sie ihr Führer mit der Erklärung, daß der noch erhaltene eichene Querbalken zwischen den beiden breiteren Mauern keine geringere Bestimmung gehabt habe als die eines Galgens, und daß der allzeit getreue Großmarkt Neufurt einst mit dem unerquicklichen Vorrechte beglückt gewesen sei, seine Verbrecher vom Leben zum Tode befördern zu dürfen.

Neun kräftige Schläge der Thurmuhr mahnten Victor an sein Amt zu denken, dem er bald zuschritt. Der Architekt kehrte zur Kirche zurück, um Einzelheiten, die ihm von Bedeutung schienen, in seinem Skizzenbuche festzuhalten. Otto hatte die Absicht seine Reisenotizen zu vervollständigen und schritt dem Schöppenhause zu. Nunmehr vertraut mit der Oertlichkeit, wollte er durch den Garten in das Wohnhaus gelangen. Er hatte ihn noch nicht erreicht, als ihm die getragenen Accorde eines Kirchenliedes entgegenwogten. Es war dasselbe alte, feierliche Lied, das so oft aus den Fenstern der Kapelle von St. Gallus zu ihm hervorquoll, wenn er als Knabe in seinem Duodezgärtchen, trunken vom süßen Dufte der Schiras-Rosen, seinen weittragenden Träumen nachhing. Es konnte ihn nicht befremden diesen Klängen hier zu begegnen, wenn sie auch jetzt unerwartet sein Gemüth bewegten und die lebhafte Flucht seiner, in die Ferne strebenden, nach Absonderlichem ausgehenden Gedanken unterbrachen. Sie wurden von einfachen, milden Gefühlen überholt, die er nicht zurückweisen zu können vermeinte, weil sie an Erinnerungen einer makellosen Kindheit anknüpften.

Das Lied verhallte. Otto stand lange und wartete, ob es wieder beginnen werde; alles blieb still. Klärchen wußte nicht, daß ein Fordernder dort noch weile und nach ihrem Liede Verlangen trage; sie hatte längst schon den Flügel verlassen und sich im Hause zu thun gemacht.

Otto irrte in dem ziemlich weitläufigen Garten umher, den ein Dickicht abschloß, welches die Wetterseite des Hauses deckte. Dort lenkte er in einen schmalen, düstern Laubengang ein; er durchschritt ihn zögernd und betrat nun einen engumfriedeten Raum, wo von geschwungenen Zweigen hochragender Rosenhecken, eine Fülle knospender und vollerblühter

Digitized by Google

Centifolien ihren Duft in die milde, laue Luft hauchten. Und wie er die staunenden Blicke forschend umhersandte, erkannte er in der Stellung und Vertheilung der Gebüsche sein trauliches, längst verlassenes Kindergärtchen, ja, auch die Rasenbank fehlte nicht und hinter ihr kletterte der tausendblätterreiche Epheu eine rauhe Wand hinan und umzog eine vergitterte Nische, in deren Tiefe, vor einem broncenen Kreuzlein, in einem rubinrothen Glase ein Fünkchen glimmte. Diese nicht zu verkennende Nachbildung einer liebgewordenen Stelle konnte nur Klärchen angeordnet haben, um dadurch eine Erinnerung festzuhalten, die einen überwältigenden Eindruck auf die Seele des Kindes geübt haben mußte.

Hatte schon das Lied ihn in eine ungewöhnliche Stimmung versetzt, so wurde diese durch das Bild, das sich vor ihm entrollte, noch um ein Bedeutendes gesteigert. Er setzte sich auf die Rasenbank und wollte alle die kindlichen Begebnisse sich vergegenwärtigen, für die hier die Scenerie geboten war; doch er sah nur zu bald ein, daß dieses Dahlen mit der Vergangenheit seinem Herzen, das jetzt wie noch niemals in unklaren Wünschen glühte, nicht genügen könne. Er verlor sich in einem Sinnen und Brüten ob das, was wir als Jugendglück so gering achten, in der That werthlos sei, ob wir mehr zu erwarten und zu fordern berechtigt sind, und wo er seine Kränze zu holen habe. Da huschte es durch den Bogengang und schon stand Klärchen in der Mitte ihres Rosenreiches. Sie kam mit dem bösen Vorsatze, die schönsten Knospen zu rauben, um mit ihnen den Mittagstisch zu zieren. Sie bemerkte Otto nicht sogleich, den sie hier nicht vermuthete und wich durch seine Gegenwart überrascht, um einige Schritte zurück.

„Fliehe nicht Klärchen," rief Otto, „sonst muß ich glauben, daß Du mir überall und mit Absicht aus dem Wege gehst."

„„O nein! Ich fliehe Dich nicht, gewiß nicht,"" entgegnete das Mädchen mit weicher, etwas gepreßter Stimme.

„„Es war nur zu unverhofft Dich hier zu finden. Aber um ein großes Vergnügen sehe ich mich gebracht. Wie sehr habe ich mich gefreut, Dich hieher führen zu können.""

„O freue Dich immerhin über mein Entzücken, bei Dir eine so lebendige Erinnerung an unsere Kindheit gefunden zu haben, der Du ein so herrliches Denkmal zu setzen wußtest!"

„„Findest Du wirklich einige Aehnlichkeit mit Deinem allerliebsten kleinen Gärtchen.""

„Die möglich größte, die überraschendste."

„„Das Beste fehlt wohl, die liebe, alte Kapelle, die man sich hinter dem Epheu versteckt denken muß. Das rothe Flämmchen aber, das konnte

Digitized by Google

ich nicht missen, das flackert vor dem Kreuzchen, das Du mir geschenkt hast, als wir uns zum letztenmale sahen. — Aber ich vergesse, daß wir nicht mehr Kinder sind. Vater und Mutter nennen Dich „Herr;“ dürfen wir uns da noch mit „Du“ anreden?““

„Ich würde mich nicht halb so glücklich fühlen, wenn es anders werden müßte. Ist diese Frage in Deinem Kreise besprochen worden?“

„„Nein, noch dachte Niemand daran.““

„So haben wir am wenigsten daran zu rütteln. Und nun bleib ein Weilchen an meiner Seite und laß Dir sagen, daß Du Deine Zeit vortrefflich benützt und Dich zu einer holdseligen Jungfrau entwickelt hast. Dein Liedchen von gestern und Dein Chorgesang von heute haben mich mit Bewunderung und Achtung für Dich erfüllt. Nicht Deine Kehle allein, auch Deine Seele ist voll Wohllaut, und wenn ich Dich recht betrachte, so finde ich die vollste Harmonie auch in Deiner ganzen Erscheinung, sie ist im schönen Einklange mit Deinem Gesange.“

„„Du hast die häßlichen Augen vergessen.““

„Die sind so schön, so gut und fromm, wie sie es immer waren, und nun sind sie auch so bescheiden, sie wagen sich ja kaum hervor zwischen den sammtnen Wimpern.“

„„Du bist ein gefährlicher Weltmann geworden, ein arger Schmeichler, den man meiden muß, doch nicht für zu lange, das hieße sich selbst strafen. Im Hause treffen wir uns bald wieder.““ Sie entzog ihm sanft ihre Hand und entfloh.

So sehr die auf ihn eindringende Romantik dieser Begegnung ein Verkennen der freundschaftlichen Gefühle hätte hervorrufen können, welche Otto für Klärchen hegte, so behauptete er sich doch immer noch wie einer der seltenen Spieler, die, empfänglich für den Reiz des Glückswechsels, ihre Ruhe und Besonnenheit zu wahren wissen. Er konnte auch, nach diesem beneidenswerthen Zusammentreffen mit Klärchen, diese heimliche Roseneinsamkeit, wenn auch mit einem Anfluge von Unbefriedigung, doch gemessenen Schrittes verlassen und seine Stube aufsuchen, wo er sich bis zur Mittagsstunde beschäftigte.

Bei dem Mahle herrschte die heiterste Stimmung und Klara, diesmal der Gesellschaft nicht entrissen, entwickelte eine ungewöhnliche Munterkeit, die doch von Kindheit an nicht ihr Erbtheil gewesen war.

Nachmittags sollte eine, als malerischer Vorwurf bekannte Stromenge besucht werden.

Bevor das, von den Abhängen des Grenzgebirges herabrollende Flüßchen sich in das Thal ergießt, um die Mühlen und Pochwerke der wackeren Neufurter zu treiben, engen es zwei schroffe Steinwände ein,

Digitized by Google

zwischen welchen es sich mit der ganzen Wucht seines Falles hindurchdrängen muß. Ein so gewaltiger siegreicher Einbruch aus der Gebirgswildniß in das grüne Wiesenland kann sich nicht geräuschlos vollziehen. Das Wogen und Wallen der nach der Schlucht jagenden Gewässer steigert sich an den Felsen zu einer donnernden Brandung, die endlich gegen die Spalte geworfen, mit einem furchtbar schrillen Aufschrei der Klippenenge sich entringt. Seit Menschengedenken heißt dort die Gegend „Am G'schrei."

Wenn im Frühjahre die Hochfluth sich verlaufen hat, überzieht eine üppige Pflanzendecke das hinter dem Durchbruche zu beiden Seiten abgelagerte Geschiebe, durchzogen von schmalen Fußpfaden, die von Wanderern und seltenen Spaziergängern alljährlich neu getreten werden.

Auf diesen Fußsteigen näherte sich die Familie Victor mit ihren Gästen dem Felsenthore, aus dem die gurgelnden, zischenden und brüllenden Wässer hervorstürzen um bald darauf aus der Vergewaltigung der Natur in die Botmäßigkeit der Menschen zu gelangen.

Der Architekt führte die Hausfrau, Klärchen hing an Otto's Arm, ihre jüngeren Geschwister hielten sich an der Seite des Vaters. Je näher man dem Wasserschwalle kam, desto weniger vermochte man sich vernehmlich zu verständigen, die menschliche Stimme erwies sich ohnmächtig dem unheimlichen Geheule gegenüber; nur durch ein bedeutungsvolles Heben der Brauen, durch Zunicken, Lächeln und Händeschütteln konnten die Reisenden ihrem Staunen und ihrer Anerkennung Ausdruck geben. Klärchen gestand später, daß der, mit keinem musikalischen Tone zu bezeichnende Schrei, ihr nicht nur in hohem Grade unangenehm, sondern geradezu schmerzlich sei.

Als die Gesellschaft wieder in den Bereich der menschlichen Rede eingetreten war, sprach der Architekt seine Freude darüber aus, dieser ungewöhnlichen und großartigen Erscheinung nahe gekommen zu sein. Die nicht vorgesehene Ablenkung vom Wege und der Aufenthalt im Kreise einer so liebenswürdigen Familie habe mit diesem müheloſen und doch so lohnenden Gange einen schönen und wirkungsvollen Abschluß gefunden.

„Wir werden noch morgen und die folgenden Tage etwas zu bieten wissen," sagte Victor, „unsere Gegend ist reich an Sehenswürdigkeiten."

„„Wir können es uns leider nicht gönnen über den heutigen Tag hier zu verbleiben; morgen mit dem Frühesten müssen wir unsere Wanderung fortsetzen und nur in der Voraussicht gute Fahrgelegenheiten für die Weiterreise zu finden, konnten wir den Umweg hieher wagen. Wir haben die Aufgabe, in einer uns karg zugemessenen Zeit, die ungarischen, wo möglich auch die siebenbürgischen Karpathen zu bereisen und wollen an einem festgesetzten Tage uns mehreren Naturforschern anschließen, deren Gesellschaft Belehrung und Genuß hoffen läßt.""

Digitized by Google

Diese Mittheilung traf die Familie unerwartet, denn keinem fiel es bisher bei zu fragen, wie lange die Gäste zu verweilen gedenken. Vater und Mutter gaben ihrem Bedauern beredte Worte. Klärchen erblaßte, ihre Augen leuchteten in feuchtem Glanze; sie bebte an Otto's Arme, an den sie sich fester anschloß. Endlich wagte sie die kindliche Frage: „Muß auch Otto überall dabei sein?

„„Unbedingt,““ erwiederte der unerbittliche Architekt; „„ihn mit einflußreichen Männern bekannt zu machen, die in der Wissenschaft einen hohen Rang einnehmen, gilt ganz besonders als ein Vortheil, den er von dieser Reise erwartet.““

„Er könnte ja in einigen Tagen nachkommen,“ schlug die Mutter vor, der die Erregung Klärchens nicht entgangen war.

„„Ich habe mein Wort gegeben, Otto nicht zu verlassen. Auch würde es ihm schwer fallen uns zu finden, des Verlustes an Hinweisungen und Erklärungen nicht zu gedenken, da Versäumtes dieser Art sich nicht leicht nachholen läßt.““

Otto, der bisher nur mit einigen beipflichtenden Worten die Rede seines Freundes unterbrochen hatte, sprach jetzt von der Möglichkeit, auf dem Rückwege Neufurt wieder zu berühren. Sein Genosse zuckte die Achseln und lächelte. Für den Heimweg blieb von dem Frohsinn, der die kleine Gesellschaft ins Freie begleitet hatte, gar nichts übrig und hätte es der Architekt nicht für seine Pflicht gehalten dafür zu sorgen, daß der Gesprächsstoff nicht gänzlich ausgehe und wäre die Heiterkeit der Kinder nicht unverwüstlich gewesen, die ihre älteste Schwester und Otto, den Vetter aus dem Stegreife, immer wieder für Scherz und Spiel zu gewinnen wußten, so würde man wohl nur einige Flüsterworte gehört haben, welche durch Pausen unterbrochen, zwischen Otto und Klärchen gewechselt wurden.

Im Verlaufe des Abends nahmen die wenigen Betheiligten die bevorstehende Trennung wie manches Andere, das nicht zu ändern ist; auch Otto schloß sich der allgemeinen Unterredung an; nur Klärchen ging viel zu und ab, so daß sie nicht leicht in's Gespräch gezogen werden konnte, wodurch sie auch vermied, scharf in's Auge gefaßt zu werden.

Der Architekt, dem für die letzten Stunden des Aufenthaltes die Dictatur nicht bestritten werden wollte, empfahl das Lebewohlsagen noch vor dem Schlafengehen abzuthun und erbat sich, in der frühesten Morgenstunde das Haus verlassen zu dürfen, ohne die Ruhe seiner Bewohner zu stören. Seinem Wunsche wurde willfahrt und ein kurzer, herzlicher Abschied genommen, wobei Klärchen mit augenscheinlicher Zurückhaltung sich benahm.

Nach einer schwülen, mondlosen Nacht dämmerte ein fahles Morgengrauen an dem tief niederhängenden Gewölke des östlichen Himmels, das

Digitized by Google

ein schmaler, blutrother Lichtstreif für eine kurze Zeit durchbrach, um vom aufschwebenden Nebel wieder verdeckt zu werden. Ueber das Land war eine glanzlose Helle verbreitet, die der unheimlichen Beleuchtung während einer Sonnenfinsterniß glich.

Otto hatte seinen einfachen Anzug vollendet und stand an dem geschlossenen Fenster, das nach dem Garten ging. Er wollte sich dem, mit seiner Gepäcktasche beschäftigten Freunde zukehren, als er zwischen den Bäumen eine weibliche Gestalt erblickte, die in dem Laubengange verschwand. Er verließ das Zimmer und eilte leisen Schrittes den Rosengebüschen zu.

Klärchen brach so eben zwei, kaum erblühte Knospen vom Zweige und wandte sich, ohne überrascht zu sein, dem Kommenden entgegen.

„Ich wußte es, daß Du nicht fortgehen würdest, ohne diese Stelle noch einmal besucht zu haben. Auch ich wollte Dir zwei Rosen mit auf den Weg geben, wie Du es einst gethan, als Du zum ersten Male Abschied von mir genommen hast; ach, auf eine so ange, ewig lange Zeit! Und wieder sehe ich Dich fortziehen, weite, weite Wege wandern; wo sollen meine Gedanken Dich suchen? O laß es nicht zum letztenmale gewesen sein, daß wir uns wieder fanden! Ich würde — ich könnte —" Bis dahin war ihre Kraft ausreichend, um dem Ausbruche eines heftigen Gefühles zu wehren, jetzt aber konnte sie den Satz nicht mehr zu Ende bringen; ein krampfhaftes Schluchzen raubte ihr die Sprache. Auch Otto's mannhafte, rücksichtsvolle, ja behutsame Haltung hatte durch eine heftige Erschütterung plötzlich alle Stützen verloren. „„Klärchen, mein gutes, liebes Mädchen, komm an meine Brust! Du Künstlerseele mit dem arglosen Kinderherzen, wie könnte ich Dich jemals vergessen? Seit den Tagen unserer ersten Begegnung hat eine höhere Macht über uns entschieden; Dich hat sie wie ein Schutzgeist geleitet, mir gab sie ein plötzliches Erwachen zu einem Festtage des Lebens. Die Erinnerung an diesen Morgengruß der Liebe wird auf meinen Fahrten und Zügen mich begleiten, meine irrgehenden Wünsche zum Schweigen bringen. Die Liebe läßt mich die einzige, wahre, unbestrittene und sichere Heimat nur an Deinem Herzen finden. Von nun an soll mich die Hoffnung zu Dir zurückzukehren froher stimmen als die Sehnsucht nach den fernen Zielen meiner Wanderungen.""

„Werde ich das Uebermaß meines Glückes ertragen!" hauchte Klärchen.

Doch die Stunde, die das Glück brachte, griff auch störend dazwischen. Wenige Augenblicke nur blieben, um den Briefwechsel zu verabreden. Noch ein Versenken des Blickes in die lieben, frommen Augen — noch ein Kuß — und Otto riß sich aus der Umarmung Klärchens; er stürzte unaufhaltsam

Digitized by Google

fort, um nicht vermißt zu werden. Klärchen sank vor dem Rasensitze in die Knie und wie ein leiser Hilferuf tönte es aus ihrer Brust zu der Kreuznische empor, deren Lämpchen noch einmal aufflackerte, um zu erlöschen.

Aus ihrer Betäubung erwachend gewahrte Klärchen, daß sie noch immer die Knospen in der zitternden Hand halte, die für Otto gebrochen waren. Kein Blumengruß sollte ihn begleiten; er aber hatte ihr zwei Rosen auf die Wangen geküßt, die unter einem trüben Himmel, im ersten Morgenstrahle ihres Liebelebens erblüht waren. Ihn begleitete nur die Erkenntniß, daß ein Gefühl, dessen Verherrlichung er bisher nahezu für einen Wahn hielt, in ungeahnter Weise beselige, wenn auch dabei etwas wie ein Unbehagen sich ankündigte, denn er fühlte sich nicht mehr ganz sein eigen.

3.

Zwischen zwei Strömungen war Otto gerathen; die eine riß ihn fort durch Oceane nach den Küsten fremder Welttheile, den forschenden Blick dem räthselvollen Nordlichte des Wissens zugewandt; die andere drängte nach den Niederungen des Lebens, nach dem Binnenlande der Heimat von woher ihn Lieder der Liebe grüßten, ihn zurückrufend an das Herz, das ihm alles, alles ersetzen wollte. Er kannte den Werth und die Stärke dieses seltenen Herzens; es galt ihm viel, sehr viel, aber bei weitem nicht alles.

Vor Wochen noch ein namenloser Tourist, wenn auch begabt, so doch erst ein Dilettant in einigen Fächern des Realwissens fand Otto leichter als er es jemals hoffen konnte, Zutritt in Kreise der Fachmänner und bald wußte er sich einem der hervorragendsten von ihnen gefällig und brauchbar zu erweisen, der ihn als Uebungszögling an seine Seite zog. Jubelnde Briefe sandte Otto seinem Vater und seinem Klärchen; beide theilten die Freude des Glücklichen. Da wollte es sein Stern, daß eine Gesellschaft, welche im nordwestlichen Amerika Reichthümer zu sammeln hoffte, es nicht für überflüssig hielt, auch einen Gelehrten anzuwerben. Otto's Gönner ließ sich bereitwillig finden beizutreten, forderte jedoch, daß ihm ein Gehilfe beigegeben werde. Die Wahl fiel auf Otto schon deßhalb, weil allgemein angenommen wurde, daß er, das einzige Kind eines bemittelten Mannes, von diesem werde namhaft unterstützt werden. Sein Vater, den des Sohnes wachsende Bedeutenheit berauschte, gab seine Einwilligung und Otto schwelgte in den bestrickenden Träumereien eines Weltumseglers.

Klärchen war über die Nachricht von der Seefahrt Otto's und von der voraussichtlich langen Dauer der Forschungsreise sehr betroffen, doch sie zweifelte nicht, daß er, vor einer Trennung, die ein Weltmeer zwischen sie beide breiten wird und die bis auf ein endloses Jahr sich auszudehnen droht,

Digitized by Google

gewiß zu ihr eilen werde um sie zu sehen, um die Besorgnisse verscheuchen zu helfen, die sie peinigten, um sie hinter den Schreckensbildern der sturmbewegten Wogen, der geschwungenen Tomahawks und der Gefahren der Wildniß, eine lichtvolle Zukunft, ein Leben voll Ruhe, ein Glück im gegenseitigen Genügen sehen zu lassen. Würde Otto jemals seine Blicke von der nebelgrauen Ferne, hinter der die Grenzmarken seiner Sehnsucht lagen, zurückzulenken und sie in die Gedankenwelt Klärchens zu versenken verstanden haben, würde er wahrhaft ein Herz und ein Sinn mit ihr gewesen sein, er wäre gekommen, er hätte kommen müssen; sie lehnte jetzt an seiner Brust, um die Thränen der Trennungsqualen auszuweinen.

Er kam nicht. In einem Briefe, der in der Sprache des ehrlichen Mannes, die Wärme eines wahren Gefühles nicht verkennen ließ, mühte er sich die Verlassene zu überzeugen, daß eine Begegnung vor dem Scheiden dieses nur erschwere, den Schmerz steigere, daß die wenigen Monde schnell entfliehen, die Wonnen des Wiedersehens aber um so beglückender sein werden. Zu den Vortheilen, die ihm diese ehrenvolle Entsendung bringen müssen, zähle er auch den einen, als den größten, daß ihm Gelegenheit geboten werde, sich Verdienste zu sammeln, die das Vaterland, dem er sodann seine Kräfte in einem stillen Wirkungskreise zu widmen beabsichtige, nicht unbelohnt lassen könne. Auch über das Meer werden seine Liebesgrüße den Weg zu ihr finden und sie werde viel zu thun bekommen, wenn sie alle seine Briefe pünktlich beantworten wolle.

Die Tagespresse brachte fast gleichzeitig die Nachricht, daß die Reisegesellschaft die Hauptstadt verlassen und den Weg über Hamburg nach Amerika angetreten habe.

Klärchen litt unsäglich, doch sie fügte sich in das Unvermeidliche still ergeben, hoffnungsmuthig. Sie glaubte an ihn, der die Achtung der Besten genoß und dessen Liebe sie mit Stolz erfüllte; sie bezweifelte es nicht, daß er seine Handlungsweise für das einzig Richtige erkenne, so sehr es auch ihrer Empfindungsweise widerstrebte.

Die öffentlichen Blätter verfolgten Otto's Weg; er vervollständigte diese Mittheilungen durch Briefe, die zu fesseln und zu beruhigen wußten. Klärchen las sie immer wieder und wußte genau, wo sie sich ihren Freund zu denken habe. Schon war er glücklich gelandet und auf den Schienenwegen flog er dem Inneren von Illinois zu und näherte sich dem Felsengebiete von Oregon. Die Briefe brachten immer gedrängtere Nachrichten von den ungewöhnlichen Erlebnissen der Reisenden, immer lebhaftere Schilderungen von Land und Leuten und einige dieser Briefe waren auch von Sendungen begleitet, von seltsamen Dingen, wie solche die Anfänge der Cultur kennzeichnen und doch durch die Reize der Ursprünglichkeit und des Ungewöhn-

Digitized by Google

lichen für sich zu gewinnen vermögen und wieder andere als Gegensätze, Erzeugnisse der modernsten Leistungen des Scharfsinnes und der Ausdauer. Alle diese absonderlichen Dinge steigerten Klärchens Meinung von der Wichtigkeit der Aufgabe ihres Freundes und erhöhten ihre Theilnahme an den Erfolgen der Entsendung. Die Reisenden machten aber geringe Fortschritte zur Erreichung ihres eigentlichsten Zweckes und dachten daran ihren Plan aufzugeben.

Nach Otto's Andeutungen konnte Klärchen schon den Zeitpunkt annähernd bezeichnen, der ihr den Flüchtling wieder bringen sollte. Da flog, wie ein Rabe, eine Todesnachricht durch das Land und eine Flucht von bösen Sagen stürzte ihr nach. Otto's Vater war plötzlich gestorben. Längst auch wollte man bemerkt haben, daß er bei seinen Ausgaben nicht Maß zu halten wisse; eine mißglückte Unternehmung in letzterer Zeit führte den gänzlichen Verlust seines Vermögens herbei.

Klärchen vernahm diese Schreckensbotschaft, die sie heftig erschütterte, ohne noch zu ahnen, welchen Rückschlag diese auf das Geschick Otto's üben könne. Sie dachte nur an seinen Schmerz, sie sah durch ihre thränenfeuchten Augen nur den tiefgebeugten Sohn, der den Tod seines Vaters beklagt. Was ihr liebevolles Herz an Trost aufzubieten vermochte, legte sie in dem nächsten Briefe an Otto nieder. Mit diesem gelangte aber noch ein anderer an ihn, ein Brief seines gerichtlichen Vertreters, der vor ihm das grauenvolle Bild der Verarmung entrollte und seine sogleiche Rückkehr nach Europa nicht für nöthig erachtete.

Otto war noch viel zu jung und unerfahren, als daß er nach diesem meuchlerischen Schicksalsschlage sich zu fassen, sein künftiges Leben sich zurechtzulegen vermocht haben würde und daß nicht ein unbesonnener Schritt von ihm zu besorgen gewesen wäre. Seine Genossen umstanden ihn jedoch beim ersten Aufschrei seines Jammers und ließen es an Zuspruch und Ermuthigung nicht fehlen. Nachdem der heftigste Schmerz ausgetobt hatte, wurde er aufgefordert, an einer Forschungsreise zwischen dem großen Salzsee und der Quelle der Columbia sich zu betheiligen. Das Bemühen, Beschwerden und Entbehrungen zu überwinden, die Pflicht, aus der Summe wechselnder Anschauungen Nutzen zu ziehen, nöthigten ihn, den Trübsinn mit der wachsamsten Aufmerksamkeit, die Trauer mit der regsten Thatkraft zu vertauschen; eine ernstere Auffassung des Lebens trat an die Stelle der kurzweiligen Abenteuerlichkeit. Doch auch die letzten Reiseziele waren erreicht, die Gesellschaft löste sich vollends auf und an Otto trat die Frage heran, unter welches Dach und an welchen Tisch er in nächster Zukunft werde treten können.

Sein Aufenthalt in Amerika fiel in die Zeit der Gründung mehrerer Städte, die jetzt zu den größten gehören. Chicago, vor fünfzig Jahren noch

Digitized by Google

ein Indianerdorf, wurde schon damals als einer der geeignetsten und wichtigsten Punkte für den Verkehr erkannt. Lange Straßen von Palästen, wie sie nur eine Großstadt aufzuweisen hat, wuchsen mit angestaunter Schnelligkeit aus dem Boden, der noch fortan wie von einem Termitenschwarme durchwühlt und gehoben wurde. Dort fand Otto Beschäftigung, nicht die eines Gelehrten würdige, vielmehr eine solche, wie sie einem handfesten Manne zugemuthet zu werden pflegt. Nun sah er sich Jenen beigesellt, die täglich säen und täglich ernten, denen bald der Tisch gedeckt ist und die ihre Miethverträge nicht über die Dauer einer Woche abzuschließen pflegen. Doch wenn er die Hände wacker regte, dann merkte man es ihm bald an, daß der Kopf auch etwas davon wußte, und daß dieser Mann, um eine Stufe höher gestellt, mehr und Besseres zu wirken vermöge. Und so hob er sich allgemach aus den Gruben auf das Parket und weiter in das Hochgeschoß und er konnte sich wieder den Gentlemen anreihen, freilich nur noch denjenigen, deren Rente gerade so weit ausreicht, um den einen Mann anständig leben zu machen.

Den Briefwechsel mit Klärchen unterhielt er die ganze Zeit über, doch betrübte er sie nicht durch Schilderungen seines Lebens während der Zeit seiner Erniedrigung. Jetzt erst faßte er wieder Muth, von Hoffnung und Zukunft mit ihr zu reden. In jedem Briefe brach die Sehnsucht nach bleibender Vereinigung mit ihr immer unverkennbarer hervor; sie wurde von Klärchen eben so rückhaltslos erwidert. Er ließ sie nun auch wissen, welche Stellung er errungen habe, welches Einkommen ihm diese biete und wie er seine Lage zu verbessern gedenke. Einer allgemeinen Bemerkung, daß in seiner neuen Heimat Jedermann auf seine eigene Kraft und deren Verwerthung angewiesen sei, ließ er unabsichtlich die Aufzählung einiger Kenntnisse und Fertigkeiten folgen, die dort noch nicht häufig vertreten sind und deren Träger zu den gesuchten gehören. Er erwähnte auch einer Sängerin, die von den begeisterungsfähigen Bewohnern Chicago's und der übrigen Colonien vom Michigan-See geradezu vergöttert wurde und die sich Reichthümer gesammelt habe, was sie mehr der siegesbewußten Kraft ihres Organes, als einer tadellosen Wiedergabe des richtig erfaßten Tonstückes zu verdanken hatte. Als er an ihre Stelle sich die gewinnende jungfräuliche Erscheinung Klärchens gedacht habe, mit dem reinen Flötentone ihrer seelenvollen Stimme und mit dem verständnißinnigen Vortrage, da sei es ihm unmöglich gewesen, einzustimmen in den allgemeinen Beifall und allerorten habe es ihn umklungen:

„Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heide."

Jede Zeile in Otto's Briefen war für Klärchen eine unerschöpfliche Quelle des Nachgenusses und der Erwägung; diesmal aber leuchtete es ihr,

Digitized by Google

wie eine Eingebung, wie eine Verheißung aus seinen Worten entgegen. Sie las sie noch einmal und ihr Entschluß war gefaßt, er stand felsenfest. „Auf Flügeln des Gesanges, Herzliebster, trage mich fort!" — so jauchzte sie auf aus voller Brust, daß die Scheiben des Stubenfensters erdröhnten und Mutter und Geschwister verwundert darein schauten.

Die ganze Zeit über hatte Klärchen für den Gesang weniger Vorliebe gezeigt und hätte der wackere Lehrer die bedungene Stundenzahl nicht pünktlich eingehalten, seine Schülerin würde wohl kaum aus eigenem Antriebe sich an das Klavier gesetzt haben. Es ist ein Irrthum, den wir den Dichtern gern verzeihen, wenn sie die Nachtigall ihren Liebesschmerz in Liedern ausströmen lassen; die Werbung ist's, die Huldigung, die Liebeslust, die sie herausschmettert; der Kummer und der Schmerz singen keine Lieder; wie konnte man sie von Klärchen fordern! Die besorgte Mutter sah in dieser musikalischen Windstille einen Sturm der Seele ihres Kindes nahen. Doch plötzlich wiederhallte das Haus vom hellsten Gesange und der alte Maestro konnte nicht genug Solfeggien und Bravour-Arien aufbringen, um der Lernbegierde seiner Schülerin zu genügen. Er warnte wiederholt vor dem Uebermaße der Anstrengung und verschwieg es nicht, als er wahrzunehmen glaubte, daß die sonst so weichen und sanften Töne bei ihrer Steigerung scharf ausklangen. Sie aber steuerte achtlos auf das eine Ziel los, ihre Kraft und Virtuosität zu steigern und Niemand vermochte sie zu überzeugen, daß ihr irgend eine Gefahr drohe. Endlich empfahl der Lehrer den Unterricht für einige Zeit einzustellen, weil Klärchen sichtlich angegriffen sei.

Geduldig ließ sie das Verbot über sich ergehen, doch litt sie unter dieser Entsagung mehr als ihre Umgebung vermuthete, mehr als selbst das feinfühligste Herz einer Mutter zu ahnen vermochte. Sie zog sich öfter als sonst in die Einsamkeit zurück.

Der Vater erwartete von Spaziergängen zu den Föhren des G'schreiwaldes einen günstigen Einfluß auf die Gesundheit seines Kindes. Klärchen machte täglich, meist nach dem Mittagmahle diesen Gang in Begleitung einer ihrer jüngeren Schwestern und zog den kräftigen Harzduft, der mit den Sonnenstäubchen wie ein Weihrauchopfer zwischen den Tempelsäulen des Waldes sich emporhob, begierig ein.

Als sie eines Tages dem betäubenden Tosen der Felsenschleuse näher kam und sich zur Umkehr wandte, blieb sie plötzlich stehen, lächelte vor sich hin, als würde ihr etwas zugeflüstert, kehrte wieder um und schritt stromaufwärts. Sie wollte hier unbelauscht, denn von ihrer Schwester war kein Verrath zu besorgen, die ganze Kraft ihrer Stimme erproben. Singen ja Nachtigallen ihre besten Lieder dem rauschenden Wasserfalle vor und haben doch auch die größten Redner der Vorzeit die Vernehmbarkeit ihrer

Digitized by Google

Worte in der Nähe von Katarakten geprüft. Sie ließ die Blicke noch einmal in die Runde gehen, athmete dann tief auf und schwellte einen Ton bis an die Grenze der möglichsten Anstrengung. Sie hörte sich kaum. Bei einem wiederholten Versuche fand sie den Ton voller. Mit steigender Befriedigung trillerte sie immer heftiger, immer toller den kalten, rauhen Felsenwänden die lieblichste Coloratur entgegen. Jetzt glaubte sie sich genau gehört, das infernalische Schrillen des Wasserschwalles übertönt zu haben. Ihre Augen leuchteten fieberhaft, ihre Pulse flogen, der Busen wogte — „O Hüon, mein Gatte, die Rettung, sie naht —" kreischte sie noch mit der Gewalt der Leidenschaft, dann taumelte sie zurück und sank bewußtlos nieder auf den blauen Sternenpfühl der Myosotisblüthen.

Vom Walde her eilte ihre Schwester athemlos herbei und fand Klärchen in den Armen eines Mannes von abschreckendem Aeußeren. Blut entströmte ihren Lippen. Der Zigeuner, denn ein solcher war der unheimliche Beistand, hatte im hohen Grase liegend, das Mädchen bis zu ihrem Zusammenbrechen beobachtet. Er lehnte sie nun an einen mosigen Stein, brachte Wasser in seinem Hute herbei und wusch die Ohnmächtige. Die jammernde Schwester trug ihm, meist durch Geberden, die Bitte vor, die Kranke nach Hause zu bringen. Der athletische Mann hob die Regungslose auf seine Arme und schritt mit ihr dem Markte zu.

Das alte Schöppenhaus widerhallte von Wehklagen. Freunde und Aerzte drängten rathlos ein und aus. Ein mildes, treues Herz, ein liebevolles ohne Gleichen, hatte den letzten Schlag gethan. Es gibt Seelen, die Blumen beleben, auserseh'n zu blühen, zu duften und die Stelle zu verherrlichen, an welche sie gebannt sind. Andere wieder werden ausgesandt, den Sturmvogel zu beschwingen, seinen Blick zu schärfen, ihn ruhelos über Land und Meer zu jagen. Von einer solchen Triebkraft war Otto beherrscht; in Klärchen gelangte eine Blumenseele zur Verklärung.

Der Zigeuner saß noch immer im Hausflur. Er ordnete seine Kleidung, wischte an den Blutspuren und rang seinen nassen Hut aus, von welchem schwere Tropfen auf die weißgescheuerten Dielen niederfielen und röthliche Flecke wie Rosenblättchen zurückließen. Man hatte ihn vergessen; Niemand reichte ihm ein Geldstück, Niemand brachte ihm eine Erquickung. Da mußte wohl der kluge Mann selbst an sich denken. Er ließ die scharfen Blicke rasch im Kreise gehen und gewahrte nichts Anderes, was ihm brauchbar schien, als einige Schwingen mit ungebacknen Broten. „Nun, ein Stückchen Brot wird man mir doch gönnen," murmelte er lachend. Er faßte kühn zu und verließ, mit seiner Beute beladen, ungesehen und unaufgehalten das Haus.

In schweigender Nacht, als das Lämpchen aus Klärchens Rosengarten schon zu Füßen der Todten flackerte und das Metallkreuzchen auf ihrem

Digitized by Google

ausgerungenen Herzen ruhte, röthete eine verglimmende Kohlenglut das Innere der alten Galgenesse, ein süßer Brodem von frisch gebackenem Brote durchzog das Gemäuer und die eng zusammengedrängte Zigeunerbrut gierte den Leckerbissen entgegen.

4.

Zehn Jahre später, im Frühlingsmonde der Freiheit, die ihre Streiter auch jenseits der Meere warb und die Söhne des Vaterlandes zurückrief zu ihren Fahnen, verließ ein Reisender, ein Mann in der Vollkraft der Jahre, doch mit dem Ausdrucke der Uebermüdung in seinen Zügen, den Wagen in der Nähe des Ortes Neufurt. Er befahl dem Diener ihn zu erwarten und schritt gesenkten Hauptes auf das Häuschen des Todtengräbers zu. Otto war es, der mit bewegter Stimme nach Klärchens Ruhestätte frug. „Sie hat vor einigen Tagen ihrer Mutter Platz machen müssen," war die Antwort. „Ihr sollt aber doch etwas von ihr zu sehen bekommen."

Otto folgte dem Manne in den Knochenthurm. Da stand auf dem Vorzugsplatze ein Todtenkopf in ein Tuch gebunden, in dasselbe Tuch, welches Otto einst über die, damals noch ungewürdigten schönen, großen Augen Klärchens gefaltet hatte. Ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust. Weit hinter ihm lag die Irrfahrt und das Liebesglück. Er konnte nicht wie Freiligrath ausrufen:

„Sanft und friedlich ruht dein Hügel —
Laß mich! Vor mir liegt die Welt!"

Digitized by Google

Gedichte

von

Moriz Rappaport.*

Des Blinden Stillleben.

Der Blinde steht in seiner Nacht
Im wohlbekannten Thal,
Der letzte Blick der Sonne lacht
Im heitern Abendstrahl.

Und wie es duftend grünt und blüht
In friedlich milder Ruh'
Da drückt das leere Augenlid
Der Blinde fester zu.

Als möcht' er bergen all die Glut
Tiefinnen, unbelauscht,
Wie einst da noch des Lichtes Flut
Hellschimmernd ihn umrauscht.

Umgaukelt von dem schönsten Traum
Folgt er der Stunden Lauf,
Da flammt in seiner Seele Raum
Der hellste Morgen auf! —

Er sieht ein Dorf so still und rein,
Umkränzt von grünen Höh'n,
Und eine Hütte schmuck und klein
Sieht er im Dorfe steh'n.

Und eine Stimme süß und bang
Tönt wonnig in sein Ohr,
Es ist der Mutter Seelenklang,
Die er so früh verlor.

Er eilt zum schmalen Blumenpfad,
Der führt zur Wiese hin,
Auf dem er liebend oft genaht
Der schönsten Schäferin.

Er sieht das Kirchlein glänzend weiß
Von Friedenshauch umweht,
Wo er zum lieben Gott so heiß
Voll Andacht oft gefleht.

* Es ist zum ersten Male, daß der Dichter, dessen Name über diesen Zeilen steht, in diesem Buche erscheint. Schmerzlich ist es uns zu sagen, daß die nachfolgende poetische Spende des Dichters zugleich ein Vermächtniß ist. Wenige Tage vor seinem plötzlichen Tode übergab er seinem Jugendfreunde Ludwig August Frankl diese und noch andere Gedichte mit den Worten: „Ich möchte unter den Poeten der „Dioskuren" erscheinen." Wir kommen, wehmüthig gestimmt, diesem Wunsche des in Wien am 28. Mai 1880 Hingeschiedenen, des vorragendsten deutsch-polnischen Dichters nach, und fassen für die Leser in lapidarer Kürze seine biographische Skizze zusammen:

Moriz Rappaport war der einzige Sohn seiner Eltern. Zu Lemberg am 9. Februar 1808 geboren, besuchte er daselbst die ersten Schulen, dann das Gymnasium bei den Schotten, die philosophischen und medicinischen Studien in Wien. Bei den letzteren waren Lenau, Frankl seine Collegen. Im Jahre 1833 zum Doctor promovirt, begab er sich zurück in seine Geburtsstadt und zählte bald zu den gesuchtesten Aerzten seiner Vaterstadt. Er wurde daselbst schon nach wenigen Jahren zum Primararzt und Director des israelitischen Spitals ernannt. Neben dieser praktischen Thätigkeit widmete er seine Mußestunden poetischen Arbeiten. Seine „Canzonen auf Goethe's Tod" (Wien 1832) wendeten rasch die Aufmerksamkeit dem jungen Poeten zu. Größere Epen folgten: „Mose," das satyrische Gedicht „Bajazzo", „Ebräische Gesänge," „Das hohe Lied," eine Uebersetzung der „Psalmen" in gereimten Versen (noch ungedruckt). Parallel mit dieser meist einer religiös-nationalen Richtung angehörenden Poesien, veröffentlichte Rappaport eine lange Reihe von lyrischen Gedichten, die er unter dem Pseudonym Max Reinau in den von ihm gegründeten „Leseblätter," die er als Beilage der officiellen „Lemberger Zeitung" vom Jahre 1840 bis 1848 herausgab, und bestimmt waren, deutsche Culturideen im slavischen Lande zu verbreiten. Von der Poesie seiner zeitgenössischen polnischen Dichter war er nichts destoweniger begeistert; zahlreiche Gedichte von ihnen brachte er durch treffliche Ueber-

Digitized by Google

Und in dem Kirchlein glanzerfüllt,
Der Altar reichgeziert,
Als er die Liebste treu und mild
Als Hausfrau heimgeführt.

Er sieht die Gäste schon geschmückt,
Der Zecher frohe Schaar,
Als ihm sein holdes Weib beglückt
Ein süßes Kind gebar.

Und ferne nicht, gar ferne nicht
Zweihundert Schritte kaum,
Da ist ein Plätzchen frei und licht,
Es ist des Kirchhofs Raum.

Die Leben ihm und Wonne gab,
Die Mutter ruhet da;
Ein zweites Grab, ein drittes Grab,
Sie sind dem ersten nah.

Hier liegt verwahrt sein Hab und Gut
Sein Weib, sein einzig Kind,
Da brach sein Herz, da sank sein Muth,
Da ward sein Auge blind!

Nun kann er nicht auf seinem Stab,
Wie sonst zum Friedhof geh'n,
Wie bitter! selbst der Lieben Grab,
Ach nimmermehr zu seh'n!

Der Abend weht mit kühlem Hauch,
Ein ferner Sturm erwacht,
Dem Blinden wird's tiefinnen auch
Gar dunkle, finst're Nacht! —

Ein altes Blatt.

Hab' ein Blättchen vollgeschrieben
Einst im frischen Jugenddrang,
Doch das Blatt ist liegen blieben
Viele, viele Jahre lang.

Als ich jüngsthin, leicht, gemessen,
Suchte, prüfte allerhand,
Fiel das Blatt auch, fast vergessen,
Abermal mir in die Hand.

Und ich las es mit Verlangen,
Wie ein altes Pergament,
Gott! wie muß das Herz erbangen,
Wenn man selbst sich nicht erkennt?

Wenn erbrochen ist das Siegel,
Das die alte Zeit verhüllt,
Und in dem vergilbten Spiegel
Anschaut uns ein fremdes Bild.

Zwiespalt stürmet im Gemüthe,
Gegenwart, Vergangenheit,
Dort des Lenzes frische Blüte,
Hier schon kalte Winterzeit.

setzungen dem deutschen Volke entgegen. Als Friedrich Hebbel in einem Gedichte an den Kaiser Wilhelm die Slaven „struppige Kariatidenhäupter" und „Bedientenvölker" nannte, schleuderte Rappaport, für die Polen Partei ergreifend, ihm ein gepanzertes Zornlied entgegen. So vertrat er drei nationale Richtungen, von denen jedoch die seines Stammes überwog. Als am 9. Februar 1878 sein siebenzigster Geburtstag herannahte, wurde der gefeierte Arzt und Dichter, der allverehrte Mensch von allen Gesellschaftskreisen begrüßt, mit Blumen, Kränzen und Liedern ausgezeichnet. Nun aber fing der Horizont des bis dahin Glücklichen sich zu verdunkeln an, und das im wörtlichen Sinne des Wortes. Seine Sehkraft wurde derart schwach, daß er die ärztliche Praxis aufgeben mußte. Er begab sich nach Wien, wo ihm ein trefflicher Sohn und eine Tochter, aus einer glücklichsten Ehe mit einer Polin, und begabte Enkel leben, um ärztliche Hilfe zu suchen. Es erreichte ihn das traurige Schicksal zweier deutscher Dichter Genossen: Gottlieb Konrad Pfeffel's und Justinus Kerner's. Er erblindete. Die vulkanische Natur, die dem feurigen Dichter eigen war, ertrug dieses traurige Geschick nur schwer, bis er nach fast zwei in Blindheit verlebten Jahren, am 28. Mai 1880, plötzlich durch einen Herzschlag endete. Die Poesie erwies sich ihm, wenn auch seltener, als Trösterin in seiner trostlosen Nacht. Seine letzten Gedichte: „Vierzehn Sonette" zum siebenzigsten Geburtstage seines Jugendfreundes Ludwig August Frankl sind die letzten und tiefst empfundenen, in schöne Form gegossenen Lieder, die schönsten, die er, der zweiundsiebenzigjährige noch immer jugendlich glühende Greis, niederschrieb; sie sind rasch in zwei Auflagen vergriffen worden. Der letzte Vers dieser Lieder lautet:

„Dich grüßt der Freund vielleicht zum letzten Mal."
Und so war es auch!

Digitized by Google

Ueberſetzungen aus dem Polniſchen.

Zwei Leichen.

(Nach B. Zaleski.)

Sie liebten ſich ſo treu
Und mußten ſcheiden,
Da kam der Tod herbei,
Zu beiden — beiden!

Er kam am ſelben Tag
Zur Jungfrau in den Saal,
Zum Feld, wo der Koſak
Verſchmachtet in dem Thal.

Die Jungfrau ruhet weich
Auf Dunen hingeſtreckt,
Der Krieger matt und bleich,
Vom Mantel kaum bedeckt.

Hier auf der Jungfrau Tiſch
Getränke auserwählt;
Selbſt Waſſer kühl und friſch
Dem kranken Krieger fehlt.

Jedoch des Fiebers Qual
Verzehrt ſie beide gleich,
Den Krieger in dem Thal
Die Maid auf Kiſſen weich.

Dann kommt der Tod herbei
Am ſelben, ſelben Tag
Und macht ſie beide frei,
Die Jungfrau — den Koſak.

Laut jammert an der Gruft
Der Jungfrau Elternpaar,
Laut kreiſcht in freier Luft
Um den Koſak — ein Aar.

Der Jungfrau Grabgang weiht
Der Kirchenglocken Klang,
Des Kriegers Einſamkeit
Durchheulen Wölfe bang.

Das Grab der Jungfrau ſchmückt
Ein edler Marmorſtein,
Im Thal der Krieger liegt,
Hier bleichet ſein Gebein.

Verwelktes Blatt.

(Nach Adam Asnyk.)

Ich lag im weichen Moſe
Von Liebesgram ſo matt,
Und einer weißen Roſe
Entriß ich raſch ein Blatt.

Was lang ich ſtill getragen,
Was nie verrieth mein Mund,
Das gab ich ohne Zagen
Dem duft'gen Blatte kund.

Mein ſchmerzerfülltes Leben,
Der Hoffnung kühnen Lauf,
Sogar der Träume Weben
Schrieb auf dem Blatt' ich auf.

Was ich geſchrieben hatte,
War nur verſtändlich ihr,
Auf gleichem Roſenblatte
Erbat ich Antwort mir.

Doch erſt noch wollt' ich ſehen,
Was meine Kraft erfriſcht;
O Gott! was iſt geſchehen?
Die Schrift war ganz verwiſcht.

Vom langen Gram erſchüttert
Schlug bang mein Herz und matt,
Das Blatt war welk verwittert,
Das erſt ſo friſch und glatt. —

Digitized by Google

Frage an die Nachtigall.

(Nach Teofil Lenartowicz.)

„Filomele hold und klein!
Sag' was ſingſt Du in dem Hain?
Quillt in trauter Abendſtunde
Süß ein Lied Dir aus dem Munde?

Willſt Du ſingend offenbaren
Was erlebt Du, und erfahren,
Dein Geheimniß in dem Wald,
Welcher Baum Dein Aufenthalt?

Wo Du weilſt im Sonnenſchimmer,
Blendet Dich ihr heller Flimmer,
Wenn Du in der blum'gen Au
Badeſt in dem Morgenthau?

Willſt im Lied Du uns verkünden
Wie die Sternlein ſich entzünden?
Von der Fluthen Silberglanz
Bei der Sterne Strahlentanz?"

„„Holdes Mädchen! nun ſo höre!
Schwimmt im Auge Dir die Zähre,
Tief von Sehnſuchtsgluth durchglüht,
Gleichen Inhalt hat mein Lied!

Bleicht der Purpur Deiner Wangen,
Hält Dich Unmuth ſchwer umfangen,
Welken Dir die Blumen ſchnell,
Das iſt meiner Liebe Quell!""

Digitized by Google

Königin Herzleid.

Von

Marie von Najmájer.

Von den Seelenmächten allen,
Die mit uns das Sein durchwallen,
Hehre mit dem Schleier, Du,
Fiel die Herrschaft Dir denn zu?

Kannst nur Du zu höchst Dich schwingen,
Du nur in die Tiefen dringen,
Daß allein sich ganz versteh'n,
Jene, die Dein Antlitz seh'n?

Ach! warum muß Dir vor Allen
Unschuld gleich der Schuld verfallen?
Grausam drückt Dein Herrscherstab
Sie in gleiches Weh hinab.

Du bist uns im tiefsten Frieden
Wie im Lebenssturm beschieden;
Ob vor Dir ein stolzes Haupt
Noch so sehr gefeit sich glaubt,

Ob die kindlich heit're Seele
Reinsten Freuden sich vermäle —
Weh! Dein dunkler Fittig rauscht,
Schmerzen sind für Lust getauscht.

Ach! warum durch alle Zeiten
Muß sich Deine Herrschaft breiten,
Grausam trübend, was da klar,
Unerbittlich, immerdar?

„Menschenkind! wie Licht und Schatten
„Sich in Deinem Dasein gatten,
„Folg' ich Deiner Freuden Spur,
„Grausam nicht: ich schein' es nur.

„Siehe das Geschlecht der Kalten
„Frei von mir ihr Los gestalten,
„Siehe, wie des Leichtsinn's Geist
„Sieghaft meinen Flor zerreißt!

„Einzig die Empfindungsreichen
„Müssen meiner Herrschaft weichen;
„Den nur hüllt mein Trauerflor,
„Der ihn selbst heraufbeschwor.

„Frag' ihn, der sich durch sein Leben
„Meiner Macht anheimgegeben,
„Ob ihm nicht am höchsten werth
„Was ihm jetzt das Herz beschwert?

„Hätt' er lieber nie empfunden,
„Nie mit Theurem sich verbunden,
„Nie um inn'res Glück gewußt,
„Da er's doch verlieren mußt'?

„Nimmer! Das erlebt zu haben,
„Glich es nicht den Göttergaben?
„Ja, ist nicht das Leid ihm lieb,
„Das allein zurück ihm blieb?

„Menschenkind! wenn Du mein Walten
„Immer willst Dir ferne halten,
„Schwebe, rolle durch das Sein,
„Wie der Schatten, wie der Stein.

„Willst Du Hohes, Tiefes schauen,
„An dem Dasein liebend bauen,
„Willst Du fühlen, daß Du bist —
„Wirst Du mein in kurzer Frist!"

Digitized by Google

Erinnerungsblätter.

Mitgetheilt von

Hermine C. Proschko.

Die unscheinbarsten Begebenheiten gewinnen an Bedeutung, wenn damit der Lebenskreis einer Persönlichkeit berührt wird, deren Name in der Oeffentlichkeit, insbesondere in der gebildeten Welt, allgemeine und verdiente Achtung genießt.

Einige solch' kleine Begebenheiten will ich erzählen und hoffe auch damit das Interesse der Leser zu gewinnen, denn sie beziehen sich eben auf das heitere Stillleben eines Mannes, welcher als Mensch wie als Dichter vollsten Anspruch auf Hochachtung von Seite der Mit- und Nachwelt hat.

An einem wunderbar schönen Herbsttage, anfangs der Sechzigerjahre war es, als ich, damals noch ein kleines Mädchen, mit meinen Angehörigen, einigen lieben Bekannten und Gespielinen einen Spaziergang nach Schloß Hagen in der lieblichen Umgegend meiner Vaterstadt Linz machte.

Das mehrere Jahrhunderte alte Schloß, welches nach seinen ersten Besitzern den Namen Hagen trägt, liegt am Wege zum Pöstlingberge und ist der beliebteste Ruhepunkt für die Besteiger dieses Berges, denn von hier aus genießt man eine reizende Aussicht auf blumige Fluren, goldige Felder und tiefgrüne Wälder, welche das freundliche Linz umkränzen, und auf den blauen Donaustrom, der es wie ein schimmerndes Band, aus Türkisen und Brillanten gebildet, durchschlängelt.

In der heitersten Stimmung erreichten wir unser Ziel. Auf der Anhöhe angekommen, ergötzten wir uns zuerst an dem lieblichen Rundgemälde, der heiteren Herbstlandschaft; dann aber wurden Erfrischungen eingenommen und während sich hierauf die Erwachsenen mit heiteren Gesprächen unterhielten, stürmten wir Kinder hinaus auf die lachende Flur.

Digitized by Google

Als wir ein halbes Stündchen später, mit Feld- und Wiesenblumen beladen, in den luftigen Gastgarten zurückkehrten, fanden wir unsere Gesellschaft durch einen neuen Gast vermehrt. Es war ein kraftvoll gebauter Mann in vorgerückten Jahren mit einem freundlichen, vollen, jedoch blassen Gesichte, dessen Züge Geistesreichthum und Herzensgüte verriethen, sowie sich überhaupt in seinem ganzen Wesen ein freundliches Entgegenkommen für Jedermann kennzeichnete.

Ich hatte diesen Mann, welcher sich eben mit meinem Vater, Dr. Isidor Proschko, in herzlichster Weise unterhielt, sogleich erkannt, denn er war es ja, der mir bei der letzten Jahresprüfung, einer meiner ersten Schulprüfungen, die ich zu jener Zeit noch zu bestehen hatte, ein Ehrenzeichen, ein schönes Bild, welches ich nebst einem Prämiumbuche erhielt, in die Hand legte — der in Linz hochgeachtete Schulrath und in ganz Deutschland viel genannte Dichter der „Studien" Adalbert Stifter war es, welchen mein Vater, wie in dessen in Wurzbach's biographischem Lexikon enthaltener Biographie ausdrücklich bemerkt ist, zu seinen aufrichtigsten Freunden zählen durfte.

Ich eilte nun gleich auf ihn zu und küßte seine Hand, die so viel Schönes und Erhebendes niedergeschrieben hatte, welches ihm einen ruhmvollen Namen im Kreise der deutschen Dichterwelt erwarb.

Stifter, bekanntlich ein großer Kinderfreund, empfing die ankommende kleine Schaar mit der ihm eigenen Herzlichkeit und fragte uns sogleich, wie es uns hier gefalle, welche Frage von uns mit einem fröhlichen „Ausgezeichnet!" beantwortet wurde.

Darauf nahmen wir Kinder beim Tische Platz und sannen auf irgend ein Gesellschaftsspiel, welches uns die Zeit bis zu unserer Rückkehr nach der Stadt kürzen sollte. Wie sehr bedauerten wir, unser niedliches Marionettentheater nicht hier zu haben, auf welchem wir zu Hause täglich mehrere Vorstellungen gaben, zu denen wir uns die Stücke, so gut wir es verstanden, meist selbst verfaßten.

Da kam uns nun der Gedanke, auch jetzt eine kleine Komödie zu entwerfen. Der Vater mußte schnell Papier und Bleifeder zu Verfügung stellen und rasch ging es an's Werk.

Ich, die ich damals erst gut lesen und schreiben gelernt hatte, wollte hiezu die ersten Zeilen eines zierlichen Prologs liefern. Kaum gedacht, so stand auch schon eine Zeile am Papier; dieselbe lautete:

„Wie hell scheint heut' die Sonne."

War das nicht ein genialer Anfang, eine noch nie dagewesene Phrase? Dieser poëtische Ausruf dürfte vor mir noch nie benützt worden sein; überhaupt kommen „Sonne, Mond und Sterne" äußerst „selten" in Versen vor.

Digitized by Google

Ich erkannte aber auch den Werth meiner Dichtung, blickte ganz stolz darauf und wiederholte diese Zeile mehrmals mit lauter Stimme, so daß auch der Dichter der „Studien" auf meinen Vortrag aufmerksam wurde.

Stifter lächelte. „Nun, meine liebe Kleine," meinte er in seiner freundlichen Weise, „mußt Du auch einen Reim dazu finden. Was paßt wohl zu Sonne?"

„Nun Tonne, Nonne, Wonne," ertönte es im Kreise.

„Wonne," wiederholte ich, „Wonne ist das richtige Wort!" und sann nun auf einen passenden Satz nach. Bald hatte ich einen solchen gefunden. Ich schrieb ihn, von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, auf das Papier; er konnte freilich nicht als Prolog zu unserem in der Mache befindlichen „dramatischen Kunstproducte" dienen, denn er lautete:

„Wie hell scheint heut die Sonne,
Herr Stifter, welche Wonne,
Daß Sie hier bei uns sind."

Als der gemüthvolle Dichter diese von Kindeshand geschriebenen Worte las, schien er sich daran herzlich zu ergötzen; „Bravo!" rief er scherzend, „der Prolog ist da; jetzt geht nicht mehr viel ab, so ist das Stück fertig." Ueberhaupt riefen diese gutgemeinten Reime unter den Anwesenden Heiterkeit hervor und später wurde ich noch im Familien- und Freundekreise wiederholt an diese „poëtische Improvisation" erinnert. Es war diese kleine Scene wieder ein schönes Zeichen des edlen Gemüthes des genialen Dichters, daß er sich in unserm Kinderkreise so freundlich und liebevoll bewegte und mag zugleich als kleiner Beitrag zu seinem Lebensbilde dienen. —

Ein andermal trafen wir mit Stifter auf der hübschen, schattigen Linzer Promenade zusammen. Ein Theil unserer Familie hatte die Absicht, das Theater zu besuchen; es sollte eine Oper gegeben werden, welche, das ist mir nicht mehr erinnerlich.

Als nun Stifter, der auf der Promenade mit uns auf- und niederschritt, auf die bevorstehende Opernvorstellung zu sprechen kam, bemerkte er mit seinem köstlichen Humor, welch' eine Unnatürlichkeit doch eigentlich eine Oper sei; wie komisch es uns im wirklichen Leben vorkommen möchte, wenn wir Alles, was wir uns zu sagen haben, sängen, z. B. wenn ein Gläubiger seinem Schuldner begegnete; er müßte, meinte Stifter, von demselben ohne Zweifel in der stürmischen fis-moll-Tonart die rückständige Schuld fordern, worauf letzterer in seiner Verzweiflung offenbar in der düstern cis-moll-Tonart antworten würde. Außer diesem führte Stifter noch mehrere solche Beispiele an und sagte schließlich, immer heiterer werdend, wie ergötzlich es klingen möchte, wenn wir uns im Recitativ fragen würden: „Wie haben Sie geruht?" oder „Sind Sie bei Appetit," welch' letztere Frage Stifter in

Digitized by Google

Verse kleidete, indem er sagte: „O Vater, sage mir, bist Du bei Appetit — der Vater sieht ihn an: „Mein Söhnlein es geht mit," oder wenn der Lehrer in der Schule unter Gesang den Krauskopf des unfolgsamen Schülers bearbeiten würde . . . . Daß diese Bemerkungen in unserem Kreise die größte Heiterkeit hervorriefen, ist selbstverständlich und ich sehe noch im Geiste Stifter in seiner damaligen fröhlichen Stimmung vor mir stehen. Und als ich so aus voller Kehle mitlachte, fragte mich Stifter, welchen meine Heiterkeit weidlich zu ergötzen schien: „Nicht wahr, Kleine, das gefällt Dir?" Worauf ich schnell die Antwort singend gab: „O ja, Herr Schulrath, sehr, erzählen Sie uns noch mehr." Stifter lächelte: „Ei, Kleine, Du scheinst mich zu verstehen und wenn Du wirst größer werden, wirst Du vielleicht ebenso wie ich das rein Natürliche dem Gekünstelten vorziehen, denn ich muß gestehen," wandte er sich wieder zu meinem Vater, „daß mir der Triller der Lerche im Hochwalde weit besser gefällt, als das einstudirte Lied einer Sängerin auf der Bühne." — Diese Worte werden uns stets im Andenken verbleiben, sowie es mir mein ganzes Leben hindurch eine mich hocherfreuende und ehrende Erinnerung sein wird, als Kind mit diesem edlen und wahren Dichter Deutschlands in Berührung gewesen zu sein.

Ein anderes Impromptu des gefeierten Dichters erzählte uns vor nicht langer Zeit eine uns befreundete hochgebildete Dame, Frau v. F., welche das Vergnügen hatte, vor vielen Jahren mit Stifter in Kirchschlag in Oberösterreich (wo der Dichter gewöhnlich seinen Landaufenthalt zu nehmen pflegte) auf längere Zeit zusammenzutreffen.

Bekanntlich war Stifter in seinen Arbeiten äußerst kritisch und feilte lange an dem Manuscripte, ehe er es an seinen Verleger Heckenast in Pest absandte. Zuweilen ging diese kritische Feile seiner Arbeiten in wahrhaft ängstliche Sorgfalt über. So geschah es auch eines Tages, während seines Aufenthaltes in Bad Kirchschlag, daß Stifter an einem seiner größeren Werke arbeitete. Es handelte sich um ein Zweigespräch seiner dichterischen Gestalten; er konnte die Antwort einer derselben zu einer gestellten Frage nicht finden; erst klang sie ihm zu sentimental, dann wieder zu schroff. Endlich glaubte er den richtigen Ton gefunden zu haben und las die betreffende Stelle den versammelten Freunden im Gartenhause vor.

Alle fanden die Dichtung schön und edel, wie Alles, was Adalbert Stifter schrieb, er selbst aber schüttelte sein Haupt und legte das Blatt unmuthig bei Seite. „Nein, nein," sagte er halblaut vor sich hin, „das ist wieder nichts, das klingt zu parlamentarisch." Jetzt wandte sich Frau v. F. scherzend zu ihm: „Hören Sie meinen Rath," sagte sie, „machen Sie es wie ich, wenn ich etwas verloren habe und nicht finden kann und wie es mir unlängst mit einem Schlüssel erging."

Digitized by Google

Stifter blickte die Dame fragend an: „Nun was ist's mit der Schlüsselgeschichte?" meinte er wieder heiter werdend.

„Die Geschichte ist ganz einfach," erwiderte Frau v. F., „ich suchte erst an allen Ecken und Enden nach einem mir in Verlust gerathenen Schlüssel; ich durchsuchte wahrlich das ganze Haus, allein vergebens. Da wurde ich ungeduldig und kehrte zu meiner Arbeit zurück, ohne mehr auf den Schlüssel zu denken. Als ich nach einem Stündchen zufällig eine kleine Handarbeit auf meinem Nähtische bei Seite schob, lag der gesuchte Schlüssel vor mir da."

„Ach — ich verstehe," rief Stifter lächelnd, „ich soll wohl jetzt auch nicht länger nach dem Schlüssel suchen, vielleicht finde ich ihn nach einem Stündchen . . . "

Richtig, es war kaum das Stündchen vergangen, als Frau v. F. zufällig beim Fenster des Gartenhauses vorbeischritt und ihr Stifter, der sich vergnügt lächelnd über die Fensterbrüstung in den Garten hinausbeugte, zurief: „Gnädige Frau, ich habe ihn schon — den Schlüssel!"

Das poëtische Zweigespräch war nämlich vollendet und gilt als eine der schönsten Stellen in jenem Werke des geistvollen Dichters. —

Wie ich auf den Gedanken gerieth, diese kleinen Intermezzi hier aufzuzeichnen? Ich blätterte nämlich unlängst im Stammbuche meines Vaters, worin ich manches werthvolle Erinnerungsblatt von Freundeshand für ihn beschrieben und unter diesen auch zwei Stammblätter Adalbert Stifters fand, welche vom 13. Jänner 1860 datirt sind und lauten:

„Der Mensch sammelt so lange Erinnerungen, bis er selber eine Erinnerung wird."

„Wer nach ewigem Ruhme strebt, hat im Grunde eine sehr schwere Arbeit, da es nur zwei unvergängliche Orte gibt, in denen ein solcher Ruhm möglich ist, den Himmel und die Hölle."

Ich würde mit diesen Zeilen schließen, da ich aber im erwähnten Stammbuche noch andere Blätter fand, die mein Vater als ihm sehr werthvolle Andenken und Zeichen wahrer Freundschaft bewahrt, und deren Inhalt für jeden Vaterlandsfreund gewiß von Interesse ist, so will ich einige derselben hier anführen.

So schrieb unter Anderem der unvergeßliche Dichter der „Bifolien," dessen großes Herz ganz seinem Vaterlande Oesterreich gehörte und dessen Feder auch der Text unserer Volkshymne entstammt, Johann Gabriel Seidl, meinem Vater in sein Stammbuch:

„Ein Andrer schweb' im Adlerflug
Zum Himmel hoch und hehr,
Mir ist das stille Thal genug,
Ich wünsche mir nicht mehr."

Wien, 21. September 1863.

Digitized by Google

Von der Hand des gefeierten Balladendichters Dr. Johann Nepomuk Vogl fand ich das nachstehende gemüthreiche Trostwort:

„In alles Unvermeidliche
Gib Dich geduldig d'rein,
Sonst steigert in's Unleidliche
Sich Dir des Lebens Pein."

Juli 1853.

Der an den Ufern der Donau vielgenannte „Franz von Pisenham," der Volksdichter Oberösterreichs par excellence, Franz Stelzhamer, schrieb in das Stammbuch meines Vaters die folgenden, wahrhaft zum Herzen sprechenden Zeilen

„Á Löbn is á herligs
Wer á Herz hat, án erligs,
Án erligs, á ganz's,
Wer 's nöt hat, das is trauri,
Wer 's nöt kriegt, den bedaur' i
So wahr i haiß — Franz
Stelzhamer. Linz, 9. Jänner 1860.

Ein gemüthreicher Volksdichter Oesterreichs, Anton Freiherr von Klesheim, bereicherte das Album mit folgenden sinnigen Versen:

Wann Du im Leb'n Dir Freund' erwählst,
So schau Dich um nach ächte;
Denn 's gibt jetzt unter hundert Freund',
Wohl mehr als neunzig schlechte,
Wer immer sagt: „ich bin Dein Freund,"
Thuats nur, daß er was plauscht,
A stiller Bach is tiafer oft,
Als der, der gar so rauscht."

Wien, 20. December 1858.

Der lebensfrohe österreichische Anakreon, welcher noch als hochbejahrter Greis liebliche Dichtungen ins Volk sandte, Ignaz F. Castelli, legte meinem Vater, welchem er lange schon den Bruderkuß mit dem Wörtchen „Du" gegeben hatte, das nachstehende Blättchen in dessen Stammbuch:

„Viel große berühmte Männer,
Sie haben's nicht weit getrieben
Und sind meist in der Schule
Im Schreiben zurück geblieben.

Ich schreibe rein und verständlich,
Verwirre die Buchstaben nie,
Doch wär's mir lieber ich schriebe
So schlecht — und so gut wie sie.

Linz, 17. September 1858.

Digitized by Google

Castelli blieb bis zu seinem Lebensende mit meinem Vater im freundlichsten Verkehr und so kam es, daß mein Vater — so zu sagen — noch von dem bereits verstorbenen Dichter des „Lobes der Kleinen“ ein, von demselben verfaßtes Gedicht zugesandt erhielt! Der gute Castelli hatte nämlich wenige Tage vor seinem Ableben mit eigener Hand noch ein Gedicht zu seinem „zwei und achzigsten Geburtstage für seine Freunde“ zurechtgelegt, mit einem Kreuzbande versehen und auf dieses mit eigener Hand die Adresse meines damals in Linz domicilirenden Vaters geschrieben. Als derselbe im Postwege diese Sendung erhielt, lag zu seiner traurigen Ueberraschung der Partezettel seines Freundes Castelli bei. Der greise Poët war nämlich noch vor der Absendung dieses Kreuzbandes in das Jenseits geschieden und es war von Freundeshand nun sein letzter Wunsch erfüllt und das zur Absendung bereit gelegene Gedicht unter Beilegung des Partezettels nach Linz abgesendet worden. Noch befindet sich diese Sendung in dem sich fortwährend bereichernden Stammbuche meines Vaters, aus welchem ich mir die erwähnten Poesien für die Veröffentlichung erbat, weil ich eben in meiner Kindheit die Freude genoß, einige der genannten Dichter persönlich kennen zu lernen.

Digitized by Google

Repertorium.

Digitized by Google

Digitized by Google

Repertorium

der erschienenen zehn Jahrgänge (1872—1881) des vom Ersten allgemeinen Beamten-Vereine der österreichisch-ungarischen Monarchie herausgegebenen literarischen Jahrbuches „Die Dioskuren," enthaltend ein alphabetisches Register der durch Beiträge vertretenen Autoren mit Angabe des Titels von jedem einzelnen Beitrage, der Nummer und Seitenzahl des betreffenden Bandes.

Zur Beachtung.

1. Die Namen der Autoren sind in alphabetischer Reihenfolge ihres Zunamens in dem Repertorium eingetragen, und ist bei Doppelnamen der erste Name entscheidend. Autoren, welche einen besonderen Schriftstellernamen (ein „Pseudonym") führen, sind in dem Verzeichnisse sowohl unter dem angenommenen, als auch unter ihrem wahren Namen, falls letzterer der Redaction bekannt war, zu finden. Jene Beiträge, die unter einer Chiffre oder unter Beifügung von Buchstaben, also ohne Angabe eines Namens gewidmet wurden, deren Verfasser der Redaction entweder vollständig unbekannt blieben oder derselben wohl bekannt waren, jedoch in der Oeffentlichkeit nicht genannt sein wollten, sind in einer besonderen Zusammenstellung: „Anonyme Beiträge" verzeichnet.

2. Beiträge, welche Uebersetzungen enthalten, sind dadurch besonders ersichtlich gemacht, daß dem Namen des fremden Autors, oder, wenn der Autor nicht genannt ist dem Titel des bezüglichen Beitrages ein Sternchen (*) und die Bezeichnung der Sprache beigefügt ist. Der unter dem Namen des fremden Autors in Klammern gesetzte Name ist jener des übertragenden Schriftstellers. Der Name des letzteren, als eines selbstständigen Autors, ist jedoch auch im alphabetischen Register eingetragen, und bezeichnet dann der unter ihm mit einem Sternchen verzeichnete Name den von ihm übertragenen Autor. Letzterem ist zur Bequemlichkeit des Lesers in Klammern die Nummer und Seitenzahl des Jahrganges, in welchem der übertragene Beitrag enthalten ist, beigefügt.

Will man also z. B. wissen, welche Gedichte des ungarischen Dichters Alexander Petőfy in den zehn Bänden der Dioskuren in die deutsche Sprache, und von welchem Schriftsteller sie übertragen wurden, so wird man die gewünschte Auskunft bei dem Namen: „Petőfy, Alexander" finden, während wieder die Frage, von welchen fremden Autoren der Schriftsteller Ludwig Dóczy in die deutsche Sprache übertragene Beiträge den Dioskuren widmete, bei dem Namen: „Dóczy, Ludwig" beantwortet erscheint.

3. Das Repertorium bringt nach dem Vorstehenden den Namen eines jeden Autors, von welchem ein in den zehn Bänden der Dioskuren enthaltener Beitrag herrührt, bei Uebertragungen den Namen des fremden Autors und des übertragenden Schriftstellers — und zwar ohne Unterschied, ob der Autor direct mit der Redaction des Jahrbuches verkehrte, oder die Widmung des Beitrages (wie insbesondere bei den

Digitized by Google

Operaten Verstorbener oder bei fast sämmtlichen Uebersetzungen) durch einen anderen Schriftsteller erfolgte. Da es aber, für die Leser von Interesse sein dürfte, speciell die eigentlichen Mitarbeiter der Dioskuren kennen zu lernen, als solche aber nur jene Autoren zu betrachten sind, welche in unmittelbare Verbindung mit der Redaction wegen Aufnahme eines Beitrages traten, so wurden die Namen derselben in dem Register mit **fetter Schrift** besonders ersichtlich gemacht, und wird hier constatirt, daß die Redaction des Jahrbuches in der angenehmen Lage ist, die gewiß sehr stattliche Zahl von 229 Mitarbeitern verzeichnen zu können. Die aus dem Nachlasse verstorbener Schriftsteller ohne nähere Angabe gebrachten Beiträge wurden dem Jahrbuche von den Erben der betreffenden Autoren gewidmet.

4. Dem Namen eines jeden Autors sind die Titel seiner sämmtlichen Beiträge beigefügt, und bedeutet die einem Titel beigesetzte römische Zahl die Nummer, die arabische Ziffer die Seite des Bandes oder Jahrganges, in welchem der betreffende Beitrag enthalten ist. Als Beitrag ist jeder einen besonderen Titel führende poetische oder prosaische Aufsatz, oder der einen besonderen Titel führende Cyclus von Gedichten, Aphorismen, Sprüchen u. s. w. betrachtet worden. Bei Uebertragungen aus einer fremden Sprache ist der Titel des Beitrages dem Namen des fremden Autors und zwar unter dem Namen des übertragenden Schriftstellers beigefügt. Bei mehreren Translatoren eines und desselben Autors, und umgekehrt bei mehreren fremden Autoren eines und desselben Translators ist die alphabetische Reihenfolge beachtet worden.

5. Die Beiträge in ungebundener Sprache sind als solche durch den Beisatz: „(pros.)" besonders ersichtlich gemacht.

6. Jene Leser, welche über die Zahl der Autoren, die Original-Beiträge in deutscher Sprache und die Uebertragungen in selbe, sowie über letztere nach den einzelnen Sprachen, mit Rücksicht auf jeden Jahrgang speciell unterrichtet zu sein wünschen, wollen den beiden dem Repertorium angeschlossenen Tabellen freundlichst ihre Aufmerksamkeit schenken. Hier wird constatirt, daß in den sämmtlichen zehn erschienenen Jahrgängen **1315** Beiträge enthalten sind.

Abkürzungen.

böhm. = böhmisch.
croat. = croatisch.
engl. = englisch.
franz. = französisch.
ital. = italienisch.
japan. = japanesisch.
norweg. = norwegisch.
pers. = persisch.
poln. = polnisch
pros. = Prosa.
rumän. = rumänisch.
ruthen. = ruthenisch.
sloven. = slovenisch.
s. = siehe.
schwed. = schwedisch.
ukrain. = ukrainisch.
ungar. = ungarisch.

Digitized by Google

Ackermann, Louise *), franz.
(Betti Paoli).
1. Die Wolke. VIII. 14.
2. Der Positivismus. VIII. 16.
(Eduard Maulner.)
3. Heros Lampe. IX. 167.
4. Daphne. IX. 168.
5. Hebe. IX. 168.

Aigner, Ludwig,
s. Zalár József *), ung. IV. 418.

Aleardi, Aleardo *), ital.
(Cajetan Cerri).
Aus dem zweiten Theile der Dichtung über die Unsterblichkeit: „Briefe an Maria." V. 236.

Alexandri, V. *), rumän.
(C. V. Fischer).
Die Ernte. X. 249.

Alfieri, Vittorio *), ital.
(Cajetan Cerri).
Charakteristische Verse aus den Tragödien: „Filippo," „Antigone" und „Saul." V. 228.

Almásy,
s. Wickenburg-Almásy.

Ambros, A. W.
Das unterirdische Rom (prosa.). II. 395.

Anzengruber, Ludwig.
1. Früher Tod. Novellette (prosa.). II. 256.
2. Teufelsträume. Ein Märchen (prosa.). III. 169.
3. Beschwörung. V. 351.
4. Das blinde Kind. V. 352.
5. Der Sinnirer. Skizze (prosa.). X. 24.

Arany, Johann *), ung.
(Adolf Dux).
1. Der Hunnenkrieg. I. 256.
(Ludwig Dóczy.)
2. Frau Agnes. I. 251.
3. Rückschau. I. 254.
4. Zách Klara. Ballade. II. 190.
5. Die Nachtigall. II. 193.
6. Die Romanze vom Bienchen. IV. 415.
(S. G . . . . th, i. e. Fr. Gernerth.)
7. Mathias Corvinus Mutter. VI. 286.
(Fr. Gernerth.)
8. Fischerlied. VII. 488.
9. Ritter Bor. VIII. 166.
10. Der verwaiste Knabe. Ballade. IX. 262.
(Moriz Rolbenheyer.)
11. Frau Cicelle. IV. 417.
(Ladislaus Neugebauer.)
12. Bahrgericht. Ballade. VIII. 169.

Ariosto, Lodovico *), ital.
(Cajetan Cerri).
Schilderung der Zauberin Alcina. V. 224.

Arnaboldi, Alessandro *), ital.
(Cajetan Cerri).
1. Lyrisches Fragment. V. 240.
2. Aus der Dichtung: „Goethe." V. 240.
3. Aus der Elegie: „Am Abend eines 2. November." V. 240.

Artner, Therese von,
s. den Aufsatz: Therese von Artner. Lebensbild einer österreichischen Dichterin von Marie Heyret (prosa.). VII. 377.

Ascher, Friedrich.
1. Die Frauen-Emancipation in ihren Schranken (prosa.). III. 510.
2. Abschied von Seebach. V. 413.
3. An Rosa. V. 414.
4. Die Moosbank. V. 414.

Asnyk, Adam *), poln.
(Moriz Rappaport).
Verwelktes Blatt. X. 425.

Auegg, H.
1. Gerettet. Eine kleine Erzählung aus der Gegenwart (prosa.). V. 197.
2. Kleine Hände. Eine Erzählung (prosa.). VII. 369.

Auersperg, Alexander, Graf von,
* s. das Pseudonym „Grün, Anastasius".

Azeglio, Massimo D' *), ital.
(Cajetan Cerri).
Minister und Tänzerin. V. 232.

Bärenbach, Friedrich von.
1. Friedrich Schiller und das heutige deutsche Theater (prosa.). VI. 71.
2. Herbst. VII. 425.
3. Verzage nicht. VII. 425.
4. Giulia. Ein Liebesroman aus Italien (prosa.). VIII. 182.

Baehrenbach,
s. Bärenbach.

Barb, Heinrich,
s. Dschami *), pers. (III. 388.)

Bauernfeld, Eduard von (auch Bauernfeld).
1. Aus meinem poetischen Tagebuche. I. 65.
2. Contraste. IV. 119.
3. Shakespeare. IV. 120.
4. Französischer dramatischer Koch. IV. 121.
5. Welterfahrung. IV. 121.
6. Aus der Mappe des Fabulisten.
Der Bergmann. VI. 66.
Ersehnte Klosterspeise. VI. 66.
Bestrafter Unglaube. VI. 66.
Gelöste Streitfrage. VI. 67.
Die Schlange VI. 67.
Der Schatz. VI. 67.
Die Siebenzahl. VI. 68.
7. Der Alte auf Reisen.
Im Extra-Coupé. VII. 157.
Auf der Zwischenstation. VII. 157.
Reisecostume. VII. 157.
Grand hôtel national. VII. 158.
Heimkehr. VII. 158.
Schluß-Reflexion. VII. 158.

Bechhöfer R.
1. Der moderne Staat und der Beamte (prosa.). I. 357. (Der Name des Schriftstellers ist unrichtig „Pechhöfer" angegeben.)
2. Die Politik des Spinoza (prosa.). III. 149.

Beck, Carl.
1. Berghymne. I. 314.
2. Ein Schweizerdorf. IV. 113.
3. Gebet. V. 532.
4. Ich bin. VII. 4.
5. Bei Meister Gottfried, dem Einsiedler. Fragment. VIII. 408.
6. Säumen, Träumen. (Aus des Dichters Nachlaß.) IX. 1.

Becker, August.
Der Weihnachtsengel (prosa.). IV. 122.

Digitized by Google

Bembo, G. *), ital.
(Ferdinand Lentner).
An den Schlaf. VI. 524.

Benedict, Edmund.
1. Befreiung. VI. 348.
2. Bescheidung. VI. 349.

Béranger (Pierre Jean de) *), franz.
(Dr. Anton Schloßar).
1. Der Alchymist. VIII. 86.
2. Das Heimweh. VIII. 87.

Berecz, Carl *), ung.
(Fr. G . . . . . th).
Armer Tartar. VI. 285.

Berger, Alfred (recte Alfred Freiherr von).
1. Am Sarge meines Vaters. III. 165.
2. Gedichte. IV. 62.
3. Der tolle Sepp. V. 473.

Berger, Dr. Johann Nepomuk.
(Aus seinem Nachlasse.)
1. Grausamkeit. III. 45.
2. In der Schmiede. III. 45.
3. Ziel und Ende. III. 46.
4. Am Ziele. IV. 20.
5. Einer. V. 64.
6. Was ist's. V. 64.
7. Unsterblichkeit. V. 64.

Beust, Friedr. Ferd., Graf.
Abschied von Wien. II. 72.

Bischoff,
s. Littrow-Bischoff.

Blumenstock, Dr. Heinrich (auch Blumenstock Heinrich oder Blumenstok H.).
1. Ein Wort über Krasiński *), (poln.) und seinen Iridion, (prof.). I. 45.
2. Ein Wort über Julius Slowacki *), poln. (prof.). III. 374.
3. Graf Alexander Fredo *), poln. (prof.). IV. 368.
4. Ein Wort über Syrokomla *), poln. (prof.). V. 332.
5. Die Ukraine und ihre Dichter. Bohdan Zaleski *), ukrain. (prof.). VI. 352.
6. Adam Mickiewicz's „Dziady" *), poln. (prof.). VII. 172.
7. Anton Malczeski's Maria *), poln. (prof.). VIII. 385.
8. Die „Ungöttliche Komödie" von Sigmund Krasiński *), poln. (prof.). IX. 272.
9. Die Sommernacht. Nach dem Polnischen des Sigmund Krasiński *), poln. (prof.). X. 145.

Boczek, Dr. A. (auch Boczek, A.).
1. Wann kehrst Du mir wieder. IV. 460.
2. Nach Jahren. IV. 460.
3. Das getreue Vögelein. (Nach Walther von der Vogelweide.) IV. 461.

S. Fournet, Charles *), franz. (V. 462).
S. Lamartine (Alphonse Marie Louis Prat de *), franz. (V. 461.)
S. Petrarca, Francesco *), ital. (VI. 303.)

Bodenstedt, Friedrich.
1. Beim Anhören der neunten Symphonie. I. 69.
2. Es mag auch böhmisch Glas uns blenden. I. 70.
3. Herz und Geist. II. 185.
4. Mahnung. II. 186.
5. Abschied vom Rhein. II. 186.
6. Aus dem Nachlasse des Mirza-Schaffy. II. 187.
7. Betrachtung. III. 43.
8. Kurzer Roman. III. 44.
9. Lebensregeln. III. 44.
10. Zwischen Ruinen. IV. 147.
11. An den Rhein. IV. 149.
12. Gute Stunden. IV. 149.
(Die beiden ersten Gedichte wurden von Cajetan Cerri mitgetheilt.)

Bolintineanu, D. *), rumän.
(C. D. Fischer).
Marie'chen. X. 250.

Bolliac, Cäsar *), rumän.
(C. D. Fischer).
Des Bettlers Leichenzug. VIII. 380.

Bon-Brenzoni, Caterina *), ital.
(Cajetan Cerri).
1. Mit einer Blume. V. 233.
2. Aus der Ode: „Die gefrorene Quelle." V. 234.

Bowitsch, Ludwig.
1. Paradieses Ahnung. I. 129.
2. Nicht friedlich ist mein Leben hingegangen. I. 129.
3. Täuschung. I. 130.
4. Ob Du nun träumst. I. 130.
5. Ein Alpenfriedhof. I. 131.
6. Die Harfnerin (prof.). I. 189.
7. Soldatenlied. II. 420.
8. Seit ich Dir gesehen — II. 421.
9. Entschuldigung. II. 421.
10. Oft überkommt mein Herz ein bitterer Groll. II. 422.
11. Es sinket Blatt für Blatt. II. 422.
12. Auf einsamen Krankenlager. III. 455.
13. Mahnung. III. 455.
14. An die Philosophie. III. 455.
15. Veränderte Stimmung. III. 456.
16. Trost. IV. 464.
17. Hoffnung. IV. 464.
18. Lerchengesang. IV. 464.
19. Der Mönch. V. 213.
20. Der Schloßbrunnen. V. 214.
21. Späte Wanderung. VI. 146.
22. Lenz und Winter. VI. 146.
23. Des Hirten Abschied. VI. 147.
24. Ach, wie hasten doch die Stunden. VI. 147.
25. Die Rose von Niederwald. Novelle. (prof.). VII. 230.
26. Der Sterbende. VIII. 146.
27. Die Freunde. X. 96.
28. Eig'ne Kraft kann — X. 97.
29. Früher Winter. X. 97.

Braun, Otto.
An Friedrich Bodenstedt. II. 184.

Brenzoni,
s. Bon-Brenzoni.

Broemel, Francis.
1. Am Kreuzwege. V. 106.
2. Auf ein Kind. VI. 498.
3. Auf den Lagunen. VI. 498.
4. Am Nordsee-Strande. VI. 499.
5. Die alten Tage. VI. 500.
6. Im Dorf. VII. 166.
7. Husarenlied. VII. 167.
8. Abendruhe in Tirol. VII. 167.
9. Venedig. VIII. 324

Browning, Elisabeth *), engl.
(Betty Paoli).
Sonette (1—2). III. 36.

Bruehl, Dr. Moriz.
Parallelen und Randglossen über das Wesen des Beamtenthums (prof.). I. 420.

Buchberger, K.,
s. Szalé, Julie *), ung. (V. 195.)

Buelchel,
s. Tiefenbacher.

Buschmann, Gotthard, Freiherr von,
s. das Pseudonym „Eginhard."

Byr, Robert.
1. Lagerwache (prof.). I. 134.
2. Vorübergerauscht. II. 504.
3. Allerseelen. II. 504.
4. In der Schmiede. II. 505.
5. Die Scheeren. Reiseskizze (prof.). III. 503.

Byron (George Noel-Gordon, Lord) *), engl.
(Heinrich Stadelmann).
1. Tis done! — I saw it in my dreame. IV. 429.
(Carl Fidler.)
2. Seliger Tod. VII. 228.

Digitized by Google

Carducci, Giosuè*), ital.
(Cajetan Cerri).
1. Aus den Oden: „Hellenische Lenze." V. 241.
2. Aus dem Gedichte: „An einen heinesirenden Italiener." V. 241.
3. Danton. V. 242.

Carlopago
(Pseudonym für „Carl Ziegler").
1. Frühlingsgesänge:
Eingang. I. 41.
Frühling ist da. I. 42.
Ermahnung. I. 42.
Frühlingsnacht. I. 42.
2. Abendruhe. II. 335.

Carrer, Luigi*), ital.
(Cajetan Cerri).
Der Sultan. VI. 480.

Cerri, Cajetan.
1. Ein Glaubensbekenntniß. (Zeit-Strophen.) I. 137.
2. Evangelien des Lebens. II. 301.
3. Giovanni Prati*), ital. Biografisch-literarische Studie in Nachweisungen III. 49, (prof.) und Nachbildungen III. 78.
4. Treibende Keime. IV. 164.
5. Blumen und Blätter aus Italiens Dichtergarten. In Nachbildungen V. 224 und einzelnen Charakteristiken (prof.). V. 244.
6. Ein Leben in Liedern.
An den Ufern des Po. V. 526.
Frühling im Dorfe. V. 526.
Unter Paduaner Studenten. V. 527.
Auf deutschem Boden. V. 527.
Vision. V. 528.
An Franz Grillparzer. V. 528.
Wie ein Blümchen hold und mild. V. 529.
Der hohen Braut: Elisabeth von Baiern. V. 529.
Das Frauenherz. V. 530.
Am Scheideweg. V. 530.
Die beiden Pole. V. 531.
7. In der Dämmerung. Sonette.
Ungelöste Fragen. VI. 36.
An den Weltrichter. VI. 37.
Aus kranker Brust. VI. 38.
Traumhaftes. VI. 38.
8. Sätze und Zusätze (prof.). VII. 273.
9. Accorde und Motive. VIII. 67.
10. Bunte Steine. Literarischer Mosaik (prof.). IX. 153.
11. Zur Charakteristik Pietro Metastasio's. Flüchtige Contouren (prof.). IX. 373.
12. Schatten im Freien. Gedichte. (I.—VIII.) X. 51.
13. Am Ufer des Zeitstromes. Rückblicke und Ausblicke (prof.). X. 344.

S. auch Alcardi, Alcardo. V. 236.
" " Alfieri, Vittorio. V. 228.
" " Ariosto, Lodovico. V. 224.
" " Arnaboldi, Alessandro. V. 240.
" " Azeglio, Massimo D'. V. 232.
" " Bon-Brenzoni, Caterina. V. 233.
" " Carducci, Giosuè. V. 241.
" " Carrer, Luigi. VI. 480.
" " Galanti, Ferdinando. V. 243.
" " Gianni, Francesco. V. 231.
" " Grossi, Tommaso. VIII. 247.
" " Maffei, Andrea. V. 235.
" " Marini, Giambattista. V. 225.
" " Mazza, Angelo. V. 228.
" " Metastasio, Pietro. V. 227. IX. 373.
" " Monti, Vincenzo. V. 230.
" " Ongaro, Francesco Dall'. V. 238.
" " Prati, Giovanni. III. 49. V. 237.
" " Rapisardi, Mario. V. 242.
" " Tarchetti, Iginio. V. 234.
" " Torre, Giuseppe. V. 243.
" " Vittorelli, Jacopo. V. 229.
" " Zappi, Giambattista. V. 226.
" " Zendrini, Bernardino. V. 239

*) ital.

S. auch Bodenstedt, Friedrich. I. 69. 70.
" " Geibel, Emanuel. II. 91.
" " Holtei, Karl von. I. 196.

Chenier, André*), franz.
(Eduard Mautner).
Letztes Lied. X. 261.

Christen, Ada.
Die Liese. Skizze (prof.). X. 239.

Colocotroni,
s. Zerkovitz-Colocotroni.

Conrad, Guido.
Aus dem Cyclus: „Blumen auf meinem Wege."
Carlotta. IX. 199.
Paolina. IX. 199.
Albine. IX. 200.

Constant, W.
(Pseudonym für „Dr. Constantin Wurzbach Ritter von Tannenberg").
1. Laßt sie uns im Stillen segnen. I. 230.
2. Ein Blick. Ein Wort. I. 231.
3. Lieben ist ein süßes Leiden. I. 232.
4. Die armen Veilchen. I. 232.
5. Wahn. II. 113.
6. Herz und Welt. II. 114.
7. Berg und Pyramide. II. 114.
8. Der Mensch. II. 115.
9. In Dämmerstunden. II. 115.
10. Gedichte. III. 121.
11. Frische und vergilbte Blätter (1—7). IV. 366.
12. Aus vergilbten Blättern (1—5). X. 108.

Coronini, Carl, Graf.
1. Venedig. VI. 375.
2. Der alte Baum. VII. 560.
3. Fischerstochter. VII. 561.

Corradini, M.*), franz.
(Carl Sidler).
An die Moldau. IX. 196.

Crenneville, Victor, Graf Folliot de.
Eine Büffeljagd in Texas (prof.). V. 381.

Csoknay, Mich.*), ung.
(Fr. Gernerth).
Das arme Suschen. X. 235.

Cugler, Matilda*), rumän.
(C. v. Fischer).
Der Thau. X. 249.

Culoz, Ida, Freiin von.
1. Der gezeichnete Baum. III. 47.
2. Am Meere. III. 47.
3. Allerseelen auf dem Meere. IV. 311.
4. Auf! IV. 312.
5. Heimweg. IV. 312.
6. Nie hab' ich Euch emporgewünscht. V. 412.
7. Still. V. 412.
8. Vor meinem Fenster. V. 413.
9. Historie von einer Ente. Ein Beitrag zur Thierseelenkunde nach einer wahren Begebenheit. VI. 309.

Czuczor, G.*), ung.
(G. G.....th, i. e. Fr. Gernerth).
1. Am Brunnen. VI. 287.
(Fr. Gernerth.)
2. Traue dem Burschen nicht. VII. 489.

Dauern, Carl (auch Dauern, C. oder Dauern, K.)
(Pseudonym für „Carl Kuderna").
1. Ob bis zu Dir mein Gruß wohl dringt. II. 411.
2. Der Haschitschraucher. IV. 299.
3. Barcarolen. V. 161.

Dincklage, Emmy, Freiin von (auch Dincklage, E. v.)
1. Edith. Blumenstück aus Neapel (prof.). II. 319.
2. Der Krönungswagen. Norddeutsche Hof Liebesgeschichten (prof.). V. 49.
3. Das Märchen von den beiden schönen Blumen (prof.). X. 183.

Digitized by Google

Dóczy, Ludwig.
1. Aeltere Volksdichtungen *), ung.
Anna Molnár. III. 209.
Julia, die Holde. Legende. III. 212.
Kätchen Kádár. Ballade. III. 213.
Des Mädchens Geheimniß. III. 215.
Geh', Röslein nicht. III. 216.
2. Epistel an einen Bräutigam. *), ung. V. 184.
S. auch Arany, Johann (I. 251. 254. II. 190. II. 193. IV. 415).
„ „ Eötvös, Jozef, Freiherr von. (I. 350.) } *) ung.
„ „ Petöfy, Alexander. (I. 98. 99.)
„ „ Versegby, Franz von. (V. 327.)
„ „ Vörösmarty, Michael. (II. 475.)

Drescher, Dr.
Zur Geschichte der arabischen Sprache (prof.). VI. 526.

Dschami *), pers.
(Heinrich Bars).
Die Schönheit. (Fragment aus dem romantisch-mystischen Gedichte: „Joseph und Suleicha.") III. 388.

Dück, Friedrich.
Weltschmerz (prof.). VII. 540.

Dux, Dr., Adolf (auch Dux, Adolf).
1. Jowan Jorgowanu und sein Gebiet (prof.). IV. 304.
2. Rumänische Volkspoesie (prof.). V. 464.
3. Die ungarische schöne Literatur in der Gegenwart (prof.). VI. 127.
4. Zwischen zwei Nationalitäten. Eine Episode aus der ungarischen Literaturgeschichte (prof.). VII. 552.
S. auch Arany, Johann. (I. 256.)
„ „ Ferenczy, Therese. (III. 401. 402.)
„ „ Gyulai Paul. (II. 328. 329.)
„ „ Jókay, Moriz. (I. 207.)
„ „ Kemény, Sigmund, Freiherr von. (IV. 178.) } *) ung.
„ „ Petöfy, Alexander. (I. 100. 101.)
„ „ Petöfy, Julie, geb. Szendrey. (III. 401. 405.)
„ „ Toth, Coloman. (II. 328.)

Dux, Ludwig,
s. Dóczy, Ludwig.

Dyherrn, Georg, Freiherr von (auch Dyherrn George von).
1. Herbstnacht. IV. 302.
2. Tang und Algen. IV. 303.
3. Ich liebe Dich. IV. 303.
4. In der Christnacht. V. 376.
5. Licht und Schatten. V. 377.
6 Im Herbst. VI. 125.
7. Winterbild. VI. 126.
8. O, Du weißt. VI. 126.
9. Alfhild. VII. 194.
10. Auf der Alpe. VII. 195.
11. Gott grüße Dich. VII. 196.
(Aus seinem Nachlaße.)
12. Stern und Blumen. VIII. 95.
13. Leid und Liebe. VIII. 96.
14. Morgensegen. VIII. 96.
15. Ich mag mich freuen. VIII. 97.
S. auch: „Georg Freiherr von Dyherrn." Ein Gedenkblatt von E. v. K. (prof.). VIII. 94.

Ebert, Carl Egon, Ritter von (auch Ebert C. E. R. v.).
1. An Robert Hamerling. I. 178.
2. Der Wald. I. 180.
3. Mila. Sonettenkranz. II. 30.
4. Nemesis.
Beim Ausmarsche österreichischer Truppen im Jahre 1859. III. 1.
Nach dem Friedensschlusse von Villafranca. III. 3.
Nach der Schlacht von Sedan. III. 6.
5. An einen jungen talentvollen Dichter. III. 9.
6. Zeitgedichte aus dem Jahre 1848.
Im Frühlinge. IV. 273.
Sturm und Stille. IV. 275.
Dichters Unmuth. IV. 276.
Verschiedene Wege. IV. 277.
Die Volksführer. IV. 278.
Ein Held. IV. 280.
Verderber. IV. 282.
Die Katastrophe. IV. 284.
7. An die Schwarzseher. V. 301.
8. Bäume, Vögel, Träume. V. 302.
9. Dichter und Gedichte. VIII. 175.
10. Auswanderer. Idyllische Erzählung in 5 Gesängen.
Eheliches Glück. IX. 136.
Freundschaft. IX. 139.
Liebe. IX. 142.
Unheil. IX. 145.
Lösung. IX. 149.
11. Am Bergsee. Idyllische Erzählung in 5 Gesängen.
Daheim. X. 194.
Der See. X. 197.
Clara. X. 202.
Veit. X. 207.
Das Fest. X. 212.
S. auch ***. Carl Egon Ebert. Biographisch-literarische Studie (prof.). II. 1.

Ebner-Eschenbach, Marie, Baronin.
1. Ein Edelmann (prof.). II. 46.
2. Aphorismen (prof.). V. 159.
3. Aphorismen (prof.). VII. 52.
4. Die Freiherren von Gemperlein. Eine Porträtstudie (prof.). VIII. 33.
5. Aphorismen (prof.). IX. 46.
6. Es wandelt Niemand ungestraft unter den Palmen. Dramatisches Sprichwort. (prof.). X. 10.

Eginhard
(Pseudonym für „Gotthard Freiherrn von Buschmann").
1. Muthig und fromm. VII. 293.
2. Die Schlummerlosen. VII. 293.
3. Naturleben. VII. 294.
4. Weinlaubranken und Tropfsteinranken. VIII. 262.
5. Jugend im Alter. IX. 255.
6. Krönungszug. (Fragment aus dem noch ungedruckten Romane in 7 Liedern: „Johanna von Neapel.") X. 177.

Eichler, Em. Ad.
Der mächtige Wald. Festgruß. IV. Vorwort. V.

Elze, Theodor.
1. Gartenrosen und Rosengärten (prof.). IV. 257.
2. Toskanische Volks-Ritornelle. *) Nach dem Italienischen.
Herausforderung zum Ritornell. VI. 206.
Preis der Schönen. VI. 207.
Liebe in Lust und Leid. VI. 207.
Abschied und Trennung. VI. 208.
3. Sprich es aus. VIII. 231.
4. Venezianische Nächte. VIII. 232.
5. Bilder aus Venedig (prof.). X. 220.

Emmer, Johannes.
Zu spät. Novellette. (prof.). X. 291.

Enderes, Aglaia von.
1. Ein Kindermärchen (prof.). II. 198.
2. Unter der alten Fichte. Erzählung (prof.). VI. 56.
3. Der Professor. Novellette (prof.). VII. 5.
4. Flori. Erzählung (prof.). IX. 317.
5. Führe uns nicht in Versuchung (prof.). X. 37.

Eötvös, Josef, Freiherr von *), ung.
(Translator nicht angegeben).
1. Skizze der Einleitung zu einer Geschichte der französischen Revolution (prof.). I. 347.
(Ludwig Dóczy.)
2. Der Bannerträger. I. 350.
S. auch: „Josef Freiherr von Eötvös." Biographisches Fragment von Johann Falke von Lilienstein (prof.). I. 325.

Digitized by Google

Erdélyi, Johann (auch Erdélyi *), ung. (Fr. Gernerth).
1. Zur Liedesfeier. X. 237.
2. Drombal. X. 237. (Hugo Stein.)
3. Gondelfahrt. IV. 415.

Eschenbach,
s. Ebner-Eschenbach.

Falke, von Lilienstein, Johann (recte Johann Falke, Freiherr von Lilienstein).
Josef Freiherr von Eötvös. Biographisches Fragment (prof.). I. 325.

Fercher von Steinwand.
1. Junge Tanne. IV. 151.

Ferenczy, Therese *), ung. (Adolph Dux).
Zwei ungarische Dichterinnen. III. 401.
Jephta. (Ballade.) III. 402.

Fidler, Carl,
s. Byron, Lord *), engl. (VI. 223.)
s. Corradini, M. *), franz. (IX. 196.)
s. Leopardi, Graf Giacomo *), ital. (IV. 36, V. 41, VI. 49, VII. 224, VIII. 434, IX. 193.)

Fischer, L. W.
Tugend (aus der „Albina" *), rumänischer Autor nicht angegeben). IX. 53.
S. auch Alexandri, V. (X. 249.)
" " Bolintineanu, D. (X. 250.)
" " Bolliac, Cäsar. (VIII. 380.)
" " Cugler, Matilda. (X. 249.)
" " Grozescu, Julius. (IX. 54.)
" " Sion, G. (X. 248.)
" " Vulcanu, Josef. (VIII. 381.)
*) rumän.

Foglár, Adolph.
1. Der Gang nach dem Eisenhammer (prof.). III. 246.
2. Einer jungen Schauspielerin. IX. 362.

Foglar, Ludwig.
1. Der Brunnen zu Korvay. I. 156.
2. Türkische Zustände (Reiseerinnerungen, prof.). I. 265.
3. Auf dem Strome. Liederkreis. II. 282.
4. Geselliger Thee. III. 501.
5. Alltagsgeschichte. III. 502.
6. Der „Ich" — neumon. III. 502.
7. Häusliches Stillleben. IV. 430.
8. Was ein Kind freut. IV. 431.
9. Aschenregen. VI. 416.
10. Diogenes und die Bescheidenheit. VI. 417.
11. Eine Märtyrin. VII. 375.
12. Gastmal des Coepio. VIII. 327.
13. Winterfreude. IX. 298.
S. Levitschnigg.

Folliot,
s. Crenneville.

Fournet, Charles *), franz. (A. Borzek).
Trauer. V. 462.

Frankl, Ludwig August.
1. Johannes Keppler in Oesterreich (prof.). I. 366.
2. Sonette.
Der Adler. III. 262.
Alleines. III. 206.
Unsterblichkeit. III. 207.
Beichte. III. 207.
Einem Freunde. III. 208.
3. Theodor von Abyssinien. IV. 316.
4. Sonette:
Tragische Dichter. V. 509.
Plaudite. V. 510.
Friedhof-Scene. V. 511.
Auferstehung. V. 511.
5. Frauenschönheit. Nach arabischen Dichtungen besungen. VI. 400.
6. Trinklied. VII. 340.
7. Altarwächter. VII. 340.
8. Knappenthum. VII. 341.
9. Liedes Entstehung. IX. 162.
10. Kranichzug. IX. 163.
11. „An Moriz Rappaport." Sonette.
Blindheit. X. 142.
Bologneserstein. X. 142.
Elektrische Kette X. 143.
S. auch Rappaport, Moriz. X. 428.
" " Schmelkes, Gottfried. (IX. 118.)

Franzos, Carl Emil.
1. Russinische Volkslieder. Zu Uebersetzungen *), ruth. III. 166.
2. Frohnleichnam in Barnow. Eine Geschichte aus Podolien (prof.). IV. 320.
3. Im Mondlicht. Ein Novellen-Fragment (prof.) V. 436.
4. Frauenschönheit. VI. 142.
5. Zum Abschied. VI. 142.
6. Glückwunsch. VI. 143.
7. Im Glück. VI. 143.

Frappart, M.
1. Das Mädchen an der Straßenecke. V. 379.
2. Kegelbube. V. 379.
3. Die Frühling kam — V. 380.

Friedmann, Dr. Alfred (auch Friedmann, Alfred).
1. Eros und Anteros. IV. 337.
2. Ihr. IV. 338.
3. Der Sternpoet. IV. 338.
4. Kritik. IV. 340.
5. Timotheus von Milet. V. 78.
6. Erinnerung an Anastasius Grün. VI. 1.
7. Zu Heinrich Laube's 70. Geburtstage. VI. 3.
8. Die drei Wünsche. VI. 452.
9. Vertauscht. Novelle (prof.). VII. 115.
10. Brennende Fragen. VII. 551.
11. Apollo Sauroctonos (Eidechsentödter). Eine Metamorphose. VIII. 290.
12. Der gefährliche Ritt. Idyll. IX. 398.
13. Jesus am Brunnen. X. 282.

Gaedertz, Karl Theodor.
1. Mein erstes Lied. VIII. 151.
2. Welke Blätter. VIII. 151.

Gaertner, Wilhelm.
Fragmente aus „Markgraf Rüdiger". I. 197.

Galanti, Ferdinando *), ital. (Cajetan Cerri).
Aus der Idylle: „Ein frohes Herz, dem steht Gott bei." V. 243.

Ganser, Anton.
1. Was sollen und können wir glauben? Ein Beitrag zur Philosophie der Gegenwart (prof.). VII. 389.
2. Einsamkeit. VIII. 320.
3. Waldesluft. VIII. 320.
4. Poesie. VIII. 320.
5. Herbstgefühl. VIII. 321.
6. Todtengericht. VIII. 321.
7. Karl von Burgund. VIII. 322.
8. An Beethoven. VIII. 323.
9. Ein philosophisches Problem. Unter besonderer Berücksichtigung der Kant'schen und Schopenhauer'schen Grundlehren (prof.). IX. 299.
10. Das „Ding an sich." Philosophische Skizze (prof.). X. 379.

Garay, Johann *), ung. (Fr. Gernerth).
1. Die zwei Raben. IX. 265.
2. Das Fischermädchen. IX. 265.
3. Die zwei Papageien. X. 234. (Moriz Rolbenbesser.)
4. König Mathias in Gömör. III. 397.

Geibel Emanel.
Willst Du wieder bei mir sein. II. 91. (Mitgetheilt von Cajetan Cerri.)

Digitized by Google

Gernerth, Fr. (auch Gernerth, F. oder F. G . . . . . th).
Vom Aft, der bricht . . . . (Volksthümlich.) X. 286.
S. auch Arany, Johann. (VI. 286, VII. 488, VIII. 166, IX. 263.)
" " Berecz, Karl. VI. 285.)
" " Csoknay, Mich. (X. 235.)
" " Czuczor, Gregor. (VI. 287, VII. 489.)
" " Erdélyi, Johann. (X. 237.)
" " Garay, Johann. (IX. 265, X. 234.)
" " Lisznyayi, K. (X. 236.)
" " Petőfy, Alexander. (VII. 489, IX. 263, 264.)
" " Thaly, Koloman. (VIII. 167.)
" " Vörösmarty, Michael. (VIII. 165.)
} Ung. *)

Gianni, Francesco *), ital.
(Cajetan Cerri).
1. Untergang der vier Reiche des Orients. V. 231.
2. Vor einem anstürmende Hunnen darstellenden Bilde. V. 231.
3. Eigenes Conterfei. V. 231.

Gigl, Alex.
Einiges über Kunst (prof.). VI. 473.

Gmeinwieser, Julie.
Wer war der Klügere? (prof.). II. 464.

Grasberger, Hans.
1. Aus meinen Wandertagen.
Aufbruch. I. 159.
Auf grüner Halde. I. 159.
Den Berg erklomm' ich. I. 160.
2. Hausbackenes. II. 278.
3. Zwei Legenden.
Die Nonne. (Nach Gregor von Tours) *), franz. III. 253.
Der Kirchenbau. (Aus dem Leben der Gegenwart.) III. 255.
4. Lied und Leben. IV. 143.
5. Des Hauses Lust und Leid. V. 430.
6. Die Antonikapelle. Novelle (prof.). VI. 376.
7. Glücks-unfähig. VII. 197.
8. O, fort aus deinem Bann. VII. 197.
9. Des Weibes bängster Schrei. VII. 198.
10. Ein Sonntagsblick ins Leben. VII. 198.
11. Liebesleben. Gedichte.
Beschwichtigung. IX. 333.
An ein Kind. IX. 333
Sag' nicht erst . . . IX. 333.
Widersprüche. IX. 334.
Die Liebe. IX. 331.
Ein Wiedersehen. IX. 334.
Die Perlenschnur. IX. 335.
12. Tag und Nacht. Parabolische Novelle (prof.). X. 303.
S. auch Lorenzo il Magnifico de Medici *), ital. (V. 432, VI. 155—160.)

Gregor, von Tours *), franz.
(Hans Grasberger).
Die Nonne. Legende. III. 253.

Gretschnigg, Caroline.
1. Die Mädchen-Bürgerschule und ihre Aufgabe in Gegenwart und Zukunft (prof.). II. 467.
2. Der öffentliche Unterricht in den Vereinigten Staaten (prof.) III. 488.

Grillparzer, Franz.
(Aus seinem Nachlasse.)
Musik. I. 1.

Groß, Ferdinand (auch Groß, F.).
1. Kleine Frauenstudien (prof.). VI. 214.
2. Stilles Glück. VII. 511.
3. Lied des Armen. VII. 511.
4. Wien in der Weltliteratur. Eine Studie (prof.). VIII. 305.
5. Miniatur-Bilder. (I.—VII.) IX. 293.
6. Miniatur-Bilder. (1—3) X. 98.
S. auch Poe, Edgar Allan *), engl. (VII. 512.)
" " Martinez, de la Rosa *), span. (VII. 513.)

Grossi, Tommaso *), ital.
(Cajetan Cerri).
1. Ghisela stirbt an ungestilltem Durst. (Aus der epischen Dichtung: „Die Lombarden beim ersten Kreuzzuge.") VIII. 247.
2. Schwalbenlied. VIII. 249.
3. Auf den Tod Carlo Porta's. VIII. 250.
4. Spruch. VIII. 251.

Grozescu, Julius *), rumän.
(C. D. Fischer).
Rumänisches Kriegslied. IX. 54.

Grün, Anastasius
(Pseudonym für „Alexander Graf von Auersperg*).
1. So Einer. I. 7.
2. Ein Baum. II. 43.
3. In Veldes. III. 28.
4. In der Veranda. V. 5. (Mitgetheilt von Hermann Meynert.)
5. Der Bergknappe. VII. 2.

Gründorf, Karl.
1. Guter Wille — üble That. I. 302.
2. Liebestaufe. I. 302.
3. Eine Schlittenfahrt. I. 303.
4. Sandmumien. III. 487.
5. Das Lebenskraut. III. 487.

Guntram, Karl.
Xenien. IV. 255.

Gyulai, Paul *), ung.
(Adolf Dux).
1. Der Lieutenant. II. 328.
2. Bei Vilagos. II. 329.
(Heinrich Lilltrow.)
3. Ich möchte mein Blümchen Dich nennen. V. 330.
(Ladislaus Neugebauer.)
4. Im Ballsaale. V. 328.
5. Auf der Margarethen-Insel. VII. 192.
6. Auf dem Dorfe. X. 238.

Hager,
s. Oldofredi-Hager.

Hálek, Vitězslav *), böhm.
(V. Hadečávek).
In der Natur. (1—6.) X. 351.

Halm, Friedrich.
(Aus seinem Nachlasse.)
1. Du leidest. I. 154.
2. Auf dem Spaziergang. I. 155.

Halm, Margarethe.
1. Ein Traum im Walde. Philosophische Arabeske (prof.). V. 216.
2. Oesterreichs Name. VI. 305.
3. Himmelsschlüssel. VI. 306.
4. Vor dem Altar der Literatur. VI. 306.
5. Ein Dichter von Herzen (Karl Victor Ritter von Hansgirg. — prof.). VII. 426.

Hamerling, Robert.
1. Allerseelentag. I. 176.
2. An Karl Egon Ebert. I. 177.
3. An die Nationen. II. 79.
4. Ein Schillerbild am Donaustrande. II. 80.
5. Lyrische Obolen.
Streckverse an Giulietta. III. 264.
An Miranda. III. 265.
Magie des Feinen. III. 265.
Mein Herz ist in der Ferne. III. 266.
Friedrich Halm. III. 267.
6. Nach Schönheit schmacht' ich. IV. 4.
7. Volksweise. IV. 4.
8. Himmlischer und irdischer Reigen. IV. 4.
9. Mein armes Herz. IV. 6.
10. An ***. IV. 7.
11. Hier in dieser weiten Runde. V. 30.
12. Schönste Waldstelle. V. 30.
13. Rollende Räder. V. 61.
14. An ein junges Mädchen. VI. 7.
15. Sie wissen es nicht. VI. 8.

Digitized by Google

16. Der Stern des Ares. VII. 49.
17. Ich wundere mich .... VIII. 3.
18. Herbstblätter. (I.—XIII.) IX. 6.
19. Die Brüder. X. 19.
20. Festgruß zur Grazer Landesausstellung 1880. X. 20.

Hammer-Purgstall, Freiherr von.
Das Max- und das Tegetthoff-Monument in Pola. VIII. 92.

Hammerschmied, Med. Dr., **Johann.**
1. Die Herrschaft der Zahlen im Reiche des Stoffes und des Wissens (prof.). I. 377.
2. Ein Wiener Staatsbeamtenverein vom Jahre 1683 und der Erste allgemeine Beamtenverein der österr.-ungar. Monarchie von heute (prof.). Eine culturhistorische Parallele. II. 526.

Haun, Dr., **Fr. G.** (auch Hann, F. G.).
1. Studien über Lessing's Laocoon (prof.). V. 415.
2. Studien über Lessing's Laocoon (prof.). VI. 194.

Hausgirg, Karl Viktor, Ritter von (auch Hansgirg Karl Victor).
1. Typische Gestalten des Böhmerwaldes (prof.). I. 107.
2. An Nicolaus Lenau. I. 203.
3. Literarische Distichen.
Zu Grillparzer's Jubelfeier. II. 462.
Zum Trauerspiele „Sappho." II. 462.
An Alex. Duma's „Monte Christo." II. 462.
Victor Hugo's „Meerarbeiter." II. 463.
Kalidasa's „Sakuntala." II. 463.
4. Lebenswoge. II. 448.
5. Dichterloos. III. 448.
6. O! Weltengeist. III. 449.
7. Gulnare. Poetische Erzählung. IV. 60.
8. Humanität V. 146.
9. Das Gericht am Meere. Ballade. VI. 210.
10. Corsica — Elba — Helena. VI. 212.
11. Ahnungen. VI. 213.
S. auch den Aufsatz: „Ein Dichter von Herzen." Von Margarethe Halm. VII. 426.

Hausgirg, Therese von.
Einem Geschiedenen. (I. II.) X. 181.
S. auch das Pseudonym „Reinwald, Theodor."

Hanstein, Marie,
s. Schrattenthal, Karl.

Harkort,
s. Kühne-Harkort.

Hausegger, Friedrich von.
1. Dichtergruß. VII. 319.
2. Traum. VII. 319.
3. Nur eine Blume. VII. 320.
4. Der Tanz. VII. 320.

Heintl, Friedrich, Ritter von,
s. richtiger Hentl, Friedrich, Ritter von.

Hefsch, A. F.,
s. Virághalmi, Franz *), ung. (VI. 429.)

Helfert, Josef Alexander, Freiherr von.
1. Mozart und die Prager (prof.). I. 19.
3. Napoleon und Maria Louise im Sommer 1814 (prof.). IV. 65.

Hemans, Felicia *), engl.
(Johanna Leitenberger).
1. An ein Blatt vom Grabe Virgils. VIII. 217.
2. Zweites Gesicht. VIII. 217.
3. Der Seevogel vom Lande. VIII. 218.
4. Die Schläferin. VIII. 219.
5. Das bessere Land. VIII. 220.
(Heinrich Stadelmann.)
6. What hidest thou in thy treasure, caves and cells. IV. 427.
7. One by one the fands are flowing. IV. 428.

Hengelmüller, Lad. von.
Reise-Erinnerungen aus Spanien (prof.), VI. 290.

Hentl, Friedrich, Ritter von.
1. Sonette.
Emanuel Geibel. V. 162.
Otto Ludwig. V. 162.
2. Nächtliches Traumbild. VI. 161.
3. Das Kindesauge. VI. 161.
4. Die Braut am Grabe des Geliebten. VI. 162.
5. An die Metaphysiker. VI. 162.

Hermannsthal, Franz Hermann von
(auch Hermannsthal, Franz von).
1. Ghaselen. (1—5.) I. 59.
2 Ghaselen. (1—5.) II. 418.
3. Am Grabe meines Vaters. III. 371.
4. Ghaselen. (1—3.) III. 373.
5. Ghaselen (aus seinem Nachlasse). VII. 307.
S. auch: „Franz Hermann von Hermannsthal. Skizze eines Menschen- und Dichterlebens." Von Faust Pachler (prof.). V. 484.

Heveši, Ludwig.
Peti mit der krummen Seele. Eine Zigeunergeschichte aus Ungarn (prof.). VI. 439.

Heyret, Marie.
Therese von Artner, Lebensbild einer österreichischen Dichterin (prof.). VII. 377.

Hochwart, Bruno von.
Zum fünfzigsten Geburtstage des Kaisers. X. 62.

Hörmann, Angelica von.
1. Verwandelt. VII. 271.
2. Wahl. VII. 271.
3. Nachtgebet. VII. 272.
4. Jungbrunnen. VII. 272.

Hörmann, Ludwig von.
1. Im Hochsommer. VII. 546.
2. Loos. VII. 546.

Hoffinger, Josephine von.
Poetische Fragmente aus den nachgelassenen Manuscripten.
1. Aus einem dramatischen Gedicht: „Prometheus." VIII. 440.
2. Aus einem Drama: „Rudolf II." VIII. 441.
3. Aus Shakespeare's Sonetten. VIII. 441.

Holtei, Karl von.
1. Jedes Bild an seinem Platze. I. 196. (Mitgetheilt von Cajetan Cerri.)
2. Mitleid (prof.). II. 97.

Ilg, Dr. Albert (auch Ilg, Albert).
1. Raffaelino. Ein Beitrag zur österreichischen Künstlergeschichte (prof.). IV. 28.
2. Das Haus Habsburg und die Kunst in Oesterreich (prof.). V. 32.
3. Oesterreichischer Zopf (prof.). VI. 41.
4. Wider den Strom. Gespräch-Fragmente (prof.). VII. 36.
5. Aus dem Tagebuche eines Custoden (prof.). VIII. 76.
6. Kaiser Rudolf II. als Kunstfreund (prof.) IX. 55.
7. Die Lehrmeister Fischer's von Erlach (prof.). X. 101.

Jensen, Wilhelm.
1. Poesie. I. 247.
2. Die erste Stunde. I. 248.
3. Herbst. I. 249.
4. Das Dach von Stroh. VII. 466.

Jókay, Moriz *), ung.
(Adolf Dux).
Herz und Krone. I. 207.

Josephson, Ludwig *), schwed.
(Gottfried von Leinburg).
Astrid's Tod. (Schluß-Monolog des Trauerspiels „Die beiden Flüchtlinge.") IX. 78.

Julius,
s. Traun, Julius von der.

Digitized by Google

Haan, Julius.
1. Beamtenpensionen und Lebensversicherung (prof.). I. 400.
2. Aphorismen zur Philosophie und Naturwissenschaft (prof.). Schopenhauer und Darwin. Mathematik und Logik. Die Idealität der Zeit, des Raumes und des Causalgesetzes. II. 518.
3. Aphorismen zur Philosophie und Naturwissenschaft (prof.). Nachfolge Schopenhauer's. Bewegung und Entwicklung. III. 399.
4. Aphorismen zur Philosophie und Naturwissenschaft (prof.). Realismus und Idealismus im Lichte der Entwicklungstheorie. IV. 399.
5. Die Ethik im Lichte der Entwicklungstheorie (prof.). V. 135.

Häbebo, Dr. Heinrich.
Erzherzogin Maria Anna als Künstlerin (prof.). VIII. 402.

Hadekávek, B.
s. Hálek, Vitězslav *), böhm. (X. 351.)

Haempffert, Anna.
1. Du ziehst, o Schwalbe, froh von dannen. IV. 463.
2. Es schauert durch die Waldesräume. IV. 463.

Haltenbrunner, K. A.
(Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Dichters mitgetheilt von seiner Tochter Frau Hedwig v. Radics-Haltenbrunner.)
1. An mein Oesterreich. VIII. 228.
2. An die Rothen. VIII. 229.

Hapri, Mathilde, Freiin von (auch Kapri, B. M.)
1. Der Schneeberg. VI. 231.
2. Ich will. VI. 232.
3. Lebens Leid und Lust. IX. 369.

Hemény, Sigmund, Freiherr von *), ung.
(Adolf Dux).
Michael Vörösmarty (prof.). IV. 178.

Hinotzra-Yuki*), japan.
(Carl Graf Zaluski).
Heimgekehrt. V. 462.

His, Josef*), ung.
(Hugo Klein).
1. Der Brautkranz. V. 330.
2. Ein Grab. 331.

Hisfaludy, Alexander*), ung.
(Hugo Klein).
Lieder. (1—3.) IV. 414.

Hlapy, Michael.
Erinnerungen an General Prim (prof.). I. 32.

Klein, Hugo.
1. Die Rose von Töröktö (prof.). VI. 148.
2. Die schöne Ilona. Eine Geschichte (prof.). VII. 460.
3. Die Madonna von Tárkö. Eine Geschichte (prof.). VIII. 366.

S. auch Erdélyi, Johann. (IV. 415.) } ung. *)
„ „ Kis, Josef. (V. 330.) } ung. *)
„ „ Kisfaludy, Alexander. (IV. 414.) } ung. *)
„ „ Tóth, Coloman. (IV. 412.) } ung. *)

Kletzinsky, B.
1. Das nächste Culturmetall der Menschheit (prof.). I. 406.
2. Die Elemente. III. 391.

Knorr, Josephine, Freiin von.
1. Uebersicht. II. 92.
2. An Betti Paoli. II. 93.
3. Fragen. III. 450.
4. Ghasel. III. 450.
5. Japan. IV. 341.
6. Die Goldfunken Japans. IV. 341.
7. Den Fremdlingen aus Japan. IV. 342.
8. Versailles. VI. 189.
9. Le Louvre. VI. 190.
10. Le Père Lachaise. VI. 191.
11. Paris. VII. 229.
12. In der Madelaine. IX. 89.
13. Mitfasten. IX. 90.
14. Einem jungen Künstler. X. 297.
15. Abends. X. 297.

Kölcsey, Alex.*), ung.
(Anna Auerlens).
Abendlied. VII. 490.

König von Schweden und Norwegen,
s. Oscar. II.

Kohen, Sidonie.
Verfehlt. Eine Erzählung aus dem Leben (prof.). II. 116.

Kolbenheyer, Moriz.
1. Zur Feier des 70. Geburtstages von Anastasius Grün. VI. 186.
2. Sterne und Blumen. VI. 188.

S. auch Arany, Johann. (IV. 417) *), ung.
„ „ Garay, Johann. (III. 397) *), ung.

Kompert, Leopold.
Das große Kindersterben (prof.). IV. 457.

Kondratowicz, Ludwig*), poln.,
s. das Pseudonym „Syrokomla, Ladislaus."

Krasiński, Graf, Sigismund (auch Krasiński, Sigmund) *), poln.
(Dr. Heinrich Blumenstock).
1. Ein Wort über Krasiński und seinen Iridion. I. 45.
2. Die „Ungöttliche Komödie" von Sigmund Krasiński. IX. 272.
3. Die Sommernacht (prof.). X. 145. (Die einleitenden Verse sind von Siegfried Lipiner übersetzt.) (Albert Weiß.)
4. Aus „Przedświt." X. 342.

Kruse, Heinrich.
Die Ehre der Todten. VI. 118.

Kuberna, Karl,
s. das Pseudonym „Dauern, Karl."

Kudriaffsky, Euphemia von (auch Kudriaffsky, Euph. v. oder E. v.).
1. Shakespeare's Blumengarten (prof.). II. 506.
2. Der Mensch und seine Nahrung (prof.). IV. 343.
3. Eine kleine Welt (prof.). V. 390.
4. Das Leben und die Thaten von Konrad, dem Eichhorn. *) Nach dem Englischen (prof.). VI. 234.
5. Schwimmende Welt (prof.). VII. 323.
6. Gehegt und Gepflegt (prof.). VIII. 232.
7. Winterzeit (prof.). IX. 204.
8. Dunkle Gewalten (prof.). X. 265.

Kühne-Harkort, Henriette.
1. Der Aerger. Vortrag, gehalten im Frauen-Erwerbsvereine in Dresden (prof.). VII. 159.
2. Wahrheit und Höflichkeit (prof.). VIII. 220.
3. Die Temperamente (prof.). IX. 336.
4. Die Kunst der Liebenswürdigkeit (prof.). X. 251.

Kuh, Emil.
1. Ein religiöses Selbstbekenntniß Friedrich Hebbels (prof.). I. 9.
2. Der Kämpfer David Strauß. Eine Skizze (prof.). III. 37.

Kurhmann, L.,
s. Slowacki, Julius *) poln. (IX. 214.)

Lamartine (Alphonse Marie Louis Prat de) *),
franz.
(A. Boczek).
Der Herbst. V. 461.

Landesmann, Dr. Heinrich,
s. das Pseudonym „Lorm, Hieronymus."

Langer, Anton.
Eine Beamtenstochter (prof.). I. 236.

Digitized by Google

Lecher, Louise.
1. Der Kampf um's Dasein. VII. 366.
2. Immer wieder. VII. 367.
3. Späte Erkenntniß. VII. 368.
4. Kein Ersatz. VII. 368.
5. Die Venusgrotte. Novelle (prof.). VIII. 266.
6. Vetter Paul. Erzählung (prof.). IX. 226.

Lecomte de Lisle *), franz.
(Graf Albrecht Wickenburg).
Löwentod. IV. 301.

Leinburg, Gottfried von, (recte Gottfried, Freiherr von Luitgendorff Leinburg.)
s. Josephson, Ludwig *), schwed. (IX. 78.)
s. Tegnér, Esaias *), schwed. (VIII. 127.)

Leitenberger, Johanna.
1. An Anastasius Grün. VI. 437.
2. Sphinx. VI. 437.
3. Božena *), böhm. (Frei nach der böhmischen Sage.) X. 262.
S. auch Felicia Hemans *), engl. (VIII. 217.)

Leitner, Karl Gottfried, Ritter von (auch: Leitner, K. G. R. von, und irrig: Leitner, L. G., Ritter von).
1. Vergißmeinnicht. I. 205.
2. Der Sprosserschlag. Ballade. IV. 335.
3. Herbstgefühl. V. 107.
4. Distichen. V. 108.
5. Nachts. VI. 372.
6. Recension der Poje. VI. 372.
7. Der kleine Tambour. VI. 373.
8. Die Heerschau bei Aspern. VII. 72.
9. Der Jugendfreundin. VII. 74.
10. Die schöne Mohrin. VIII. 73.
11. Arabisches Volkslied. VIII. 75.
11. An Ottilie. VIII. 75.
13. Ein Lied von Wilhelm von Tegetthoff. IX. 50.
14. Zur Landtags-Eröffnung. IX. 52.
15. Bryan und Pyreene. Eine westindische Ballade aus: „Reliques of Ancient English Poetry by Tom Percy." X. 132.
16. Kurze Waare. X. 133.

Leixner, Otto von.
Die Falle Hymens. Novelle (prof.). VI. 504.

Lenartowicz, Teofil *), poln.
(Moriz Rappaport).
Frage an die Nachtigall. X. 426.

Leutner, Ferdinand.
1. Abschied vom Walde. VI. 524.
2. Späte Reue. VI. 525.
S. auch Bembo, G. *), ital. (VI. 524).

Leopardi, Graf Giacomo *), ital.
(Carl Fidler).
1. An Silvia. IV. 36.
2. Der Frühling, oder: Von den Mythen der Alten. IV. 38.
3. Brutus der Jüngere. IV. 40.
4. Der Abend des Festtages. IV. 43.
5. Auf das Bildniß einer schönen Frau auf ihrem Grabe. IV. 45.
6. Der herrschende Gedanke. V. 41.
7. Auf ein antikes Basrelief. V. 45.
8. An den Mond. VI. 49.
9. Der einsame Sperling. VI. 49.
10. An den Grafen Carlo Pepoli. VI. 51.
11. Liebe und Tod. VII. 224.
12. Die Auferstehung. VIII. 434.
13. Consalvo. VIII. 436.
14. Hymne an die Patriarchen, oder: Von den Anfängen des Menschengeschlechtes. IX. 193.

Levitschnigg, Heinrich, Ritter von.
(Aus seinem Nachlasse mitgetheilt von Ludwig Foglar.)
1. Anadyomene. X. 64.
2. Reisepaß. X. 64.
3. Nachtgebet. X. 65.
4. Unverwelklich. X. 65.
5. Madonne. X. 65.
6. Albumspruch. X. 65.
7. Othello. X. 66.
8. In ein Stammbuch. X. 66.

Lilienstein,
s. Falke von Lilienstein.

Lipiner, Siegfried,
s. Krasiński, Sigmund *), poln. (X. 145.)
s. Mickiewicz, Adam *), poln. (VI. 183, VIII. 379.)

Lisznyai, K. *), ung.
(Fr. Gernerth).
Auf dem Kirchhof von Barsany. X. 236.

Littrow, Heinrich,
s. Gyulay, Paul *), ung. (V. 330.)
s. Petőfy, Alexander *), ung. (V. 327.)

Littrow-Bischoff, Auguste von.
1. Aus dem persönlichen Verkehr mit Franz Grillparzer (prof.). II. 85.
2. Antonio Raffaello Mengs. IV. 383.

Löbisch, Dr., W. F.
Die Kinderpflege in der modernen Familie (prof.). IV. 506.

Loewe, Theodor.
1. Frühlingslied. IX. 266.
2. Nachgefühl. IX. 266.
3. Schifferlieder. IX. 266.
4. Lieder. IX. 267.

Lorenzo, il Magnifico de Medici *), ital.
(Hans Krasberger).
1. Neue Liebe, neues Leben. Canzon. V. 432.
2. Renaissance-Sonette.
Allgegenwart. VI. 155.
Traumgesicht. VI. 155.
Aussicht auf Schadloshaltung. VI. 156.
Entweder - - oder. VI. 156.
Liebeswanderung. VI. 157.
Eifersüchtige Anwandlung. VI. 157.
Schlingen und Netze. VI. 158.
An die Venus. VI. 158.
Lenz und Liebe. VI. 158.
Entbehrung. VI. 159.
Fortuna narrt auch mich. VI. 159.
Meister Tod. VI. 160.

Lorm, Hieronymus
(Pseudonym für „Dr. Heinrich Landesmann").
1. Aus einer Thebaide des Schmerzes.
Verlassenheit. I. 24.
Der Geist des Weh's. I. 24.
Frühling. I. 25.
An ein Mädchen. I. 25.
Die Nonne. I. 26.
Ein Moment. I. 26.
Weltschweigen. I. 26.
Kummer. I. 27.
Gesang der Sehnsucht. I. 27.
Der Tod. I. 28.
2. Der Pessimist. Dichtungen.
Lebenslenz. III. 141.
Das Glück. (Ghasel.) III. 141.
Natur und Schicksal. III. 142.
Zwei Wanderer. III. 142.
Im Thal. III. 143.
Todttraurig. III. 143.
Stern und Blume. III. 144.
An eine Frau. III. 144.
3. Neu Jahr — neu Glück. IV. 1.
4. Den Frauen unserer Zeit. IV. 1.
5. Ein ungerathener Sohn. Dramatischer Scherz in einem Acte (prof.). IV. 47.
6. Kleine Memoiren (prof.). V. 109.
7. Die unsichtbare Braut. Humoreske (prof.). VI. 163.
8. Ein Achtundvierziger (prof.). VII. 516.

Lothar, Julius.
1. Das polnische Weib. IX. 309.
2. Es ist das größte Weh noch nicht. IX. 310.
3. Wir haben auf dem Lebenspfad. IX. 310.

Digitized by Google

Ludasy, Julius von.
Einfälle und Ausfälle (prof.). IX. 358.

Luitgendorff,
s. Leinburg.

Mácha, Carl Hynek*), böhm.
(C. E. R. von E . . . .).
Ein Maitraum-(überſetzt von Alfred Waldau). V. 141.

Märzroth, Dr.
Studienköpfe (Dickens — Auerbach — Grillparzer — Ferdinand Raimund — Mozart — Franz Schubert). VII. 493.

Maffei, Andrea*), ital.
(Cajetan Cerri).
Lieder. V. 235.

Malczeski, Anton*), poln.
(Heinrich Blumenſtock).
Anton Malczeski's Maria. (Citate, theils überſetzt von Albert Zipper, theils entnommen aus Heinrich Nitſchmann's „polniſchem Parnaß".) VIII. 385.

Manheimer, B. Friedrich (auch Manheimer, Friedrich von.)
Aus dem poetiſchen Nachlaß eines Verſchollenen.
1. Unſterblichkeit. V. 411.
2. Als ich ſie im Traume ſah. V. 412.
3. Meſſiaszeit. VI. 229.
4. Der Witz — ein König. VI. 230.
5. Das Weib von heute. VI. 230.
Gedichte.
6. Einſt und jetzt. VIII. 383.
7. Erſte und letzte Liebe. VIII. 383.

Mareck, Gabriele.
Das Chriſtkind. X. 389.

Marini, Giambattiſta*), ital.
(Cajetan Cerri).
1. Was die Liebe iſt. V. 225.
2. Was ein Vogel iſt. V. 226.

Markowicz, Eugen,
ſ. das Pſeudonym „Wowtſchyk, M."

Marojcic,
ſ. Monte.

Martinez, de la Roſa*), ſpan.
(S. Groß).
Grabſchriften. VII. 518.

Marx Friedrich.
1. Aus den öſterreichiſchen Alpen. Ein Liedercyclus. IV. 203.
2. Auf dem Aventin. V. 458.
3. Das letzte Sacrament. VI. 280.
4. Irene. VI. 281.
5. Was Du nicht wiſſen ſollſt. VI. 284.

Mautner, Eduard.
1. Frauen und Dichter. I. 103.
2. Schottiſches Kriegslied. I. 104.
3. Ständchen. I. 105.
4. Im Lebensherbſt. I. 105.
5. Deutſche Kriegsbeute. III. 238.
6. Einer kranken Dichterin. IV. 214.
7. Später Frühling. IV. 214.
8. Troſt im Herbſte. X. 260.
S. auch Ackermann, Louiſe *), franz. (IX. 167.)
„ „ Chenier, André *), franz. (X. 261.)

Max, Hans
(Pſeudonym für „Johann Freiherr von Paumann").
1. Zur blauen Flaſche. II. 389.
2. An eine Harfenſpielerin. II. 392.
3. Meine Bibel. IV. 401.
4. Das Glöckchen. IV. 401.
5. Vorwurf. IV. 401.
6. Du ſprichſt mit mir. IV. 402.
7. Einſt und jetzt. IV. 402.
8. Was wir lieben. IV. 403.
9. Stilleben. VII. 537.
S. auch Mickiewicz, Adam *), poln. (VI. 320.)
„ „ Pol, Vincenz von *), poln. (VII. 539.)
„ „ Syrokomla, Ladislaus *), poln. (V. 340. 348.)

Mazza, Angelo *), ital.
(Cajetan Cerri).
Der Genius. V. 228.

Meißner, Leo.
1. Treuhilde. I. 132.
2. Die Hochzeit in den Vogeſen. II. 211.

Metaſtaſio, Pietro (recte Trapaſſi) *), ital.
(Cajetan Cerri).
Aus der religiöſen Dichtung „Joas". V. 227.
S. auch: Zur Charakteriſtik Pietro Metaſtaſio's. Flüchtige Contouren (prof.). IX. 376.

Meynert, Hermann.
1. Muſik zur Ritterzeit (prof.). I. 60.
2. Schiller und Henriette von Arnim (prof.). IV. 404.
3. Zum Vorleben des Hanswurſt (prof.). VI. 404.
4. Kaiſer Joſef in Dresden (prof.). VIII. 19.
5. Die Fauſtſage und die Fauſtkomödien (prof.). IX. 124.
6. Kotzebue und das Burgtheater (prof.). X. 136.
S. auch Grün, Anaſtaſius. (VII. 2.)

Meynert, Theodor.
1. Die Nacht des Nero. VII. 54.
2. Veſalius. VII. 57.
3. Das Gaſtmahl des Kambyſes. VIII. 259.
4. An die Katze. X. 31.
5. Abendlied. X. 31.
6. Johanna's Büſte. X. 32.
7. An mein Kind Theodora. X. 33.

Mickiewicz, Adam *), poln.
(Hans Max).
1. Farys. VI. 320.
(Siegfried Lipiner.)
2. Improviſation. (Fragment aus „Dziady".) VII. 183.
3. Gedichte. VIII. 378.
4. Ormuzd und Ahriman. VIII. 379.
S. auch: Adam Mickiewicz's „Dziady" von Heinrich Blumenſtock. VII. 172.

Milovan, B.
1. Die Mutter und ihr Kind. VII. 374.
2. Sie iſt todt. VII. 374.
3. Himmelsroſen. VII. 374.

Milow, Stefan.
1. Erdenwallen. V. 104.
2. Höchſter Beſitz. V. 104.
3. Ewig Dein. V. 105.
4. Im Lebensſtrome. V. 105.
5. Im Auguſt. V. 105.
6. Einem Mädchen. V. 106.
7. Elegieen. (1—5.) VI. 63.
8. Elegieen. (1—6.) VII. 154.
9. Heiliges Leben. VIII. 17.
10. Im alten Friedhof. VIII. 17.
11. Einem Jugendfreunde. VIII. 18.
12. Gedenkblätter. IX. 116.
13. Im Sommerſonnenſchein. IX. 117.
14. Frühlingsſymphonie. X. 22.
15. An die Todten. X. 23.
S. auch Preradović, Peter von *), croat. (VII. 311.)

Mircſe, J.
Erinnerungen aus dem vorletzten Lebensjahre des Ungarn-Königs Mathias Corvinus. Beneti'niſche Geſchichtsſtudien (prof.). IV. 432.

Mont, Emerich Du.
Der Fortſchritt der Moral (prof.). V. 316.

Monte, Ambros del (recte Ambros G. W. Freiher von Marojcic di Madonna del Monte.)
1. Die Heimat. VI. 522.
2. Das Kind. VI. 522.
3. Der Ring und die Liebe. VI. 523.

Digitized by Google

4. Der Huldigungsfestzug der Stadt Wien zur Feier der silbernen Hochzeit Ihrer Majestäten. IX. 311.
5. Der Untergang Szegedins. IX. 312.

Monti, Vincenzo*), ital.
(Cajetan Cerri).
Ludwig XVI. auf dem Schaffot. V. 230.

Mosenthal, S. H.
Prolog zu Mozart's Requiem bei Grillparzer's Todtenfeier. I. 5.

Majmájer, Marie von.
1. Die Sturmfahrt der Hypatia. I. 290.
2. Morgengang. II. 266.
3. Am Wasserfalle. II. 267.
4. Begegnung. II. 267.
5. Scheiden. II. 269.
6. Ernest Combier. III. 119.
7. Seelieder. IV. 364.
8. Scirocco. IV. 365.
9. Muse, hör' ich deinen Schritt? V. 512.
10. Wiederkehr. V. 512.
11. Maria. V. 513.
12. Nachruf. An Camilla. VI. 116.
13. Im Schnee. VII. 209.
14. Der Tempel von Paphos. VIII. 131.
15. Der Verurtheilte. IX. 122.
16. Königin Herzleid. X. 427.

Neugebauer, Ladislaus.
S. Arany, Johann. (VIII. 169).
„ Gyulai, Paul. (V. 328, VII. 492, X. 288.)
„ Petőfy, Alexander. (IV. 422, VI. 288, 289.)
„ Zichy, Géza. (IX. 269.)
} *), ung.

Noe, Heinrich.
Eine seltsame Einsiedelei (pros.). I. 53.

Nordmann, Johannes.
1. Für Maler. I. 122.
2. Bring' Wein her! III. 499.
3. Aus meinem Wanderbuche. III. 500.
4. Blumenlehre. III. 500.
5. Aus meinem Wanderbuche. (I—III.), IV. 157.
6. Aus meinem Wanderbuche.
Mailand. VII. 110.
Lago maggiore. VII. 111.
Die Via mala. VII. 112.
7. An einen alten Trinker. IX. 49.
8. Unterwegs. (I—VII.) X. 1.

Nuellens, Anna.
S. Kölcsey. Alex. *), ung. (VII. 490.)
S. Petőfy, Alex. *), ung. (VII. 491.)

Oldofredi-Hager, Julie, Gräfin.
1. Wie so kahl die Bäume stehen. II. 324.
2. Du schiedst von mir. II. 324.
3. Schlaf! Du Schutzgeist aller Müden. II. 325.

Ongaro, Francesco Dall'*), ital.
(Cajetan Cerri).
Aus dem ersten Theile der poetischen Erzählung: „Die Perle im Schutt." V. 233.

Orges, Hermann Ritter von.
Die Weltausstellung und die Frauenarbeit (pros.). I. 425.

Oscar II., König von Schweden und Norwegen*), schwed.
(Carl Graf Jalusky).
Till Aftonstjernan. (An den Abendstern.) V. 1.

Ostrozinski.
S. Utiešinovics.

Pachler, Faust.
1. Trinkspruch auf einen Freund. II. 326.
2. Lied. II. 327.
3. Verstummen. II. 327.
4. Salomon de Caus. III. 483.
5. Der Mensch und die Nemesis. IV. 499.
6. Franz Hermann von Hermannsthal. Skizze eines Menschen- und Dichterlebens (pros.). V. 484.
7. Ein- und Ausfälle. VI. 530.
8. Rohitscher Brunnencur. Lyrischer Cyclus. VIII. 355.
9. Menschen, die nicht sind, aber existiren (pros.). IX. 81.
10. Die Franzosen vor Sorrent. X. 385.
S. auch Börösmarty, Michael *), ung. (VII. 242.)

Paeumann, Johann, Freiherr von,
s. das Pseudonym „Max, Hans."

Pal, Udo,
s. Vocel, E. *), böhm. (VIII. 352.)

Paoli, Betty.
1. Drei Stufen. II. 74.
2. Alliebe. II. 75.
3. Vierzeilen. II. 76.
4. An die Realisten. III. 34.
5. Einem Freunde. III. 35.
6. Unterm Beile. An Ida. IV. 19.
7. Gedicht. V. 26.
8. Das Bleibende. V. 26.
9. Die Kunst. V. 27.
10. Die Kinder der Einsamkeit. V. 27.
11. Sprüche. (1—9). V. 28.
12. Aphorismen (pros.). VI. 4.
13. In späten Jahren. VII. 1.
14. In der Neujahrsnacht. VIII. 12.
15. Was Noth thut. VIII. 12.
16. An Ida. VIII. 13.
17. Im Walde. IX. 3.
18. Fragment aus einer größeren noch unvollendeten Dichtung. X. 6.
19. An verwaister Stätte. X. 7.
20. Nach italienischen Volkssprüchen *), ital. (Aus der: „Raccolta di proverbi toscani" publicata da Gino Capponi.) X. 8.
S. auch Ackermann, Louise *), franz. (VIII. 14, 16.)
„ „ Browning, Elisabeth *), engl. (III. 36.)

Pawikovski, Ludwig*), herzegowinische Liebeslieder.
1. Der Mutter und der Tochter Fluch. IX. 315.
2. Die meineidige Jungfrau. IX. 315.
3. Leuchte, Mond. IX. 316.
4. Das Grab. IX. 316.

Pechhöfer, R.
S. richtiger Bechhöfer.

Penn, Heinrich.
Dem gefallenen Freunde. (1—3.) VII. 321.
S. auch Presérn, France *), slov. (V. 387.)

Percy, Ludwig (auch Percey, L.).
1. Blätter aus einem Reisetagebuche (pros.). I. 162.
2. Nach Schweden. Aus einem Reisetagebuche (pros.). VII. 200.
3. Marterl'n und Grabschriften. IX. 257.

Petőfy, Alexander*), ung.
(Adolf Dux).
1. Das Lied der Wölfe. I. 100.
2. Am eigenen Herd. I. 101.
(Ludwig Dóczy.)
3. Gevatter Paul. I. 98.
4. Der Schäfer. I. 99.
5. Mein Weib. I. 99.
(Fr. Gernerth.)
6. Nachts im Dorfe. VII. 489.
7. Meine erste Liebe. XI. 263.
8. Ich möchte sagen. XI. 264.
(Heinrich Littrow.)
9. Lieder (1—2). V. 327.
(Ladislaus Neugebauer.)
10. Die Dorfschänke. IV. 422.
11. Und kannst Du es verwehren der Blume. VI. 288.
12. Volkslied. VI. 288.
13. An eine Thräne. VI. 289.
(Anna Nuellens.)
14. Lieder (1—2). VII. 491.
15. An Etelka. VII. 491.

Digitized by Google

Petőfy, Julie, geb. Szendrey*), ung.
Die Erinnerung, III. 405 (enthalten in dem Aufsatz: „Zwei magyarische Dichterinnen," Silhouetten von Adolf Dux. III. 401).

Petrarca (Francesco)*), ital.
(A. Borzek).
Aus Petrarca's Sonetten an Laura. VI. 303.

Pichler, Fritz.
1. Aus „Nitokris". VI. 470.
2. Geron, der Adelich (prof.). VIII. 4.
3. Stimme des Alpensturzbaches. IX. 21.
4. Der Anker. IX. 21.

Pilz, M. E.
1. Der Feldherr und sein Sohn*).
(Frei nach dem Ungarischen — prof.). V. 369.
2. Der verrückte Obergespan. Erzählung aus dem ungarischen Volksleben (prof.). VI. 310.
3. Ein Pusztenbild (prof.). VII. 218.

Poë, Edgar Allan*), engl.
(Ferdinand Groß).
1. Ein Traum im Traume. VII. 512.
2. Das Glück. VII. 512.

Pol, Wincenz von*), poln.
(Hans Max).
Die Goralen. VII. 539.

Pollak, Alois.
Achensee. IX. 314.

Pollhammer, Josef.
1. An Maria. VII. 292.
2. Ein Bach. VII. 292.
3. Ein Gedanke. VII. 292.

Polzer, Ludwig, Ritter von.
Marie. Eine Geschichte aus der Wiener Gesellschaft (prof.). II. 340.

Pongrácz, Gräfin Anna.
1. Das Opfer. Novellette (prof.). VII. 295.
2. Ein Pedant. Novellette (prof.). VIII. 152.

Prati, Giovanni*), ital.
(Cajetan Cerri).
1. Giovanni Prati. Biografisch-literarische Studie in Nachweisungen (III. 49) und Nachbildungen (III. 78).
Die Zigeunerin. III. 78.
Aus der epischen Dichtung: König Albion's Gastmahl. III. 80.
Des Mädchens Wahl. III. 81.
Sonette. III. 82.
Aus dem Nachruf an Alessandro Manzoni. III. 83.
Aus der Ode: „Nächstenliebe." III. 84.
Aus der Nänie: „Auf den Tod Urbano Rattazzi's." III. 85.
Anfang eines improvisirten Gedichtes. III. 86.
Aus den „Canti per il popolo." III. 86.
Aus der Elegie: „Auf den Tod der Gattin." III. 88.
Fragmente. III. 89.
Aus der Apotheose: „An Fanny Eßler." III. 89.
2. Blumen und Blätter aus Italiens Dichtergarten. In Nachbildungen und einzelnen Charakteristiken.
Giovanni Prati.
Aus der Dichtung: „Tasso's Tod." V. 237.
Fragment einer Ode. V. 238.

Prechtler, Otto.
1. Odi profanum. I. 194.
2. Tasso's zweites Leben. Phantasie in vier Bildern. II. 430.

Prelenthner, Dr., Leopold,
s. das Pseudonym „Prilius, Otto."

Preradović, Peter von*), croat.
(Stefan Milow).
1. Es wird Tag. VII. 311.
2. Der Wanderer. VII. 312.
3. Mein Schiff. VII. 316.
4. Nachtlieder. VII. 317.
(Josef Landser.)
5. Aus den Liedern der Nacht. IV. 211.
6. Aus den Liedern der Trauer IV. 212.
7. Des Sängers Loos. IV. 212.
S. auch den Aufsatz: „Der croatische Dichter Peter von Preradović" von J. T..... VII. 309.
S. auch: Nachruf am Grabe des Generals P. von Preradović. Von Utiesinovics-Ostrozinski, Ogniesław. IV. 209.

Prešérn, France*), sloven.
(Heinrich Penn).
1. Das unverweste Herz. V. 387.
2. Sonett. V. 388.
3. Verlorner Glaube. V. 389.

Prilius, Leo,
(Pseudonym für „Dr. Leopold Prelenthner").
Selbstbestimmung und Absolutismus. Eine Matinée-Causerie (prof.). VIII. 252.

Procházka, Marie, Freiin von.
1. Eine Ehe ohne Liebe. Novellette (prof.). II. 435.
2. Der einzige Sohn. Novelle (prof.). III. 273.

Proschko, Dr., F. Isidor.
Ein Bannfluch. Historische Studie (prof.). I. 295.

Proschko, Hermine C. (auch Proschko, Hermine).
1. Der Hof-Kanzler. Historische Novelle (prof.). III. 457.
2. Eine seltsame Wette. Auf historischer Grundlage erzählt (prof.). VI. 418.
3. Lorbeer und Myrte. Ein Blatt aus dem Lebenskranze eines Künstlerfürsten (prof.). VIII. 329.
4. Incognito. Historische Episode (prof.). IX. 378.
5. Erinnerungsblätter (prof.). X. 428.

Purgstall,
s. Hammer-Purgstall.

Raab, Franz.
1. Naturlehre. VII. 423.
2. Echte Liebe. VII. 424.
3. Am Meeresstrand. VII. 424.

Rank, Josef.
1. Wandelbilder am Dorfbrunnen (prof.). V. 65.
2. Muckerl, der Taubennarr. Lebensbild aus dem Böhmerwalde (prof.). VII. 260.
3. Licht und Wärme. Lebensbild (prof.). IX. 22.

Rapisardi, Mario*), ital.
(Cajetan Cerri).
Stellen aus den Liedern: „Leuchtwürmchen." V. 242.

Rappaport, Moriz.
(Mitgetheilt von Ludwig August Frankl.)
1. Des Blinden Stillleben. X. 423.
2. Ein altes Blatt. X. 424.
S. Asnyk, Adam*), poln. (X. 425.)
„ Lenartowicz, Teofil*), poln. (X. 426.)
„ Zaleski, B.*), poln. (X. 425.)
„ auch: „An Moriz Rappaport" von Ludw. Aug. Frankl. (X. 142.)

Ratzenhofer, Wilhelm, Ritter von.
1. Franz Schubert. II. 388.
2. Schlummerlied. V. 483.
3. Abendlied. V. 483.
4. Familienbild. X. 302.
5. Das Kloster. X. 302.

Reichenbach, M., Graf von.
1. Nord und Süd. VI. 414.
2. Winterfrieden. VI. 415.
3. Berggang. VI. 415.

Reinwald, Theodor
(Pseudonym für „Therese von Hansgirg," s. auch diese).
Adelaide. Novellette (prof.). II. 285.

Reffel, Wilhelm.
1. An mein Oesterreich. X. 201.
2. Geistergruß aus Oesterreich. IX. 202.
3. Liebesfahrt. IX. 202.

Digitized by Google

Retland, J. Florus (auch Retland, Florus)
(Pseudonym für „Josef Ritt. Tandler von Tannin gen", s. auch diesen).
1. Die ersten Stunden im Amte (prof.). I. 76.
2. Tief im Walde. Episode (prof.). II. 218.
3. Still! Still! Aus dem Künstlerleben (prof.). III. 91.
4. Hedwig. Novelle (prof.). VI. 96.
5. Pereat! Novelle (prof.). VII. 468.
6. Von zehn zu zehn Jahren. Ein Lebensbild (prof.). X. 399.

Rodenberg, Julius.
1. Der erste Friedenstag. I. 95.
2. Ein Kranz für das Jahr. II. 247.
3. Silber-Hochzeitslied. IV. 146.

Rollett, Hermann.
1. Karl des Großen Geburt. I. 259.
2. Intaglien. Ghaselenreihe. (1—5.) II. 207.
3. Alfadur. III. 184.
4. Knirps, der Große. Ein Märchen (prof.). X. 355.

Rosegger, P. K.
1. Das Mahl auf der Weide. Eine kleine Hirtengeschichte (prof.). II. 331.
2. Dorflieder aus der Steiermark.
Wilder Waldespsalm. III. 180.
Schon fleißig, lieber Goldschmied. III. 182.
Hannchen beim Pfarrer. III. 182.
Kindesgebet. III. 183.
Es muß ja sein. III. 183.
3. Den Manen Adalbert Stifters (prof.). IV. 153.

Ruhwald, Franz von.
(Aus seinem Nachlasse.)
1. Nachts. I. 29.
2. Die Tanne im Lenze. I. 30.
3. Blätterrauschen. I. 30.
4. Am Abend Sterbende sind zu beneiden. I. 31.
5. Sonette. II. 95.
6. Du liebst die Träume, die schönen, nicht. II. 96.

Saar, Ferdinand von.
1. Im Frühling. I. 233.
2. Das Sonett. I. 234.
3. An Elisabeth. I. 234.
4. Vision. II. 336.
5. Nacht und Tag. III. 139.
6. Gebet. IV. 213.
7. Kindesthränen. V. 525.
8. Nachruf. VI. 39.
9. Thassilo. Ein Tragödien-Fragment. VII. 19.
10. Herbst. VIII. 1.
11. An einen Trauermantel. VIII. 1
12. Dem Wettkämpfer. VIII. 2.
13. Bekenntniß. IX. 17.
14. Ottilie. IX. 17.
15. Die Primeln. IX. 18.
16. Berichtigung. X. 34.
17. Die singenden Mädchen. X. 34.
18. An die Starken. X. 35.

Samhaber, Eduard.
1. Walfrida. Epische Dichtung. VII. 84.
2. Der kranken Mutter. VIII. 89.
3. Der todten Mutter. VIII. 90.
4. Triest. IX. 86.
5. Iphigenie am Meeresstrande. X. 144.

Sauer, C. M.
Eine Stunde auf dem Bettel (prof.). I. 307.

Schack, Adolf Friedrich, Graf von.
Mutter Erde. VII. 118.

Schaffer, Franz Josef (auch Schaffer F. J. oder Schaffer Franz J.).
1. Sinngedichte. II. 338.
2. Erinnerung an Nicolaus Lenau (prof.). III. 125.
3. Sonette. (1—2.) V. 514.
4. Marie. Ballade. VI. 350.
5. So bin ich. VI. 351.
6. Kaiser Otto I. Weihnachtsfest. Ballade. VIII. 264.

Schah von Persien, Der*), pers.
(Carl Graf von Zalusky).
Aus dem Tagebuche Seiner Majestät des Schah von Persien. Zweite Reise nach Europa 1878. Aufenthalt in Oesterreich (prof.). IX. 170.

Schanz, Pauline,
s. Wergeland, Henrik, A.*), norweg. (X. 374.)

Schiff, Theodor.
1. Die Sprava. Eine Federzeichnung aus Oesterreichs Süden (prof.). V. 517.
2. Verloren. VII. 342.
3. Zwei Brüder (prof.). VIII. 418.

Schilling, August.
1. Aus einem entschwundenen Lieder- und Liebesfrühling. IV. 295.
2. Aphorismen. VII. 431.
3. Nachwehen. VII. 432.
4. Gedenkblatt. VII. 433.
5. Vergebliche Flucht. VII. 438.

Schindler, Alexander Julius,
s. das Pseudonym „Traun, Julius von der."

Schlechta, Franz, Freiherr von.
Ein Fest. III. 370.

Schlossar, Dr. Anton.
1. An Josefine. VI. 307.
2. Die alte Schloßruine. VII. 338.
3. Und mag es regnen. VII. 338.
4. In einem Zimmer, das früher die Zelle eines Klosters gewesen. VII. 339.
S. auch Béranger*), franz. (VIII. 86.)

Schmelkes, Gottfried (auch Geoffroi S....).
1. Mila, Böhmische Helden-Sage in acht Romanzen. VIII. 22.
Aus seinem Nachlasse mitgetheilt von Ludw Aug. Frankl:
2. Rosenträume. IX. 118.
3. Judenthum und Christenthum. IX. 119.
4. Sprüche.
Doppelter Schmerz. IX. 120.
Einsame Thräne. IX. 120.
Seltsam. IX. 120.
Erbarmen. IX. 120.
Glaube. IX. 121.
Unverständlich. IX. 121.
Prüfe nur IX. 121.
Alter. IX. 121.
5. Nummer 225. X. 110.
6. Sprüche.
Unterschied. X. 112.
Das Herz. X. 112.
Maßstab. X. 112.
Reichthum und Armuth. X. 112.
S. auch die biographischen Notizen über den Dichter von Ludw. Aug. Frankl in der Note. IX. 118.

Schmidt-Zabierow, Franz von.
1. Der allgemeine Beamtenverein, seine Entstehung und Entwicklung, seine Ziele und Erfolge (prof.). I. 145.
2. Der Erste allgemeine Beamtenverein der österr.-ungarischen Monarchie und seine Entwicklung im Jahre 1872 (prof.). II. 545.

Schneegans, Ludwig.
Hymnus an den Tod. IV. 249.

Schrattenthal, Karl.
Marie Hanstein. Literarisches Portrait (prof.) IX. 364.

Schröer, Dr. Karl Julius.
1. Deutsches Lied aus Oesterreich (1870). I. 71.
2. Grillparzer. I. 72.
3. Der Tarnopoler Schäfer*), aus dem Magyarischen. I. 73.
4. Lob der Frauen. (Von Walther von der Vogelweide.) I. 74.
5. In der letzten Stunde. II. 254.
6. Wie sie mich verließ*), aus dem Magyarischen. II. 255.

Digitized by Google

Schwingenschlögl, Dr. Rudolf.
1. Am 20. November 1874. Trinkspruch. IV. Vorwort. IX.
2. Der Erste allgemeine Beamtenverein der österr.-ungarischen Monarchie, seine Entwicklung und Thätigkeit in den Jahren 1873—1877 (prof.). VIII. 445.
3. Die erste Dekade. X. Vorwort VII.
4. Repertorium der erschienenen zehn Jahrgänge der Dioskuren (1872—1881). X. 435.

Seidl, Johann Gabriel.
Sterben. II. 245.

Sichrovsky, Sophie von.
An einen Todtenkopf. VIII. 328.

Silberstein, August.
1. Das Glück vom Walde. I. 293.
2. Ludwig Uhland. Eine Charakteristik (prof.). III. 127.
3. Märlein aus dem Buche „Klinginsland."
Neid, Ruhm und Verruf. VIII. 149.
Schöpfung der Traube. VIII. 150.
Der Klugheit Sendung. VIII. 150
4. Der Weise und das Weltkind. X. 340.
5. Im Arme hielt ich Dich. X. 341.
6. Zur Zeit, wenn Astern blühen. X. 341.
7. Mozart. X. 341.

Simiginowicz,
s. Staufe-Simiginowicz.

Sion, G.*), rumän.
(C. D. Fischer).
Frage. X. 248.

Slowacki, Julius*), poln.
(L. Kurtzmann).
In der Schweiz. IX. 214.
S. auch: „Ein Wort über Julius Slowacki" von Dr. Heinrich Blumenstock. III. 374 (enthält Fragmente aus der Dichtung: „Vater der Verpesteten," deren Uebersetzung vom Gymnasialdirector in Wadowice, Theodor Stahlberger, zur Verfügung gestellt wurde).

Sosia, Johannes Erasmus.
1. Walther von der Vogelweide. Studie zur Errichtung des Walther-Denkmals in Bozen (prof.). V. 163.
2. Quintus Horatius Flaccus als Mensch, Dichter und Patriot. Römisches Charakterbild (prof.). VI. 484.
3. Aristophanes und sein Zeitalter (prof.). VII. 435.
4. Der Orden des Pythagoras und der Obscurantismus (prof.). VIII. 134.

Sorger, Julius.
Das moderne Rechtsbewußtsein und die Schule der Gegenwart. Culturgeschichtlicher Essay (prof.). VII. 562.

Southey, Robert*), engl.
(R. B.).
Der Wasserfall von Lodore. Für die Kinderstube in Reimen beschrieben. III. 243.

Stadelmann, Heinrich.
1. Der einzige Schilling. IV. 429.
2. Die Myrte. Eine Skizze (prof.). V. 191.
S. Byron*), engl. (IV. 429.)
„ Hemans, Felicia*), engl. (IV. 425.)

Stamm, Fernand.
1. Josseline mit dem goldenen Haare (prof.). I. 148.
2. Sonette vom Kreuz. III. 137.

Staufe-Simiginowicz, Ludwig Adolf
(auch Staufe, Ludwig Adolf).
Lieder. I. 43.
Unmuth. III. 48.

Steinwand, Fercher von,
s. Fercher.

Sturm, Albert.
Schreckensidylle. Zur Erinnerung an den 26. Juni 1875 in Budapest. V. 211.

Swinburne, Algernon*), engl.
(Albrecht Graf Wickenburg).
Die calydonische Jagd. Fragment einer Uebersetzung von Algernon Swinburne's Drama: „Atalanta in Calydon." VII. 168.

Syrokomla, Ladislaus*), poln.
(Pseudonym für „Ludwig Kondratowicz").
(Hans Max.)
1. Spinnabende. V. 340.
2. Cupio dissolvi. V. 348.

Szalé, Julie*), ung.
(R. Buchberger).
Zwei Gedichte ohne Titel. V. 195.

Szendrey, Julie,
s. Petöfi, Julie.

Tandler von Tanningen, Josef Ritt. (auch Tandler J.),
s. auch das Pseudonym „Retland, J. Florus."
1. Ali, der Sklave. I. 316.
2. Gnomen und Xenien. II. 521.
3. Flocken und Brocken. III. 536.
4. Flocken und Brocken. IV. 503.
5. Vor dem Standbilde der Aphrodite. V. 133.
6. Am Strande. V. 133.
7. Leuchten des Meeres. V. 134.
8. Sprüche. VIII. 443.
9. Götterwonne. IX. 91.
10. Die Herbstzeitlosen. IX. 91.
11. Die Kranzflechterin. IX. 92.
S. auch Preradović, Peter von*), croat. (IV. 211

Tarchetti, Iginio*), ital.
(Cajetan Cerri).
1. Memento. V. 234.
2. Mein Lieben. V. 235.
3. Ein Traum. V. 235.

Tauber, J. S.
1. Unsere Tage. VI. 329.
2. Der Freudhof-Winkel. VI. 329.
3. Von Gottes Gnaden. VI. 330.
4. Verzage nicht. VI. 330.
5. Adieu jeunesse — Adieu! VI. 330.
6. Der wachsende Zwerg. VII. 211.
7. Zu spät. VII. 212.
8. Meine Lerche. VII. 212.

Tegnér, Esaias*), schwed.
(Gottfried von Leinburg).
Henri. IV.
1. Das Bogenschießen. VIII. 127.
2. Der Schloßgarten. VIII. 128.
3. Flora's Bad. VIII. 129.
4. Das Wiedersehen am Schloßteich. VIII. 130.

Teisler, H.*) Aus dem Böhmischen.
1. Kann es freilich nicht verrathen. I. 304.
2. Die Verlassene. I. 305.
3. Die Versöhnung. I. 305.
4. Der Zerstreute. I. 306.
5. Verloren. I. 306.

Thaly, Coloman*), ung.
(Fr. Gernerth).
Lied von der Orgovanyer Haide. VIII. 167.

Tiefenbacher von Büschel, Elvira.
1. Die Antwort. VI. 144.
2. Ein Spiegelbild. VI. 145.
3. Der Unermüdliche. VI. 145.
4. Ruhe. VI. 145.

Torontal, Ignaz.
Der Kune. V. 354.

Torre, Giuseppe*), ital.
(Cajetan Cerri).
Stornello. V. 243.

Toth, Coloman*), ung.
(Adolph Dux).
1. Herbst. II. 328.
(Hugo Klein.)

Digitized by Google

2. Es pfeift der Wind. IV. 412.
3. Ich träumte nicht. IV. 412.
4. Das volle Glas. IV. 413.
5. Wenn aus meinen ſtillen Thränen. IV. 413.
(Sidonie Zerkovitz-Colocotroni.)
6. Die dreizehnte Wunde. Aus den Memoiren eines Honved-Hauptmannes (proſ.). III. 451.
7. „14.615“ Gulden. Novelle (proſ.). V. 356.

Trapaſſi *), ital.,
ſ. Metaſtaſio, Pietro.

Traun, Julius von der
(Pſeudonym für „Alexander Julius Schindler“).
1. Der letzte Traum. IV. 55.
2. Die beiden Häuſer. IV. 57.
3. Vorbei. IV. 59.
4. In der Mondnacht. VI. 69.
5. Ungeliebt. VII. 71.
6. Zum Eröffnungscapitel der Ritter von der grünen Inſel am 2. October 1860. VII. 71.
7. Hulda. VIII. 401.
8. Die Traven-Nixe. IX. 20.
9. Miranda. (Aus den Jugendliedern.) X. 54

Tſchabuſchnigg, Adolph Ritter von.
1. In der Einſamkeit. I. 13.
2. Vom Wechſel der Zeiten I. 13.
3. Ein Brautzug. I. 15.
4. Den Beſiegten. II. 105.
5. Altdeutſches Lied. II. 106.
6. Schönhilde. II. 106.
7. Canoſſa. III. 164.
8. Der heilige Gral. IV. 313.
9. Die Raben fliegen. IV. 315.
10. Beldes. IV. 315.
11. Es geht zu Ende. V. 515.
12. Meluſine. V. 516.
13. Aus dem Serail. VI. 501.
14. Ladas. VI. 502.
15. Schwanenjungfrauen. VII. 75.

Uhl, Friedrich.
1. Mitten in Paris. Eine Erinnerung, proſ. (anonym unter *). III. 12.
2. Mutterſeelenallein. Novelle (proſ.). IV. 8.
3. Gutmann. Novelle (proſ.). V. 9.

Utieſinovics-Oſtrozinski, Ognieslaw *), croat.
(übertragen von ihm ſelbſt).
1. Die Auferſtehung des Ban Jellačić. IV. 206.
2. Nachruf am Grabe des Generals P. von Preradović. IV. 209.

Verſeghy, Franz von *), ung.
(Ludwig Dózſy).
An Klärchen. V. 327.

Vincenti, Carl von (auch Vincenti, C. von).
1. Abu-Rahuel, der Kreuzſchnitzer von Bethlehem. Eine Chriſtnachts-Geſchichte (proſ.). III. 217.
2. Ola vom Dorfe. Eine nordiſche Tater Geſchichte (proſ.). IV. 215.
3. Die Karfunkelſchlange. Eine Geſchichte aus Frankreich (proſ.). V. 262.
4. Die Wundermacher der Wüſte. Geſchichte einer abenteuerlichen Liebe (proſ.). VI. 9.
5. Saliph, der „Götzendiener.“ Geſchichte eines arabiſchen Hageſtolzen (proſ.). VII. 59.
6. Berengaria. Einem Jugendfreunde nacherzählt. (proſ.). VIII. 101.
7. Fellachiſche Genrebilder (proſ.). X. 113.

Virághalmi, Franz *), ung.
(A. F. Heksch).
Aus ſeinem Nachlaſſe.
Der Pfingſtkönig (proſ.). VI. 429.

Vittorelli, Jacopo *), ital.
(Cajetan Cerri).
Anakreontiſches Lied. V. 229.

Vocel, E. *), böhm.
(Udo Paſ).
Die Schlacht bei Crecy. Dem Böhmiſchen des E. Vocel nachgedichtet. VIII. 352.

Vörösmarty, Michael *), ung.
(Ludwig Dózſy).
1. Der alte Zigeuner. II. 475.
(Fr. Gerneth.)
2. Der alte Zigeuner. VIII. 165.
(Fauſt Pachler.)
3. Czerbalom. Epiſches Gedicht VII. 242.
S. auch: „Michael Vörösmarty“ von Sigmund Freiherrn von Kemeny. IV. 178.

Vulcanu, Joſef *), rumän.
(C. v. Fiſcher).
Das ſchönſte Lied. VIII. 381.

Waldau, Alfred,
ſ. Mácha, Carl Hynek *), böhm. (V. 141.)

Walden, Bruno.
1. Vom bürgerlichen Heldenthume (proſ.). I. 125.
2. Pietät und Eitelkeit. Capriccio (proſ.). II. 412.
3. Eine Nachrede (proſ.). III. 260.
4. Feenangebinde. Ein Märchen aus dem XVI. und XIX. Jahrhundert (proſ.). IV. 160.
5. Der Muth der Verlegenheit. Novellette (proſ.). V. 148.
6. Aber (proſ.). VI. 466.
7. Ein Charakterbild (proſ.). VII. 76.
8. Zur Phyſiologie der Theaterbeſucher (proſ.). VIII. 172.
9. Iduna Laube (proſ.). IX. 9.
10. Die Kunſt der Converſation. Capriccio (proſ.) X. 56.

Walter, Hans.
1. Sphärenleben. VI. 325.
2. Das einſame Grab des Nordpolfahrers Kriſch. VI. 328.
3. Vorwärts. VI. 328.
(Vorſtehende drei Gedichte brachte der Dichter unter der Chiffre *„*)
4. Hymne der Arbeit. VII. 227.
5. Vergängliches und Bleibendes. VII. 227.
6. Bauſteine. VII. 228.
7. Poeſie. VII. 228.
8. Aſtronomie. VII. 228.
9. Libliner Sagen.
Waiſengut. IX. 251
Burg Kaţerow. IX. 252.
Das eiſerne Kreuz. IX. 253.

Walther von der Vogelweide.
Aus dem Mittelhochdeutſchen.
(Dr. A. Borzek.)
1. Das getreue Vögelein. IV. 461.
(Dr. Carl Julius Schroer.)
2. Lob der deutſchen Frauen. I. 74.
S. auch: „Walther von der Vogelweide.“ Studie zur Errichtung des Walther-Denkmals in Bozen von Joh. Er. Sojka. V. 163.

Weckbecker, Marie von
1. Der Sternlein Bitte. VI. 402.
2. Ein Blick, ein Wort. VI. 403.
3. Gleich und ungleich. VI. 403.
4. Ein ſtilles Leben. Lebensſkizze (proſ.). VII. 547.

Weil, Dr. Carl R. von.
Die bürgerliche, die ſociale und die nationale Gleichberechtigung. Eine Studie (proſ.). VII. 495.

Weilen, Joſef.
Wallenſtein. V. 62.

Weintridt, Louiſe.
1. Vergleichung. II. 409.
2. Der Egoiſt. II. 409.
3. Beſte Tröſtung. II. 410.

Weiß, Albert,
ſ. Kraſiński, Graf Sigmund *), poln. (X. 342.)

Digitized by Google

Wergeland, Henrik A. *), norweg.
(Pauline Schanz).
Christabend. X. 374.

Wesemal, Adele,
s. das Pseudonym „Hermine Wild."

Weyl, Joseph.
Jugendträume. II. 460.

Wickenburg, Albrecht, Graf.
1. Miramare. II. 293.
2. Getheilte Empfindung. III. 396.
3. Zeitlosen im August. III. 396.
4. Sonnwendfeuer. IV. 301.
5. Die Pferde des Propheten. VI. 347.
6. Ghasel. VI. 348.
7. Das rothe Kreuz. VIII. 416.
8. Jahre geh'n um Jahre. X. 131.
9. Gewitterschwüle. X. 131.
S. auch Lecomte de Lisle *), franz. (IV. 301.)
„ „ Swinburne, Algernon *), engl. (VII. 168.)

Wickenburg-Almásy, Wilhelmine, Gräfin.
1. Verborgenes. I. 16.
2. Venedig. I. 17.
3. Tagesanbruch. I. 18.
4. Eine Seeschlacht. II. 108.
5. Was dich bezwingt. II. 112.
6. Die Statue des Lysippos. III. 269.
7. Gelbe Rose. IV. 117.
8. Auf eine getrocknete Blume. IV. 117.
9. Zwei Schlummerlieder. IV. 118.
10. An einen Dichter. V. 130.
11. Herbstlieder V. 131.
12. Seeröslein. Ein Märchen in Versen. VI. 81.
13. Wana Ifa's Fackel. Nach einer esthnischen Sage. VII. 451
14. Gilbert a Becket. VIII. 395.
15. Der Eichenbaum. X. 246.

Wickenhauser, Emil.
1. Schneeflocke. VI. 193.
2. Winterschlaf. VI. 193.

Wilbrandt, Adolf.
1. Erquickung. I. 173.
2. Wille der Natur. I. 173.
3. Christabend. I. 174.
4. Heimkehr. II. 264.
5. Des Geigers Mondnacht. IV. 123.

Wild, Hermine (auch Wild, H.)
(Pseudonym für „Adele Wesemal").
1. Eine Teufelsbeschwörung. Novellette (prof.). II. 478.
2. Musikalische Bilder. III. 146.
3. Mohrenprinzessin. Märchen (prof.). IV. 465.
4. Arme Psyche! V. 189.
5. Nirwana (prof.). VI. 330.
6. Die Aeltere. Novelle (prof.). 98.
7. Gold-Helene. Märchen (prof.). X. 67.

Winter, Josef.
1. Spätsommerabend. VIII. 98.
2. Wandern. VIII. 98.
3. Fahrendes Volk. VIII. 98.
4. An ein Kind. VIII. 99.
5. Am Morgen. VIII. 99.
6. Fels und Woge. VIII. 99.
7. Spätherbst. VIII. 100.
8. Omnibus. VIII. 10).
9. Massada's Fall. IX. 164.
10. So schnelle. IX. 165.
11. Frau Nachtigall. IX. 166.

Winter, R.
1. Postillon d'amour. X. 300.
2. Pagensehnsucht. X. 360.
3. An — X. 301.
4. Was grünst Du, schöne Eiche. X. 301.

Woldrich, Dr. J. W.
Ueber die Thierseele (prof.). I. 409.

Wowtschyk, M.
(Pseudonym für „Eugen Markowicz").
Zwei Söhne. Aus den „Volkserzählungen" (prof.). II. 271.

Wurzbach, Dr. Constantin, Ritter von Tannenberg,
s. das Pseudonym „Constant, W."

Yuki,
s. Kinotzra-Yuki.

Zabiérow,
s. Schmidt-Zabiérow.

Galár, Josef *), ung.
(Ludwig Aigner).
Zizim. IV. 418.

Zalesti, Bohdan *), ukrain.
(Aus Rietschmann's „Polnischer Parnaß").
1. Das Lüftchen. VI. 363.
2. Bei uns wie anders. VI. 366.
3. Steppenlied. VI. 367.
4. Das Lied des Dichters. VI. 369.
(Moriz Rappaport.)
5. Zwei Leichen. X. 425.
S. auch: „Die Ukraine und ihre Dichter. Bohdan Zaleski." Von Heinrich Blumenstock (prof.). VI. 352.

Zaluski, Carl, Graf.
1. Zum Verständniß Chopin's. Eine Kunststudie (prof.). II. 423.
2. Ein Schiffbruch in der Levante. Nach einer wahren Begebenheit (prof.). III. 185.
3. An Halm. III. 268.
4. Auf der Akropolis von Athen. Zur Aesthetik der Hellenen (prof.). IV. 285.
5. Ein Ausflug nach Sardes (prof.). V. 283.
6. Jugenderinnerungen aus Roms Künstlerkreisen (prof.). VII. 95.
S. auch Kinotzra-Yuki *), japan. (V. 462.)
„ „ Oscar II., König von Schweden und Norwegen *). schwed. (V. 3.)
„ „ Schah von Persien *), pers. (IX. 170.)

Zappi, Giambattista *), ital.
(Cajetan Cerri).
Vor Michelangelo's „Moses." V. 226.

Zednik, Jella.
Gedichte. IX. 74.

Zelau, Curt von.
1. Das Weib aus dem Volke. VI. 434.
2. Schloß Moranville. VII. 514.
3. Die Soldatenbraut. X. 397.

Zendrini, Bernardino *), ital.
(Cajetan Cerri).
1. Einem jungen Dichter. V. 239.
2. Das Ziel. V. 239.

Zerkovitz-Colocotroni, Sidonie,
s. Toth. Coloman *), ung. III. 451, V. 356.

Zichy, Géza *), ung.
(Ladislaus Neugebauer.)
Jägers Rache. IX. 269.

Ziegler, Karl,
s. das Pseudonym „Carlopago."

Zipper, Albert.
1. Der Tag des Triumphes. Dramatische Dichtung. IX. 344.
2. Des Herzogs Wort. X. 298.
S. auch: „Anton Malczeski's Maria" von Heinrich Blumenstock. VIII. 385. (Fragmente sind der Uebersetzung Zipper's entnommen.)

Digitized by Google

Anonyme Beiträge.

1. ***
   Carl Egon Ebert. Biographisch-literarische Studie (prof.). II. 1.
2. * r.
   Diplomaten-Brevier (prof.). III. 6.
3. R. B.
   Der Wasserfall von Lodore. (Für die Kinderstube in Reimen beschrieben. Von Robert Southey. Uebersetzung aus dem Englischen von R. B.) III. 243.
4. M. E.
   Gedichte.
   Vanitas. III. 507
   Der Halbpoet. III. 507.
   Das goldene Kleid. III. 508.
5. M. E.
   Die Großmutter (prof.). IV. 428.
6. C. E. von E . . . . .
   Der czechische Dichter Mácha, s. diesen (prof.). V. 140.
7. Emil W.
   „Paradise lost." An der Stelle des einstigen Wiener „Paradies"-Gartens. V. 480.
8. J. T . . . . .
   Der croatische Dichter Peter von Preradović (prof.). VII. 309.
9. ***
   Lieder einer Kranken.
   O, schließet nicht die Laden. VII. 385.
   Nervenkrank. VII. 385.
   Dornröschen. VII. 386.
   Rosen und Disteln. VII. 386.
   Einmal nur. VII. 386.
   Maikäfer. VII. 386.
   Bin zufrieden, sagt der Arzt. VII. 387.
   Der eigene Kram. VII. 387.
   Sei's! VII. 387.
10. E. v. K.
    Georg Freiherr von Dyherrn. Ein Gedenkblatt (prof.). VIII. 94.

Anmerkung. Außer vorbenannten zehn Beiträgen enthalten der 3., 6. und 8. Band noch folgende theils unter einer Chiffre, theils nicht mit vollem Namen eingesandte Beiträge, deren Verfasser jedoch der Redaction bekannt waren oder nachträglich bekannt wurden und genannt werden können, daher sie auch im großen Namenregister eingestellt wurden, nämlich:

1. *. Mitten in Paris. Eine Erinnerung (prof.). III. 12. S. Uhl, Friedrich.
2. F. G . . . . . th.
   Uebertragungen aus dem Ungarischen.
   Armer Tartar! Von Carl Berecz. VI. 285. S. Gernerth, Fr.
   Mathias Corvinus' Mutter. Von Johann Arany. VI. 286. S. denselben.
   Am Brunnen. Von G. Czuczor. VI. 287 S. denselben.
3. ***
   Gedichte.
   Sphärenleben. VI. 325. S. Walter, Hans.
   Das einsame Grab des Nordpolfahrers Krisch. VI. 328. S. denselben.
   Vorwärts. VI. 328. S. denselben.
4. Geoffroi, S . . . .
   Mila. Böhmische Heldensage in acht Romanzen. VIII. 22. S. Schmelkes, Gottfried.

Digitized by Google

Tabelle

Zahl und Jahr des Bandes der Dioskuren	Druckbogen (zu 16 Seiten)	Seitenzahl	Beiträge		
			poetische	prosaische	Zusammen
I. 1872	30	480	105	29	134
II. 1873	35¼	555	82	24	106
III. 1874	33½	538	95	23	118
IV. 1875	32	513	115	22	137
V. 1876	33¼	532	136	26	162
VI. 1877	33¼	532	138	25	163
VII. 1878	36	576	116	31	147
VIII. 1879	31¼	500	97	20	117
IX. 1880	25	400	77	21	98
X. 1881	28½	458	110	23	133
Summe	318	5084	1071	244	1315

Tabelle

Zahl und Jahr des Bandes der Dioskuren	Originalbeiträge in deutscher Sprache	Uebersetzungen aus der Sprache						
		böhmischen	croatischen	englischen	französischen	italienischen	japanesischen	persischen
I. 1872	116	5	.	.	.	.	.	.
II. 1873	99	.	.	.	.	.	.	.
III. 1874	94	.	.	2	1	12	.	1
IV. 1875	112	.	5	3	1	5	.	.
V. 1876	105	1	.	.	2	36	1	.
VI. 1877	146	.	.	1	.	7	.	.
VII. 1878	131	.	.	4	.	1	.	.
VIII. 1879	87	1	.	5	4	6	.	.
IX. 1880	78	.	.	.	4	1	.	1
X. 1881	112	2	.	1	1	1	.	.
Summe	1080	9	5	16	13	69	1	2

Digitized by Google

I.

Originalbeiträge in deutscher Sprache	Uebersetzungen aus fremden Sprachen	Zahl der Autoren		
		Im Ganzen	In früheren Jahrgängen haben Beiträge gewidmet	In dem Jahrgange sind neu dazugekommen
116	18	72	.	72
99	7	68	32	36
94	24	71	48	23
112	25	88	56	32
105	57	109	56	53
146	17	88	55	33
131	16	95	68	27
87	30	78	56	22
78	20	71	55	16
112	21	79	58	21
1080	235	819	484	335

II.

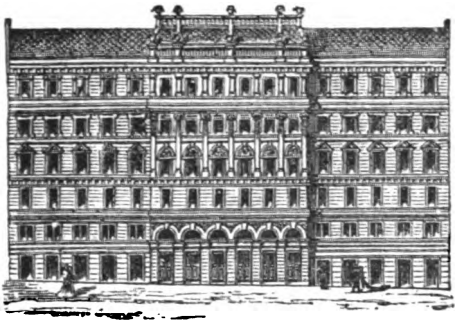
Uebersetzungen aus der Sprache									Gesammtzahl der Beiträge im Jahre
polnischen	rumänischen	ruthenischen	schwedischen und norwegischen	serbo-croat. (herzegovinischen)	slovenischen	spanischen	ukrainischen	ungarischen	
1	.	.	.	.	.	.	.	12	134
.	.	.	.	.	.	.	.	7	106
1	.	1	.	.	.	.	.	6	118
.	.	.	.	.	.	.	.	11	137
2	.	.	1	.	3	.	.	11	162
1	.	.	.	.	.	.	1	7	163
2	.	.	.	.	.	1	.	8	147
4	2	.	4	.	.	.	.	4	117
1	2	.	1	4	.	.	.	6	98
5	4	.	1	.	.	.	.	6	133
17	8	1	7	4	3	1	1	78	1315

Digitized by Google

Digitized by Google

Erster allgem. Beamten-Verein der österr. ung. Monarchie.

Kranken-,
Lebens-,
Renten-
und
Pensions-
Versicherung.



Spar-
und
Vorschuß-Geschäfte.

Ertheilung
von
Cautions-Darlehen

Vereinshaus in Wien, Kolingasse Nr. 15 — 17, nächst dem Schotteuring.

Zweck des Vereines.

Wahrung und Förderung der materiellen, geistigen und socialen Interessen des Beamtenstandes nach den Grundsätzen der Gegenseitigkeit und Selbsthilfe.

Vereins-Wirksamkeit (seit dem Jahre 1865).

Versicherung von Krankengeldern und ärztlicher Pflege. — Versicherung von Capitalien und Renten auf den Lebens- und Todesfall. — Versicherung von Invaliditäts-Pensionen. — Spar- und Vorschußgeschäfte. — Beschaffung von Dienst-Cautionen. — Vertretung des Beamtenstandes in seinen dienstlichen und bürgerlichen Interessen. — Stipendien-Vertheilung für Töchter und Waisen mittelloser Beamten. — Unterstützung der vom Unglück betroffenen Standesgenossen.

Ergebnisse (Ende December 1879).

Zahl der beigetretenen Mitglieder	60.403
Vereins-Filialen mit gewählten Localausschüssen	108
Zahl der Vereinsärzte, Bevollmächtigten und Agenten	1.958
In Kraft stehende Versicherungen	30,700.803 fl.
Ausgezahlte Versicherungssummen seit Bestehen des Vereins	2,425.532 „
Eingezahlte Antheilseinlagen in 79 Vorschuß-Consortien	3,386.000 „
Summe der ertheilten Vorschüsse	20,600.000 „
Erbauung eines großen Vereinshauses als Capitals-Anlage der Versicherungs-Prämienreserve im Werthe von	570.000 „
Erbauung eines Hauses für Beamten-, Witwen und Waisen in Währing im Werthe von	71.500 „
„ „ Witwen- und Waisenhauses in Budapest im Werthe von	44.500 „

Erwirkung einer neuen Rang- und Gehaltsregulirung der österreichischen Staatsbeamten nach den in den Denkschriften des Vereines entwickelten Grundsätzen.
Herausgabe einer Zeitschrift zur Vertretung der Beamten-Interessen.
Herausgabe eines literarischen Jahrbuches „Die Dioskuren".
Allgemein anerkannter Erfolg der Intervention des Vereines bei Festsetzung einer neuen Rang- und Gehalts-Regulirung der österreichischen Staatsbeamten mit besonderer Rücksichtnahme auf die in den Denkschriften des Vereines entwickelten Grundsätze.

Vereins-Vermögen.

Prämien-Reservefond der Versicherungsabtheilungen (Ende 1879) circa	3,240.000 fl.
Vermögen der autonomen Vorschuß-Consortien	3,476.000 „
Unterrichtsfond circa	25.313 „

Die Vereinsfonde sind angelegt: im Vereinshause, in Pfandbriefen, Prioritäten, sowie in Darlehen auf Hypotheken und an die Consortien. Sämmtliche Effecten sind bei der k. k. Nationalbank in Aufbewahrung.

Vereins-Umfang.

Das ganze Gebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie.
Sämmtliche Staats-, Landes-, Gemeinde-, Industrie-, Verkehrs- und Herrschaftsbeamte, Officiere, Seelsorger, Advocaten, Lehrer, Notare, Aerzte können dem Vereine gegen eine Eintrittsgebühr von 2 fl. beitreten. Als Theilnehmer an den Versicherungsabtheilungen werden auch andere Personen angenommen — Die Prämientarife sind niedriger als bei allen anderen Versicherungsanstalten.

Vereins-Verwaltung.

Durch die Generalversammlung sämmtlicher Mitglieder. — Durch den von dieser gewählten Verwaltungsrath und ständigen Ueberwachungsausschuß in Wien. — Durch die Local- (Consortial-) Versammlungen und Ausschüsse der Mitgliedergruppen. Alle diese Functionen sind Ehrenämter und unentgeltlich.

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 001 352 025

Digitized by Google

Digitized by Google

DB
1
D5
V.10
1881

BUCHBINDEREI
LADISLAUS GRUMM
WIEN
I. WALLNERSTRASSE 4

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

Digitized by Google